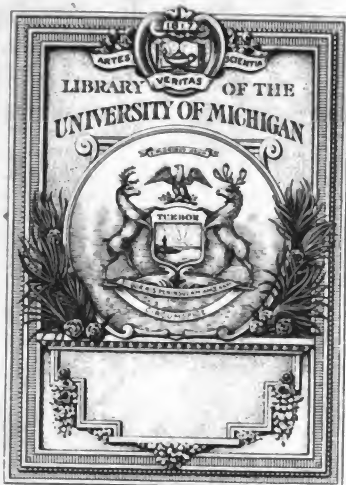

ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR





DAS PARADIES

Die Wundermappe

oder

sämmtliche Kunst- und Natur-Wunder

des

ganzen Erdballs.

Treu nach der Natur abgebildet und topographisch-historisch beschrieben

von

C. Strahlheim. pseud

Zweite Haupt-Abtheilung:

Asien.

Frankfurt am Main,

Comptoir für Literatur und Kunst.

1837.

Asien

oder

alle Merkwürdigkeiten dieses Welttheils, von den ältesten bis auf unsere Zeiten, in 2 Bänden mit 98 Stahlstichen, trefflich abgebildet und topographisch-historisch beschrieben

von

C. Strahlheim.

Erster Band.

Frankfurt am Main,

Comptoir für Literatur und Kunst.

1837.

Buchdruckerei von Carl Horstmann.





BABYLON

I.

Babylonien und Assyrien.

Babylonien wurde in den ältesten Zeiten auch Sinear genannt; später hieß ein Theil des Landes Chaldäa. Es lag zwischen Assyrien und Mesopotamien, den Flüssen Euphrat und Tigris, da, wo das jetzige Irak Arabi liegt. Gegen Norden trennte es die medische Mauer von Mesopotamien, gegen Osten grenzte es an Susiana, gegen Süden an den persischen Meerbusen und gegen Westen an die arabische Wüste. Seine Größe wird von den Alten sehr verschieden angegeben, sie mochte zwischen 14—1800 Quadratmeilen betragen. Das Land ist meistens eben; eine Gebirgskette läuft an der arabischen Grenze hin; es war von vielen Kanälen durchschnitten und sehr fruchtbar, und wurde alljährlich von dem Tigris und Euphrat überschwemmt, was den hier seltenen Regen ersetzte. Man zählte noch 15, zum Theil sehr ansehnliche Städte außer der Hauptstadt

Babylonia oder Babel.

Dieser Namen soll den Wörtern Bab (Ruhesitz) und Bel (des Herrn) seinen Ursprung verdanken. Nach Einigen soll sie der Nimrod der Babylonier, Belus, nach Andern Semiramis, erbaut, oder wenigstens sehr erweitert und verschönert und bei diesen Arbeiten zwei Millionen Menschen, die sie aus allen Theilen ihres großen Reiches kommen ließ, verwendet haben. Wem die ungeheuere Stadt eigentlich ihren Ursprung verdankt, ist jetzt

nicht mehr mit Gewißheit zu ermitteln. Der Euphrat durchströmte sie und schied sie in zwei Theile; ihr Umfang betrug beinahe **480** Stadien (an **16** Meilen). Sie lag in einer großen, sehr fruchtbaren Ebene, deren fettes Erdreich Alles, was zu ihrem Unterhalte gehörte, reichlich und in trefflicher Qualität hervorbrachte.

Ihre Mauern waren von einer ganz außerordentlichen Höhe, nämlich **200** Ellen hoch, und hatten dabei eine Dicke von **50** Ellen. Sie sollen ein regelmäßiges Viereck gebildet haben, so daß **6** Wagen neben einander darauf fahren konnten, von denen jede Seite **120** Stadien oder an **4** Meilen lang war. Sie waren ganz aus einer Art sehr breiter Backsteine erbaut, die mit einem besondern Erdharz verkittet waren, welches daselbst als eine dicke, flüssige und klebrige Materie sehr häufig gefunden und mit der Zeit viel fester als die Steine selbst wird. Diese Mauern umgab ein großer und sehr tiefer Graben und auf jeder der **4** Seiten befanden sich **25** große Thore von Erz und zwischen denselben dicke Thürme, welche noch **10** Fuß über die Mauern hervorragten. Von jedem Thor führte eine gerade Straße zu demjenigen, das ihm gerade gegenüber lag. Die Häuser derselben waren **3** bis **4** Stockwerke hoch und ihre Façaden hatten prachtvolle Verzierungen aller Art. Jedes Gebäude stand von dem andern getrennt und hatte einen ziemlich großen freien Raum um sich herum. Dabei waren große Gärten und sogar bebaute Felder in der Stadt, wodurch sich ihr außerordentlicher Umfang erklären läßt. An beiden Seiten des Stroms, der die Stadt theilte, waren ebenfalls große Mauern, so dick, wie die der Stadt, von Backsteinen errichtet, welche zugleich als Kai's dienten; und am Ende aller Straßen, welche an die Ufer führten, waren wieder Wasserthore von Erz angebracht, durch die man gehen mußte, wenn man auf Schiffen von einem Ufer zum andern wollte. Diese Thore wurden jede Nacht verschlossen.

Ueber den Fluß führte außerdem eine prächtige Brücke, welche nach Diodor eine Viertelstunde, nach Strabo aber nur eine Stadie lang war; ihre Bogen waren aus lauter dicken Steinen erbaut, welche man mit Ketten und Blei verbunden hatte. So lange der Bau dieser Brücke, so wie der der Mauern längs der Ufer dauerte, hatte man den Fluß abgeleitet, so daß dessen Bett trocken war. Ganz besondere Kanäle, Riesendämme und Landseen hatte man in einiger Entfernung von der Stadt angelegt und gegraben, um die Wasser, welche im Sommer von den armenischen Gebirgen, wenn der Schnee daselbst schmolz, herabstürzten, ab- und in den Tigris zu leiten, damit sie Babylon und dessen Umgegend nicht überschwemmten.

Um den Strom während der Erbauung der oben erwähnten Werke abzuleiten, hatte man gegen Westen von Babylon einen 12 Meilen im Umfang habenden See gegraben, der 35 bis 75 Fuß Tiefe hatte, in den der Fluß durch einen besonders dazu gemachten Kanal geleitet wurde, bis alle diese Werke vollendet waren, wo er dann wieder in sein natürliches Bett trat. Damit der Euphrat zur Zeit des Anschwellens jedoch nie die Stadt überschwemmen konnte, unterhielt man sowohl den See als den dahin führenden Kanal, durch welchen man bei Ueberschwemmungen das Wasser in denselben leitete. Dieser See diente zugleich als ein ungeheuerer Wasserbehälter, aus dem man mittelst Schleußen bei großer Dürre das Wasser auf die Felder führte, um sie zu befruchten. Viele alte Geschichtschreiber wollen alle diese Arbeiten dem Nebukadnezar zuschreiben; allein Herodot sagt, daß dessen Schwiegertochter Nitocris die Urheberin derselben gewesen sey.

An jedem Ende der Brücke stand ein großer Pallast; diese beiden Schlösser waren durch einen unterirdischen Gang, der unter dem Euphrat, wie der Tunnel unter der Themse, angebracht war, mit einander verbunden, und den man, während das Flußbett

trocken war, angelegt hatte. Das alte Schloß der Könige von Babylon lag auf der östlichen Seite des Stroms und hatte 30 Stadien, also über eine Meile, im Umfang; ganz nahe bei demselben lag der Tempel des Bal.

Der neue Pallast

lag ihm gegenüber, am westlichen Ufer, und war noch einmal so groß als der alte. Dreifache Mauern umgaben ihn, und waren, so wie der alte, mit zahllosen Bildhauerarbeiten geschmückt, welche alle möglichen Thiere vorstellten. Man sah hier unter andern eine Jagd der Semiramis, welche von ihrem Pferd herab einen Leoparden tödtete, so wie Ninus einem Löwen entreißen. Nahe an diesem Pallast waren die berühmten

hängenden Gärten,

welche ein Viereck bildeten, von dem jede Seite 400 Fuß lang war. Mehrere sehr breite Terrassen erhoben sich eine über die andere auf amphitheatralische Weise, deren höchste den Stadtmauern gleich war. Alle ruhten auf großen gewölbten Bogen; man stieg von einer auf die andere auf 10 Schuh breiten Stufen. Diese Gärten umgab noch eine 22 Fuß dicke Mauer. Die Platformen aller dieser Terrassen waren mit der fruchtbarsten Gartenerde ausgefüllt, in welcher die schönsten, prachtvollsten und seltensten Gewächse, Sträuche und Bäume der mannigfaltigsten Gattungen auf das üppigste wucherten. Damit keine Feuchtigkeit durchdrang, waren diese Platformen mit 16 Fuß langen und 4 Fuß breiten Steinen belegt; über diesen war eine Lage verkittetes Rohr, dann kamen noch zwei Reihen gebrannter Ziegeln, die ebenfalls mit Speiß und Harz gut verkittet und verbunden waren, und das Ganze war endlich noch mit Blei bedeckt, auf dem erst die Erde lag und zwar so tief, daß die stärksten und dicksten Bäume hinlänglich Wurzel fassen konnten, und alle Terrassen waren mit die-

DAS NEUE SCHLOSZ ZU BABYLON


UNIV. OF MICH.



DER THURM ZU BABYLON

sen, so wie mit den schönsten Pflanzen und Blumen übersäet, deren köstlicher Duft die Gegend weit umher mit balsamischem Wohlgeruch erfüllte. Auf der obersten Terrasse war ein Brunnen angebracht, welcher das nöthige Wasser in Fülle aus dem Euphrat schöpfte und dann über alle Gärten reichlich ausgoß. Auch waren prächtige Gartensäle in den Hallen jeder Terrasse angebracht, von denen man die herrlichste Aussicht über die ungeheure Stadt und die ganze Gegend hatte und die zur Nachtzeit erleuchtet wurden.

Der Baalstempel

lag in der Nähe des alten Schlosses, und mitten aus demselben stieg der ungeheure Thurm, der eigentlich aus 8 übereinander stehenden viereckigen Thürmen bestand, und eine Stadie hoch, breit und lang gewesen seyn soll, wie Herodot und Strabo erzählen. Dieser Thurm war weit höher als die höchste Pyramide Aegyptens und ganz aus gebrannten Ziegelsteinen erbaut, die mit Erdharz verbunden waren. Man gelangte auf diesen Thurm auf einer außen um denselben herumführenden Stiege, welche acht Mal um ihn herumging, woher er das Ansehen von 8 übereinander stehenden Thürmen erhielt; in demselben befanden sich viele große gewölbte Hallen, Säle und Gemächer.

Ganz auf der Spitze war ein Observatorium angebracht, wo die Astronomen ihre Beobachtungen über den Lauf der Gestirne anstellten, und die Geschichte spricht ihnen tiefe Kenntniß der Sternkunde nicht ab.

Der ganze Tempel und Thurm war aber vorzüglich dem Götzen Baal gewidmet, so wie noch einigen andern Gottheiten, welche alle ihre besondern Kapellen in demselben hatten. Die Reichthümer desselben waren unermeßlich; Bildsäulen, Tische, Rauchfässer und Gefäße aller Art, von massivem Gold, waren ohne Zahl. Unter den Bildsäulen war besonders eine merkwürdig, welche

über 40 Fuß hoch war und 1000 babylonische Talente wog, und also mehrere Millionen Thaler werth war. Die sämmtlichen Reichthümer dieses Tempels, der noch zur Zeit des Xerxes vorhanden war, sollen nach verschiedenen Schriftstellern 20—30 Millionen betragen haben, nach Diodorus 6300 babylonische Talente in Gold. Xerxes beraubte ihn aller seiner Schätze und ließ ihn gänzlich abtragen. Bei seiner Zurückkunft von Indien wollte ihn Alexander wieder herstellen und hatte blos zur Wegräumung des Schuttes und der Trümmer 10,000 Menschen angestellt; durch seinen frühen Tod aber blieb der Vorsatz unausgeführt.

Dies waren ungefähr die bemerkenswerthesten Gebäude des unermeßlichen Babylons.

Geschichte von Babylonien und Assyrien.

Die heilige Schrift berichtet, daß bald nach der Sündfluth die wieder zu einem Volk herangewachsenen Kinder des Japhet, Ham und Sem sich über den ganzen Erdboden verbreiteten, um alle Länder desselben zu bevölkern. Die große Familie, die jetzt noch ein und dieselbe Sprache redete, kommt auf dem Zuge von Morgen her in der Ebene Sinear (nachmals Babylonien) an, und beschließt, dort eine Stadt und einen himmelhohen Thurm*) zu bauen, um sich nicht zu zerstreuen. Jehovah aber, erzürnt über solche kühne Unternehmungen der Menschen, die, wenn sie gelängen, das Menschengeschlecht zu mächtig machen würden, beschließt, ihre Macht dadurch zu schwä-

*) Die morgenländische Sage verlegt nicht nur den Thurm Nimrod's, sondern auch den Zauberbrunnen hierher, der eben so tief in die Erde gesenkt ist, als jener in die Luft stieg. In diesem Brunnen sind die gefallenen Engel Warud und Marud (der Genius der Wasser und Winde) bis an den jüngsten Tag an den Füßen in Ketten aufgehangen, weil sie die Tugend Anahids zu verführen suchten. Sie lehren dort die Menschen Zauberei, und die morgenländischen Dichter gebrauchen daher diesen Zauberbrunnen als ein Bild des zauberischen Reizes des Kinngrübchens.

chen, daß er durch Theilung der Sprache ihnen ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg legt, welches die Menschen denn auch veranlaßt, das Werk aufzugeben, und sich über die ganze Erde zu zerstreuen.

Die profanen Geschichtschreiber aber erzählen: der Urenkel Noah's und der Enkel Ham's (Stammvater der Schwarzen), in der Bibel Nimrod, der gewaltige Jäger vor dem Herrn, sonst aber Bel oder Belus genannt, soll zuerst die Menschenkinder unter eine monarchische Oberherrschaft gewöhnt, und das Urreich Babylonien gegründet haben. Er war zugleich Eroberer und wurde auch als Riese der Finsterniß verehrt oder gefürchtet. Er wird auch als der Urheber des babylonischen Thurmes angesehen, oder wenigstens als derjenige, welcher den Thurm zu Babel zuerst mit Mauern umgeben hat. Nachdem Nimrod die Jünglinge seiner Umgebung durch die Jagd rüstig gemacht und abgehärtet, und an Gehorsam gewöhnt hatte, bereitete er sie zum Kriege vor und vereinigte sie mit seinen Freunden und Anhängern in den von ihm aufgeführten Mauern. Bald sah er sich nun stark genug, um auf Eroberungen auszugehen, und unterwarf sich die Gegend; er eroberte die ummauerten Orte Erech, Acad und Chalne, und ward, wie die Schrift sagt, ein gewaltiger Herr auf Erden. Nun drang er in Assyrien, welches Assur gegründet haben soll, vor, wo er den Grund zu einer großen Stadt, die er nach seinem Sohne Ninus Ninive nannte, legte. Wie lange er gelebt und regiert hat, ist sehr ungewiß. Sein Sohn Ninus errichtete seinem Gedächtniß zu Ehren Tempel, wo er wie ein Gott unter dem Namen Belus verehrt wurde, und ward sein Nachfolger. Dieser gilt gewöhnlich für den ersten König von Assyrien und trat in des Vaters Fußtapfen, vermehrte sein Heer, und schloß ein Bündniß mit den Häuptern der arabischen Stämme. Er eroberte mit ihrer Hülfe fast alle Länder, die zwischen Egypten, Indien und Baktrien lagen, diese

aber wagte er vorerst noch nicht anzugreifen. Hierauf vollendete er den Bau der ungeheuren Riesenstadt Ninive an dem Tigris, die er so groß machte, daß ihr Umfang drei Tagereisen (24 Stunden) war, und 1500 Thürme, jeder 200 Fuß hoch, auf ihren Mauern prangten. Er soll dabei die Absicht gehabt haben, die größte Stadt der Welt zu erbauen, damit es ihm Niemand mehr gleich thun könne. Ctesias berichtet, daß sein Heer fast zwei Millionen Streiter stark war, worunter 200,000 zu Pferde und 16,000 mit Sensen versehene Streitwagen gewesen wären. Mit dieser furchtbaren Streitmacht zog er, nachdem Ninive vollendet war, gegen das mächtige Reich Baktriana. Ungeachtet seiner großen Macht belagerte er lange Zeit die Hauptstadt Baktra vergeblich. Ja er würde ohne die Hülfe der schlauen Semiramis, die Gattin eines seiner Kriegsobersten Menon, wahrscheinlich unverrichteter Sache wieder abgezogen seyn. Diese heroische Frau war die Tochter der syrischen Göttin Derceto, welche sich gleich nach der Geburt dieses Kindes in einen See stürzte und zum Fisch ward, weßhalb die Syrier auch keine Fische aßen. Sie wurde zu Askalon in der Gestalt einer Seejungfer, halb Weib, halb Fisch, verehrt. Das Kind selbst aber wurde nach seiner Geburt auf Felsen ausgesetzt, wo es lange Zeit herbeifliegende Tauben ernährten, daher der Name Semiramis (Taube), von der es aber gerade das Gegentheil wurde. Endlich fanden Hirten das verlassene Mädchen, welches sie dem Obersten der königlichen Schäferei, Simma, brachten, der es an Kindes Statt annahm, da er selbst kinderlos war. Menon lernte die zur Jungfrau gewordene Semiramis kennen und machte sie zu seiner Gattin Dieser, mit ihrer großen Klugheit bekannt, da er selbst nie etwas von Wichtigkeit ohne ihren Rath unternommen hatte, ließ sie, als die Belagerung von Baktra nicht gelingen wollte, in das Lager kommen, damit man mit ihrer Hülfe zum Ziel kommen solle. Kaum angekommen und als Krieger ver-

kleidet, entdeckte sie bald die schwächste Stelle der Feste, und erstieg an der Spitze der Verwegensten unter dem Heere die steilsten, aber eben deßwegen unbewachten Felsen, wodurch sie den Ninus zum Herrn der Stadt und ihrer unermeßlichen Schätze machte.

Der König selbst verliebte sich nun auf das heftigste in die eben so schöne, als kluge und tapfere Heldin, was aber ihrem Gatten eben nicht sehr angenehm seyn mochte, indem er, von Ninus bedroht, sich selbst entleibte. Jetzt wurde sie die Gemahlin des Königs und Mitregentin über die Reiche Babylonien und Assyrien, die beide demselben Scepter unterworfen waren. Nun bekam sie einen Sohn, den sie Ninias nannte, und da dessen Vater bald starb, so wurde sie Vormünderin und Alleinherrscherin der beiden Reiche, und ließ ihrem zweiten Gatten ein herrliches Monument setzen. Ihre Pracht- und Baulust kannte nun keine Grenzen mehr; sie ließ nicht weniger als zwei Millionen Arbeiter und Handlanger aus ihrem Reiche zusammenkommen, um die Stadt Babylon, ihre Residenz, wo nicht zu gründen, doch zur prächtigsten Stadt der Welt zu machen. Von ihr sollen die ungeheuren Mauern herrühren, welche zu den sieben Wunderwerken der Welt gezählt wurden; eben so die prächtige Brücke über den Euphrat, an deren beiden Enden die prunkenden Palläste standen, welche durch einen unterirdischen Gang, der unter dem Euphrat lief, miteinander verbunden waren.

Semiramis durchzog nun, nachdem diese Bauten vollendet waren, alle Theile ihres Reichs, und hinterließ allenthalben die Spuren ihrer Baulust und Prachtliebe, indem sie die Städte verschönerte und vergrößerte, sie mit Wasserleitungen versah, und Heerstraßen über Berge und Abgründe führen ließ. Zur Zeit des Diodorus, also kurz vor Christi Geburt, fanden sich noch viele Denkmäler vor, welche ihren Namen trugen. Ihr Ansehen stand trotz ihrer ausschweifenden Lebensart doch so hoch bei dem Volke, daß

eines Tages (ihre Frauen waren gerade mit der Toilette der Herrin und dem Einsalben ihrer Haare beschäftigt), als man ihr berichtete, Empörer hätten einen Aufstand in der Stadt veranlaßt, sie halb frisirt, mit fliegenden Haaren, einen Mantel um die Schultern geworfen, ein wildes Roß bestieg, und an der Spitze ihrer Leibwache die Rebellen in wenigen Augenblicken bekämpfte und bestrafte. Eine sie darstellende Bildsäule mit verworrenen flatternden Haaren verewigte diese Heldenthat.

Der ehrgeizige Heißhunger dieses unruhigen Weibes begnügte sich nicht mit den Staaten, die sie bereits besaß, sondern sie machte auch noch die Eroberung eines großen Theils von Aethiopien. Hier besuchte sie auch den berühmten Tempel des Jupiter Ammon, wo ihr das Orakel kund that, daß ihr Leben durch eine Verschwörung ihres Sohnes Ninias enden würde, daß aber die Völker Asiens ihr nach dem Tode göttliche Verehrung erweisen würden. Ihre letzte That war ein wildtoller Kriegszug nach Indien, zu welchem Zweck sie eine ungeheure Menschenmasse aus allen Provinzen ihrer Reiche zusammenzog, denen sie Befehl gab, sich vor Baktra einzufinden. Da die Hauptmacht der Inder in ihrer großen Zahl Elephanten bestand, von denen Semiramis nur wenige besaß, so ließ sie ihre Kameele als Elephanten verkleiden; diese etwas plumpe List aber konnte eben so wenig Erfolg haben, als wenn man den Esel in die Löwenhaut steckt. Als die indischen Fürsten von ihrer Ankunft benachrichtigt wurden, schickten sie ihr Abgesandte entgegen, um sie fragen zu lassen, wer sie wäre und was sie wollte, und mit welchem Recht sie Staaten angreife, die ihr nie etwas Böses zugefügt hätten, worauf ihre hochmüthige Anwort war: „Sagt Euern Herren, daß ich ihnen in ganz kurzem selbst darüber Auskunft geben werde.“ Jetzt rückte sie gegen den Fluß Indus vor, über den sie mittelst einer großen Anzahl Barken setzte, obgleich ihr der Uebergang streitig gemacht wurde.

Allein sie setzte ihn durch und machte **100,000** Gefangene und bohrte **1000** feindliche Barken in den Grund. Hierdurch ermuthigt, drang sie rasch vorwärts in das Innere des Landes. Dieß aber war es, was die Inder wollten. Als sie da angekommen war, wo es der Feind wünschte, ward sie genöthigt, eine gewaltige Schlacht zu liefern, bei welcher den After-Elephanten durch die wirklichen gar übel mitgespielt wurde, diese trieben das ganze Heer in die Flucht und zermalmten Alles unter ihren stämmigen Füßen. Semiramis versuchte das Mögliche, um ihre Truppen wieder zum Stehen zu bringen, und jagte von einem Ende des Heers zum andern, um die Leute zu ermuthigen; allein vergeblich, und sie wurde sogar zweimal selbst, jedoch nicht gefährlich, verwundet, und endlich rettete sie nur noch die Schnelligkeit ihres guten Rosses. Als das gänzlich aufgelös'te Heer wieder an die Brücke des Indus kam, welche die Fürstin hatte schlagen lassen und bei der sie **60,000** Mann zurück gelassen hatte, ging es ihm nicht besser, als den Franzosen bei der Retirade über die Berezina, zahllose Leute kamen um und ertranken, und der Feind wurde nur durch das schnelle Abbrechen der Brücke aufgehalten, auch wollte er die Fliehenden nur bis dahin und nicht weiter verfolgen, weil ihm ein Orakel verboten hatte, der Semiramis weiter, als bis an das Ufer des Flusses nachzusetzen. Nicht einmal den dritten Theil des Heeres brachte die geschlagene und nun auch etwas niedergeschlagene Heldin zurück.

Kaum in Babylon wieder angekommen, mußte sie den Verdruß erleben, daß ihr eigener Sohn Ninias, dem ihre abscheuliche Wollust ein Gräuel war, eine Verschwörung gegen sie anzettelte, wobei sie, sich des Ausspruchs des Orakels entsinnend, ohne großen Widerstand die Zügel der Regierung dem Sohne übergab, und nach Einigen sich in die Einsamkeit, auf die versprochenen göttlichen Ehrenbezeigungen hoffend, zurückgezogen haben, nach andern Sagen

aber durch die Hände ihres Sohnes umgekommen seyn soll. Dieses soll im Jahre der Welt 2038 geschehen seyn. Sie aber hatte 42 Jahre regiert und starb, 62 Jahr alt. Nach ihrem Tode ward sie von den Assyrern und auch andern Völkern unter der Gestalt einer Taube in der That göttlich verehrt. Daß es wirklich eine Herrscherin Semiramis gegeben hat, darf man mit ziemlicher Gewißheit annehmen.

Ninias war nun Alleinherrscher, er trat aber nicht in die Fußtapfen seiner Vorgänger, sondern überließ sich einzig und allein seinen Vergnügungen, und hielt sich fast immer in den innersten Gemächern seines Pallastes verborgen, wie die meisten morgenländischen Fürsten. Für untaugliche Regenten hat dieß allerdings den Vortheil, daß das Volk ihre Gebrechen weniger oder gar nicht kennen lernt, und der große Haufen hat, wie bekannt, für das ihm Unbekannte immer eine heimliche Scheu und Verehrung. Dagegen sind diese Fürsten der Spielball der höfischen Intriguen, und haben Alles von den leicht ausführbaren Pallast-Rebellionen zu fürchten. Ninias ließ sich jedes Jahr eine andere Leibwache, die jedesmal aus einem andern Theil seines Reiches ausgehoben werden mußte, zu seiner Bewachung kommen und stellte sie unter einen ihm treu ergebenen Anführer. Hierdurch wollte er verhindern, daß die Truppen in der Hauptstadt verführt würden und keine Verschwörung anzettelten.

Auch keine Sage berichtet über das Ende dieses Königs; nach ihm sollen noch 32 Fürsten auf dem Throne Assyriens gesessen haben, von deren Regierung, Thun und Treiben ebenfalls keine andere Spur mehr vorhanden ist, als eine Reihe hohlklingender Namen. Endlich kam der weichlichste und wollüstigste aller dieser gewaltigen Herren, der berüchtigte Sardanapal, eigentlich Tonoskonkoleros, an die Regierung. Tag und Nacht brachte er in Schwelgerei und Gelagen mit seinem zahllosen Weiberheere und den Verschnittenen

zu. Er schmückte sich und kleidete sich wie seine Frauen, und spann so gar mit ihnen, häufte unermeßliche Schätze auf, gab Feste über Feste in seinem Pallast, den er niemals verließ, und überließ sich den schimpflichsten und abscheulichsten Ausschweifungen, und verordnete, daß man auf sein Grab eine Inschrift setzen sollte, die ungefähr folgenden Sinn hätte:

„Friß und sauf' und mach' Dich lustig;
Alles Andre ist nur lussig."

Eine Grabschrift, die, wie Aristoteles treffend bemerkt, eines Schweines sehr würdig war.

Es war auf das strengste verboten, in den innern Pallast zu gehen; dennoch wagte es einer seiner Statthalter, der von Medien, Arbaces genannt, in die inneren Gemächer zu dringen, wo er die schändliche Aufführung des Königs mit ansah, der alle Würde des Mannes so weit hintansetzte, daß er sogar sein Geschlecht vergaß und dabei die Religion und Gesetze mit Füßen trat. Hierüber im höchsten Grade unwillig und aufgebracht, beschloß er, einem so unwürdigen Menschen nicht länger zu gehorchen, theilte die gemachten Entdeckungen Andern mit und gewann den Statthalter von Babylon und mehrere Großen des Reichs für seine Plane, die auf nichts weniger ausgingen, als den Weichling vom Thron zu stürzen und seinem Reich ein Ende zu machen. Als aber der Sturm des Aufruhrs zu toben begann, da endlich erwachte Sardanapalus aus seinem sinnlos sinnlichen Taumel und griff zum Schwert, und siehe da, über alles Erwarten schlug er dreimal die Rebellen. Endlich aber doch selbst geschlagen, flüchtete er sich in das feste Ninive, welches er für uneinnehmbar hielt. Ein alter Orakelspruch hatte nämlich geweissagt, daß Ninive niemals genommen werden könne, wenn der Tigrisstrom nicht selbst der Feind der Stadt würde. Hierauf bauend, lebte der tolle Wüstling sein üppiges Leben fort, und wirklich zog sich die Belagerung noch in

die Länge. Aber auf einmal wurde er aus seinem Traum auf eine furchtbare Art erweckt; man hinterbrachte ihm nämlich die Nachricht, daß die Wellen des wilden Stroms sich zu einer erstaunlichen Höhe erhoben und 20 Stadien, also über eine Stunde Länge, von der Riesenmauer eingerissen und dadurch dem Feind einen großen Durchgang eröffnet hätten. Jetzt ließ er in der Eile einen ungeheuern Scheiterhaufen errichten, alle seine Weiber, Pallastdiener und Verschnittenen zusammen kommen, seine ungeheuern Schätze, welche 1000 Myriaden in Gold und 10,000 in Silber (eine kaum auszusprechende Summe) betragen haben sollen, herbeiholen, ließ den Berg des aufgeschichteten Holzes an hundert Orten zugleich anzünden, und verbrannte sich mit den Seinigen und seinen Schätzen. Die Feinde, deren Heer aus 400,000 Streitern, Perser und Babylonier, Meder, Araber und so weiter bestand, drangen nun unaufhaltsam in die ungeheuere Riesenstadt, die sie gänzlich verwüsteten, ohne jedoch den Einwohnern selbst ein Leid anzuthun. Der furchtbare Brand, die Verheerungen des schäumenden Stromes, die Greuel der Verwüstung, Sturm und Gewitter, verursachten ein fürchterlich großes und schrecklich schönes Schauspiel.

Somit hatte nun das alt-assyrische Urreich etwa im Jahr der Erschaffung der Welt 3200 und 750 vor Christi Geburt ein Ende, nachdem es, wie Mehrere behaupten, an 1400 Jahren, nach Herodot aber nur 520 bestanden haben soll. Dem Sardanapal aber wurde nach seinem Tode wirklich eine Bildsäule in tanzender Stellung errichtet, unter der die von ihm gewünschten, oben erwähnten Worte standen.

Aus den Trümmern dieses Reiches entstan.en, nachdem eine kurze Zeit alle Provinzen einen Bundesstaat, dessen Hauptstadt Ekbatana war, gebildet hatten, dem aber eine wilde Gesetzlosigkeit bald ein Ende machte, drei neue große Staaten, nämlich das Reich

der Meder, dessen Haupt Arbaces wurde; das der Babylonier und Assyrer, welches dem Statthalter und Oberpriester Belesis zufiel, und das von den Assyrern von Ninive, von welchem ein junger Prinz, Ninus, König wurde, der sich, seinen berühmten Vorfahren zu Ehren, so nannte.

Nach der Herrschaft des Oberpriesters Belesis, dem nach Sardanapals Tod Babylonien und ein Theil von Assyrien zugefallen war, findet sich eine Lücke in der Geschichte dieser Länder, welche sich nicht einmal durch Sagen ausfüllen läßt, so wie überhaupt die Geschichte dieser Reiche höchst unvollständig und verworren bis auf uns gekommen ist. Wir stoßen zuerst auf den König Phul, den Viele auch zum Stifter des neu-assyrischen Reiches machen wollten; die Bibel erwähnt ihn zuerst unter der Regierung des Königs Menahems von Israel, von dem er 1000 Talente erhielt, damit er Israel nicht ferner bekriegen, sondern es im Gegentheil in seinen Schutz nehmen möge. Ihm folgte Tiglat Pilesar in der Regierung, den manche Geschichtsschreiber, ohne alle Beweise, für des Vorigen Sohn halten. Dieser war es, der den König Ahas von Judäa gegen große Geschenke und baare Bezahlung aus den Händen seiner Feinde, namentlich aus denen des Königs Rezin von Damascus und des Königs Peka von Israel, befreite. Er überwand den König Aza von Syrien und vereinigte dessen Länder mit Assyrien. Auch Peka erging es nicht viel besser. Sein Nachfolger Salmanassar machte sich den Hosea, König von Israel, zinsbar; da aber dieser mit dem König von Sabakus, von Egypten und Aethiopien einen Bund gegen ihn schloß und auch den Tribut einzusenden unterließ, überzog er ihn mit großer Heeresmacht, belagerte Samaria, welches er erst nach 3 Jahren einnahm. Er führte den König und die Einwohner gefangen fort, unter denen der fromme Tobias war, der später einer seiner ersten Beamten wurde, und machte so dem Reich der 10 Stämme ein

2*

Ende. Hierauf überzog er auch Phönizien und Tyrus mit Krieg, gegen die er jedoch nicht viel auszurichten vermochte, da sogar seine bedeutende Flotte von einer kleinen Anzahl tyrischer Fahrzeuge schimpflich in die Flucht geschlagen wurde. Auch den König von Judäa, Hiskia, vermochte er nicht zur Bezahlung eines Tributs zu zwingen, was indessen seinem Sohne und Nachfolger Sennaherib gelang, der nach 14jähriger Herrschaft seines Vaters den Thron bestieg. Hiskia wollte sich mit 30 Talenten Gold und 300 Talenten Silber den Frieden erkaufen, aber vergeblich; denn nachdem er diese Summe mit vieler Schwierigkeit aufgetrieben und bezahlt hatte, traf Sennaherib, der sich den großen König nannte, erst Anstalt, Jerusalem zu berennen, und zog nach Egypten, das er verheerte und von wo aus Hiskia Hülfe zu erwarten schien. Als der hochmüthige König von da zurückkam, belagerte er Jerusalem von neuem, wurde aber diesmal in einer Hauptschlacht von dem Heere der Juden geschlagen, in welcher er nicht weniger als 180,000 Mann einbüßte. Gedemüthigt, aber wutherbittert, kehrte er in seine Staaten zurück und übte daselbst alle Arten von Grausamkeit aus, namentlich ließ er jeden Tag eine Anzahl Juden niedermetzeln und ihre Leichname auf dem Felde liegen, ohne zu erlauben, daß man sie begrub. Zuletzt wurde er, seiner Barbarei halber, von seinen beiden ältesten Söhnen, in einem Tempel des Götzen Nistroch getödtet; die Vatermörder aber entflohen nach Armenien und ließen ihrem Bruder Assaradda den Thron von Ninive. Dieser vereinigte auch Babylonien, dessen Könige ausgestorben waren, mit seinem Reich, und Syrien und Palästina erkannten seine Oberherrschaft an, und stellte so das Ansehen der Macht Assyriens, die unter seinem Vater sehr gesunken war, wieder her. Aus Israel führte er alle noch übrigen hebräischen Einwohner gefangen fort und bevölkerte das Land mit neuen Bewohnern, die er von den Ufern des Euphrats kommen ließ. Nun bezwang

er auch noch Judäa und ließ den König Manassa gefangen nach Babylon führen, gab ihn indessen später wieder frei. 39 Jahre hatte Assarabda zu Ninive und 13 Jahre zu Babylon mit viel Glück regiert. Sein Sohn Saosduchin, wahrscheinlich der erste Nebukadnezar der heil. Schrift (nach Andern war dies Chynila-dan), schlug den ihn angreifenden König der Meder auf das Haupt und nahm dessen Hauptstadt Ekbatana mit Sturm ein. Sein gewaltiger Oberfeldherr Holofernes eroberte ihm noch mehrere Staaten und ward im ganzen Morgenlande seiner Grausamkeit wegen gefürchtet. Als er aber die Stadt Bethulia in Judäa belagerte, und diese aus Wassermangel der Uebergabe schon nahe war, begehrte ein wunderschönes Judenkind, die reizende Judith, ihn zu sprechen, indem sie vorgab, ihm zur Einnahme der Stadt, ohne daß er auch nur einen Mann verlieren würde, verhelfen zu wollen. Sie wurde nun in des Feldherrn prächtiges Zelt gebracht, dem sie sich zu Füßen warf und vor dem sie so große Gnade fand, daß er blindlings allen ihren Worten Glauben schenkte, ja daß er ihr Glück für immer zu machen versprach. Obgleich sie nicht an seiner Tafel essen wollte, wahrscheinlich weil auch Schweinefleisch aufgetragen wurde, versprach sie, doch alle seine sonstigen Wünsche zu erfüllen. Schon vier Tage war die holde Schöne im Lager; als sie sich am Abend des vierten mit dem von Wein und Liebe trunkenen Holofernes allein im Zelt befand und dieser trunken eingeschlafen war, ergriff sie ein mächtiges Schlachtschwert, welches an dessen Bett hing, nahm seinen Kopf bei den Haaren, trennte ihn durch einen gewaltigen Hieb vom Rumpf, steckte ihn in einen Sack, und verließ, mit dieser Beute versehen, das Lager in Gesellschaft einer Magd, die sie begleitet hatte, ohne von irgend Jemand angehalten zu werden. An dem Stadtthore von Bethulia angekommen, rief sie der Wache und zeigte ihr das blutige Haupt des Holofernes, welchen Gott durch ihre Hand getödtet habe, und

befahl den Belagerten, dem Herrn dafür zu danken, daß er sie von ihrem großen Feind befreit habe, und den Kopf an der Stadtmauer aufzuhängen, sodann mit Tagesanbruch auszurücken, um den Feind anzugreifen, der, sobald er das blutige Haupt erblicken, die Flucht ergreifen würde. Judiths Rath wurde befolgt; ihre Vorhersagung ging in Erfüllung, und die Israeliten hieben die Assyrer zusammen und machten reiche Beute. Den Tag dieser Begebenheit machten die Juden zu einem Fest und die heldenmüthige Schöne starb, 105 Jahre alt, zu Bethulia und wurde sieben Tage lang betrauert.

Nach Saosduchin finden wir noch Sarac, oder Chynaladin (manchmal auch als 2 verschiedene Regenten angegeben), einen trägen und feigen Regenten, unter dem das neu-assyrische Reich sein Ende erreichte, indem sich die Großen unabhängig und Nabopolassar zum Herrn von Babylon machten. Dieser verband sich mit dem König der Meder, und beide Heere erstürmten Ninive und machten es der Erde gleich, wobei Sarac den Tod fand. Assyrien fiel nun den Babyloniern und Medern anheim.

In Babylon hatte der Oberpriester und Statthalter Belesis, auch Nabonassar, der zugleich ein berühmter Sterndeuter gewesen seyn soll, 12 Jahre als König nach Sardanapals Fall geherrscht. Ihm war sein Sohn Merodach Baladan gefolgt, der an den König der Juden, Ezechiel, Gesandte abschickte, um diesem zu seiner Genesung Glück zu wünschen.

Auf diesen folgten mehrere Könige (Ptolemäus zählt deren acht), von denen kaum die Namen bis auf uns gekommen sind, bis Assaraddan, König von Assyrien, sich des verwaisten Reichs bemächtigte, welches nun bis zur Zeit, als sich Nabopolassar gegen Saracus empörte und Babylon in Besitz nahm, unter assyrischer Herrschaft blieb. Jetzt aber verlegte Nabopolassar den Sitz der

ganzen Monarchie nach Babylon, welches nach der Zerstörung von Ninive die einzige Hauptstadt des ganzen Reiches wurde.

Syrien und Palästina hatten sich unterdessen unter den Schutz des egyptischen Königs Necho von der assyrisch-babylonischen Oberherrschaft losgesagt. Da nun der König von Babylon schon alt und kränklich war, nahm er seinen Sohn Nebukadnezar II. zum Gehülfen und Mitregenten an und sandte ihn an der Spitze eines mächtigen Heeres nach Judäa. Dieser eroberte Syrien und Palästina wieder, schlug die Egypter und führte den König Joachim und viele Großen und Juden gefangen fort, eben so die Schätze der Ueberwundenen und viele Kostbarkeiten aus Salomons Tempel. Nach einer Regierung von 21 Jahren starb Nabopolassar zu Babylon und sein Sohn blieb alleiniger Herrscher.

Als er den Tod seines Vaters erfuhr, kehrte er nach Babylon zurück, um Besitz von dem großen Reich zu nehmen, das jetzt Assyrien, Babylon, Chaldäa, Palästina und Arabien in sich begriff.

Einsmals hatte Nebukadnezar einen seltsamen Traum, der ihn sehr beunruhigte. Er hatte nämlich träumend eine Riesenbildsäule gesehen, deren Kopf von Gold, Brust und Arme von Silber, Bauch und Schenkel von Erz, Beine von Eisen und Füße von mit Thon vermischtem Eisen waren. Ein Stein, der von einem hohen Berg herabrollte, zerschmetterte die Bildsäule und verwandelte sie in Staub. Keiner der chaldäischen Wahrsager und Magier war im Stande, den Traum auszulegen, und der König verdammte sie zum Tode. Damals befand sich ein Mann in Babylon, den der Sieger sehr jung aus Judäa mitgenommen hatte und der aus dem Geschlecht des Fürsten von Judäa stammte; er nannte sich Daniel, und war mit noch einigen andern Juden im Dienste des Königs. Dieser bat nun um Aufschiebung des Todesurtheils gegen die Wahrsager und verkündete dem Träumer, daß der gol-

dene Kopf sein Reich bedeute, welches vernichtet und durch ein weniger mächtiges ersetzt würde, welches die silberne Brust und Arme bedeute; diesem würde endlich ein eisernes folgen, welches alle vernichten würde. Diese Weissagung gab dem Propheten Daniel ein großes Ansehen und Gewicht in Babylon, welches aber nicht ermangelte, ihm viele Feinde zuzuziehen. Der König hatte unterdessen den Joachim wieder auf den Thron von Judäa gesetzt, der sich indessen abermals gegen den mächtigen Nebukadnezar auflehnte, allein bald darauf starb. Sein Sohn und Nachfolger beharrte in dem Widerstand des Vaters und nun wurde Jerusalem belagert und erobert, und was noch an Schätzen im Tempel und Pallast übrig war, nach Babylon, sammt dem gefangenen König, seiner Mutter, aller großen und Beamten, abgeführt. Ehe der Sieger heimkehrte, setzte er den Zedekia auf den jüdischen Thron, der sich mit Hülfe der Egypter empörte, und ein trauriges Ende nahm.

Durch die Siege über die Juden und Egypter übermüthig geworden, ließ sich der Ueberwinder nun eine goldene Riesenbildsäule errichten, und befahl allen seinen Unterthanen, bei dem Tod in den Flammen, dieser göttliche Ehre zu erweisen. Aber Daniel mit noch zwei andern Hebräern verweigerten es, diesem Gebot Folge zu leisten, und wurden deßhalb in einen glühenden Ofen geworfen. Allein ein Engel des Herrn verbreitete einen so süßfeuchten Thau um sie, daß das Feuer weder ihnen, noch ihren Gewändern etwas anhaben konnte; nur ihre Bande verbrannten. Durch dieses Wunder erstaunt, befahl der Herrscher Babylons, den Gott der Juden in Ehren zu halten, und beschenkte die drei Märtyrer königlich.

Vier Jahre nach der Zerstörung Jerusalems kam auch die Reihe an das reiche Tyrus, welches die Assyrer so lange belagern mußten und dabei so viel Ungemach auszustehen hatten, daß die

Bibel sagt, alle ihre Häupter wären kahl und ihre Schultern haarig geworden; denn der Herrscher von Tyrus, Stobal, wußte die Stadt mit so viel Muth und Erfolg zu vertheidigen, daß nach 13 Jahren den Belagerern nur eine von Allem entblößte und ganz geleerte Stadt in die Hände fiel, indem sich die Einwohner mit allen ihren Gütern und Habseligkeiten auf eine benachbarte Insel zurückgezogen hatten, wo sie ein neues, noch weit prächtigeres Tyrus, als das alte, erbauten und wohl befestigten. Um sich für diesen schlechten Erfolg zu entschädigen, überzog Nebukadnezar auch Egypten, und soll sogar bis in das Innere von Libyen eingedrungen und dann siegreich nach Babylon zurückgekehrt seyn. Nun verwendete er den größten Theil seiner Zeit auf die prachtvollste Vergrößerung und Verschönerung der Hauptstadt, in der er unermeßliche Bauten aufführen ließ und sie zur ersten und größten Stadt der damaligen Welt machte. Viele Geschichtschreiber schreiben ihm den Bau der ungeheuren Mauer, den des Belustempels, der großen Kanäle, der Schlösser u. s. w. zu. Aber mitten unter diesen Beschäftigungen hatte der gewaltige Herr abermals einen Traum, der ihn wieder sehr erschreckte und beunruhigte. Diesmal träumte ihm, einen ungeheuren Baum zu sehen, dessen Zweige sich bis zum Himmel erhoben und die ganze Erde bedeckten; darauf erschien ein Engel, der dem König gebot, den Baum umzuhauen und nur den Stumpf sammt der Wurzel zu verschonen, der im Thau gebadet werden und 7 Jahre mitten unter den wilden Thieren des Waldes stehen müsse. Die heidnischen Hexenmeister konnten diesen Traum wieder nicht erklären. Daniel legte diese Erscheinung dahin aus, daß der König für seinen Hochmuth 7 Jahre lang, fern von allen Menschen, mit den wilden Thieren und gleich ihnen in der Wildniß, allen Wettern ausgesetzt, leben müsse. Auch diese Prophezeihung ging in Erfüllung und Nebukadnezar brachte 7 Jahre unter den wilden Bestien zu, so daß seine Haare so groß wie Adlerfedern und seine

Nägel wie die Klauen der Raubvögel wurden. Er fraß Gras gleich den wilden Ochsen. Nach der heil. Schrift und nach vielen Schriftstellern soll er auch während dieser Zeit in einen solchen verwandelt gewesen seyn.

Als die Zeit dieser Verbannung zu Ende war, bestieg der nun wieder zum Mensch gewordene Regent den Thron von neuem und war mächtiger denn je, aber auch bescheidener, denn eine solche Züchtigung lernt erkennen. Er starb nach 43jähriger Regierung, und war einer der gewaltigsten Fürsten des Alterthums. Von den näheren Umständen seines Todes enthält die Bibel nichts, allein andere Berichte erzählen, er sey einst auf den Gipfel seines Pallastes gestiegen, und nachdem er daselbst plötzlich vom Himmel begeistert worden, habe er Folgendes gesprochen: „Sehet, o ihr Babylonier, ich weissage ein Unglück, das euch bevorstehet, welches weder die Schicksale, noch unser Stammvater Belus, noch unsere Königin Beltis abzuwenden im Stande seyn können. Ein persianischer Maulesel wird kommen, und mit der Beihülfe eurer eigenen Götter eure Nacken mit einem höchst schweren Joche beladen; und diese Verheerung soll euch vermittelst eines Meders befallen, mit welchem sich die Assyrer immer sehr viel zu schaffen machten. O ich wollte, daß er, ehe er mein Volk verräth, von irgend einer Strudelfluth verschlungen, oder in den Tiefen der See überschwemmt werden möchte; oder daß er, in irgend eine einsame Wüste verstoßen, daselbst in der Irre bleiben möchte, um nimmermehr wieder die Fußtapfen der Menschen zu erblicken, noch je sonst was als Vögel und Raubthiere zu sehen. O, es werde mir so gut, ehe dieser von der Wuth seines Gemüthes hierher getrieben wird, eines glücklichen Endes theilhaftig zu werden.“ Hierauf sey er plötzlich, man wisse nicht wie, verschwunden.

Sein Sohn und Nachfolger, Evilmerodach, war ein grausamer, liederlicher und talentloser Taugenichts, der nur zwei Jahre

regierte und von seinen eigenen Verwandten, die sich gegen ihn verschworen hatten, nach Verlauf dieser Zeit getödtet wurde. Das Haupt dieser Verschwörung war sein Schwager Meriglissar, der sich nun die Krone auf das Haupt setzte, aber in einem Kriege gegen die Meder, welche die Perser zu Hülfe gerufen hatten, von Cyarares, der die feindlichen Heere befehligte und ihm eine große Schlacht lieferte, im 4ten Jahre seiner Regierung getödtet wurde.

Dessen Sohn Labarosoarchod blieb nur 9 Monate auf dem Thron, nach welcher Zeit er seiner Schändlichkeiten halber getödtet wurde, wobei Nabonadius den größten Antheil hatte. Dieser, der ein Sohn der Nitocris und ein Enkel des Nebukadnezar gewesen seyn soll, wurde nun Herrscher des großen Reiches und ist der Belsazar der Bibel. Die vereinten Perser und Meder verfolgten, unter Cyrus Anführung, aber ihre Siege gegen die Assyrer, und nur der Mutter Belsazars, der muthigen Nitocris, welche so kühne und passende Anstalten zur Vertheidigung des Landes machte, während ihr erbärmlicher Sohn in Müßiggang und Wohlleben sorglos schwelgte, hatte man es zu verdanken, daß der Fall des Reiches nicht eher erfolgte. Indessen waren die Feinde endlich doch vor den Mauern der Hauptstadt angelangt, die sie nun mit Nachdruck belagerten.

Eines Tages hatte der sorglose Fürst in seinem Pallaste ein prächtiges, schwelgerisches Fest gegeben, wobei er die heiligen Gefäße des Tempels von Jerusalem entweihete. Aber mitten im Taumel des Weines und des tollen Jubels erschien auf einmal eine Hand, welche an die Mauer 3 Worte schrieb, die Niemand von den Anwesenden und eben so wenig die heidnischen Gelehrten zu lesen und zu verstehen im Stande waren. Der ganze Hof und alle Großen wurden sammt dem König und der Königin hierdurch in die größte Angst versetzt. In dieser Verlegenheit ließ man den Daniel rufen, dem man reiche Geschenke anbot, die aber

der Prophet ausschlug und freimüthig erklärte, daß, da Belsazar die seinem Großvater gegebene Warnung nicht befolgt habe, Gott seinen Uebermuth und seine Gottlosigkeit bestrafen wolle, und deßhalb selbst die drei Worte: Mene, tekel, upharsin, an die Wand geschrieben habe, die da bedeuteten, daß die Tage seiner Herrschaft gezählt seyen, daß er, in der Himmelswage gewägt, zu leicht befunden worden sey und die Feinde sein Reich theilen würden, und noch in derselben Nacht fand Cyrus das Mittel, durch einen unterirdischen Canal mit seinem Heer in die Stadt zu dringen und Babylon einzunehmen, wobei Belsazar das Leben verlor. Nach der Zerstörung von Ninive hatte dieses Reich noch etwa **200** Jahre gedauert.

Cyrus nimmt Babylon ein.

Nachdem sich Cyrus alle Länder von dem ägeischen Meer bis zum Euphrat, Syrien und Arabien unterworfen hatte, zog er zur Eroberung von Babylon, der einzigen Stadt, die ihm noch Widerstand leistete. Ihr König Belsazar hielt sie für uneinnehmbar, und durch ungeheure Mauern, einen breiten und tiefen Strom und ein zahlreiches Heer vertheidigt, schien sie es in der That. Auch war sie noch auf **20** Jahre mit Lebensmittel aller Art versehen.

Cyrus ließ nun mit ungeheurer Mühe einen großen Kanal rings um die Stadt graben, um durch ihn den Strom des Flusses ableiten zu können. Die Belagerten, welche diese Arbeit von der Höhe ihrer Mauern und Thürme sahen, und den Zweck vielleicht nicht einmal begriffen, spotteten über die, wie sie glaubten, vergeblichen Anstrengungen. Viel Zeit ging allerdings hierbei verloren. Als aber das Werk vollendet war, und die Babylonier ein üppiges Venusfest feierten und die Nächte in Schwelgerei aller Art zubrachten; da ließ Cyrus schnell die letzten Dämme oberhalb und

unterhalb des Stromes niederreißen, welche das Abfließen desselben in den Kanal hinderten; die Wasser stürzten sich nun in dessen Tiefen und in wenig Augenblicken konnte man trocknen Fußes durch das Bett des Euphrat in die Stadt gehen. Zwei Heeresabtheilungen unter des Gadatas und des Gobryas Anführung betraten sogleich diesen Weg, überrumpelten alle Wachen und überfielen Belsazar bei jenem schwelgerischen Mahl, bei welchem die räthselhafte von Daniel erklärte Schrift an der Mauer erschienen war und der König den Tod fand. Babylon wurde nun geplündert und ein großer Theil der Stadt zerstört.

Jetzt war Cyrus Herr von fast ganz Morgenland und theilte die Herrschaft mit seinem Oheim Cyaxares. Beide theilten nun das ganze ungeheure Reich in 12 Provinzen ein, über welche die würdigsten, tugendhaftesten und zuverlässigsten Männer als Statthalter gesetzt wurden, die sich noch im Kriege besonders hervorgethan hatten. Als nun das Reich so organisirt war, hielt Cyrus eine allgemeine Truppenmusterung bei Babylon, bei welcher sich nicht weniger als 600,000 Streiter jeder Waffe zu Fuß, 120,000 Reuter, 1000 Sichelwagen und eine Unzahl Kameelreuter eingefunden haben sollen.

Sein Vater Cambyses war bereits todt, und auch Cyaxares starb 2 Jahre nach der Einnahme von Babylon, so daß Cyrus nun der alleinige Herrscher und der Gründer des unermeßlichen Reiches war, welches 250 Jahre bestand. Die drei ersten Minister, unter denen Daniel, waren mit der Verwaltung des Reiches besonders beauftragt; auch hatte er in allen Provinzen Beamte angestellt, auf die er sich völlig verlassen konnte, und die fortwährend mit ihm in unmittelbarem Briefwechsel standen, so daß er von Allem immer auf das genaueste unterrichtet war, und diejenigen, welche sich in ihren Aemtern auszeichneten, belohnte er mit so viel Großmuth, daß ihn selbst Crösus hierbei der Verschwen-

dung bezüchtigte, und ihm zu verstehen gab, daß, wenn er weniger freigebig wäre, er unermeßliche Schätze haben könnte, die der Lydier zu einer ungeheuren Summe anschlug. Cyrus aber schrieb sogleich an seine Statthalter, daß er in großer Geldnoth sey, und siehe da, die Satrapen aus allen Provinzen sandten ihm umgehend so große Summen Goldes, daß diese weit dasjenige übertrafen, was Crösus höchste Schätzung gewesen war. Hierauf sagte er zu diesem: „Siehst Du, wie gut meine Schätze aufgehoben sind, sie sind unerschöpflich, denn sie bestehen in der Liebe meiner Unterthanen." Er war dabei so klug, es immer mit den vielvermögenden Magiern zu halten, aber doch nicht groß und erhaben genug, um ganz dem Einfluß kriechender Schmeichelei und den Versuchen einer so außerordentlichen Gewalt zu widerstehen, welche auch die genialsten Menschen auf dem Gipfel der Macht oft zu Schwächen verleitet. So beging er, wie Herodot erzählt, einst die Thorheit, den Fluß, in welchem ein der Sonne geweihtes weißes Roß ertrank, als es durch den reißenden Strom schwimmen wollte, dadurch züchtigen zu wollen, daß er denselben so schwach machte, daß Weiber und Kinder ohne alle Gefahr durchwaten konnten. Er vollzog diese Drohung, indem er die Wasser des Gyndes in 360 Kanäle ableitete, wodurch aber das Land ungemein fruchtbar wurde. Auch die persische Einfachheit, die ihm in seiner Jugend so sehr gefallen hatte, legte er mit zunehmendem Alter ganz ab, trug das lange Gewand der Meder und schminkte sich sogar. Viel Hundert Verschnittene versahen den Pallastdienst, und der orientalische Pomp war zuletzt an seinem Hof ganz einheimisch. Wenn er dem Zeus, der Sonne oder der Erde Opfer brachte, durchzog er die Straßen auf einem von Gold und Edelsteinen strahlenden Wagen, und außer seinem auf das reichste und prachtvollste geschmückten Hofstaat, begleitete ihn auch eine Leibwache von 40,000. Nach dem Opfer gab er dem Volk Spiele aller Art.

Unter ihm erhielten die Juden auf Daniels Fürsprache auch ihre Freiheit nach 70jähriger Gefangenschaft wieder, und die Erlaubniß, nach Judäa zurückzukehren und den Tempel Salomons und Jerusalem wieder aufzubauen. Auch gab er ihnen die heiligen Tempelgefäße zurück, die bisher im Belustempel gedient hatten. Indessen wußten die neidischen Samaritaner diese Verordnungen so zu hindern, daß deren Vollziehung noch sehr lange hinausgeschoben wurde, nachdem die Hebräer schon aus allen Provinzen mit ihren Knechten nach Judäa gezogen waren.

Cyrus, der nun Ruhe und Frieden liebte, brachte gewöhnlich 7 Monate des Jahres zu Babylon, 3 zu Susa und 2 zu Ekbatana zu; auch ging er jedes Jahr einmal nach Persepolis. Als er in seinem 70. Jahre sein Ende herannahen sah, versammelte er die Großen seines Reiches noch einmal um sich, und bestimmte in ihrer Gegenwart seinen Sohn Cambyses zu seinem Nachfolger. Auch befahl er, daß man nach seinem Tode seinen Körper, statt ihn zu verbrennen, beerdigen sollte, damit er auch so, die Erde befruchtend, noch nützlich seyn könnte.

Er starb 9 Jahre nach der Eroberung von Babylon, und nachdem er 7 Jahre allein regiert und 30 Jahre das medisch-persische Heer befehligt hatte. Nach Xenophon gab er seinen Geist mitten unter den Seinigen auf seinem Bette auf. Ganz anders berichtet Herodot seinen Tod. Nach ihm wurde er von den Scythen in einem Versteck überfallen, wo ihn diese mit 200,000 Persern tödteten, und ihm sodann auf Befehl ihrer Königin Thamiris, die ihren durch die Perser zum Selbstmord gebrachten Sohn rächen wollte, das Haupt abgehauen, welches sie in einen blutgefüllten Schlauch geworfen und dabei gesagt habe: „Sättige Dich nun mit Menschenblut, von dem Du in Deinem Leben nie satt bekommen konntest.“ Andere Geschichtschreiber geben die Art seines Todes noch ganz verschieden an.

Nach seines Vaters Hinscheiden trat nun Cambyses, der Ahasverus der Bibel, die Herrschaft über das unermeßliche Reich an, welches jetzt gegen Mitternacht an das caspische und schwarze Meer, gegen Morgen an den Fluß Indus, gegen Mittag an Aethiopien und das arabische Meer und gegen Abend an das ägeische grenzte.

Alexander der Grosse in Babylon.

Chaldäische Wahrsager hatten dem Alexander geweissagt, er würde in Babylon seinen Tod finden, weßhalb er sich lange Zeit nicht entschließen konnte, diese Stadt zu betreten, und immer um dieselbe herum sein Wesen trieb; endlich aber siegte doch der Ehrgeiz und das Zureden einiger griechischen Philosophen über diese abergläubische Furcht. Gesandte von allen bekannten Völkern Asiens und Europa's warteten in den Mauern der ungeheueren Stadt, in welcher er den prachtvollsten Einzug an der Spitze seiner Krieger hielt, der sich denken läßt. Die Abgeordneten von Corinth überbrachten ihm das Bürgerrecht der Stadt als ein Geschenk, worüber der König sich nicht enthalten konnte zu lächeln; als er aber hörte, daß außer Herakles noch keinem andern Fremden diese Ehre geworden, nahm er sie dennoch dankbar an. Er beschloß nun, Babylon zur Hauptstadt seines ganzen unermeßlichen Reiches zu machen, und ging mit dem Plan um, es auf das herrlichste zu verschönern, und die deßhalb gemachten Entwürfe grenzten an das Ungeheure, kaum zu Vollbringende. Sodann, wie aus seinen nachgelassenen Schriften zu ersehen war, hatte er im Sinn, Italien, Sicilien und Karthago zu erobern und sein Reich im Westen bis an die Säulen des Herkules auszudehnen. Seine Unmäßigkeit aber setzte diesem Allen ein Ziel. Bei einem der unaufhörlichen Gastmähler, nachdem er eben noch eine ganze Nacht durchschwelgt

hatte, trank er so viel, indem er mehrmals den ungeheuren Herakles-Becher, der mehrere Maß hielt, im Triumph bis auf den Boden leerte, daß er bewußtlos wie todt niederstürzte, und in diesem Zustand davon getragen werden mußte. Ein hitziges Fieber, das allen Künsten der Aerzte widerstand, war die Folge dieser Heldenthat, und als er sah, daß keine Hoffnung zur Rettung mehr vorhanden war, übergab er dem Perdikkas seinen Siegelring und befahl, daß man seinen Körper nach dem Tempel des Jupiter Ammon bringen sollte; er ließ seine alten Truppen noch einmal an seinem Krankenlager vorüber marschiren, deren Stöhnen und Seufzen seine Leichenrede war. Auf die Frage, wem er das Reich hinterlasse, erwiederte er: dem Würdigsten; und auf die, wann er wünsche, daß man ihm göttliche Ehre erweisen sollte, antwortete er: Sobald Ihr glücklich seyn werdet. Hierauf starb er, noch nicht ganz 33 Jahr alt, im ersten Jahre der 114ten Olympiade. Mehrere Geschichtschreiber behaupten, er sey auf Anstiften des Antipater vergiftet worden; andere dagegen geben dies durchaus nicht zu, und führen zum Beweis ihrer Behauptung an, daß sich seine Leiche mehrere Tage nach seinem Tode, trotz der erstaunlichen Hitze jenes Klimas, noch vollkommen erhalten habe. Ungeachtet aller seiner Grausamkeiten und Lastern ward der todte König dennoch von Macedoniern und Persern aufrichtig beweint, und Sysigambis war über diesen Sterbefall mehr als über den des Darius betrübt, so daß sie, jeden Trost verschmähend, bald darauf starb. Wenig Menschen haben gelebt, welche mit diesem Alexander verglichen werden können. Napoleons Thaten in unsern Tagen sind gegen die des macedonischen Helden Kinderspiele. Besonders war sein persönlicher Muth über Alles erhaben, und seine unermeßlichen Eroberungen, in so kurzer Zeit ausgeführt, grenzen allerdings an das Uebernatürliche, auch wenn man abrechnet, daß das macedonische Heer und dessen Kriegszucht schon von Philippos geschaffen worden war, besonders

wenn man bedenkt, in welchen Ländern und über welche Völker er siegte. Auf der andern Seite welches Chaos von Lastern aller Art, welche Mischung von göttlicher Großmuth und teuflischer Grausamkeit, von Enthaltsamkeit und Unmäßigkeit. Bei seinem Tode schauderten Alle vor dessen Folgen und dem blutigen Kampfe, welchen die Theilung seines Erbe verursachen würde, und diese Furcht war nur allzu gegründet. Mit seinem Tode hört auch der Waffenruhm Griechenlands und dessen bisheriger überwiegender Einfluß auf die übrigen Völker hinsichtlich der Macht auf; dagegen wurde es eine Schule der Sitten, Kenntnisse und Künste für andere Nationen.

Regierungsart, Gottesdienst, Sitten und Gebräuche der Babylonier.

Die Regierungsart der Babylonier war unumschränkt und erblich. Das Ganze derselben lief auf die Person des Königs, wie in einem Mittelpunkt, zusammen, welcher sich sogar göttliche Verehrung anmaßte. Letzteres war eins von den kräftigsten Mitteln, welches je Könige sich einfallen lassen konnten, die Völker in Furcht zu setzen, die ihre Obermacht noch nicht zugestanden hatten, und die andern, die solches gethan, in Gehorsam zu erhalten. Denn ohne einen solchen dem abergläubischen Haufen angelegten Zaum wäre es fast unmöglich gewesen, die Herrschaft über Gegenden zu behaupten, die von dem Orte des königlichen Aufenthaltes sehr weit entfernt waren; und ohne Zweifel war der Beweis, dessen sie sich bedienten, daß sie nämlich über alle Götter der Völker die Oberhand bekommen, und

weit mächtiger als diese seyen, stark genug, ihren Absichten beförderlich zu seyn. Hieraus erklärt sich die Zurückgezogenheit der großen Eroberer des Morgenlandes von dem unmittelbaren Umgange mit Andern, gleichsam als ob ihre Herrlichkeit zu groß gewesen, um sich vor gemeinen Augen sehen zu lassen; eine Zurückgezogenheit, die ein feiner Kunstgriff der Staatskunst ist, eine Menge verschiedenartiger Völker unter der Botmäßigkeit eines Mannes zu erhalten, der ihnen beinahe insgesammt fremd seyn muß.

Die babylonischen Könige ließen ihr Land durch Diener mancherlei Art, sowohl in bürgerlichen, als in Kriegssachen, verwalten. Sie wurden aus den angesehensten Leuten genommen und in drei Classen eingetheilt, wovon die erste die Aufsicht über die Jungfrauen und deren Heirathen zu besorgen hatte und auch in Sachen des Ehebruchs und dergleichen entscheiden mußte; die zweite erkannte über Diebereien, und die dritte über alles Uebrige. Die Unterobrigkeiten waren in Fürsten, Statthalter Hauptleute, Richter, Schatzmeister, Räthe und Landvögte eingetheilt. — Der König der Könige, so nannten sich die Herrscher Babyloniens, hatte einen glänzenden Hofstaat. Der Hauptmann seiner Leibwache war mit der Vollziehung der willkürlichen und blutigen Befehle beauftragt; der Fürst seiner Verschnittenen hatte die Erziehung und Erhaltung der jungen Leute des Pallastes zu besorgen, und sein oberster Rath (so viel als ein türkischer Großvezir) saß in des Königs Thor, wie es genannt wurde, die Klagen anzuhören und Gericht zu halten. Ein Zauberer war dem König immer zur Hand, um ihm jede Frage über die Zukunft und deren Vorhersagung zu beantworten. Keinem Menschen war erlaubt, den König zu bedienen, den nicht die Schönheit seiner Person und die Vortrefflichkeit seiner Talente merkwürdig machte. Weiber und Beischläferinnen hatten, wie alle Herrscher des Morgenlandes, die Könige von Babylon eine große Menge. Trotz ihrer angemaßten Göttlichkeit ließen sich diese Kö-

nige doch zu manchen Zeiten herunter, mit den Großen ihres Reiches zu schmausen und sich lustig zu machen; und auch die gewöhnliche Begrüßungsformel: „O König, lebe ewig!", womit man diese mächtige Landesherren anredete, deutete auf ihre Sterblichkeit.

Die Gesetze der Babylonier waren unbestimmt und ungewiß; doch gab es eins derselben, welches unwiderruflich fortgesetzt und mit vieler Staatsklugheit erfunden war, um die zahlreiche Menge der Einwohner zu erhalten und zu vermehren, indem es so eingerichtet war, daß es Jedem beinahe unmöglich fiel, unverheirathet zu leben, und besonders dahin ging, die ärmere Classe aufzumuntern, sich in den Ehestand zu begeben. Nach diesem Gesetze stand es keinen Eltern zu, ihre eignen Töchter zu verheirathen, sondern nur der König oder seine Diener hatten darüber zu verfügen. Wie dieses geschah, werden wir weiter unten erzählen. Wie die Gesetze unbestimmt und unveränderlich waren, so waren auch die Strafen unbestimmt, ja aufs äußerste willkürlich und so streng, wie sie der jedesmalige Grad von Wuth erzeugte, die des Tyrannen Brust erfüllte. Köpfen, in Stücke hauen, Verwandlung der Häuser straffälliger Personen in Schutthaufen und das Verbrennen in einem glühenden Ofen sind Strafen, von denen wir wissen, daß sie auf Befehl der Könige in Babylon vollzogen wurden.

Der Gottesdienst und die Gelehrsamkeit der Babylonier sind so eng mit einander verbunden, daß es nicht leicht ist, dieselben in besondere Abtheilungen zu bringen. Denn die eigentlich sogenannten Chaldäer waren nicht nur ihre Priester, sondern auch ihre Gelehrten, deren ganze Wissenschaft indessen nur zum Behuf des Aberglaubens und Betruges diente. Diese Chaldäer, in so fern sie von den Babyloniern unterschieden wurden, waren gewissermaßen von dem Volke verschieden, und zwar weit mehr als jetzt die Geistlichkeit von den Laien. Sie hatten denselben Rang und dieselbe Stufe der Ehre in ihrem Lande, wie die egyptischen Priester in dem ihrigen.

Sie widmeten sich gänzlich den Angelegenheiten ihres Gottesdienstes; gaben vor, weissagen zu können und die Gabe des Wahrsagens zu besitzen nach dem Fluge der Vögel und der Besichtigung der Eingeweide, so wie die Auslegung der Träume zu verstehen, und alle die außerordentlichen Vorfälle und Erscheinungen in der Natur zu deuten, die den Menschen oder Völkern Gutes oder Uebel verkündigen sollen; und man glaubte von ihnen, daß sie mit ihren Zaubereien und Beschwörungen den Menschen Glückseligkeit oder Elend zuziehen könnten. Auch gaben sie vor, Gott habe die Sterne zur Regierung der Welt geschaffen, sie seiner Herrschaft theilhaftig gemacht und deßhalb in der Höhe aufgestellt; daher sey es natürlich, daß man sie preise, ehre und erhebe, ja sogar der Wille Gottes es mit sich bringe, daß sie hochgeschätzt, gefürchtet und angebetet würden, so wie ein König verlange, daß man seine Diener zu seiner eigenen Ehre verehre. So fingen sie an, den Sternen Tempel zu bauen, ihnen zu opfern, sie zu preisen und sich vor ihnen nieder zu beugen, damit sie durch die Vermittlung derselben die Gnade und den guten Willen Gottes erhalten möchten, so daß sie solche als Mittler zwischen Gott und sich ansahen. Denn die Nothwendigkeit einer Mittlersunterhandlung ist ein Begriff, der durchgängig unter den Menschen vom Anfang her herrschend war. — Da indessen in Dingen dieser Art, wo es keine unmittelbare Offenbarung gibt, auch keine beständige Verfassung stattfinden kann, so fanden sich im Lauf der Zeit Betrüger, welche vorgaben, von Gott selbst Befehl zu haben, daß dieser oder jener Stern oder alle auf diese oder jene Art verehrt und unter dieser oder jener Gestalt angebetet werden und sich kein Mensch von irgend einem Alter oder Stande von der Verehrung derselben ausschließen sollte, welches sie unverschämter Weise auf eine feierliche Art für eine Offenbarung ausgaben. So kam es, daß die Menschen anfingen, die Hütten oder Tempel mit Bildern anzufüllen, und dergleichen unter

Bäumen oder auf den Höhen der Berge aufzurichten; daß sie sich versammelten, ihnen gottesdienstliche Ehre zu erweisen; daß sie anfingen, alles Gute von denselben zu hoffen, und alles Uebel von ihnen, als dem Ursprung desselben, zu fürchten, und daß sie dieselben mit der größten Ehrfurcht verehrten und scheuten. Ihre schlauen Priester, die gegen die Süßigkeiten ihres Gewerbes nicht unempfindlich waren, fingen an, auf Einrichtungen der Pflichten und Uebungen zu denken, die von der leichtgläubigen und betrogenen Menge beobachtet werden mußten. Dies war der Ursprung der Abgötterei, dies waren die ersten Schritte ihres Fortgangs, und darin bestanden die ursprünglichen Lehrsätze der Sabier, die zuerst unter den Chaldäern Wurzel faßten und nachmals ihre Aeste so weit ausbreiteten, daß sie auf einmal alle Völker des Morgenlandes mit ihrer Dunkelheit überschatteten. Uebrigens ist doch gewiß, daß die ersten Bilderverehrer nicht Willens waren, unbelebtes Holz, Stein oder Metall anzubeten, und daß die Sabier bei ihrem Uebergange von der Planetenverehrung zum Bilderdienste vorgegeben hatten, die Kräfte des Planeten dem Bild eingeflößt zu haben, welches denselben vorstellen sollte, was sie durch gewisse Weihungsformeln und mancherlei Beschwörungen zu bewerkstelligen dachten, um damit von den Sternen ihre verschiedenen Arten von Geistern in die Bilder eines jeden herabzuziehen. Hieraus entsprang alle Thorheit der Telesine oder Talismane, und auf diesen vorgegebenen Grundsätzen einer sich mittheilenden wirkenden Ursache müssen alle Zweige der Zauberkunst und Hexerei ihren Grund gefunden haben.

Daß dies der erste Ursprung der Bilderverehrung war, ist gewiß, und daß eben derselbe zuerst von den himmlischen Körpern, den allersichtbarsten und zugleich prächtigsten, hergekommen, das erhellt aus den ersten Gottheiten aller heidnischen Völker, welche Saturn, Jupiter, Mars, Apollo, Mercur, Venus und Diana heißen und worunter wir nichts anders als die Sonne und den Mond

und die fünf größten Himmelslichter nächst ihnen verstehen können. So war der Gottesdienst der alten Babylonier, Assyrer und Mesopotamier, selbst vor den Tagen Abrahams, ja sogar in den Tagen Enos, des Sohnes Seth, von dessen Abkömmlingen gesagt wird, daß sie die Ersten waren, die sich auf die Sternkunde und die Sterndeuterei legten; und die Sabier selbst machten sich eine Ehre daraus, den Ursprung ihres Gottesdienstes von Seth herzuleiten, und behaupteten, ihren Namen von einem seiner Söhne, Sabius genannt, erhalten zu haben. — Später verfielen die Babylonier darauf, sterbliche Menschen sowohl als die himmlischen Körper zu vergöttern, und ihre ansehnlichsten Götter dieser Art mögen wohl ihre größten Krieger und mächtigsten Könige gewesen seyn. Die Vergötterung der Könige geschah indeß auf Befehl derselben, indem sie sich nicht begnügen konnten, etwas Geringeres als Götter zu seyn. Ninus war wahrscheinlich der Erste, welcher Bilder aufstellte, um sie anbeten zu lassen, und zwar besonders eins zu Ehren seines Vaters Belus, wobei er denjenigen, die zu denselben ihre Zuflucht nahmen, Freiheit und Verzeihung zugestanden hatte. Dieser Belus oder Pul hatte einen ihm zu Ehren errichteten Tempel in der Stadt Babylon und wurde als ihr vornehmster Gott verehrt, indem er der erste Stifter der ganzen assyrischen und babylonischen Macht und die Quelle der Ehrfurcht und aller Anbetung war, worauf seine Nachfolger zu Babylon und Ninive Anspruch machten. Ihm zu Ehren erbaueten sie auch den berühmten Thurm. — Eine andere Gottheit der Babylonier war die Benoth oder Mylitta (die Venus der spätern Zeiten). Sie war beiderlei Geschlechts, und man hatte die Gewohnheit, sie manchmal in Mannskleidern und zu anderer Zeit in Weibertracht, als Mars (bei den Babyloniern Thurras, Thourias) und Venus, zu verehren, wobei Männer und Frauen die Kleider mit einander wechselten, woher es wohl kam, daß Moses dem Mann eine

weibliche Kleidung anzulegen und, was dem Mann gehöret, den Weibern zu tragen verbietet. Demnach muß die Verehrung dieser Gottheit sehr alten Ursprungs gewesen seyn. Indessen treffen wir in der Ueberlieferung von der Semiramis so viel Umstände an, daß wir fast mit Gewißheit annehmen können, daß sie als die höchste Göttin der Babylonier unter beiderlei Geschlecht, als wollüstige Frau und kriegerische Heldin, angebetet wurde. Die Venus der Assyrer, die Astarte der Phönizier, und die Derceto oder Atargatis der spätern Philister wurden vielleicht alle von der Semiramis, der ersten Stifterin Babyloniens, oder wie sie sonst geheißen haben mag, hergeleitet, welche in den Mond, wie Belus oder Pul, der erste assyrische Monarch, in die Sonne versetzt wurde; auch alle die Jupiters und Junos und die übrigen, von denen man glaubte, daß sie einmal sterblich waren, sind vielleicht aus dieser Quelle herzuleiten, und wohl mag auf dieser assyrischen oder babylonischen Grundlage das ganze Gebäude der griechischen Vielgötterei errichtet worden seyn. Denn die Griechen hatten ihren Gottesdienst zum Theil von den Phöniziern und zum Theil von den Egyptern, die den ihrigen wieder ursprünglich von den Ufern des Euphrates und Tigris hatten, was sich auch aus dem gottesdienstlichen Zustande der Länder dies- und jenseits des Euphrates zur Zeit Abrahams schließen läßt. — Eine andere Göttin der Babylonier war Salambo oder Salambas, von der sie sagten, daß sie ein Geist oder eine Göttin gewesen sey, die ewig umherirrte und ihren verlornen Adonis betrauerte. Auch eine Göttin Schach, Saça oder Sheshach hatten sie, die wahrscheinlich die Erde oder die Gottheit war, welche die Römer unter dem Namen Tellus und Ops verehrten, und die zum Theil einerlei mit der Mylitta oder Rhea, der Mutter der Götter, war. Zum Andenken dieser Göttin feierten die Babylonier ein Fest, welches unstreitig den römischen Saturnalien ihren Ursprung gegeben hat. — Nebo oder Nabo war auch eine

assyrische oder babylonische Gottheit; seinen Namen findet man oft in den zusammengesetzten Namen der assyrischen und babylonischen Könige, und er mag wohl in großer Achtung bei ihnen gestanden haben und einer ihrer ältesten Götter gewesen seyn. Wenn es indessen wahr ist, daß er einerlei mit dem Chemosh oder Baal-Peor oder Phegor der Moabiter gewesen, und das, was von den unzüchtigen gottesdienstlichen Gebräuchen dieses Gottes gesagt wird, seine Richtigkeit hat, so können wir annehmen, daß der berüchtigte Sardanapalus den Platz dieses unverschämten Götzen in den letzteren Tagen des assyrischen Geschlechts eingenommen habe, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Babylonier ihn in diesen Gott verwandelten, als sie die Stadt Niniveh verheerten und die Könige daselbst ausrotteten. — Von einem Gotte Rach glaubt man, daß sie darunter die Sonne verstanden haben, und welcher demnach viel älter als Belus gewesen seyn müßte. — Nego und Nergal waren Götter dieses Volkes, die sie als Feuer verehrten; von einem anderen, Merodach, weiß man jedoch nicht, wie er verehrt wurde. Um übrigens das Verzeichniß der babylonischen Gottheiten vollständig zu machen, dürfen wir nur die Götter der verschiedenen Völker dazu zählen, welche wahrscheinlich von der Stadt Babylon entsprungen sind, und woher es auch kommen mag, daß Maimonides, wenn er von dem Tode des Thammuz redet, der als Märtyrer für den Gottesdienst der Sabier erschlagen wurde, uns berichtet, daß alle Götter der Welt zum großen Tempel der Sonne in Babylon geflogen kamen und daselbst den Tod des Thammuz betrauerten.

Einer der vornehmsten Lehrsätze der Sabier in Chaldäa war die Anbetung des Feuers, wozu sie die Wärme der Sonne, die gleichsam das Leben aller lebendigen Dinge ist, bestimmte.

Was die Verehrung des babylonischen Drachen betrifft, so ist unter demselben nur eine Schlange zu verstehen, deren sich die

Babylonier als Sinnbild ihres Gottes bedienten. Verschiedene Gründe der Schlangenverehrung werden, wie von den Egyptern, so auch von den Babyloniern angeführt, und während sie die Schlange als das Bild der Gesundheit und der Klugheit verehrten, machten sie dieselbe auch zum Sinnbilde des Betruges.

Im Gottesdienst waren die Babylonier nicht viel von den Egyptern verschieden. Die Ziege beteten sie, wie die Mendesier in Egypten, an, und die Zwiebel wurde von beiden Völkern mit gottesdienstlicher Ehrfurcht gleich hochgeachtet. Das Volk war nicht nur in zwei große Stämme, die Babylonier und sogenannte Chaldäer, abgetheilt, sondern es gab auch noch andere untergeordnete Stämme oder Secten unter ihnen. Drei derselben sollen von nichts als von Fischen gelebt haben, wodurch sie eben ein unter ihnen heiliges Gesetz gebrochen zu haben scheinen, welches zu Ehren ihrer großen Göttin beobachtet wurde, und weßhalb sich die Babylonier den Genuß dieser Thiere versagten, gerade so wie einige Egypter die Fische anbeteten, die andern sie aßen. Indessen mag es nicht aus Grundsätzen des Gottesdienstes geschehen seyn, daß diese von den Gebräuchen ihrer übrigen Landsleute abwichen, sondern es mag vielmehr einer Nothwendigkeit zuzuschreiben seyn, indem diese Stämme zwischen lauter Teichen wohnten, und an Getreide Mangel litten, welchen Mangel zu ersetzen, sie die Gewohnheit hatten, Fische an der Sonne zu dörren, sie dann in einen Teig zu verwandeln, zu backen und als Brod zu essen. Eine Gewohnheit der Einwohner von Borsippa, einem reichen Lande, wo es Fledermäuse von viel größerer Gestalt als an andern Orten gab, die man zur Speise einsalzete, scheint indeß ihren Grund mehr in irgend einem Aberglauben, als im Mangel zu haben.

Die Götzenbilder der Babylonier waren von Gold, Silber und Holz, und wurden in Procession umher getragen, begleitet

von einer großen Menge Volkes, das sie anbetete. Sie waren gekrönt und in Purpur gekleidet, und mit dem Dampfe des Weihrauchs ganz besudelt, obgleich sie oft sorgfältig gereinigt und gekleidet wurden. Ihre Tempel waren voll Rauch und Staub, den der zahlreiche Haufe der dahin Wallfahrenden verursachte. Ihre Priester sorgten ächt priesterlich nur für sich selber, und pflegten das Gold und Silber, was ihren Göttern dargebracht wurde, für sich zu behalten, um es meist an Frauenzimmer, die von dem Volke für heilig gehalten wurden, zu vergeuden. Dabei waren sie unablässig bemüht, ihren Bildern eine Menge von Kerzen und Lichtern anzuzünden und in den Tempeln mit ihren Bärten und glatt geschornen Häuptern unbedeckt und mit zerrissenen Kleidern da zu sitzen und vor ihren Göttern zu heulen und zu schreien, als wenn sie eine Wehklage über einen Verstorbenen hielten.

Menschenopfer waren bei den Babyloniern gebräuchlich, doch wurde diese Gewohnheit bald der menschlichen Natur so anstößig, daß sie die Priester nicht lange in Ansehen erhalten konnten. In den letzten Zeiten der Babylonier wenigstens scheint sie nur auf einen besondern Stamm eingeschränkt gewesen zu seyn; denn es heißt von den Sepharviten mit einer Art von Unterscheidung von den andern Babyloniern, daß sie ihre Kinder dem Adramelech und Anamelech, den Göttern der Sepharvaim, zu Ehren verbrannten. Auch finden sich Spuren dieser Grausamkeit in dem Gottesdienst und den Gebräuchen der syrischen oder vielmehr assyrischen Göttin zu Hierapolis, der zu Ehren sie ohne Empfindung ihre Kinder hinrichteten, indem sie dieselben von einer Stiege an dem Tempel der Göttin herabstürzten.

Unter den Gebräuchen der Assyrer und Babylonier ist die Art, wie sie die Verheirathung aller ihrer jungen Mädchen veranstalteten, einer der bemerkenswerthesten. Niemand hatte einiges Recht, seiner eignen Töchter wegen etwas zu verfügen; sondern sobald

sie in mannbarem Alter waren, wurden sie mit andern an irgend einem öffentlichen, dazu verordneten Platze ausgestellt und Stück für Stück verkauft. Die Schönsten wurden zuerst zum Kauf ausgesetzt und dem Meistbietenden übergeben. Waren alle die, welche ihrer Reize halber schätzbar waren, verkauft, so wurde das daraus erlös'te Geld zum Behuf einiger andern von ihnen angewandt, bei denen die Natur mit ihren äußerlichen Gaben nicht so freigebig gewesen war. Die Häßlichern wurden darauf denjenigen zuerkannt, die das wenigste Geld mit denselben zur Mitgabe verlangten, und die armen Freier, denen etwas Geld kostbarer war, als alle Schönheit eines Weibes, waren eben so fertig, einander herunter zu bieten, als vorher die reichen Männer sich um die schönen Damen einander überboten. Die Folge hiervon war, daß ihre jungen Frauenzimmer insgesammt verheirathet wurden, wobei die ärmere Klasse von Männern nur der besondern Einschränkung unterworfen war, daß sie Sicherheit geben mußten, das Mädchen wirklich zu nehmen, die sie zu heirathen eingewilligt hatten, ehe sie in den eigenen Besitz des Geldes gelangten, welches sie mit denselben zu nehmen eins geworden waren.

Wenn ein Babylonier bei seiner Frau geschlafen hatte, so räucherten sich beide mit heißem Rauchwerk, und waren sehr sorgfältig, sich gegen die Dämmrung zu waschen, weil sie sich, bis sie diesen pflichtmäßigen Gebrauch verrichtet hatten, selbst für unrein und irgend etwas anzugreifen für strafbar hielten.

Ein jede babylonische Frau mußte sich einmal in ihrem Leben fremden Männern in dem Tempel der Venus zur Umarmung überlassen. Eine Anzahl derselben saß, mit Schleifen und Kränzen geschmückt, an dem Thore des Tempels, während andere ein- und ausgingen. Sie waren in eine Linie gestellt und so eingetheilt, daß die Männer zwischen ihnen durchgehen konnten, um diejenigen, die ihnen am besten gefielen, auszusuchen. Wenn sich die Weiber

einmal vor dem Tempel niedergesetzt hatten, so war es keiner einzigen erlaubt, heimzukehren, bevor nicht irgend ein Fremder ihr ein Stück Geld in den Schooß oder Busen geworfen hatte, wobei der Mann, wenn er ihr das Geld zuwarf, sagte: „Ich rufe die Göttin Mylitta für dich an". Das Geld, so wenig es auch seyn mochte, durfte keineswegs ausgeschlagen werden, weil es für heilig gehalten wurde; eben so hatte auch die Frau die Macht nicht, irgend einen Mann auszuschlagen; erst nachdem sie seine Umarmung gestattet und die gewöhnlichen Ceremonien der Göttin zu Ehren verrichtet hatte, durfte sie wieder heimkehren, worauf jedoch keine Versuchung, so groß sie auch nur immer seyn mochte, zum Genuß einer solchen Frau verhelfen konnte. Die Schönen kamen bald davon, die aber nicht so glücklich waren, schmachteten eine lange Zeit, ehe sie das Gesetz erfüllen konnten, so daß sie bisweilen 2 bis 3 Jahre in einer unglücklichen Erwartung zubringen mußten. Die Reichen, welche sich schämten, mit dem geringern Volke da zu sitzen, ließen sich in einem bedeckten Fuhrwerke dahin bringen, worin sie sitzen blieben, während ihre Bedienten in einiger Entfernung auf ihre Rückkehr warteten.

Jedes Jahr feierten die Babylonier fünf Tage in einem Monate ein Fest, das sie Sacea oder Sacca nannten, während dessen die Knechte ihren Herren zu befehlen hatten und wobei einer derselben auf diese Zeit zum Haupte des Hauses bestellt wurde, und eine Art von königlichem Gewand trug, das sie Zogana nannten.

Die Art, wie sie mit ihren Kranken umgingen, war höchst sonderbar. Weil sie keine Aerzte unter sich hatten, so stellten sie die Kranken öffentlich an den volkreichsten Plätzen aus, damit Jedermann sie sehen und seine Meinung darüber geben sollte, wenn er einige Kenntniß von dem Falle entweder aus eigener oder fremder Erfahrung hatte; auch war es Keinem, der vorüber ging, er-

laubt, diese Pflicht zu unterlassen. Ihre Todten begruben sie in Honig und Wachs und betrauerten sie fast nach Art der Egypter.

Kein Volk der Erde konnte leichtgläubiger, wollüstiger, ausschweifender und abergläubischer seyn, als die Babylonier. Ihre Leichtgläubigkeit ergibt sich aus der Achtung, in welcher ihre Chaldäer, Priester oder Gaukler unter ihnen standen, und ihr Aberglauben aus ihrem Gottesdienst; ja so außerordentlich geneigt waren sie zur Abgötterei, daß wir sogar ein Beispiel finden, daß ihr großer Nebucadnezar vor Daniel niederfiel, ihn anzubeten. Ihre Schwelgerei wurde durch das Beispiel ihrer Fürsten gerechtfertigt, deren Leben alle Schranken des Anstandes und der Mäßigkeit überschritt, wovon uns das Gastmahl Belsazar's, als er die unglückliche Aufschrift an der Wand sah, ein Beispiel giebt. Doch war es des Königs Beispiel nicht allein; ihr Gottesdienst, wie er ihnen von ihren Priestern gelehrt wurde, machte sie zu dem wollüstigsten und verderbtesten Volke. Eltern und Ehemänner ließen es sich gefallen, ihre Weiber und Kinder um Geld den Umarmungen ihrer Gäste preiszugeben. Sie waren besonders große Trunkenbolde und ihre Weiber erschienen bei ihren Schwelgereien zuerst bescheiden und eingezogen, bis sie allmählig ihre Kleider ablegten und sich zuletzt ganz nackt sehen ließen; und diese Schamlosigkeit galt sowohl bei verheiratheten Frauen als bei den Jungfrauen noch obendrein für ein Stück einer guten Erziehung.

In ihrer Kleidung waren sie gegen andere Völker des Alterthums ziemlich weichlich und weibisch. Ihre Unterkleidung war eine linnene Weste, die ihnen bis auf die Fersen herabhing, worüber sie ein anderes Kleid von Wolle trugen, und über Alles endlich einen weißen Mantel oder Oberkleid. Ihre Häupter waren mit einer Tiara oder Mütze geziert, und ihre Leiber über und über mit Sesamöl gesalbt. Ein Jeder von ihnen trug einen Siegelring am Finger, und in der Hand einen künstlich gearbeiteten

Stab oder Zepter, der an der Spitze mit irgend einem besondern Zeichen oder Bilde, z. B. mit einem Apfel, oder einer Rose, Lilie, oder mit einem Adler 2c., geziert und ohne welches es nicht erlaubt war, mit solchen Stöcken oder Stäben zu erscheinen. An ihren Füßen trugen sie eine Art von Pantoffeln.

Das Volk war seiner Gelehrsamkeit wegen berühmt, besonders diejenigen, die eigentlich Chaldäer genannt wurden und die sowohl ihre Priester als Weltweisen, Sternseher, Sterndeuter und Wahrsager waren. Sie wurden ganz von den Babyloniern unterschieden, und bewohnten eine ihnen allein zugehörige Landschaft zunächst den Arabern und an dem persischen Meerbusen. Sie waren in verschiedene Secten eingetheilt, nämlich in die Orcheni und Borsippeni, und auch noch unter andern Unterscheidungsnamen bekannt, die entweder von verschiedenen Orten entlehnt waren, wo verschiedene Lehrsätze von gleichartigen Dingen behauptet wurden, oder von besondern Personen, die ihre eigenen Lehrsätze hatten. Viele ihrer Gelehrten waren berühmt und auch dem Namen nach unter den Griechen bekannt, als Adena, Naburian, Sudin und viele andere. Sie erlangten ihre Gelehrsamkeit nicht nach Art der Griechen, sondern durch Ueberlieferung vom Vater auf den Sohn. Sie wichen nie von demjenigen ab, was sie eingesogen hatten, wurden aber auch vermittelst eines hartnäckigen Fleißes, den sie auf ihr Vorhaben wandten, der Sache, warauf sie sich legten, völlig Meister. Sie glaubten, die Welt sey ewig; sie habe nie einen Anfang gehabt und werde auch nie ein Ende haben, obgleich sie dabei eine göttliche Vorsehung zugestanden, und behaupteten, die Bewegungen der Himmelskörper würden durch keinen blinden Zufall geordnet oder von selbst vollbracht, sondern vielmehr durch die Führung und Einrichtung einer höheren wirkenden Ursache oder eines Gottes geleitet. Sie waren wahrscheinlich die Ersten, welche die Sternkunde getrieben, und nicht mit Unrecht mag man behaupten, daß sie große

Fortschritte darin gemacht und nicht nur die genauen Bewegungen der himmlischen Körper entdeckt, sondern auch gewisse Einflüsse aufgefunden hatten, welche diese auf irdische Dinge haben.

Sie gründeten sich stark auf den Einfluß der Planeten, und besonders auf den des Saturns. Der nächste dem Grade der Hoheit nach war ihnen Sol oder die Sonne, Mars, Venus, Mercur und Jupiter, sechs in Allem. Diese nannten sie Ausleger, gleich als wenn sie durch ihre Bewegungen und Stellungen gegen einander auf eine augenscheinlichere Art den Willen und das Wohlgefallen der Götter andeuteten. Sie urtheilten bisweilen aus ihrem Aufgehen, bisweilen aber auch aus ihrem Untergange, ja oft auch aus der Farbe oder dem Grade ihres Lichtes, woraus sie Stürme, Regen oder Dürre, so wie auch die Erscheinung der Cometen, Sonnen- und Mondfinsternisse, Erdbeben und alle Vorläufer des guten oder widrigen Geschickes der Völker überhaupt, wie der Könige und anderen Personen insbesondere, weissagten. Unter diesen sechs Planeten gaben sie 30 andern Sternen ihren Platz, die sie rathgebende Götter nannten, und der Hälfte derselben legten sie die Kenntniß dessen bei, was unter der Erde, der andern Hälfte aber, was bei den Menschen oder in den Himmeln vorgehe. Sie gaben vor, innerhalb zehn Tagen steige immer einer von den obern dieser Sterne zu den untern herab, gleichsam als ein abgeschickter Bote von den oben befindlichen, und wechselweise steige auch einer von den unteren zu den oberen in eben der Eigenschaft hinauf, und diese gegenseitige Unterhandlung sey von immerwährender Dauer. Sie berichteten, der Häupter dieser rathgebenden Götter seyen 12 an der Zahl, wobei sie jedem derselben einen Monat im Jahr und ein ganzes Zeichen des Thierkreises einräumten. Von allen diesen Sternen gaben sie vor, daß sie ihre Einflüsse auf die Geburt der Menschen hätten und vorher verkündigten, was denselben nur irgend Böses oder Gutes ihr ganzes Leben hindurch

widerfahren würde. Weiter suchten sie aus dem Thierkreise 24 Sterne aus, und setzten 12 derselben gegen den Nordpol und 12 gegen Mittag. Diejenigen, welche uns sichtbar sind, setzten sie über die Lebendigen, und die, welche außerhalb unseres Gesichtskreises stehen, nannten sie die Gestirne der Todten, und diese Sterne machten sie zu Richtern aller Dinge. — Von der Erde glaubten sie, daß sie inwendig hohl sey, und sie wußten diese Lehre durch mancherlei Gründe zu unterstützen.

Sie lehrten, daß die verschiedenen Planeten ihren Umlauf durch die 12 Zeichen des Thierkreises verrichteten, doch schienen sie keinen Begriff von der unermeßlichen Entfernung einiger Planeten von der Sonne gehabt zu haben, und erklärten die Zeit, welche diese zu ihrem Umlauf nöthig hatten, bloß aus der Langsamkeit ihrer Bewegung, obgleich aus ihrem Lehrbegriff von dem Monde das Gegentheil hervorgeht, denn sie glaubten, daß derselbe seinen Umlauf am geschwindesten unter allen zurücklege, nicht seiner außerordentlichen Geschwindigkeit halber, sondern weil sein Kreislauf kleiner sey, als die Laufbahn irgend eines andern himmlischen Körpers. Auch lehrten sie, daß er nicht mit eigenem Lichte scheine und bei seiner Verfinsterung würde er in den Schatten der Erde versenkt. In Betreff der Sonnenfinsternisse waren sie ganz irrig und konnten auch die Zeit nicht bestimmen, wenn diese eintreten sollten.

Wie die Chaldäer die Gelehrten, so waren die Babylonier die Künstler dieses Volkes. Sie waren große Baumeister, geschickt im Metallgießen, überhaupt große Künstler und Erfinder. Mathematik und Mechanik müssen sie gut verstanden haben, was sich aus ihren ungeheuren Gebäuden schließen läßt, die ohne große Kenntniß der verschiedenen Zweige der Mathematik und Geometrie nicht zu Stande gebracht werden konnten. Indessen suchten die Babylonier, wie die Egyptier, mehr Ehre in der kolossalen Größe, als in der genauen Ausführung ihrer Gebäude. Ihre Gemälde und Bildsäulen, so

prächtig, reich und riesenmäßig sie auch waren, sind dennoch nicht denen zu vergleichen, welche durch die Meisterhand der griechischen Künstler später geschaffen wurden.

In welcher Vollkommenheit die Musik bei ihnen war, wissen wir nicht; daß sie aber verschiedene musikalische Werkzeuge hatten, können wir mit Gewißheit annehmen. Wollen wir aber ihre Geschicklichkeit im Wohlklange nach ihrer Malerei und Bildhauerkunst beurtheilen, so müssen sie auch in der Tonkunst den Griechen nachgestanden haben.

Ihrer Handarbeiten, besonders ihres reichen Stickwerks, ihrer köstlichen Kleidungen, prächtigen Teppiche und feinen Linnens wegen waren sie berühmt. So verkaufte Cato augenblicklich einen babylonischen Rock oder Mantel, der ihm durch Erbschaft zugefallen war, weil er sich denselben seiner Pracht halber gleichsam zu tragen schämte. Auch wurden zu Rom für eine Reihe babylonischer Vorhänge zu einem Speisezimmer 77,500 Gulden bezahlt. Die Babylonier hatten, wie die Tyrer, ihren Purpur, den sie aus einem Hafen, Apologus genannt, nahe am Euphrat, erhielten und in die morgenländischen Gegenden versandten. Indessen glaubt man nicht, daß der Purpur eine Entdeckung der Babylonier war, sondern daß sie sich von Tyrus aus damit versorgten. Einen Färbestoff, nämlich Alaun, sowohl natürlichen als künstlichen, hat übrigens ihr Land hervorgebracht.

Der Handel dieses alten Volkes muß sehr beträchtlich gewesen seyn, besonders zur Zeit, als Babylon auf der Höhe seiner Herrlichkeit gestanden hatte; denn wenn man nur das Ansehen dieses Reiches, nebst der bequemen Lage des Landes überhaupt und besonders seiner Hauptstadt betrachtet, so kann man nicht zweifeln, daß der Handel daselbst in einem außerordentlich hohen Grade geblüht haben muß. Babylon lag gleichsam recht in der Mitte der alten Welt, und vermittelst der 2 großen Flüsse, des Euphrates

und Tigris, hatte es eine leichte Communication mit den abendländischen und mitternächtigen Gegenden, wie auch mit den morgenländischen vermittelst des persischen Meerbusens, und so mußte der Handel einen so weiten Umfang, als nur irgendwo, gehabt haben. Eben dadurch wurde es ihnen auch leicht, ihre Sitten und Gebräuche, so wie ihre Götter und deren Dienst über viele Länder zu verbreiten, wo solche aller Wahrscheinlichkeit nach auch Eingang gefunden hatten.

Die Ruinen von Babylon.

Bei der Einnahme der Stadt durch Cyrus 539 Jahr vor Christi wurde die Stadt nicht zerstört und überhaupt wenig beschädigt, namentlich blieben die Mauern unversehrt, im Gegentheil bestimmte sie Cyrus nach Susa und Ecbatana zur dritten Hauptstadt des persischen Reichs und zur Winterresidenz. Erst nach der Empörung unter Darius und Hystaspes wurden Mauern und Thore niedergerissen und die Stadt so entvölkert, daß Weiber aus benachbarten Gegenden dorthin geschickt werden mußten, um der Bevölkerung aufzuhelfen. Xerxes beraubte die Stadt der goldenen Belusstatue, und ließ nach Andern selbst den Belustempel zerstören. Dieses Gebäude verfiel indessen und die von Alexander beabsichtigte Wiederherstellung wurde durch den Tod verhindert, den er dort fand. Blos mit dem Aufräumen des Schuttes waren 10,000 Menschen 2 Monate lang beschäftigt gewesen. Seitdem ward sie vernachlässigt und bald darauf baute Seleucus nicht weit von da Seleucia, welche neue Stadt durch ihre Privilegien so viele Einwohner an sich zog, daß Babylon entvölkert wurde, welches auch die Absicht der Seleuciden war. Auch erlitt es eine neue Zerstörung unter den parthischen Satrapen, ungefähr 130 vor Christi Geburt. Zur Zeit des Strabo und Diodor lag schon der größte Theil des Stadtbezirks innerhalb der Mauern wüste und wurde mit Getreide

RUINEN VON BABYLON



bestellt; nach Curtius war nur der vierte Theil bewohnt. Unter diesen Bewohnern waren aber vorzüglich viel Juden, wie auch noch Theodoret im 5. Jahrhundert anführt. Hieronymus ließ sich von einem persischen Mönche erzählen, daß auf den Ruinen von Babylon das Jagdrevier der persischen Könige sey, und die Mauern von Zeit zu Zeit ausgebessert würden, um die dazu nöthigen Thiere einzuhegen, und scheint darin eine wörtliche Erfüllung der Weissagung Jes. 13, 21. 22 zu finden.

Der Resident der ostindischen Kompagnie am Hofe des Pascha zu Bagdad, Claudius James Rich, hat sehr genaue und zuverlässige Untersuchungen an Ort und Stelle angestellt, und in seinen Memoiren On the ruins of Babylon mitgetheilt.

An der Stelle einer der glänzendsten Städte der Welt findet sich jetzt nur eine gigantische Masse von Trümmern und Schutthügeln, in der Nachbarschaft der Stadt Hella, die, von 6—7000 Einwohnern bevölkert, unter 32°18′ nördl. Breite, an der Ostseite des Euphrats, 48 englische Meilen von Bagdad, liegt. Die Ruinen fangen schon 9 englische Meilen östlich und 5 nördlich von Hella an. Sie bestehen aus Haufen und Hügeln von gebrannten und ungebrannten Ziegeln und Backsteinen, die größtentheils wieder zur Erde geworden sind, und finden sich theils auf der West-, theils und am nächsten auf der Ostseite des Stroms. Auf der Ostseite sind sie von 2 großen Erdwällen und dem Strome in einem länglichen Viereck begränzt und bilden 3 Hauptgruppen, die ohne alle Bäume sich in der Wüste, etwa 100 Fuß über dem Spiegel des Euphrats erheben. Am nördlichsten liegt die große Ruine, welche die Araber Mukallibé, oder nach dortiger Aussprache Mudschallibé, d. i. wo Alles drunter und drüber liegt, nennen, welche Della Valle und Rennell für den Thurm des Belus halten, ein Oblongum, dessen nördliche Seite 200, die südliche 219, die östliche 182, die westliche 133 Ellen lang ist.

Die größte Höhe betrug **141** Fuß und die Seiten sind nach **4** Himmelsgegenden gerichtet. Sie ist jetzt der Aufenthalt von allerlei Thieren: Stachelschweinen, Eulen, vielleicht Löwen und, wie die Anwohner sagen, von Satyrn und bösen Dämonen. Diese glauben auch, daß diese Massen durch die Sündfluth dorthin geschwemmt seyen.

Die zweite große Ruine, eine englische Meile südlich, wird von den Arabern **El Kasr** (das Schloß) genannt. Das Mauerwerk derselben ist so fest, daß es nicht möglich gewesen ist, Stücke davon abzubrechen. Es besteht aus vielen Mauern und Gängen, in die sich aber Niemand wagen will, weil Mehrere darin ihr Leben verloren haben. Von der Stadtmauer ist keine Spur vorhanden. Die wichtigste Ruine endlich, welche Niebuhr und Rich, und wohl mit Recht, für den Belus-Thurm hielten, liegt an der Westseite des Stroms, etwa **5** englische Meilen südwestlich von Hella, und wird von den Arabern **Birs Nimrod**, Thurm des Nimrod, von den Juden Nebucadnezars Gefängniß, genannt. Die frühern Reisenden kannten ihn nur aus Erzählungen oder sahen ihn, wie Niebuhr, aus der Ferne, erst Rich hat ihn untersucht. Die Ruine bildet einen Hügel, welcher ganz aus Backsteinen besteht, in der Gestalt eines Oblongums, **762** Ellen im Umfange. An der Westseite hat er **50** bis **60** Fuß Höhe, aber auf der Ostseite erhebt er sich in conischer Form bis zu **198** Fuß und man unterscheidet noch **4** Absätze, so daß also gegen die Hälfte der Höhe erhalten zu seyn scheint. Die einzige Schwierigkeit macht die Lage, da das Gebäude an der West- und nicht an der Ostseite des Flusses liegt. Da aber die Ansicht und Untersuchung des Denkmals selbst für eine Identität zu entscheiden scheint, so wird man in jener Angabe der Alten einen Irrthum, oder mit Rennell eine Veränderung des Flußbettes anzunehmen haben, welche letztere aber Rich für sehr unwahrscheinlich erklärt. Die Ruinen

imponiren übrigens lediglich durch ihre colossale Größe, nicht durch Schönheit; alle Ornamente und Sculpturen sind roh und barbarisch; doch ist auch das beste davon beim Aufbau von Ctesiphon und Seleucia weggeführt worden. Die merkwürdigsten Antiquitäten, welche man ausgegraben, sind Basreliefs mit Gestalten, die denen auf Persepolis ähnlich sind; Cylinder von Achaten und ähnlichen Steinarten, als Amulette gebraucht; viele Intaglios auf Onyxen, als andern Edelsteinen; aber gar keine Münzen. Bei weitem das Merkwürdigste sind die unzähligen keilförmigen Inschriften, welche sich auf den zu den Bauten verbrauchten Backsteinen, oder auf den ausgegrabenen Gemmen finden, und zwar zu demselben Geschlecht gehören wie die persepolitanischen, aber doch in der Gestalt der mehr nagel- als keilförmigen Zeichen, und in den Compositionen derselben abweichen. Sie finden sich fast durchgehends auf der nach unten gelegten Seite der Backsteine und scheinen nicht sowohl Namen und historische Nachrichten, als magische Formeln zur Sicherung gegen den Einfluß böser Geister zu enthalten.

Ninive h.

Die Hauptstadt Assyriens und die Residenz seiner Beherrscher, von der aber keine so ausführliche Beschreibung, wie von Babylon, auf uns gekommen ist. Indessen werden doch auch die geringen Umrisse genügen, sich selbst ein Bild dieser colossalen Stadt entwerfen zu können.

Assyrien, das seinen Namen vom zweiten Sohne des Sem, dem Asshur oder Assur, erhalten haben söll, mochte ungefähr 2000 Quadratmeilen groß seyn; seine Größe war jedoch zu verschiedenen Zeiten auch sehr verschieden, da bald mehr, bald weniger eroberte Länder, oft auch Babylonien, mit inbegriffen wurden. Es war von Mesopotamien, Armenien, Medien, Susiana umgeben, und war zum Theil das heutige Kurdistan. Sein Hauptfluß, der Tigris, schied es von Mesopotamien, und sein Grenzgebirge gegen Norden war der Berg Niphates.

Die Hauptstadt Ninive h oder Ninus (Wohnung des Nin)

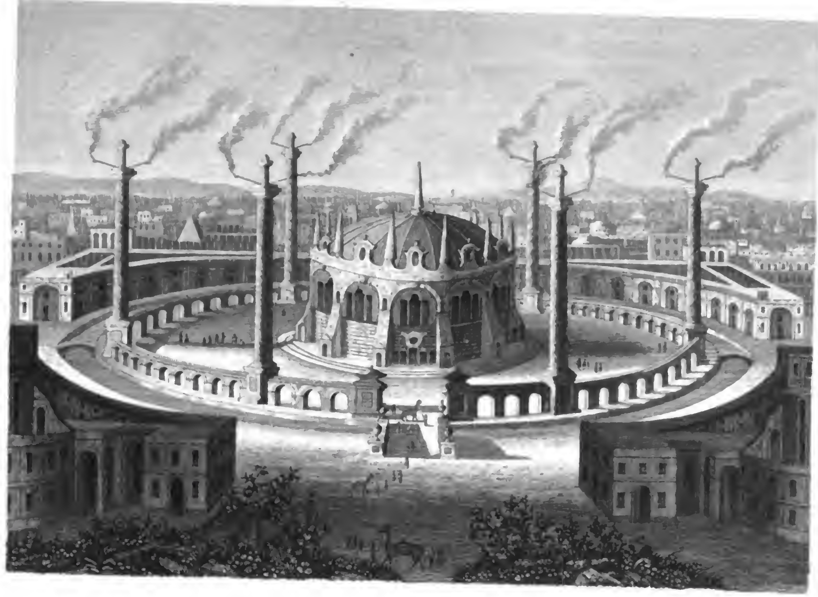


NINIVEH

lag an den Ufern des Tigris, an der Ostseite dieses Flusses, und soll bald von Assur, bald von Nimrod, bald von Nin erbaut worden seyn. Ruinen derselben findet man noch bei der Stadt Mosul. Ihre Größe soll die von Babylon noch weit übertroffen und 3 ganze Tagreisen lang gewesen seyn, und über anderthalb Millionen Einwohner gehabt haben, denn Jonas zählt 120,000 Kinder daselbst, welche die rechte Hand noch nicht von der linken zu unterscheiden vermochten. Ihre ebenfalls 100 Fuß hohen ungeheuren Mauern waren mit 1500 Thürmen, ein jeder 200 Fuß hoch, versehen, weßhalb man sie für uneinnehmbar hielt. Sie war noch zu Ptolemäus Zeit vorhanden, und wurde erst im 7. Jahrhundert durch die Araber gänzlich zerstört. Freilich war sie schon damals nicht mehr die ungeheure, reiche und mächtige Stadt und bei weitem nicht mehr so berühmt, als zur Zeit der assyrischen Könige, die alle Reichthümer und Schätze dahin zogen, und daher auch die Beute der Sieger viel geringer, als sie die Gegner des Sardanapalus dort fanden.

Jetzt liegt ein bloßes Dorf, Namens Nunia, an ihrer Stelle, von noch ansehnlichen Ruinen umgeben, aus denen die Stadt Mosul erbaut ist. — Niebuhr erzählt in seiner Reisebeschreibung: „Bevor man von dieser (östlichen) Seite nach Mosul kommt, reitet man durch Niniveh. Diese Stadt soll sich, nach der Meinung der Christen zu Mosul, von Kadikmed bis Jerendsja, welche Dörfer höchstens zwei deutsche Meilen von einander entfernt sind und am Tiger liegen, erstreckt haben; die Juden aber wollen behaupten, daß sie 3 Tagreisen lang gewesen sey. Ich erfuhr es nicht eher, daß ich an einem so merkwürdigen Orte war, als nahe am Flusse. Hier zeigte man mir ein Dorf auf einem großen Hügel, das man Nunia nennt, und eine Moschee, in welcher der Prophet begraben liegt. Die Juden haben bis auf den heutigen Tag noch viele Ehrfurcht vor diesem Grabe. — Ein anderer

Hügel in dieser Gegend wird Kalla Nunica oder das Castell von Niniveh genannt, auf demselben liegt ein Dorf Krindsjug. Zu Mosul, wo ich dicht am Tiger wohnte, zeigte man mir auch noch die Wälle von Niniveh, die ich auf meiner Durchreise nicht bemerkt, sondern für eine Reihe Hügel gehalten hatte."



DER SONNENTEMPEL.

Der Sonnentempel zu Ninive.

Die Abbildung dieses berühmten Gebäudes der ungeheuren Stadt, von dem man jetzt keine Spuren mehr findet, und das überaus prachtvoll gewesen seyn soll, verdankt man einer Medaille, die man in einer egyptischen Mumie gefunden hat, und welche sich in einer Münzsammlung des Pietro Bellori in Rom befand und an dessen Erben übergegangen ist; auf der Kehrseite der Münze ist die Sonne in ihrem vollen Glanze abgebildet. Auf 6 thurmhohen Säulen wurden unaufhörlich zum Himmel dampfende Opferfeuer unterhalten.

Bagdad.

Die merkwürdige und berühmte Hauptstadt der Provinz (Ejalet) gleiches Namens im heutigen osmanischen Asien liegt unfern den Ruinen des alten Babylon in einer weiten Ebene am östlichen Ufer des Tigris, die Vorstadt auf der westlichen Seite dieses Flusses. — Einstens war sie die unermeßliche Hauptstadt der Kalifen, die über das große arabische Kalifat herrschten, welches die angebautesten Länder in Asien und Afrika in sich faßte. Kalif Mansur hat sie im 8. Jahrhundert erbaut, und die Trümmer des alten Babylon mußten einen großen Theil der Baumaterialien liefern. Nach der Beschreibung der arabischen Geschichtschreiber hatte sie in ihrer Blüthenzeit mehrere Millionen Einwohner und 100,000 Moscheen, unter denen eine, Risafr genannt, 100,000 Menschen fassen konnte; außerdem zählte man daselbst 80,000 Basars, 60,000 Bäder, über 50,000 Collegien und höhere Schulen, 12,000 Karawansereien und eben so viel Mühlen. Drei Tage und drei Nächte gebrauchte man, sie zu umgehen, und ihre Mauern waren so breit, daß 60 Reiter nebeneinander auf denselben reiten



konnten. Man sieht, daß sie den alten Städten Babylon und Ninive wenig nachgab, ja sie in mehreren Dingen sogar weit übertraf, und wenn auch die arabischen Schriftsteller Manches übertrieben haben, so ist doch so viel gewiß, daß sie eine der größten, prächtigsten und bevölkertsten Städte des ganzen Orients war. In dieser fast an das Wunderbare grenzenden Stadt spielt ein großer Theil der phantasiereichen und noch unerreichten Mährchen der 1001 Nacht, und noch jetzt ist das Grabmal der schönen und eifersüchtigen Zobeide, der Gemahlin des großen Harun-Al-Raschid, der in diesen Mährchen eine bedeutende Rolle spielt, vorhanden.

Diese Stadt aber ist längst nicht mehr, und das heutige Bagdad kaum ein Schatten derselben. Zuerst zerstörten und eroberten sie die Mongolen 1259, sodann wurde sie im 15ten Jahrhundert zweimal von Timur erobert und verwüstet; 1537 ward sie eine Beute der Perser, 1554 der Osmanen, 1616 nahmen sie die Perser wieder ein und 1638 wurde sie den Osmanen nach einer sehr merkwürdigen Belagerung wieder zu Theil, so daß sie im 17ten Jahrhundert kaum 15000 Einwohner mehr zählte. Seitdem hat sie indessen wieder zugenommen. Sie ist mit ziemlich hohen Mauern, die mit Thürmen versehen sind, umgeben, und hat einen breiten und tiefen Graben. Die Vorstadt jenseits des Tigris ist durch eine 620 Fuß lange Brücke, die auf 50 Schiffen ruht, verbunden. Das Ganze kann wohl 2 Meilen im Umfang haben.

Die Straßen in der Stadt sind schmutzig, ungepflastert und so enge, daß sich kaum zwei Reiter ausweichen können; die Häuser der Reichen und Vornehmen sind von Backsteinen aufgeführt, doch nur von einem Stockwerke, und bequem und zum Theil geschmackvoll eingerichtet, mit venetianischem Fensterglase und artiger Malerei, umgeben mit angenehmen Gärten; die Häuser der gemeinen Volksklasse sind nur von Erde aufgeführt und äußerst unreinliche Hütten. Die zahlreichen Minarets, die 25 Hane, die Bäder

und andere öffentliche Gebäude können, trotz ihrer festen Bauart, mit denen zu Istambol, Haleb und Damas nicht in Vergleich gestellt werden. Die schönsten und breitesten Gebäude sind die Bazars und Besestans, welche zugleich die Hauptstraßen der Stadt bilden und zu ihrer Zierde dienen; sie sind gut gewölbt, sehr geräumig, und haben zu beiden Seiten Buden mit 4 bis 5 Fuß hohen Erhöhungen, worin die Waaren ausgelegt werden. Diese Bazars werden jede Nacht geschlossen. Die Citadelle oder das Schloß steht auf dem Ostufer des Tigris, an einem Ende der Stadt, in ihrem Umfange das Arsenal, das Serai des Pascha, ein sehr weitläufiges und gut möblirtes Gebäude in ihrer Nähe; vom alten Pallaste der Kalifen findet sich keine Spur mehr, wohl aber sieht man noch nebst dem Grabmal der Zobeide, der Gattin Harun-al-Raschids, das eben so prächtige Grabmal des Scheikh Abdol-Kadir-Gilani und das große Zollgebäude, vormals die Akademie Mostanserije; mehrere christliche Kirchen, auch ein katholisches Karmeliterkloster und viele osmanische Stiftungen und Mildthätigkeitsanstalten, aber außer einigen von Derwischen bewohnten Seminarien keine bestimmte öffentliche Schulen, keine öffentlichen Bibliotheken, nichts, was darauf hinwiese, daß Bagdad zu der Araber Zeit der Sitz der Künste und Wissenschaften war.

Sie ist jetzt der Sitz eines Molla der zweiten Klasse. Die Zahl der Einwohner gibt Silvestre de Sacy auf 95,000, Gardann auf 90,000 und Olivier auf 80,000 Individuen an, unter letzteren 50,000 Araber, 25,000 Osmanen, 1000 Kurden, 1500 Armenier, Jakobiten und Sabbäer und 2500 Juden, die in einem abgesonderten Quartiere wohnen. Allein unter diesen 80,000 Menschen sind die 12 bis 15000 Tadschiks, die sich hier des Handels wegen niedergelassen, und obgleich Schiiten, doch gerne geduldet werden, nicht begriffen. Es werden mehrere Arten von mechanischen Künsten getrieben, und man findet Handwerker aller

Art, zugleich viele Manufakturisten, die gestreifte seidene und baumwollene Zeuge, Gewebe von grober Floretseide, die man aus Ghilan kommen läßt und wovon besonders Hemden fabrizirt werden, leichte, aber sehr große gedruckte baumwollene Zeuge zu Matratzen und Ueberzügen, seidenen Sammet zu Kissen, Saffian, anderes Leder, Seife, wollene Zeuge, Kupfergeschirr verfertigen. Bedeutender als die Manufakturen ist der Handel, da Bagdad nicht allein den Umsatz der Provinz in Händen hält, sondern dabei einen beträchtlichen Speditions-, Kommissions- und Transitohandel treibt und der Mittelpunkt der Karawanen ist, die aus Ostindien und Iran, auch aus Dsagatai kommen, zugleich aber auf dem Euphrat und Tigris Waaren aus Basra empfängt. Auch ist sie der Vereinigungspunkt der iranischen Karawanen nach den heil. Städten. Sie ist daher der Sitz einiger europäischen Konsuln und eine Hauptzollstadt des osmanischen Asiens. Die Luft ist gesund, nur in den Sommermonaten die Hitze so drückend, daß die Einwohner in die Souterrains flüchten müssen; die Lebensmittel wohlfeil und Alles aus der Nähe zu erhalten; nur an Holz ist Mangel. Datteln kommen von Basra, Zuckerrohr aus Kufa, Reis von Wassith, Granatäpfel aus Schehrban und Orangen und Limonien aus den Gärten der Stadt.

Ihre Umgegend ist der klassische Boden für alle Moslemimen; auf jedem Schritte stößt man auf Grabmäler frommer und heiliger Männer, die der Stadt den Namen: „Bollwerk der Heiligen" erworben haben. Auf der Westseite der Stadt steht das feste Schloß Kuschlar Kalaassi; im Schlosse findet man auf der Ostseite die berühmten Ruinen des Tak-Kesra (des Pallastes von Khosra) und das Grabmal Selmans, des Bartscherers des Propheten, mit den Trümmern des alten Madain, einer der Residenzen der alten persischen Könige; am Kanale Nehr Melek das untere Sarsar und das Dorf Kuthi, wo Abraham geboren wurde

und Nimrod unterging; Imam Hasem, ein Kasaban auf dem Ostufer des Tigris, wo Abul Hanifa, einer der Stifter der 4 orthodoxen Sekten, begraben liegt. Er wird auch als Vorstadt von Bagdad angesehen. Imam Musa (Kazemein), ein Kasaban, der ebenfalls als Vorstadt von Bagdad angesehen wird, aber auf der Westseite des Tigris, Imam Hasem gegenüber, liegt. Er wird fast blos von Tadschiks bewohnt, ist ein Wallfahrtsort für diese, weil er die Gräber zweier von Ali abstammenden Kalifen enthält, und besitzt die prächtige Moskee Aga Muhammed. Hierher haben auch die Schiiten die Schätze und Heiligthümer von Imam Ali geflüchtet, seit Imam Hussein von den Wahabiten geplündert ist.

II. Syrien.

Im weiteren Sinne waren unter dem Namen Syrien alle Länder inbegriffen, welche zwischen Arabien und Egypten, dem Tigris und Cilicien lagen; allein das eigentliche Syrien, von den Hebräern Aran genannt, lag zwischen dem mittelländischen Meer und dem Euphrat. Zwischen diesem Fluß und dem Tigris aber lag Mesopotamien (Aram Naharajim), das jetzige Dschesira, welches durch die Ueberschwemmung der Ströme jedes Jahr befruchtet wurde.

Hier waren die Städte Edessa und Ur, wo Abrahams Vorfahren lebten, und Haran, wo er selbst sich eine Zeit lang aufhielt. Gegen Norden grenzte Syrien an Melitene und gegen Süden an Phönizien.

In der Bibel werden von demjenigen Theil Syriens, welcher an das Land Canaan grenzte und später Niedersyrien genannt wurde, folgende Landschaften angegeben: Zoba oder Aram Zobah, und nach den 70 Dollmetschern Sobal; es soll der Theil von Syrien gewesen seyn, den man in den folgenden Zeiten Cölesyrien, das

hohle Syrien, nannte. Schon zu den Zeiten Sauls war es ein ansehnliches Reich, welches seine eignen Könige hatte. Eine andere Gegend, Hemath oder Hamath, halten Einige mit Zoba für einerlei. Indessen finden wir in alten Schriften, daß Hemath und Zoba zu gleicher Zeit ihre besonderen und eignen Könige hatten, welche mit einander in Krieg verwickelt waren; folglich müssen auch diese Gebiete, wenigstens eine Zeit lang, von einander verschieden gewesen seyn. Hemath war die äußerste nördliche Grenze, so wie der Nil die südliche des Landes Canaan. Damascus, oder Aram Damesek, das damascenische Syrien, lag gegen Palästina, und erstreckte sich von Osten längs des Libanons hin. Eine andere Landschaft war Rehob oder Aram Rochob. Sie grenzte an den äußersten nördlichen Theil des gelobten Landes, und lag oben an dem Wege, oder der Bergstraße, welche nach Hemath führte. Der Stamm Asser bekam dieselbe zum Antheil. — Das Land Tob oder Aram Istob lag zwischen Machati und dem später sogenannten Galiläa der Heiden, und grenzte gegen Süden an Palästina. — Jenseits des Jordans lag Gesur oder Gessuri, welches bei der Eroberung und Besitznahme des Landes Canaan dem halben Stamm Manasse meistens zu Theil wurde. Es gab aber verschiedene Striche dieses Namens, unter welchen besonders derjenige merkwürdig ist, welcher am Berg Hermon zunächst an Basan und ganz oben an dem Lande der Amoriter lag, weil er seine eignen Könige hatte, die sich lange Zeit hindurch in diesem Ansehen erhielten. Diese Gegend war zwar nebst Maachath ebenfalls dem halben Stamm Manasse zugefallen; da aber die Israeliten die Heiden nicht gänzlich daraus vertrieben hatten, so wohnte noch ein syrisches Volk in dieser Gegend, weßhalb sie zum Unterschied der gleichnamigen das Gesur in Syrien genannt wurde. — Maachath oder Maachathi lag dicht unter dem Berge Hermon und grenzte ostwärts an Gesur. Der König dieses Landes ließ sich mit den Ammonitern

gegen David in ein Bündniß ein, wurde aber nebst seinen Bundesgenossen geschlagen.

Nach dem Tode Alexanders des Großen bekam Syrien unter der Regierung der Seleuciden eine andere Eintheilung, und zwar in folgende Provinzen: Seleucis oder Antiochene, es lag an dem syrischen Meer zwischen Cilicien und Phönizien; ferner Commagene, oben, nach Norden zu, zwischen dem Gebirge Amanus und dem Euphrat, und Cyrrhestica, unter diesem an dem Euphrat. Chalcidene, Chalybonitis und Palmyrene, nebst der palmyrenischen Wüste, zogen sich längs des Euphrates weiter gegen Süden herunter. Der ganze Strich, welcher in der Mitte des Landes, von Antiochene zwischen dem Orontes und den drei zuletzt genannten Landschaften lag, wurde Cölesyrien genannt. Das eigentliche Cölesyrien aber lag zwischen den Gebirgen Libanon und Antilibanon. Syrien, in der Mitte der alten Welt und unter einem sehr gemäßigten Himmelsstrich gelegen, war ungemein fruchtbar und der Boden leicht zu bearbeiten. Es brachte so viel Getreide hervor, daß die Syrer noch andere Gegenden damit versorgen konnten. Es ist fast durchgehends ein ebenes Land, voll anmuthiger Gegenden, welche von vielen Flüssen, Bächen und Quellen bewässert werden. Sowohl auf den Bergen als in den Thälern und Flächen waren die vortrefflichsten Weiden von köstlichen Kräutern und Staudengewächsen, weßhalb das Vieh sehr mastig und fett wurde. Der Wein, welcher in einigen Gegenden dieses Landes, besonders um den Libanon herum, wächst, übertrifft selbst den cyprischen, und war deßwegen bei den Alten sehr berühmt. Die syrischen Weine sind meistens roth. Auch brachte dieses Land Weihrauch, verschiedene Gewürze und wohlriechende Kräuter hervor, woraus die Einwohner sehr kostbare Salben verfertigten und in fremde Länder verkauften. — Daß Syrien auch Erz und Edelsteine hatte, läßt sich aus der Bibel schließen. David ließ, nachdem er den Hadadeser überwunden, eine

sehr große Menge Erz aus einigen syrischen Städten nach Jerusalem bringen, woraus später Salomo das eherne Meer, so wie auch Säulen und Gefäße verfertigen ließ. Auch wird der silbernen, goldnen und ehernen Kleinodien, welche Thoi, der König zu Hemath, dem König David zum Geschenk machte, und an einem andern Ort der syrischen Rubine und Krystalle gedacht. Bei den Alten wurde der syrische Alabaster unter die besten Steine dieser Art gerechnet.

Nur in Syrien soll es schwarze Löwen gegeben haben, und von den Schlangen dieses Landes erzählt man, daß sie keinen Eingebornen angegriffen, noch, wenn sie zufällig von einem getreten wurden, verwundet hätten. Dagegen sollen sie auf jeden Ausländer sehr erbittert losgegangen seyn, und denselben jämmerlich ums Leben gebracht haben. Die Syrer tödteten aus Erkenntlichkeit deßwegen auch keine von diesen gegen sie so bescheidenen und patriotisch gesinnten Schlangen.

Die bedeutendsten Flüsse des Landes waren: der Singas, er entsprang in Pierien, einer Landschaft in Seleucis, floß gegen Norden und ergoß sich, nachdem er seinen Lauf gegen Osten wandte, in den Euphrat.

Der Orontes, auch Typhon und Ophites genannt, war der größte und berühmteste Fluß in Syrien, der sehr reißend, aber schlammig und dessen Wasser und Fische ungenießbar waren. Er entsprang in Cölesyrien am Libanon, floß mitten durch Antiochien, und stürzte sich, nach einem weiten Lauf, in der Gegend der Stadt Seleucia in das syrische Meer. In einer unterirdischen Kluft, welche Charybdis genannt wurde, und zwischen Apamea und Antiochia lag, soll er verschwunden und, nachdem er 40 Stadien oder 1¼ deutsche Meile unter der Erde hingelaufen, wieder hervor gekommen seyn. Vor seiner Mündung in das Meer bildete er die kleine Insel Meliböa, wo Purpur gefärbt wurde. — Der Mar=

syas ergoß sich zwischen Apamea und Larissa in den Orontes. Der Chrysorrhoas entsprang aus dem Antilibanon und floß nach Damascus herab, wo er sich in sehr viele kleine Arme theilte, die aber endlich in einen Strom wieder zusammen kamen. Die Alten nannten ihn auch Paktolus, weil er Goldsand mit sich geführt haben soll, wiewohl er mehr wegen der ungemeinen Fruchtbarkeit, die er den um ihn her liegenden Gegenden gab, als wegen des Goldsandes, diesen Namen verdiente; denn er verwandelt sich daselbst in lauter Bäche, die das Land bewässern und die Felder fruchtbar machen. Jetzt wird dieser Fluß Barrady genannt. Die Gewässer Abana oder Amana und Pharphar waren nur Arme desselben.

Unter allen Gebirgen dieses Landes ist der Libanon am bekanntesten, dessen stets grünende und mit herrlichen Cedern bewachsene Höhen ihn zum König aller Berge machten. Der Antilibanon wird durch ein Zwischenthal von demselben getrennt. Der höchste Berg Syriens war jedoch der meist mit Wolken bedeckte Casius, auf welchem ein berühmter Tempel des Jupiter stand. Der Pierius war ein Berg, welcher zwischen Rhossus und Seleucia lag, sich gegen Norden erstreckte und mit dem Amanus vereinigte. Nach ihm wurde die um ihn her liegende Gegend Pieria oder Pierien genannt.

Die alten Einwohner Syriens sollen mit denen von Mesopotamien Nachkommen des Sem, nach andern Sagen eines gewissen Syrus, gewesen und aus Arabien und über den Euphrat gekommen seyn. Sie waren von Natur gesund und starken Körperbaues, fleißig und arbeitsam und zu schweren Arbeiten am besten geschickt, so daß der Name Syrer sehr verächtlich wurde und so viel als Knecht bedeutete. Indessen verleitete sie die Fruchtbarkeit ihres Landes zur Wollust und zur Schwelgerei, zur Weichlichkeit und Ausschweifungen. Sie bestrichen sich mit den kostbarsten Oelen

und Salben. Bei der Trauer um ihre Todten versteckten sie sich etliche Tage nach einander in Höhlen, um sich vor dem Sonnenlicht zu verbergen. Den Ackerbau betrieben sie emsig und ernteten reichlich die Früchte ihrer Bemühungen. Besonders aber legten sie sich auf die Gartenarbeit, und waren recht sinnreich, den lüsternen Geschmack ihrer Landsleute durch verschiedene liebliche Früchte und Gewächse zu reizen. Auch waren sie in allerlei künstlichen Arbeiten geübt; sie wirkten schöne und prächtige Tapeten und seidene Zeuge, die sie an die Tyrer verkauften. Nicht minder verfertigten sie die köstlichste Leinwand, welche bei den Alten in sehr hohem Werth gehalten wurde. Gleich ihren Nachbarn, den Arabern und Phöniziern, waren auch die Syrer Kaufleute, welche die Schätze, womit die Natur ihr Land vor vielen andern gesegnet hatte, gegen fremde Waaren mit Vortheil vertauschten oder verkauften. Sie durchzogen die ganze Welt, um sich zu bereichern, und scheuten dabei keine Mühe noch Gefahr. Die ismaelitischen Kaufleute, welchen Joseph verkauft wurde, kamen aus Gilead, und führten nebst der in der Bibel so sehr berühmten gileaditischen Wundsalbe auch noch Würze und Myrrhen mit sich nach Egypten, und diese mögen sie wohl aus Syrien, welches nicht weit von Gilead gelegen war, erhalten haben. Diese und ähnliche syrische Waaren standen wenigstens jederzeit bei den Ausländern in hohem Werth, und es ist auch gewiß, daß die Araber in den folgenden Zeiten bei den Syrern dergleichen Waaren abholten und die Sabäer und Gerrhäer die Syrer mit Gold bereicherten. Auch ist sehr wahrscheinlich, daß die Syrer von den ältesten Zeiten an mit den Phöniziern Handel trieben. Vielleicht sind sie auch unter dem Namen der phönizischen Kaufleute mit inbegriffen gewesen, weil diese Benennung von weiterem Umfange gewesen zu seyn scheint, als in den späteren Zeiten.

Die Arabier waren im Schiffswesen sehr erfahren, und die Tyrer bedienten sich derselben bei ihren Schifffahrten mit gutem Nutzen. Zur Zeit des Propheten Ezechiels trieben die Syrer sehr bedeutenden Handel mit Tyrus, und brachten Edelsteine, Purpur, Tapeten, köstliche seidene und leinene Stoffe, nebst verschiedenen andern kostbaren Waaren, so wie auch vortreffliche Weine und die schönste und feinste Wolle auf die Märkte dieser Stadt, und waren im Handel eben so listig und betrügerisch als die Phönizier.

Von den Gottheiten der Syrer sind nur sehr wenige Nachrichten vorhanden. Der Gad war einer der ältesten Götter derselben, und soll unter dem Stern des Jupiters verehrt worden seyn, welchen sie gewöhnlich auch den Stern der Gerechtigkeit zu nennen pflegten.

Einer ihrer vornehmsten Götter war Rimmon, welcher besonders in der Gegend von Damascus, wo er auch einen Tempel hatte, verehrt wurde. Wahrscheinlich wurde unter diesem Götzen die Sonne verstanden. Eine gewisse Gottheit Asimah wurde bei den Syrern von Hemath verehrt. Unter dem Gott Adad glauben Einige den syrischen Sonnengott verstehen zu müssen; wenigstens scheint der Beiname Adad, welchen die Sonne bei den Heliopolitanern führte, damit übereinzustimmen. Indessen war der Name Adad oder Hadad bei den alten idumäischen und syrischen Königen lange Zeit eben so gebräuchlich, als die Benennung der Ptolemäer bei den Königen von Egypten; und da die Syrer eben so, wie andere Völker, auf die ungereimte Thorheit geriethen, ihre Könige zu vergöttern und anzubeten, und einem König Benhadad göttliche Ehre erwiesen, sein Bildniß durch tägliche Umgänge ehrten und aus Unwissenheit sein hohes Alter rühmten, so ist wahrscheinlich dieser letztere mit dem Gott Adad eine Person. Bei den Emesern wurde der Elagabalos, eine sehr alte Gottheit, verehrt. Seine Bildsäule

bestand aus einem unbearbeiteten schwarzen Stein, welcher unten rund war und nach oben fast unmerklich abnahm, so daß er sich wie ein Kegel zuspitzte, und der vom Himmel gefallen seyn sollte. Man bemerkte einige erhabene Höcker und Figuren an demselben, welche man für Abbildungen der Sonne hielt, die aber gleichwohl nicht von Menschenhänden gemacht worden seyen.

Der Gott Aglibolus stellte ohne Zweifel die Sonne oder den Belus vor, so wie Malachbelus den Mond oder den Gott Lunus, welch letzterer mit einem zunehmenden Mond und einer Krone abgebildet wurde. — Die große syrische Göttin Atergatis, die griechische Derceto, wurde in Hierapolis verehrt. Sie war zugleich die Minerva, Diana, Venus, Rhea ꝛc., also die oberste der Göttinnen.

Syrien wurde anfangs von vielen kleinen Königen regiert, deren Reiche nach den Hauptstädten, die darin lagen, benannt wurden. In der jüdischen Geschichte wird besonders der Könige von Zoba, von Damascus, von Hemath und von Gesur gedacht, wovon die beiden ersteren die mächtigsten waren. Als erklärte Feinde der Juden führten sie sehr blutige Kriege mit denselben, die aber meistens zu ihrem Nachtheile ausfielen und endlich ihren gänzlichen Untergang herbeiführten.

Von dem Ursprunge des Reiches Zoba und von dessen ersten Königen wissen wir nichts Zuverlässiges. Unter der Regierung des jüdischen Königs Saul wird der Könige von Zoba zum ersten Male gedacht, allein nicht weiter, als daß sie von diesem König geschlagen wurden. Unter Hadadeser war das Reich Zoba auf den höchsten Gipfel seiner Macht gestiegen. Dieser war ein sehr herrschsüchtiger König, welcher nach der Oberherrschaft über ganz Syrien trachtete und es auch fast ganz unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte. Allein gegen den König David, welcher das dem Abraham und seinen Nachkommen verheißene Land bis an den Euphrat in

Besitz nehmen wollte, verließ ihn das Glück. Er verlor in zwei Feldschlachten gegen denselben seine größte Macht, worauf dieser einen großen Theil Syriens, und besonders von Damascus, welches in dem letzten Treffen den Hadadeser mit Kriegsvölkern unterstützt hatte, in Besitz nahm, und mit sehr reicher Beute an Gold und Erz nach Jerusalem zurückkehrte. Sobald sich Hadadeser erholt hatte, suchte er sich wegen des erlittenen Verlustes an David zu rächen, und schickte deßhalb, nebst andern syrischen Königen, dem Hanon, dem König der Ammoniter, welcher durch eine unbesonnene That in einen Krieg mit David verwickelt worden war, eine ansehnliche Kriegsmacht zu Hülfe, welche aber sämmtlich in die Flucht geschlagen wurden. Nicht lange darauf entschloß sich Hadadeser, das Aeußerste gegen David zu versuchen. Er zog deßhalb seine ganze Kriegsmacht zusammen, und bot alle seine Vasallen in Syrien und Mesopotamien zusammen auf, um den Ammonitern noch einmal beizustehen. Allein er war nicht glücklicher als vorher.

David, welcher nicht wartete, bis die Syrer sich mit den Ammonitern vereinigt hatten, zog dem Feldhauptmann des Hadadeser über den Euphrat entgegen, griff dessen ungeheures Heer an und schlug es in die Flucht. Die Könige, welche bisher dem Hadadeser unterwürfig waren und gleiches Schicksal mit ihm hatten, unterwarfen sich dem David, und nöthigten dadurch vielleicht auch den Hadadeser, ihrem Beispiele zu folgen, indem die Geschichte von dieser Zeit an gänzlich von ihm schweigt.

Aus den Trümmern von Zoba entstand das Reich von Damascus. Reson, einer der Hauptleute des Hadadeser, benutzte das Unglück seines Herrn, verließ ihn nebst einem Theil seiner ihm untergebenen Völker und streifte mit ihnen im Lande umher. Diese bemächtigten sich unter der Regierung des Salomo der Stadt Damascus, machten Reson zu ihrem König, und entrissen den

Israeliten dieses herrliche Land. Die Nachfolger des Reson, Hesion und Tabrimon, scheinen mehr bemüht gewesen zu seyn, sich in ihrem neuen Reiche festzusetzen, als dasselbe zu erweitern, indem Tabrimon sich mit dem Abia, König in Juda, in ein Bündniß eingelassen hatte.

Sein Sohn und Nachfolger Benhadad I. scheint schon seine Macht und sein Ansehen bei auswärtigen Königen vergrößert zu haben. Er lebte zu einer Zeit, in der die jüdischen Könige sich einander selbst aufzureiben suchten, und ihm die erwünschteste Gelegenheit an die Hand gaben, seine Herrschaft auf ihre Kosten zu erweitern. Baesa, der König in Israel, hatte ihn zwar anfangs durch ein Bündniß wider den Assa, König in Juda, auf seine Seite gebracht; allein die großen Schätze, welche ihm Assa darauf zum Geschenk schickte, blendeten ihn so, daß er die Waffen gegen seinen bisherigen Bundesgenossen kehrte und ihm das ganze Land Naphthali wegnahm. Daß Benhadad auch später gegen Amri, König in Israel, glückliche Kriege führte, läßt sich daraus schließen, daß er in dessen neuerbauten Residenz Samaria Majestätsrechte ausübte.

Benhadad II. setzte den Krieg seines Vaters gegen die Könige von Israel ernstlich fort. Mit 32 Königen, die seine Vasallen waren, brach er in das Königreich Israel ein und überschwemmte dasselbe mit einem furchtbaren Heere. Ahab, der einer solchen Macht nicht widerstehen konnte, nahm anfangs alle billigen Bedingungen an. Da er sich aber allen gebieterischen Anforderungen Benhadads nicht gänzlich unterwerfen wollte, so wurde dieser dergestalt erbittert, daß er bei seinen Göttern schwur, ein so mächtiges Heer vor Samaria zu führen, daß keine Spur von dieser Stadt mehr übrig bleiben sollte, wenn jeder seiner Soldaten auch nur eine Handvoll von ihrem Schutte wegnehmen würde. Doch

ging diese Drohung nicht in Erfüllung, sondern Benhadads ganze Heeresmacht wurde von einem kleinen Haufen der Israeliten geschlagen.

Ein Jahr später wollte er mit einer gleich großen Macht sein Heil abermals gegen die Israeliten versuchen; allein diese, von dem früheren Siege aufgemuntert, zogen ihm, obgleich klein an der Zahl, muthig entgegen. Bei Apheka kam es zur Schlacht, in welcher 100,000 Syrer blieben, und die noch übrigen Trümmer des Heeres, 27,000 Mann, sollen unter dem Schutt der eingefallenen Mauern zu Apheka, wohin sie sich retten wollten, begraben worden seyn. Benhadad, der gleichfalls seine Zuflucht nach Apheka genommen hatte, verlor mit seiner Macht auch allen Muth, so daß er sich seinem Ueberwinder unterwarf und denselben bat, ihm das Leben zu schenken, und er erhielt von dem großmüthigen Ahab, der sich mit dem über ihn erfochtenen Sieg begnügte, noch mehr, als er verlangte. Dieser ließ sich von seinem überwundenen Feind nur die Städte, welche dessen Vater dem Amri entrissen hatte, nebst den Gerechtsamen, die er in Samaria ausübte, abtreten, und erlaubte ihm, als ein Freund und Bundesgenosse, wieder in sein Reich zurückzuziehen. Benhadad weigerte sich indessen, die Stadt Ramoth in Gilead abzutreten, worüber ein neuer Krieg entstand, in welchem Ahab das Leben verlor. — Einige Zeit darauf wollte Benhadad abermals einen Einfall in das Land Israel machen; da er aber erfuhr, daß der Prophet Elisa dem König Joram, Ahabs Sohn, auch seine geheimsten Absichten entdeckte, so fand er es für jetzt nicht rathsam, diese auszuführen. Dessen ungeachtet konnte er nicht lange ruhig seyn, sondern zog noch einmal vor Samaria, welche Stadt er mit seiner ganzen Macht belagerte und durch Hungersnoth zur Uebergabe zu zwingen gedachte. Als es aber mit der bedrängten Stadt aufs äußerste gekommen war, wurde sie plötzlich auf eine höchst

wunderbare Weise errettet. Während einer Nacht befiel das syrische Heer nämlich eine so außerordentliche Furcht, daß die Soldaten eiligst die Flucht ergriffen und Lager, Rüstungen, Waffen und Gepäcke den Belagerten zur Beute zurückließen. Dieses war der letzte Krieg, welchen Benhadad mit den Israeliten führte. Er fiel bald darauf in eine gefährliche Krankheit, und schickte deßhalb dem Propheten Elisa, welcher in diese Gegend gekommen war, den Hasael mit Geschenken entgegen, um von ihm zu erforschen, ob er von seiner Krankheit genesen würde. Der Prophet befahl dem Hasael, seinem Herrn zu erwiedern, daß er genesen sollte; doch bemerkte er ihm zugleich, daß Benhadad sterben und Hasael den königlichen Thron zu Damascus besteigen und den Israeliten viel Schmach und Herzeleid zufügen würde. Der Diener berichtete seinem König die Antwort des Propheten, allein schon den folgenden Tag erstickte er ihn in seinem Bette. Benhadad, der Damascus mit prächtigen Tempeln geziert und Vieles zum Ruhme des syrischen Namens beigetragen hatte, wurde nach seinem Tode von den Syrern göttlich verehrt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Hasael, um den Verdacht des Königsmordes von sich abzulehnen, zu dieser Vergötterung Anlaß gegeben habe.

Hasael bestieg gleich nach dem Tode Benhadads den erledigten Thron, und unter ihm gelangte Damascus auf den höchsten Gipfel seiner Hoheit und Macht. Er war eine derbe Geißel für die Juden und ihre unartigen Könige, die er oft aufs empfindlichste züchtigte.

Einige Zeit nach seiner Thronbesteigung gaben ihm die Könige Joram in Israel und Ahasia in Juda Gelegenheit, seine siegreichen Waffen gegen diese Reiche zu wenden. Einen Hauptangriff unternahm er auf das israelitische Reich unter dessen König Jehu, eroberte alle Länder jenseits des Jordans,

welche die Stämme Ruben, Gad und der halbe Stamm Manasse besaßen, so wie auch Gilead und Batanäa, wo er, wie Josephus meldet, Alles mit Feuer verheerte und die Einwohner schonungslos niedermachen ließ. — Unter Joahas, dem Sohn und Nachfolger Jehu's, wurde das israelitische Reich durch Hasael's Angriffe äußerst entkräftet.

Nachdem Hasael einige Zeit mit seinem Heere ausgeruht und es wieder verstärkt hatte, kam die Reihe auch an den jüdischen König Joas. Die Syrer gingen über den Jordan, drangen in das Land ein, rückten unter andern vor die Stadt Gath, welche die ehemalige Hauptstadt und der Wohnsitz der philistischen Könige war, damals aber unter jüdischer Botmäßigkeit stand, eroberten dieselbe und machten sie dem Erdboden gleich. Von hier ging Hasael auf Jerusalem los, und würde, nachdem er des Joas Heer geschlagen hatte, auch ohne Zweifel diese Stadt in seine Gewalt bekommen haben. Der jüdische König aber, der hierüber in die größte Bestürzung gerieth, wollte sich nicht durch eine Belagerung der äußersten Gefahr aussetzen, sondern sandte dem furchtbaren Hasael sowohl seine als des Tempels Schätze, nebst andern Kostbarkeiten, und erkaufte dadurch einen sehr theuren Frieden, worauf das syrische Heer wieder abzog.

Seine Residenz, die Stadt Damascus, bereicherte Hasael nicht nur außerordentlich, sondern schmückte sie auch aufs prächtigste aus und gab ihr überhaupt ein wahrhaft königliches Ansehen, weßhalb er aber auch von den Damascenern nach seinem Tode vergöttert wurde.

Benhadad III., seinem Vater Hasael in nichts ähnlich, folgte diesem in der Regierung, die für die Syrer eben so unglücklich, als die des Hasael glänzend war. Der israelitische König Joas schlug ihn dreimal, wodurch Alles wieder verloren ging, was sein Vater durch seine Siege an das syrische Reich gebracht hatte.

Jerobeam, des Joas Nachfolger, verfolgte die Eroberungen seines Vaters mit erwünschtem Glück. Nachdem er die Syrer geschlagen, bemächtigte er sich fast des ganzen Landes, besonders aber der Städte Damascus und Hemath. Dadurch hatte er sich wahrscheinlich auch den Benhadad zinsbar gemacht, und es mögen die Israeliten die Syrer wohl bis auf die Unruhen, welche nach der Hinrichtung des Zachariä im israelitischen Reich ausgebrochen waren, in Unterthänigkeit erhalten haben. Allein bei diesen zu solchen Versuchen günstigen Zeitumständen scheinen die Syrer die Gelegenheit benutzt und sich vom Joch der Israeliten befreit zu haben.

Der letzte damascenische König war Rezin. Ob er dem königlichen Stamm von Damascus entsprossen war, ist ungewiß. Gegen das Ende seiner Regierung trat er mit dem israelitischen König Pekah wider das Königreich Juda in ein Bündniß. Beide griffen das Land zugleich an, durchstreiften es, alle möglichen Feindseligkeiten verübend, und schlossen den Ahas durch eine Belagerung sehr enge ein, mußten aber unverrichteter Sache wieder abziehen.

Indessen griff Rezin mit seinem Bundesgenossen den König Ahas ein Jahr später mit mehr Nachdruck an. Sie hatten ihr Heer in drei Haufen getheilt und fielen an drei verschiedenen Punkten zugleich das Königreich Juda an. Rezin streifte mit seinem Heer bis an das rothe Meer, eroberte Elath, und nachdem er die Einwohner daselbst hatte niederhauen lassen, bevölkerte er diese Stadt mit Syrern, worauf er sich noch vieler festen Plätze bemächtigte, Alles ausplünderte, viele Juden gefangen nahm, und mit reicher Beute wieder heimzog.

Ahas, der sich in der größten Noth befand, suchte fremde Hülfe, die er auch von dem assyrischen König Tiglatpileser erhielt, wiewohl unter Bedingungen, die sein und anderer Reiche Verder-

ben und Untergang bereiteten. Tiglatpileser säumte nicht, eine so günstige Gelegenheit vortheilhaft zu benutzen. Syrien mußte zuerst seinen mächtigen Arm fühlen. Rezin ward in einem Treffen geschlagen, sein Heer überwunden, Damascus erobert, und das ganze Land dem assyrischen Könige unterworfen. Dies war der Untergang des damascenischen Königreichs.

Ueber den Ursprung, die Fortdauer und die Könige des Reiches Hemath sind nur dürftige Nachrichten vorhanden. Thoi, Thogu oder Thenus, wie ihn Josephus nennt, ist der erste König der Hemathiter, von dem sich etwas Zuverlässiges findet. Mit Hadadeser, dem mächtigen und herrschsüchtigen König von Zoba, seinem gefährlichen Nachbar, der ihn wahrscheinlich zu unterjochen beabsichtigte, lebte er in Feindschaft. Erwünscht war ihm daher die Niederlage dieses Feindes durch David, an den er sogleich seinen Sohn Hadoram mit reichen Geschenken sandte, um seine Freude über diesen Sieg zu bezeugen und sich Davids Freundschaft zu versichern.

Sein Sohn Hadoram oder Joram folgte ihm wahrscheinlich in der Verwaltung des hemathitischen Reiches. Später kam dies Königreich an Damascus und erfuhr mit diesem bis auf die Zeit des assyrischen Königs Tiglatpileser gleiche Schicksale. Indessen scheint es noch einmal sein früheres königliches Ansehen erneuert zu haben, bis endlich die Einwohner von dem Asarhaddon weggeführt wurden, und somit das alte Königreich Hemath sein völliges Ende erreichte.

Die Könige von Gesur scheinen zu den Zeiten der übrigen syrischen Könige in keinem großen Ansehen gestanden zu haben. Josephus nennt den Großvater des Absalon, mütterlicher Seite, bloß einen Dynasten oder Fürsten der Landschaft Gesur. Ammihud hat vermuthlich zu den Zeiten Sauls, vielleicht auch noch etwas früher, in diesem Lande regiert. — Thalmai, Ammihud's

Sohn, hatte eine Tochter, Namens Maacha, mit der sich David vermählte und den Absalon und die Thamar erzeugte. Absalon floh zu diesem Thalmai, als er seinen Bruder Ammon wegen der begangenen Blutschande mit seiner Schwester Thamar ermordet hatte, und hielt sich 3 Jahre lang bei ihm auf. Die Einwohner dieses kleinen Reiches scheinen von den assyrischen Königen Salmanasser und Asarhaddon weggeführt und in andere Länder verpflanzt worden zu seyn.

Nach dem Sturze des persischen Reiches geriethen auch diese Länder in die Gewalt der Griechen, und als nach dem Tode Alexanders seine Feldherren in langer Fehde über sein Erbe stritten, bildete einer von ihnen, Seleukus Nikator, etwa 20 Jahre nach des großen Königs Tode, ein Reich Syrien, welches beinahe alle asiatischen Provinzen des ehemaligen persischen Reiches umfaßte. Unter seinen Nachfolgern ging manche Provinz wieder verloren, besonders entriß Arsaces, der Gründer der parthischen Monarchie, den Griechen die meisten östlichen Gegenden ihres Reichs. Noch einmal zwar, unter Antiochus dem Großen, 224—187 vor Chr., wurde Klein-Asien und der Osten bis gegen Indien, wieder erobert; als aber Antiochus, vom Hannibal, dem er Schutz verliehen, gereizt, an den griechischen Händeln Theil genommen, ward er von den Römern 190 bei Magnesia geschlagen und mußte ihnen ganz Klein-Asien abtreten. Von nun an sank das syrische Reich durch äußere Kriege und innere Unruhen immer mehr, und in den Kampf der Römer mit Mithridates und mit Tigranes, König von Armenien, verwickelt, ward das ganze Reich zertrümmert und zur römischen Provinz, 64 J. v. Chr.

Bis ins siebente Jahrhundert machte Syrien einen Bestandtheil des oströmischen Reichs aus und war berühmt durch den Reichthum, aber auch durch die Weichlichkeit und Sittenlosigkeit seiner Bewohner. Als die Araber, von religiöser Begeisterung

getrieben, aus ihrem Lande vordrangen, eroberten sie mit leichter Mühe Syrien 636, und es blieb unter einigen innern Unruhen bis 968 in ihrem Besitz, wo es ihnen von den fatimischen Chalifen aus Egypten entrissen ward. Diese besaßen es bis 1078, wo die seldschuckischen Türken es eroberten, denen die Fatimiten es kurz vor der Ankunft der Kreuzfahrer wieder entrissen. Das rohe Betragen der Türken gegen die vielen Pilgrime, welche Jerusalem besuchten, und gegen die im Lande ansässigen Christen, war die nächste Veranlassung der Kreuzzüge. Gottfried von Bouillon eroberte Jerusalem 15. Juli 1099 und ward zum König von Jerusalem erwählt. So lange der erste Eifer der Kreuzfahrer anhielt, verbreitete sich die christliche Herrschaft über einen bedeutenden Theil Syriens, als aber dieser Eifer bald anfing, nachzulassen, die Muselmänner sich von ihrem ersten Schrecken erholten, die Hülfe aus Europa immer spärlicher erfolgte, die Ungewohnheit des Klimas Viele dahinraffte und vorzüglich Zwietracht unter den Christen selbst immer mehr überhand nahm, wurden ihnen nach und nach alle ihre Besitzungen wieder entrissen, bis Selaheddin oder Salladdin, von dem Geschlecht der Ejubiden aus Egypten, durch Kühnheit, Großmuth und Liebe zu den Wissenschaften ausgezeichnet, am 3. Oct. 1186 Jerusalem selbst eroberte. Noch blieben den Christen mehrere feste Plätze an der Küste und Kaiser Friedrich II. errang selbst auf 10 Jahre von 1229—1239 den friedlichen Besitz von Jerusalem wieder; als aber in Egypten sich der kriegerische Stamm der Mammelucken erhob, gingen von 1262—1291 auch alle noch christliche Besitzungen an sie über. Endlich 1517 ward ganz Syrien von den Türken erobert, in deren Besitz es sich noch jetzt dem Namen nach befindet, obwohl es durch einen 1833 beendigten Krieg dem mächtigen Pascha von Egypten unter türkischer Hoheit abgetreten worden ist, welcher auch zugleich die Statthalterschaft von Adana in Kleinasien, einen Theil des alten Ci-

liciens, erzwungen hat. — Von den ältern Bewohnern des Landes ist keine Spur mehr vorhanden; die griechische Herrschaft hatte während ihrer langen Dauer so tiefe Wurzel geschlagen, daß alle Einwohner zur Zeit der arabischen Eroberung als Griechen zu betrachten waren, daher auch jetzt die überwiegende Mehrzahl aus Griechen und Arabern besteht. Die arabische Sprache ist die allgemeine Landessprache; das alte Syrische ist bis auf die letzte Spur verschwunden, und das Türkische wird nur von einigen Einwohnern verstanden. Außer den Griechen und Arabern, welche die Hauptmasse in Dörfern und Städten ausmachen, leben noch theils in einzelnen Districten, theils als Nomaden umherziehend, folgende Völkerschaften in Syrien. Zu den Ansässigen gehören: 1) die Asariès oder Nosairen, ein räthselhaftes Völkchen, welches den nördlichen Theil des Libanon, zwischen dem Orontes und Tarablus, an der Seeseite bewohnet. Einige halten sie für Ueberreste der alten heidnischen Bewohner, und in der That gehören sie weder zu den Christen, noch zu den Muhammedanern; sie sollen die Sonne anbeten und die Seelenwanderung glauben. Der Stifter ihres Glaubens, ein gewisser Nasar, soll am Ende des 9ten Jahrhunderts gelebt haben. Sie sind ein sanftes harmloses Völkchen, in mehrere Stämme getheilt, und von den Muhammedanern verachtet und gedrückt; ihre Zahl beträgt höchstens 60,000 Seelen. Ihre südlichen Grenznachbarn sind: 2) die Maroniten. Schon im 6ten Jahrhundert, im Zeitalter der heftigsten religiösen Streitigkeiten im oströmischen Reiche, wurde der Libanon die Zuflucht der wegen politischer oder religiöser Meinung Verfolgten, welche hier in unzugänglichen Gebirgsgegenden ihre Freiheit behaupteten. Ein heilig geachteter Mönch, Marun, soll jenen Flüchtlingen den Namen gegeben haben. Ihre Lage setzte sie in den Stand, sowohl den Kaisern, als den andringenden Arabern zu trotzen; Letzteren unterwarfen sie sich nur insofern, daß sie ihnen einen mäßigen

Tribut zahlten, wie jetzt den Türken; übrigens leben sie vollkommen frei, nach ihren eigenen Gesetzen. Sie sind nicht allein Christen, sondern haben auch selbst seit 1215 die Herrschaft des Pabstes anerkannt. Ihre Priester sind wie die griechischen verheirathet, und das Abendmahl wird unter beiden Gestalten ausgetheilt. Die Messe wird in alt=syrischer Sprache gefeiert, die Niemand versteht, das Evangelium aber arabisch gelesen. Sie haben eine große Menge Bischöfe, die zwar großes Ansehen, aber wenig Einkünfte besitzen; auch gibt es bei ihnen zahlreiche Klöster, die der strengen Regel des heiligen Antonius folgen. Das ganze Volk zerfällt in Scheiks, oder Edle, und Bauern, welche aber in der Lebensweise sich wenig von einander unterscheiden und völlig gleiche Rechte genießen. Alle bauen das Land; Seide, Baumwolle, Tabak und Wein sind die Haupterzeugnisse; alle gehen stets bewaffnet und sind zur Vertheidigung ihres Eigenthums bereit; dabei aber sind sie gastfrei und es herrscht bei ihnen eine in den übrigen türkischen Provinzen unbekannte Sicherheit des Eigenthums. Ihre ganze Volksmenge mag etwa 100,000 betragen. Noch südlicher, auf dem nämlichen Abhange des Libanons, lebt das ungefähr eben so zahlreiche Volk der Drusen; den Maroniten an Verfassung und Sitten ähnlich, unterscheiden sie sich von ihnen einzig durch die Religion; doch ist man von dieser sehr wenig unterrichtet. Das ganze Volk theilt sich in Eingeweihte und Unwissende. Jene, die kleinere Zahl, halten ihre Meinungen, die wahrscheinlich ein Gemisch heidnischer, christlicher und muhammedanischer Lehren sind, sehr geheim.

Sie verwerfen die Beschneidung, die Fasten; sie trinken Wein, essen Schweinfleisch, und halten die Ehen zwischen Geschwistern für erlaubt. Das gemeine Volk hält sich unter Muhammedanern zu diesen, unter Christen ahmen sie deren Gebrauch nach. Ihre Lehren sind wahrscheinlich im 10. Jahrhundert entstanden, und sie selbst

haben, von den Muhammedanern als Ketzer verfolgt, eine Zuflucht in diesen Gebirgen gefunden. Trotz des Unterschiedes der Religion haben sie zur Erhaltung ihrer Freiheit stets mit den Maroniten gemeinschaftliche Sache gemacht. Wie diese, theilen sie sich in Scheiks und Volk, und ein Emir, der immer aus der nämlichen Familie genommen wird, und den die Pforte blos bestätigt, steht an der Spitze des Ganzen. Einer von diesen Fakr-el-din, durch Talente und Tapferkeit ausgezeichnet, hat im Anfange des 17. Jahrhunderts durch Erweiterung seines Gebiets und glückliche Kämpfe mit den Türken die Drusen in Europa bekannter gemacht; seitdem sind sie wieder auf ihre alten Wohnplätze beschränkt worden, wo sie, den Tribut abgerechnet, vollkommen frei leben. — Außer diesen ansässigen Völkern treiben sich in den vielen unangebauten, obwohl zum Theil fruchtbaren Gegenden Syriens folgende Nomaden umher. 1) Turkomannen; sie zeigen sich blos in den nördlichen Gegenden Syriens, und verlassen sie meist im Sommer, um im höher liegenden Armenien bessere Weide zu finden. Sie mögen in Syrien etwa 30,000 Seelen betragen. 2) Die Kurden; auch sie besuchen nur die nördlichen und östlichen Gegenden Syriens, wo sie leicht an 20000 Zelten, d. h. Familien, stark seyn mögen. 3) Die Beduinen. Das ganze Volk der Araber zerfällt in solche, welche Ackerbau treiben (Fella's), und diese machen die Mehrzahl der Einwohner Syriens und Egyptens aus, und in solche, die, treu ihren uralten Gewohnheiten, mit ihren Heerden in der Wüste vom Euphrat durch Arabien und Afrika bis ans Weltmeer umherziehen; diese letzteren, und gar vorzugsweise diejenigen, welche die syrisch-arabische Wüste bewohnen, werden Beduinen, d. h. Männer der Wüste, genannt. Sie haben sich seit den uraltesten Zeiten beinahe ganz unverändert erhalten, und sind mit Recht stolz auf die Reinheit ihres Blutes, und daß sie nie unterjocht worden; ja sie haben nicht einmal zu den Eroberungen der Araber im 7.

und den folgenden Jahrhunderten beigetragen, und die Lehren des Islam haben wenig in ihren Sitten verändert. Alle sind sehr laue Bekenner dieses Glaubens, und diejenigen, welche das Innere der Wüste bewohnen, kennen kaum den Namen Muhammeds. Sie sind in viele Stämme getheilt, die jeder von einem Emir geführt werden, die Familien haben einen Scheik an ihrer Spitze; Gewohnheiten und Sitten, nicht Gesetze, sind ihre Richtschnur. Wie vor Jahrtausenden, so sind sie noch jetzt räuberisch und gastfrei, großmüthig und die Blutrache unerbittlich verfolgend, freiheitliebend, und über alle Begriffe mäßig. Meistens sind sie von kleiner Statur und sehr mager, eine Folge der wenigen Lebensmittel, die sie genießen. Ihre Kameele, ihre Pferde von der edelsten Race, und ihr köstlichstes Besitzthum, ihr Vieh, machen ihren ganzen Reichthum aus; Milch, Kaffee, Datteln und ein paar Körner Reis oder Durra sind ihre gewöhnliche Speise; Fleisch genießen nur die Reichsten und selten. Mit den Türken leben sie in ewiger Feindschaft und erkennen ihre Herrschaft nicht an; sie verachten diejenigen Araber, welche als Fella's oder Bauern angesiedelt und unterjocht sind. Die Beduinen durchstreifen den ganzen südlichen und östlichen Theil von Syrien; ihre Zahl läßt sich unmöglich bestimmen, doch soll sie mehrere Hunderttausende betragen.

Antakia, das alte Antiochia.

Antakia, das alte Antiochia, am südlichen Ufer des Orontes und am Fuß eines Berges, unter 36°12′. Die Stadt ward von Seleukus Nikator angelegt, und nach seinem Vater benannt; sie war die Residenz der syrischen Könige, und auch noch unter den Römern die prächtigste Stadt des Morgenlandes, berühmt durch ihre reizende Lage in einer höchst fruchtbaren Ebene, ihre gesunde Luft, die entzückenden Haine und Quellen in ihrer Nähe, wo bei der Vorstadt Daphne ein Tempel des Apollo stand, die große Zahl ihrer Bewohner, ihre Liebe zu den Wissenschaften. Unter den christlichen Kaisern war sie der Sitz eines der 4 Patriarchen des oströmischen Reichs. Unter Justin ward sie durch ein Erdbeben fast ganz zerstört, prächtiger wieder aufgebaut, aber in den folgenden Jahrhunderten mehrere Male von den Persern verwüstet. Von 1097—1268 war sie der Sitz eines eignen, durch die Kreuzfahrer gegründeten Reiches, welches die Sultane von Egypten zerstörten. Von ihrem ehemaligen Umfange zeugen noch die alten ziemlich wohl erhaltenen, mit schönen Thürmen versehenen Mauern, die heutige Stadt aber nimmt kaum den 6ten Theil des innern Raumes ein, das Uebrige sind Trümmer und Gärten; Alterthümer sucht man hier vergebens. Die Stadt ist für eine türkische noch freund-



ANTIOCHIEN

lich genug, und treibt bedeutenden Handel mit Seide. Die Einwohner mögen etwa 10,000 seyn. In der Stadt befinden sich 7 heiße Quellen. Ein neuerer Reisender berichtet von dieser Stadt: Wir gingen über den Fluß und nahmen unsere Herberge in einem Khan vor der Stadt Antiochien. Nördlich erhebt sich ein hohes Gebirge, das westwärts läuft, und in einem Vorgebirge an der Küste des mittelländischen Meeres 2 Meilen von der Stadt entfernt endigt. Eine andere Kette läuft beinahe in gleicher Richtung zwischen Antiochien und Haleb. Nördlich von der Stadt liegt ein großer fischreicher mit dem Orontes verbundener See. Dieser Fluß entspringt in den Gebirgen, nördlich von Damask, und durchströmt ein enges Felsenthal, bis er eine westliche Richtung nimmt, in das schöne Thal bei Antiochien tritt, und, unter den Mauern der Stadt schiffbar, dem mittelländischen Meere zueilt. Die Berge, die aus der Gegend von Damask längs dem Orontes laufen, theilen sich auf der südlichen Seite von Antiochien in mehrere Arme. Der Abhang des östlichen Armes senkt sich nach der Stadt und ist mit Weinbergen und Gärten bedeckt; am Fuße des breiten westlichen Armes liegt eine tiefe Schlucht, durch welche ein Bergstrom hinabfließt, der durch unterirdische Röhren die Häuser der Stadt mit Wasser versorgt, und sich in den majestätischen Orontes ergießt. Die alten prächtigen Mauern der Stadt geben noch Zeugniß von der ehemaligen Größe der Hauptstadt Syriens, die ihren Namen von ihrem Erbauer Antiochus (240 J. vor Christi) erhielt. Ein Theil der Mauern schließt einen Berg, ein anderer läuft über die Gipfel von 2 Bergen. Man sieht noch Ueberreste des von Antiochus erbauten Schlosses. Die Stadtmauer war auf der westlichen Seite so dick, daß ein Wagen mit 4 Pferden innerhalb der 2 Wölbungen, die sie bildeten, von der Stadt zum Schloß hinauf kommen konnte, und ihre Stärke wurde durch 450 ringsumher errichtete Thürme vermehrt. Antiochien, eine der ältesten christlichen Ge-

meinden, hat nur wenige Ueberreste aus der Zeit, wo der Apostel Petrus sich als ihr Lehrer und Pfleger verdient machte. Sie wird von Türken und wenigen Griechen, Armeniern und Juden bewohnt. Mit ihren engen Gassen hat sie ein ärmliches Ansehen, doch fanden wir in einigen Werkstätten eine unerwartete Thätigkeit, und an den mit großen Schöpfrädern besetzten Ufern des Flusses ansehnliche Saffiangerbereien. Ich besuchte während des Tags, wo die Karawane hier ausruhte, alle Umgebungen der Stadt, um mir die Ereignisse der berühmten Belagerung zu vergegenwärtigen, die Antiochien im ersten Kreuzzug aushalten mußte. Die Stadt gehörte den Seldschucken und hatte einen tapfern und rauhen Befehlshaber, das Urbild von Tassos Aladin im befreiten Jerusalem.

Die Kreuzfahrer rückten im Oktober 1017 vor die Stadt, nachdem Balduin, Gottfrieds Bruder, sich von dem Hauptheere getrennt hatte, um Edessa zu erobern, das er zum Sitze eines neuen christlichen Fürstenthums machte. — Das Heer umlagerte die Stadt auf allen Seiten, außer auf der südlichen, wo sie durch den Berg und das Schloß geschützt war. Die christlichen Streitkräfte hatten bisher eher einen Kriegerbund, als ein vereinigtes Heer gebildet. Jeder Anführer mit seinen Kriegsvölkern war unabhängig von den andern, und obgleich Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouse oder ein anderer ausgezeichneter Heerführer anscheinend den Oberbefehl führte, so war dies doch blos eine stillschweigende Anerkennung seines Ansehens. Als sich die Kreuzfahrer aber in einzelnen Lagern vor Antiochien versammelt hatten, wurde der Beschluß gefaßt, daß die vornehmsten Fürsten den Oberbefehl abwechselnd führen sollten, doch sollte nichts ohne Einwilligung sämmtlicher Anführer geschehen, und zu allen kostspieligen Unternehmungen jeder einen Beitrag geben. Die Umgegend wurde bald durch die Kreuzfahrer ausgeplündert, und man brachte die Lebensmittel in solchem Ueberflusse in das Lager, daß die Pilger

nur die reiffsten und auserlesensten Früchte essen wollten und viele Theile der geschlachteten Ochsen muthwillig wegwarfen. So wurde der für Monate ausreichende Bedarf in wenigen Tagen vergeudet und die Kreuzfahrer überließen sich Ausschweifungen aller Art. Die Türken benutzten diese Sorglosigkeit und die erschlaffte Kriegszucht, die eine Folge dieses ungebundenen Lebens war, und bald brach auch die furchtbarste Hungersnoth im Lager aus; nur geringe Vorräthe wurden von den Armeniern und syrischen Christen in das Lager gebracht, und der Weg zu dem Hafen an der Mündung des Orontes, wohin Schiffe aus Genua und Pisa Lebensmittel brachten, war gefährlich. Nur die Reichen konnten etwas kaufen, die Armen aber mußten selbst Leder und Baumrinden essen. Seuchen rafften Menschen und Thiere weg. Die Zelte wurden durch heftige Regengüsse unzugänglich und überall sah man Elend und Verwüstung; viele Kreuzfahrer verließen das Heer, und zum allgemeinen Aergerniß floh selbst Peter der Einsiedler, der durch seine begeisternden Predigten den ersten Anstoß zu den Kreuzzügen gegeben hatte, ward aber durch Tankred auf der Flucht eingeholt und mußte schwören, seinem Gelübde treu zu seyn. Trotz diesen Drangsalen blieben die Kreuzfahrer fest in dem Entschlusse, die Belagerung selbst in dem unfreundlichen Winter nicht aufzugeben. Der kluge Legat Ademar war eifrig bemüht, der eingerissenen Sittenlosigkeit zu wehren, und um den Türken die Hoffnung zu nehmen, daß die Belagerung aufgehoben werden sollte, ließ er alle Kornfelder um die Stadt pflügen und besäen. Mit der mildern Jahreszeit kamen reichlichere Vorräthe in das Lager. Gottfried von Bouillon, Bohemund und Tankred wußten die verfallene Kriegszucht wieder herzustellen und den gesunkenen Muth zu beleben. Aber selbst, als die Christen ein zum Entsatz gekommenes türkisches Heer geschlagen hatten und Mangel unter den Belagerten zu herrschen begann, konnten sie doch nur durch

die Verrätherei eines zum Islam übergegangenen Armeniers sich am 3. Juli 1098 der Stadt bemächtigen. Kaum wehte das christliche Banner auf den Thürmen Antiochias, als ein mächtiges türkisches Heer heranrückte, während das feste Schloß, das die Stadt beherrschte, noch in der Gewalt der Feinde war. Die Christen wurden nun in der Stadt belagert. Hungersnoth riß ein, Muthlosigkeit herrschte und das christliche Heer schien dem Untergange geweiht zu seyn. Gottfried von Bouillon, Ademar und Bohemund, deren Muth und Zuversicht fest standen, ermunterten die wankenden Anführer zur Beharrung, obgleich das geringere Kriegsvolk für ihre Ermahnungen unempfänglich blieb. Endlich, als man auf die Einbildungskraft durch Wundererscheinungen zu wirken suchte, wurde die Begeisterung in dem Heere wieder belebt. Die Christen machten einen Ausfall; das mächtige türkische Heer wurde geschlagen, und im November sah man die Kreuzfahrer gegen Jerusalem aufbrechen.

HALEB or ALEPPO



Haleb oder Aleppo, das alte Beroea.

Haleb ist eine große und volkreiche Stadt, welche in einem von dem vielarmigen Koik durchströmten Thale liegt, einer der Mittelpunkte des asiatischen Binnenhandels. Die Karavanen, die aus Persien, Indien und andern Theilen des Orients kommen, laden hier ihre Waaren ab, die dann in die nächsten Häfen des mittelländischen Meeres gehen. Rings um die jetzt ziemlich verfallenen Stadtmauern mit ihren seltsam gebauten Thürmen sind Weinberge, Baumpflanzungen und Gärten meist an Bergabhängen angelegt und gedeihen gut, obgleich es während des ganzen Sommers an Regen fehlt, der gewöhnlich erst in der Mitte des Oktobers zu fallen anfängt. Die Stadt, mit dem hochliegenden Schlosse auf einem künstlichen Hügel in ihrer Mitte, bietet von allen Seiten malerische Aussichten dar. Sie ist unter allen Städten Syriens am besten gebaut und vielleicht die reinlichste Stadt im ganzen türkischen Reiche. Nur auf den Bazars und in den Buden vermißt man Nettigkeit und hinreichendes Licht. Die Häuser sind aus Quadersteinen aufgeführt, aber meist nur im obern Stockwerke bewohnt und das Erdgeschoß dient zu Waarenniederlagen, Stallung und zu wirthschaftlichem Gebrauch. Der von den Abendländern (Franken) bewohnte Stadttheil ist geräumig und

heiter. Sie wohnen hier in schönen Khans, die milde Stiftungen sind und deren gewölbte Gänge und Zellen man allmählig in bequeme Wohnräume umgewandelt hat, die gegen einen an die Moschee zu entrichtenden geringen Zins das Eigenthum der Inhaber bleiben. Die durch diese Khans führenden Straßen sind oben gewölbt und empfangen durch das Gewölbe ihr Licht. In den Höfen und an den Treppen hat man kleine Terassen angelegt, auf welchen Gewächse grünen. Die Stadt hat jetzt nicht über **100,000** Einwohner, von welchen **70,000** Muhammedaner sind, deren eine sehr große Anzahl sich durch den grünen Turban als Nachkommen des Propheten ankündigen. Der erwähnte Reisende berichtet: Die türkischen Bewohner der Stadt stehen in dem Rufe ungewöhnlicher Bildung, und in der That haben wir hier das Spottgeschrei der türkischen Gassenbuben „fränkischer Kukuk" nur selten hinter uns vernommen. Dieser Spottruf, der uns an andern Orten so oft verfolgte, soll daher entstanden seyn, daß vor Zeiten die Franken sich das Wohlwollen der gefährlichen Buben durch Geschenke von Spielsachen zu erwerben suchten, unter welchen die nürberger Kukuke am meisten gefielen. Daher kam es, daß die Kinder jeden Franken um einen Kukuk ansprachen, und dann nach und nach die Bitte in einen Schimpfnamen überging. Ich wohnte mit den meisten Gliedern der Karavane in dem armenischen Khan, wo ich mit einem Landsmann ein reinliches und bequemes Gemach im Erdgeschosse des Gebäudes erhielt, das einen großen Hof einschloß. Es war uns ein anziehender Genuß, in den warmen Tagesstunden unter dem schattenden Obdach, einem erfrischenden Springbrunnen gegenüber, zu sitzen, und, zu unsrer Pfeife den heißen Kaffee schlürfend, dem regen Verkehr im Hofe zuzusehen, wo neben den Wohnungen Kramläden aller Art waren, und in den ersten Tagen der Ankunft einer Karavane die Liebhaber der mitgebrachten Waaren sich drängten. Nach Anbruch der Dunkelheit wurde der Khan ver-

schlossen. Ich hatte auf der Reise schon so viel Sprachgewandtheit erlangt, daß ich mich mit meinen Gefährten in den einsamen späten Abendstunden ziemlich gut unterhalten konnte, und zuweilen erfreute uns auch ein junger Araber in unserer Karavane, der in einem großen Gemache im Hintergrunde des Hofes seinen zahlreichen Zuhörern mit geistreicher Lebendigkeit Mährchen erzählte. Ich hatte ein gutes Mittel, ihn zu diesen Unterhaltungen zu begeistern, wenn ich ihn in mein Gemach winkte und eine Flasche alten Cypernweins hervorholte, die der junge Mann mit mir theilte, sobald er sich überzeugt hatte, daß er keinem Moslem in der Nähe ein Aergerniß geben konnte.

Aleppo ist jetzt eine der angenehmsten und bedeutendsten Städte des Orients, der Mittelpunkt eines nach allen Gegenden des innern Asiens ausgebreiteten Karavanenhandels mit bedeutenden Fabriken in seidenen, baumwollenen und wollenen Zeuchen. Die Luft ist rein und gemäßigt, die Gegend ein blühender Garten, alle Lebensmittel finden sich hier in Ueberfluß, und selbst die Sitten der Einwohner sollen hier milder seyn, als irgendwo in diesen Gegenden. Die Stadt hat nur unbedeutende Mauern, und in ihrer Mitte erhebt sich auf einem Hügel die ganz verfallene Citadelle; sonst ist die Stadt besser gebaut und reinlicher, als die meisten türkischen Städte. Am 13. August 1822 ereignete sich ein furchtbares Erdbeben, wodurch über 20,000 Menschen umgekommen seyn sollen.

Palmyra.

Mitten in der Wüste, südöstlich von Haleb und nur drei Tagereisen vom Euphrat, liegen die prachtvollen Ruinen des im Alterthume berühmten Palmyra oder Tadmor (beides bedeutet Palmenstadt) unter 34°54′. Dieser Punkt, wo einige, zwar schwefelige, aber doch genießbare Quellen und ein den Palmen günstiger Boden den Anbau erlaubte, war schon in so alter Zeit, wegen des Handels mit dem Euphrat und dem persischen Meerbusen, bewohnt, daß Salomo sich desselben bemächtigte. Seine Größe und Pracht verdankt Palmyra den ersten Jahrhunderten nach Chr., wo es in die Gewalt der Römer kam. Unter Odenat und seiner Gemahlin Zenobia ward es auf kurze Zeit die Hauptstadt eines unabhängigen Reiches, welches Aurelian, so wie die Stadt selbst, 275 zerstörte; sie erholte sich zwar wieder, ward aber 744 von den Sarazenen so gänzlich verwüstet, daß man bis 1691 nur dunkle Sagen von ihren Trümmern hatte. Diese Ruinen, welche aus unzähligen, theils noch aufrecht stehenden, theils niedergestürzten herrlichen, meist ionischen und korinthischen Marmorsäulen bestehen, bedecken eine unabsehbare Fläche und zeigen die Ruinen vieler Tempel, Triumphbogen, Hallen, Gräber u. s. w., unter denen sich vorzüglich der große und herrliche Sonnentempel auszeichnet. Was



die Größe des Anblicks noch vermehrt, ist, daß sich von gewöhnlichen Gebäuden der alten Stadt keine Spur mehr findet und man unter diesem Labyrinth von Säulen nur noch einige 30 elende Lehmhütten armseliger Araber, die hier etwas Getreide und Oliven ziehen, erblickt; Palmen findet man aber jetzt hier nicht mehr. In diesem nördlichen Theile Syriens und zwar in den unzugänglichsten Gegenden des Libanon, haus'te zur Zeit der Kreuzzüge ein Volk, welches man die Assassinen nannte, ihrem Anführer, der Alte vom Berge genannt, blindlings ergeben und von ihm zu unzähligen Mordthaten ausgesendet, die sie mit unglaublicher Schlauheit und Unerschrockenheit ausführten; daher auch der französische Name Assasin für einen Meuchelmörder. Neuere Untersuchungen haben gelehrt, daß dies Volk eine ketzerische Sekte von Muhammedanern gewesen, welche von einem ihrer ältesten Oberhäupter eigentlich den Namen Ismaeliten führte, und sich vom 8. bis ins 12. Jahrhundert in Syrien und Persien mächtig verbreitete. Der Name Assassinen kommt wahrscheinlich von Haschischi, ein durch den Genuß von einem Aufguß auf Hanfblätter Berauschter, her, weil, wie man sagt, ihr Oberhaupt sich Jünglinge dadurch zu unbedingtem Gehorsam verpflichtete, daß er sie durch jenes Getränk berauschte und sie überredete, die wonnevollen Genüsse, wovon sie in diesem Zustande geträumt, seyen ein Vorschmack der Seligkeit, die ihrer als Lohn ihres Gehorsams nach dem Tode warte. Sie machten sich damals den Kreuzfahrern furchtbar. Noch jetzt soll es einige Ueberreste dieser einst mächtigen Sekte im Libanon geben.

Schon längst waren die gelehrten Sprach- und Alterthumsforscher mit der Lösung des Räthsels beschäftigt, was den Gründer Palmyras bewogen haben mochte, hier den Grundstein zu einer der prachtvollsten Städte zu legen, welche je die Erde sah. Mitten in der syrischen Wüste, in einer sehr beträchtlichen Entfernung vom Meere, ohne Trinkwasser, denn auf eine ununterbrochene Versorgung

der künstlichen Wasserleitungen, von denen noch gegenwärtig Spuren vorhanden sind, war nicht zu rechnen, da die Quellen der unweit gelegenen Hügel versiegen konnten — waren es gleichwohl höchst wahrscheinlich nur allein die beiden Wasserquellen, welche den Erbauer bewogen, sich eine so entlegene Stätte auszusuchen. Es unterliegt fast keinem Zweifel, daß Salomo der Gründer Palmyras war. Er nannte sie Tadmor (Palmenstadt); die älteste und ehrwürdigste Geschichtsurkunde unterstützt diese Annahme. Was für Gründe aber konnten den weisesten aller Judenkönige bewegen, eine so umfangreiche prachtvolle Stadt in Syriens Sandwüste zu gründen? Um diese Frage genügend zu beantworten, müssen wir einen Blick auf seinen großartigen Plan, Judäa zur Herrschaft des Welthandels zu erheben, zurückwerfen. Er bedurfte also eines Centralpunktes seines Handels; die geeignetste Lage dafür fand er nur an einem zwischen dem persischen Meerbusen und dem Flusse Euphrat gelegenen Punkte. Ein alter Geschichtschreiber erzählt uns, daß Palmyra seinen Aufschwung dem allmähligen Verfalle der Städte Tyrus und Jerusalem verdankte. Zur Zeit der Römer hatte sie den Gipfel ihrer Größe erreicht, und es ist mehr, als wahrscheinlich, daß auch die sie umgebende Vegetation ein freundlicheres Ansehen hatte, als jetzt, und daß das gegenwärtige Terrain erst in späteren Zeiten mit Flugsand überschüttet wurde. Durch ihre unermeßlichen Reichthümer, welche sie ihrem Speditionshandel mit indischen Waaren nach Europa verdankte, machte sie sich unabhängig von aller Fremdherrschaft und beobachtete in den Kriegen zwischen den Parthern und Römern die strengste Neutralität. Trajanus gelang es indeß, sie dem römischen Reiche einzuverleiben, und sie, die üppige Handelsstadt, mußte sich zu der Demüthigung verstehen, länger als 100 Jahre eine römische Colonie zu heißen. Was von architektonischen Ueberresten im griechischen Styl sich noch vorfindet, fällt in diese Periode; alle geschichtlichen Nachrichten,

welche jenseit derselben liegen, können nicht verbürgt werden; die zuverlässigen Nachrichten beginnen erst in der Mitte des dritten Jahrhunderts nach Christi, in der Regierungszeit Kaisers Valerian. Schon im Jahr 225 war es Artaxerxes gelungen, in Asien ein neues persisches Reich zu stiften. Sein Nachfolger, Sapor, suchte alle an die Römer verlorenen Provinzen unter sein Scepter zu bekommen. Valerian, der die Größe des Verlustes, welche auf dem Spiele stand, empfand, stellte sich selbst an die Spitze einer Armee, um durch seine Gegenwart ihren Muth zu beseelen. Bei Edessa kam es zur Schlacht, die Römer wurden geschlagen und der Kaiser selbst gerieth in Gefangenschaft. Der Ausgang der Schlacht flößte den Römern die Furcht ein, sämmtliche asiatische Provinzen zu verlieren, und da die Palmyräer schon sich Hoffnung auf die Wiederherstellung ihrer alten Freiheit und Unabhängigkeit machten, so suchte Odenatus, damaliger Statthalter, dem Streiche zuvorzukommen, und durch einen schmeichelhaften, von kostbaren Geschenken begleiteten Brief Sapors Eitelkeit und Prachtliebe zu bestechen. Doch das Anerbieten verfehlte seine Wirkung. Sapor entließ die Gesandten mit kalter Geringschätzung und ließ die Geschenke in den Euphrat werfen und Odenatus sagen, daß er sich eine Frechheit erlaubt habe, ihm auf eine solche Weise zu schreiben und einen so schimpflichen Abkauf anzusinnen. Odenatus erbittert über diese Beleidigung, that sofort das Gelübde, entweder seinen Uebermuth zu züchtigen, oder selbst ein Opfer seines Racheversuches zu werden. Er sammelte alle Streitkräfte, überfiel die Perser, eroberte ihre Bagage und machte Sapors Gemahlin und viele seiner Weiber zu Gefangenen. Nach mehreren Siegen trug Odenatus auf die Auslieferung Valerians an, wozu sich jedoch Sapor nicht verstehen wollte. Odenatus regierte nur kurze Zeit; sein eigener Neffe ermordete ihn; doch diesem wurde von Zenobia, Wittwe des Odenatus, ein gleiches Schicksal zu Theil. Diese zweite Semiramis

Kleinasiens hatte die Kühnheit, sich von der persischen und römischen Unterwürfigkeit losreißen zu wollen; ihre kriegerischen Rüstungen vermochten Armenien, Arabien und Persien, ihr eine Alliance anzubieten. Rom war um diese Zeit gerade in den Krieg mit den Gothen verwickelt, und Kaiser Claudius, der die Streitkräfte nicht zersplittern wollte, sah sich genöthigt, ihrem Gebiete den Namen eines Königreiches in Osten zuzugestehen. Sie selbst aber erklärte sich für unabhängig von Rom, welches ihr den Krieg erklärte. Um den Muth der Soldaten zu beseelen, schloß sich Zenobia selbst den Feldzügen an. Nach einem mehrfachen Verluste schloß sie sich in Palmyra ein, dessen Uebergabe allein erst das Schicksal ihres Reiches entscheiden konnte. Aurelian fing nun an, Palmyra zu belagern; da er aber voraussah, daß die Belagerung sehr langwierig werden möchte, da er selbst durch einen Wurfspieß verwundet wurde, und die Vertheidigungsanstalten einen standhaften Widerstand erwarten ließen, da ferner die Armee im Rücken von den Arabern beunruhigt werden und die nahe Erschöpfung der Provisionen eine Hungersnoth herbeiführen konnte, so machte er der Zenobia den Antrag einer für sie vortheilhaften Capitulation. Sie wurde zurückgewiesen; aber zu ihrem Unglück kam Probus nach seinen siegreichen Feldzügen von Egypten zurück und vereinigte sich mit Aurelian. Die doppelte römische Streitkraft schreckte Zenobia, und sie entfloh heimlich auf einem rüstigen Dromedar an die Ufer des Euphrat, wurde jedoch von einigen leichten Reutern Aurelians daselbst eingeholt; ihre Flucht hatte die Uebergabe der Stadt im Gefolge. Nun ließen die Römer die Wuth ihrer Rache an allen öffentlichen Gebäuden aus und legten die Hand der Zerstörung zuerst an den Sonnentempel. Hier beginnt Palmyras Verfall. Als Aurelian auf seiner Rückkehr die Nachricht erhielt, daß die Palmyräer den römischen Gouverneur und die Besatzung ermordet hätten, eilte er augenblicklich nach Palmyra

zurück, um den Aufruhr zu dämpfen. Es ist noch ein Schreiben Aurelians auf die Nachwelt gekommen, in welchem er sagt, daß Greise, Weiber, Kinder und Bauern in die Verschwörung verwickelt gewesen wären und an der Vollführung derselben thätigen Antheil genommen hätten; doch wie befremdete es ihn, als die Hauptursache dieser Unruhen nur die dem Tempel zugefügte Schmach war; Aurelian beruhigte die Palmyräer durch das Versprechen, ihren Sonnentempel wieder aufbauen zu dürfen. Aber das Werk von Jahrhunderten lag zertrümmert da, die Marmorsäulen, die herrlichen Capitäle, die Friese waren zerstückelt; denn Zerstören ist leichter als Aufbauen; und wie sie damals lagen, so liegen sie noch jetzt. Mit der Vernichtung ihres äußern Glanzes sank auch ihr Wohlstand; Palmyra stieg allmählig zum Range einer Provinzialstadt, dann zu einer ohnmächtigen Festung herab und ist jetzt — ein Dorf. Die Bewohner dieses Dorfes haben einen wohlgebildeten Körperbau, und die Frauen, obwohl von brauner Farbe, besitzen eine hübsche Gesichtsbildung. Obwohl ihnen das Gesetz den Schleier zur Pflicht macht, so verbergen sie ihr Antlitz doch nicht mit der Aengstlichkeit, wie die Türkinnen; die Nägel bemalen sie roth, ihre Lippen färben sie blau und Augenbraunen, so wie Augenwimpern, schwarz. Die mündliche Ueberlieferung, daß Salomon der Schöpfer dieser wunderbaren Baudenkmäler gewesen, lebt noch unter den Einwohnern fort und sie nennen ihn Solyman ebn Doud (Salomon, Sohn Davids). Der Engländer Wood entdeckte zuerst das weit ausgedehnte Säulenheer des alten Tadmor in der Mitte des 18ten Jahrhunderts wieder und fand auch die von den Hügeln ausgehenden Wasserleitungen. Ueberall erblickt man Säulenschäfte auf der Erde, einige ganz, andere zerbrochen. Die Erde ist überall mit Steinen bedeckt, die des Künstlers Hand zu Kunstwerken gebildet hatte und die aus der Erde verstümmelt hervorblicken. Ueberall sieht man zerbroche-

nes Simswerk, abgestoßene Capitäle, entstellte Basreliefs, halbvernichtete Bildhauerarbeit und Altäre, auf welchen Schutt liegt. Auf einem hohen Berge ist noch ein leerstehendes türkisches Schloß, unsern Ritterburgen ähnlich. Man sieht ferner Grabmäler, ruinirte türkische Festungswerke, ein Gebäude, das von dem Diocletian erbaut seyn soll; prächtige Säulen, aus welchen das Peristyl des Tempels bestand; ein großes Gebäude, von dem nur noch 4 Säulen übrig sind, ferner Ruinen einer christlichen Kirche, dann eine Reihe Säulen, welche zu einem Portikus gehört haben; einen kleinen Tempel, eine Menge von andern Säulen, deren Bestimmung man nicht mehr kennt; vier prächtige Granitsäulen, einen Bogen, bei welchem sich die Colonade endigt. Der viereckige Umfang des zum Sonnentempel gehörigen Vorhofes hat auf jeder Seite 179 Fuß. Eine doppelte Reihe Säulen lief inwendig der Länge nach an den Seiten hin; in dem leeren Raume des Tempels steht noch eine Façade von 47 Fuß; Alles dieß umgibt ein Peristyl von 41 Säulen. Wir schalten hier ein sehr gelungenes Gedicht über die Ruinen von Palmyra nach dem Englischen von Hale ein.

Palmyra, Königin der Städte!
Mit Wehmuth seh ich deine welke Pracht;
Gefallen sind die Pfeiler deiner Tempel,
Verbleicht das Gold in deinen Glanzpallästen,
Kein Götterbild schmückt deine Mauern mehr.
Gerade schießt die Sonne ihren Glutstrahl
Herab auf den dürren gerösteten Boden.
Kein Baum wirft kühle Schatten mehr umher.
Wo einst die Aehre wallte, wo
Die junge Grüne Aug' und Sinn erquickte,
Da liegt jetzt eine Wüste ausgestreckt,
Wo sich der Sand in Wirbelstürmen dreht,

Wie Meereswogen vom Orkan gepeitscht.
— Der Pilger sieht entsetzt den finstern Aufruhr,
Erlahmt auf seinem Pfad — und sinkt — und stirbt!

Hier unter diesem halbverfallnen Bogen
Laß mich liegen — laß mein Auge hier
Die prächtigen Ruinen überschau'n.
. . Wo ist dein grauer Ruhm, wo ist dein Glanz,
Du Städtekönigin? — vergessen,
Vom Zeitenstrome wie ein Kahn verschlungen!
Hier drängten sich einst Höflinge voll Stolz
Um ihren strahlenden Monarchen her;
Hier reihten sich in leuchtenden Geschwadern
Des Krieges Söhne; ruhten thatlos bald,
Und stürzten bald todddräuend in die Schlacht.

Dort, wo jene Porphyrtrümmer liegen,
Stand in alter Zeit ein Goldpallast;
Da hörte man bezaubernde Gesänge,
Da stieg der Barden Jubellied zum Himmel!
In leichten Tänzen flogen da
Die Mädchen und die Jünglinge vorüber; —
Jetzt ist der Freude Jubelruf verhallt,
Und todte Kirchhofsstille herrscht umher.
Wo Haufen Volks gleich Strömen einst sich drängten,
Wo Menschen, Blättern gleich vom Sturm getrieben,
Auf offnem Markte aneinander stießen;
Da dehnt sich lautlos eine Wüste jetzt
Mit grauem Moos, mit langem Gras bewachsen.
Durch königliche Schlösser schweifen Schlangen —
Hörst du ihr gräßliches Gezisch? siehst du's,
Wie sie um die verwitterte Säule sich winden?
Wie gräßlich ihre Feuerringe spielen?!

In prächt'gen Tempeln, wo einst Tausende
Anbeteten — wo nie die heil'ge Lamp' erlosch,
Da schweift die hungrige Hyäne jetzt,
Da heult sie auf nach Beute in die Nacht.
. . . O was ist Erdenpomp? was Fürstenmacht?
Und was der Mensch, der sich so thöricht brüstet?
Ein Spiel des Schicksals — einer Stunde Herr,
Beseelter Staub, der athmet, um zu welken . .

BAALBECK

Baalbeck.

Zwischen dem Libanon und Antilibanon liegt in einer reizenden, von einer großen Ebene durchzogenen Gegend Baalbeck, von den Griechen Heliopolis (Sonnenstadt) genannt, der Tempel oder das Haus des Baals, denn dieß bedeutet Baalbeck. Groß und prächtig mag es einst in seiner Pracht dagestanden haben mit seinen Säulenhallen, Prachtgebäuden und Denkmälern. Groß und prächtig mag der berühmte Tempel gewesen seyn, welcher noch in seinen Ruinen Bewunderung einflößt. Da mag mancher König seine Schätze darauf verwendet haben, um dem Sonnengott einen würdigen Tempel aufzuführen, daß er glänzte gleich dem herrlichen Tagesgestirne. Wundersam vereinigt sich hier Alles, was des Menschen Sinn erheben kann: Kraft, Weisheit, Ausdauer, königlicher Glanz, Gottesfurcht, Kunst, Geschicklichkeit. Die mächtige Säule steigt riesenartig empor, wie der Fels, den des Schöpfers mächtiger Arm thürmte, und daneben steht sein Schöpfer, der kleine schwache Mensch; die Schönheit erfreut das Auge und entzückt das Herz, und es ist wieder der von reinem Sinne für das Schöne durchdrungene Mensch, welcher diese bewundernswerthen Werke schuf, und siehe, eben derselbe ist es auch, welcher so tief sinken kann, daß er gefühllos mit barbarischer Faust diese

Schönheiten vernichtet und die Mühen und Arbeiten seiner Vordern im Stumpfsinn zertrümmert. So stehen nun hier diese mächtigen Riesen der Vorzeit, an denen sich die barbarische Kraft derselben geistigen Geschöpfe mit muthwilliger Hand vergriffen hat und noch vergreift und Steinhaufen aus herrlichen Denkmälern der Kunst macht. Baalbeck liegt in einer Ebene an der Morgenseite, in dem sogenannten Cölesyrien. Der Fluß Ase oder Orontes entspringt hier 8 Stunden nordwärts von Baalbeck. Im Osten erheben sich hohe Berge, eben so lehnt sich gegen Süden die Stadt an einen hohen Berg, ein Theil davon ist mit zur Stadtmauer genommen, die Mauern selbst sind niedrig. Auf der Seite, wo der Berg mit zur Mauer genommen worden ist, scheint ein großes Gebäude gestanden zu haben, denn außer vielen andern Dingen, die diese Vermuthung begründen, erblickt man große Pfeiler. Man sagt ferner, daß hier ein großer Wassergang gewesen sey, durch welchen das Wasser auf die Spitze des großen Tempels geleitet worden seyn soll. Hier sieht man noch die durch ihre ungeheure Größe sowohl als durch die Vortrefflichkeit der Arbeit ausgezeichneten Ruinen eines Sonnentempels, welcher wahrscheinlich unter den Antoninen erbaut ward. Die Stadt ist seit dem Erdbeben von 1759 nur ein Haufen Trümmer, von kaum 2000 Seelen bewohnt.

III. Phönizien.

Dieses Land grenzte gegen Norden und Osten an Syrien, gegen Westen an das mittelländische Meer und gegen Süden an Palästina. Indessen sind die Grenzen nicht immer dieselben gewesen. In den ältesten Zeiten bildete es einen Theil des Landes Canaan. Zur Zeit, als Josua sich des, den Kindern Israels verheißenen Landes bemächtigte, war Phönizien längs der Seeküste von keinem weiten Umfang, indem die Philister damals die ganze Küste von dem Berge Carmel an bis nach Egypten besaßen, und die Israeliten dasselbe auch von der Landseite in ziemlich enge Grenzen einschlossen.

Phönizien führte nach den verschiedenen Zeiten auch verschiedene Namen. In den ältesten Zeiten wurde es unter der Benennung des Landes Canaan mit inbegriffen; die Hebräer nannten es deßhalb auch immer Canaan oder, durch Zusammenziehung dieses Wortes, Chna. Es wurde auch Rhabbothin genannt, welchen Namen es von dem hebräischen Wort Rabhotson, das einen großen Meerbusen bedeutet, erhielt, weil es verschiedene gute Meerbusen hatte. Eben deßhalb nannten es die Griechen später Col-

pitis, und endlich Phönizien, über welch letzteres Wort man indessen verschiedener Meinung ist.

Die Lage des Landes ist gesund, und der Boden bringt, wenn auch zum Theil unfruchtbar, doch manche gute Früchte und Gewächse hervor. Auch hatte die Gegend um Sidon und Sarepta herum gute Erz- und Eisengruben.

Phönizien wurde von vielen kleinen Flüssen bewässert, welche aus den libanonischen Gebirgen entsprangen und sich in das phönizische Meer ergossen. Unter diese gehört der Eleutherus, welcher die syrische Landschaft Seleucis von Phönizien trennte und der Insel Aradus gegenüber in das Meer fiel. Die Schildkröten stiegen zu gewissen Jahreszeiten aus dem phönizischen Meere in sehr großer Menge diesen Fluß hinauf und ließen sich sowohl in dem Meer, als in diesem Fluß mit leichter Mühe fangen. In der Gegend der Stadt Arca befand sich ein Fluß, der die mährchenhaft wunderbare Eigenschaft gehabt haben soll, daß er sechs Tage nach einander stark floß, am siebenten aber gänzlich verschwand, worauf er wieder sechs Tage seinen Lauf unverändert fortsetzte. Man nannte ihn daher Sabbathion oder Sabbathfluß. Der Adonis, welcher zwischen Byblus und Paläbyblus in das Meer mündete, ist deßhalb merkwürdig, weil er zu gewissen Jahreszeiten eine blutrothe Farbe annimmt und einen Theil des Meeres damit färbt, was von einer Art rother Erde, die dieser Fluß, wenn er außerordentlich anwächst, mit sich führt, herrührt, die Alten jedoch zum Theil auch dem Blut des Adonis zuschrieben, dessen Wunde darin ausgewaschen worden seyn sollte. Weiter gegen Süden stürzte sich der Lycus, Wolfsfluß, zwischen Paläbyblus und Berytus, und der Tamyras oder Leontos, Löwenfluß, bei der Stadt Leonum in das Meer.

Phönizien war an der Landseite von dem Libanon und Antilibanon fast ganz umschlossen, deren Waldungen die Einwohner

zu ihrem Schiffbau sehr vortheilhaft zu benutzen verstanden. Zwischen Tripolis und Botrys lag ein Vorgebirge, Facies Dei, das Angesicht Gottes, genannt, das zur Zeit des römischen Kaisers Justinian durch ein Erdbeben von dem Land abgerissen und ins Meer versenket worden seyn soll. Doch fiel dasselbe so glücklich für die Stadt Botrys, daß dadurch bei derselben ein ansehnlicher Hafen entstand.

Unter die Naturseltenheiten des Landes zählte man den Phönicites, einen Edelstein, der von der Aehnlichkeit mit einer Dattel diesen Namen führte. An dem Ufer zwischen Tyrus und Ace, oder Ptolemais, fand man den Glassand, den man nach Sidon brachte, wo das erste und beste Glas daraus soll verfertigt worden seyn. An den phönizischen Küsten fand man auch die Seeschnecken, woraus die kostbare Purpurfarbe gemacht wurde. Einige behaupten, daß ein hungriger Hund, der eine Muschel zerbiß, wodurch sein Maul roth gefärbt wurde, zur Erfindung derselben Veranlassung gegeben habe; Andere aber, daß die große Aehnlichkeit der Wörter Chilab, das im Syrischen einen Färber, und Cheleb, das einen Hund bedeutet, die Ursache dieses Irrthums sey. Dem sey, wie ihm wolle; diese Erfindung wurde den Tyrern zu einer Quelle unerschöpflicher Reichthümer, indem sie damit den einträglichsten Handel trieben. Der tyrische Purpur wurde für den besten und schönsten gehalten; man gebrauchte ihn besonders zur Verherrlichung der Majestäten, so daß sogar die morgenländischen Kaiser sich Porphyrogeniten, d. h. gleichsam in Purpur Geborne, nannten.

Phöniziens älteste Einwohner waren Cananiter und stammten von Sidon oder Zidon, Canaan's ältestem Sohne, ab, welcher sich hier niedergelassen und den ersten Grund zu der später so berühmten und großen Stadt Sidon gelegt hatte. Die Phönizier bildeten das ansehnlichste und Hauptgeschlecht der 11 Familien, in welche sich die alten Cananiter getheilt hatten, und erhielten sich auch als

ein besonderes und freies Volk bis zu den Zeiten der assyrischen Könige, während die andern Stämme dieser Völker längst von den Israeliten zerstreut worden waren. Von den übrigen Söhnen Canaan's soll sich Arki am Berge Libanon niedergelassen und die Stadt Arce oder Arca erbauet haben, und Sini, der Stammvater der Siniten, der Gründer der Stadt Sin gewesen seyn, welche aber durch Kriege gänzlich zerstört worden seyn soll, so daß von ihr nichts als der bloße Namen übrig blieb. Zemari, der zehnte Sohn Canaan's, scheint sich in der Gegend der Stadt Simyra bei Orthosia niedergelassen zu haben. Seine Nachkommen wurden Zemariten oder Samaräer genannt, die man jedoch nicht mit den Samaritanern oder Schomerim, welche am Gebirge Someron in Samarien wohnten, verwechseln darf. Einige glauben, daß die Orthosier von ihnen abstammten und sie auch die Stadt Simyra erbaut hätten.

Die Sprache der alten Phönizier war mit der Sprache des Volkes, von dem sie abstammten, einerlei, demnach also nur eine besondere Mundart der hebräischen, daher auch Abraham und seine Nachkommen die Cananiter, und diese sie, als Hebräer, verstehen konnten. Ihre Buchstaben und Charaktere zeugen von einem sehr hohen Alter; sie sind rauh und unzierlich, und Einige behaupten, daß die Egypter dieselben bei der Einführung ihrer gemeinen Schrift angenommen hätten. Sie haben eine große Aehnlichkeit mit den hebräischen und den alten griechischen, besonders den jonischen, Buchstaben, und sind den samaritanischen völlig gleich. Viele Schriftsteller behaupten, daß die Phönizier zuerst die Buchstaben und den Gebrauch der Schrift erfunden hätten. Von ihnen soll sich diese nützliche Erfindung nach Egypten, Griechenland und viele andere Gegenden verbreitet haben, und Herodot bemerkt ausdrücklich, daß die Jonier dieses selbst gestanden und die Buchstaben daher phönizische genannt hätten. Da aber die Griechen die viel natürlichere und bequemere Art, von der Linken zur Rechten zu schreiben,

angenommen hatten, die Phönizier dagegen, so wie die Juden und andere morgenländische Völker, von der Rechten zur Linken schrieben; so mußte daraus nothwendig eine sehr merkliche Abweichung und Verschiedenheit sowohl in Ansehung der Buchstaben, als der Schrift entstehen. Ob man indessen den Phöniziern wirklich die Erfindung der Buchstabenschrift zu verdanken hat, ist noch nicht ermittelt; wohl aber hatte zur Verbreitung derselben Niemand bessere Gelegenheit, als sie, die ihr Handel und ihre Schifffahrt bis zu den entlegensten Völkern des Alterthums führten.

Unter den Früchten, welche die Phönizier gewöhnlich aßen, stand besonders eine Art Feigen, die sie Kottana nannten, bei ihnen in hohem Werth, und die ihres guten Geschmackes wegen auch häufig in fremde Länder versandt wurden. Im Brodbacken sollen sie, so wie überhaupt in der Bäckerei, geschickt gewesen seyn. Eine Art ihres Brodes, das sie Lachman, die Griechen aber weiches oder auch cappadocisches Brod nannten, vielleicht weil die Cappadocier auch dergleichen hatten, wurde mit Milch, Oel und Salz zubereitet. Eine andere Gattung der phönizischen Kunstbäckerei, Chebrodlapsum genannt, bestand in einer Art Kuchen, aus Mehl, Milch, Honig und andern süßen Dingen zusammen geknetet. Auch hatten sie eine gewisse Art Aschenkuchen, die sie Mamphula nannten. Gleich den Juden enthielten sich auch die Phönizier des Schweinfleisches, weil sie diese Thiere für unrein hielten. Uebrigens waren sie der Schwelgerei und Unzucht im höchsten Grade ergeben, woher auch das Sprichwort bei den Alten entstanden seyn mag: auf phönizische und lesbische Art leben. Sie sollen dabei meistens einen sehr unreinen Mund und stinkenden Athem gehabt haben. Am meisten aber haben sie sich durch ihre Hinterlist und Betrügerei im Handel und Wandel berüchtigt gemacht. Der Handel war ihre gewöhnliche Beschäftigung, und somit hatten sie auch gute und häufige Gelegenheit, sich im Betrügen zu üben. Sie hatten es in dieser

Kunst so weit gebracht, daß ein Betrüger und ein Phönizier gleichbedeutend war, fast eben so, wie man bei uns heutzutage einen gewinnsüchtigen Betrüger einen Juden zu nennen pflegt. Indessen sollte man das an den alten Phöniziern nicht allzu scharf tadeln, was noch immer einen wesentlichen Bestandtheil des Benehmens vieler Handlungsbeflissenen ausmacht.

Die Phönizier hatten verschiedene musicalische Instrumente, die sie theils selbst erfunden haben sollen. Hierher gehört besonders eine Art Flöten, die nur eine Spanne lang waren und einen schnarrenden und traurigen Ton von sich gaben. Sie pflegten sich derselben bei dem Trauerfest zu bedienen, das sie zu Ehren des Adonis, der bei ihnen auch Gingras hieß, zu gewissen Zeiten begingen, und nannten dies Instrument nach dessen Namen Gingris. Ferner wird ihnen die Erfindung eines Instrumentes zugeschrieben, das sie Nabla nannten, und mit dem Psalter oder Saitenspiel, dessen David in seinen Psalmen gedenkt, eins gewesen seyn soll. Es hatte die Gestalt eines Triangels, und war mit zehn, nach Andern mit zwölf Saiten überzogen, so daß es oben einen hohlen Bauch hatte und unten gegriffen wurde. Auch waren sie die Erfinder der Sambuca oder der sogenannten phönizischen Leier, die auch Phönix genannt wurde. Das Instrument Cinyra war auch bei den Phöniziern gebräuchlich. Die Hebräer nannten es Kinnor, die Chaldäer Kinnora und die Araber Kinnara. Es soll von dem Jubal erfunden worden und also schon lange vor der Sündfluth bekannt und dasjenige gewesen seyn, worauf David vor dem König Saul spielte, und welches man gewöhnlich für eine Harfe hält. Es war aus Holz gemacht, mit zehn Saiten überzogen, und wurde auf der einen Seite mit einer Feder geschlagen, auf der andern aber mit den Fingern gegriffen. Bei den Syrern und vermuthlich auch bei den Phöniziern wurde dasselbe bei Freudenbezeigungen gebraucht, während die Griechen sich dieses In=

strumentes nur bei traurigen Begebenheiten bedienten, wie denn auch das griechische Wort Kinyros einen Klagenden bedeutet.

Phönizien kann man gewissermaßen als die erste Schule des Menschengeschlechts ansehen, indem man kein anderes Land kennt, dessen Einwohner so frühzeitige und glückliche Versuche zur Bequemlichkeit und zum Nutzen des gesellschaftlichen Lebens gemacht haben, als die Phönizier, die selbst auch die speculativen Wissenschaften nicht ganz vernachlässigt hatten. Ihre Handarbeiten oder sogenannten Manufacturwaaren wurden besonders zu Sidon und Tyrus verfertigt, so wie sie zu Sarepta vermuthlich ihre Schmelzhütten hatten. In Sidon wurde die kostbare und feine Leinwand gewebt, von welcher die Griechen glaubten, daß sie nach dem Namen dieser Stadt, woher sie die phönizischen Kaufleute nebst andern Waaren nach Griechenland brachten, Sindon genannt worden wäre. Daß die Sidonier das erste und beste Glas, so wie die Tyrer die Purpurfärberei hatten, haben wir bereits bemerkt. Ueberhaupt hatten die Alten Alles, was an Kleidern schön, an Gefäßen künstlich und an Spielsachen zierlich war, dem Fleiß und der Geschicklichkeit der Phönizier zugeschrieben. Die Sidonier besaßen schon sehr frühzeitig eine besondere Geschicklichkeit, die Erze und andere Stoffe aufs künstlichste zu verarbeiten. Die Cureten, welche Cadmus mit sich nach Griechenland führte, waren in der Kunst, Erz und andere Metalle zu verarbeiten, sehr wohl erfahren, und hatten solche zuerst in Griechenland bekannt gemacht. Die Gibliten waren besonders geschickt im Bearbeiten des Holzes und der Steine. Der weise Salomo war von der außerordentlichen Geschicklichkeit der Phönizier und von ihrem feinen Geschmack in der Baukunst und andern Kunstarbeiten so überzeugt, daß er den tyrischen König Hiram ersuchte, ihm von seinen Künstlern, besonders den Sidoniern, zur Erbauung seines prächtigen Tempels nach Jerusalem zu schicken. Dieses Wunder der Baukunst, an welchem die phönizischen

Künstler wohl den größten Antheil hatten, würde, wenn gleich keine anderen Zeugnisse des Alterthums vorhanden wären, allein hinreichen, uns einen erhabenen Begriff von der Kenntniß und Geschicklichkeit der Phönizier in den Werken der Kunst zu machen. Die Rechenkunst und Sternkunde sollen eigene Erfindungen der Phönizier gewesen seyn, wenigstens hatten sie diese nützlichen Wissenschaften schon zu einiger Vollkommenheit gebracht, und sich derselben bei dem Handel, der Schifffahrt und Baukunst mit großem Vortheil bedient. Diese Wissenschaften sowohl, als der Gebrauch der Buchstaben und der Zahlen oder Ziffer breiteten sich nachher mit den Phöniziern auch in Griechenland aus. Schon vor dem Auszug der Kinder Israel aus Egypten sollen die Phönizier eine berühmte Schule zu Kiriathsepher, einer alten cananitischen Stadt, gehabt, und ihre Jugend darin in den Künsten und Wissenschaften unterrichtet haben. Auch soll schon vor dem trojanischen Krieg ein Sidonier, Namens Moschus oder Mochus, von den Atomen gelehrt haben. In einigen Stellen der Bibel finden wir, daß die Phönizier sich nicht wenig auf ihre Weisheit einbildeten, und daß ein tyrischer Jüngling, Namens Abdemonus, die Räthsel, welche Salomo, der weiseste unter allen Königen, dem Hiram vorlegte, aufzulösen und ihm wieder andere aufzugeben sich unterstanden hatte. Phönizien blieb auch in den folgenden Zeiten eine Schule der Gelehrsamkeit und brachte große Weltweisen hervor, und Strabo berichtet, daß noch zu seiner Zeit alle Theile der Weltweisheit in den phönizischen Städten geblüht hätten.

Anfangs trieben die Phönizier nur Landhandel, und führten die Lebensmittel aus dem gesegneten Syrien nach Assyrien, von wo sie Alles mit sich zurückbrachten, was sowohl Kunst, als Natur daselbst besonders erzeugt hatten. Der Vortheil, den sie aus diesem noch geringen Handel zogen, reizte sie nach größerem Gewinn und trieb sie an, auf der See in entlegenere Länder zu schiffen.

Sie hielten sich anfangs nur an den Ufern, wurden aber gar oft durch Sturm und Wetter in die weite See verschlagen. Dieses veranlaßte sie, sowohl zu ihrer eigenen Sicherheit, als zur Ausbreitung des Handels, auf die Verbesserung der Schifffahrt zu denken und größere und dauerhaftere Schiffe, als die Flöße und ausgehöhlten Baumstämme waren, zu verfertigen. Sie waren die Ersten, die sich der Art Schiffe bedienten, welche bei den Alten unter dem Namen der langen Schiffe bekannt waren, von denen man die Decke wegnehmen und auflegen konnte, wenn man wollte; auch konnte man alle Stücke dieser Schiffe aus einander legen und zu Land mit sich fortführen. Endlich baute man Schiffe, die in der Mitte breit und an beiden Ende zugespitzt waren, damit sie desto leichter regiert werden und die Wellen durchschneiden konnten. Indessen bediente man sich selbst auf dem Meere nur des Ruderwerks, und dieser Gebrauch dauerte sehr lange. An dem Hintertheil der Schiffe waren die Bildnisse der Patäken (Schutzgötter der Schiffe) angebracht, während man am Vordertheil ein Thier oder Ungeheuer abbildete, nach welchem das Schiff genannt wurde. Anfangs ruderten die Phönizier mit ihren Schiffen in dem mittelländischen Meer von einer nahegelegenen Insel zur andern; nachdem sie aber den Polarstern kannten, gewann ihr Schiffswesen ein ganz anderes Ansehen, so daß sie sich in die entferntesten Gegenden wagten, und bald auf allen Küsten des mittelländischen Meeres Handel trieben. Sie legten sowohl in dem Innern von Sicilien, als auch auf dessen Küsten Pflanzstädte an, und setzten sich in Sardinien sowohl, als in Corcyra, Creta, Cypern, Euböa und Lesbos fest. Man findet gleiche Beweise ihres Aufenthaltes und ihrer häufigen Landungen auf der Insel Thasus, wo sie die Stadt gleiches Namens erbauten und das Golderz entdeckten, ferner auf den Inseln Lemnos, Chios, Samos, Naxos, Rhodus, Zacynthus, Cephalonia und den balearischen Inseln. Sie

entdeckten und machten auch die cycladischen und sporadischen Inseln im ägäischen Meere bekannt. Die Städte Adrumetum, Clypea, Karthago, Utica, Hippo, Lixus, Thymiateras und viele andere auf den afrikanischen Küsten sind Pflanzstädte, die von den Sidoniern und Tyrern zu verschiedenen Zeiten angelegt worden waren. Auch hatten sie viele Häfen in Spanien, namentlich in Bätica, welches ganze Land, so wie der Bätis, der es bewässerte, damals den Namen Tarsis oder Tartessus führte. Die guten Weine, das Bauholz, Getreide, Vieh und die schöne Wolle, vorzüglich aber das Gold, Zinn und Silber, womit dieses Land damals, besonders an der Quelle des Bätis, reichlich versehen war, lockten sie frühzeitig auf diese Küsten, welche lange Zeit die Grenzen ihrer Schifffahrt waren, über die sie sich nicht hinaus wagten; bis sie endlich so kühn wurden, die Meerenge zu durchschiffen, und sich der Insel zu bemeistern, welche sie Gadir nannten und die ihnen zu einer sichern Niederlage aller reichen Waaren diente, indem die andern, zur See wenig erfahrenen Völker nicht dahin schiffen konnten. Es beschränkten die Phönizier ihre Schifffahrt nicht nur auf die Küsten des mittelländischen Meeres, sondern trieben auch Handel nach den Küsten von Africa und Asien durch den arabischen Meerbusen, den man damals das idumäische oder das rothe Meer nannte.

Obgleich die Sidonier an Alter alle andern Phönizier übertrafen, so verdunkelten doch die Tyrer durch ihre Pflanzvölker in Afrika und Spanien, bis über die Säulen des Herkules hinaus, den Glanz derselben. Der Reichthum der Tyrer war weit und breit berühmt, und der Prophet Ezechiel beschreibt, um uns einen Begriff davon zu machen, ein tyrisches Schiff mit folgenden Worten: „Das Hauptgebäude besteht aus dem kostbaren Tannenholz von Sanir; die Cedern vom Libanon haben ihm seine Mastbäume gegeben; seine Rudern sind in den basanischen Wäldern gehauen; das Elfenbein aus Indien ist zur Verfertigung seiner Ruderbänke

gebraucht worden; seine Segel sind von feiner egyptischer Leinwand, mit Seide gestickt, und seine Decken oder Flaggen von gelber Seide und von Purpur; die Einwohner von Sidon und Arad sind seine Ruderknechte; die Perser, Lydier und Libyer dienen ihm als Soldaten, und seine Steuerleute sind die weisesten und geschicktesten unter den Tyrern." — Mit Tyrus handelten die Afrikaner, indem sie auf die Märkte dieser Stadt Silber, Eisen, Zinn und Blei brachten. Griechenland, Thubal und Mesech (die Moscoviter) führten Sklaven und eherne Gefäße zu; Thogarma (Cappadocien) lieferte Pferde und Maulesel; Dedan (ein arabisches Volk) Elfenbein und Ebenholz. Die Syrer legten daselbst Perlen, Purpur, Tapeten, feine Leinwand, Seide, Sammet, Krystalle und alle Arten der kostbarsten Waaren zum Verkauf aus. Die Juden und Israeliten brachten den reinsten Weizen, Balsam, Honig, Oel und Harz dahin; die Einwohner von Damascus gaben vortrefflichen Wein, und Wolle von lebhafter und glänzender Farbe, andere Völker Eisenwerk, Myrrhen, Casia oder Stauden von sehr angenehmem Geruch, Kalmus, und prächtige Tapeten und Decken zum Sitzen. Arabien und alle Fürsten von Kedar lieferten ihre Lämmer, Schafe und Widder dahin, Saba und Raema die vortrefflichsten Spezereien oder Rauchwerk, die kostbarsten Edelsteine und Gold, und andere endlich Cedernholz, große Ballen von gelber Seide, gestickte Zeuche und viele der prächtigsten und theuersten Waaren. Ueberhaupt kannte der Handel der Tyrer keine andere Grenzen, als die der damals bekannten Welt. Tyrus sah sich daher auch als die allen Völkern gemeinschaftliche Hauptstadt und als die Königin des Meeres an. Jesaias malt uns ihren trotzigen Stolz mit lebhaften Farben, und sagt, daß sie das Diadem auf ihrer Stirn trage und ihre reichen Kaufleute selbst gekrönten Häuptern den Vorzug streitig zu machen im Stande wären.

Unter die vornehmsten Gottheiten der Phönizier gehören Ado-

nis und Astarte. Diese soll in Tyrus geboren worden seyn und mit dem Adonis in Syrien geherrscht und beide sich durch ihre Güte bei ihren Unterthanen so beliebt gemacht haben, daß diese sie unter dem Bilde der Sonne und des Mondes, deren Dienst bereits gewöhnlich war, verehrten. Adonis soll während der Jagd auf dem Libanon von einem wilden Schwein an dem Unterleib verwundet worden seyn, und Astarte, die seine Wunden für tödtlich hielt, so schmerzlich gejammert haben, daß man ihn im ganzen Phönizien für todt beweinte und betrauerte. Adonis wurde jedoch von seiner Wunde wieder geheilt, und auf die Landestrauer folgte große Freude. Zum Andenken dieser Begebenheit wurde jährlich ein Fest gefeiert, wobei man sich, nachdem Adonis eine Zeit lang als Todter beweint worden war, wieder freute, als wenn er eben wieder von den Todten auferstanden wäre. Den Anfang dieser Feierlichkeit, während man den Tod des Adonis beweinte, nannte man Aphanismos, das Ende derselben dagegen Hevresis oder das Wiederfinden. Der Dienst des Adonis war nicht nur in Syrien und Phönizien eingeführt, sondern breitete sich auch durch ganz Assyrien aus, und die Juden, die eine sehr starke Neigung zu fremden Göttern hatten, nahmen später auch diese Gottheit an. Aus Syrien und dem gelobten Lande wurde die Verehrung auch nach Persien gebracht, eben so auf die Insel Cypern, und endlich nach Griechenland, besonders aber nach Athen, wo dessen Fest mit großer Pracht begangen wurde. Der Name Adonis, im Hebräischen Adonai, und in der griechischen Benennung Kyrios, der Herr, deutet auf die Sonne, die gleichsam als das Haupt oder der Herr des gestirnten Himmels anzusehen ist. Unter den morgenländischen Gottheiten gibt es keine, deren Dienst und Verehrung so berühmt und allgemein waren, als die des Baals, des spätern Jupiters der Abendländer, und nachdem man die Astarte zu dem Sinnbilde des Mondes, so wie Adonis zu dem der Sonne gemacht hatte, wurde auch

der Dienst des Baals, der diese schon früher vorgestellt hatte, mit gleicher Verehrung verknüpft. Die geheiligten Haine der Astarte waren immer bei den Tempeln des Baals, und während man diesem Thiere, ja sogar Menschen opferte, brachte man dieser Göttin nur Kuchen, Getränke und Rauchwerk dar, ergab sich aber der größten Unzucht in den besonders dazu verfertigten Zelten oder Gewölben. Die Verehrer derselben ließen sich auf der Haut mit der Figur eines Baumes bezeichnen, weßhalb man sie Dendrophoren (Baumträger) nannte. Man stellte auch der Astarte zu Ehren auf den Dächern der Häuser, an den Thoren, oder in den Vorhöfen, so wie auch an den Kreuzwegen Tische auf, und richtete am ersten Tage jedes Neumondes eine Mahlzeit für diese Göttin an, welche bei den Griechen die Mahlzeit der Hecate hieß. Gleiche Mahlzeiten bereitete man auch zu Ehren des Adonis. Baal und Astarte wurden oft sehr verschieden abgebildet. Zuweilen war Baal wie eine Frau gekleidet, wogegen Astarte in völliger Rüstung mit einem Bart, meistens aber unter der Gestalt eines Frauenzimmers zu sehen war, welche statt des Hauptschmuckes einen Ochsenkopf mit Hörnern trug, entweder um ihre königliche Hoheit, oder das Zunehmen des Mondes dadurch anzudeuten. Mit der Astarte scheint auch die architische Venus, die auf dem Berg Libanon verehrt wurde, ein und dieselbe Göttin gewesen zu seyn. Sie glich einer traurigen und bekümmerten Frau, die ihr Haupt verhüllte, was den Schmerz ausdrückte, den die Astarte bei der ersten Nachricht von der Verwundung des Adonis zu erkennen gegeben haben soll. Sie wurde auch von den Syrern unter dem Namen der assyrischen Juno oder der großen syrischen Göttin verehrt. Auch wurde sie oft Baaltis, die Frau oder Königin, genannt, und war gleich mit der Venus zu Ascalon, mit der Alilat oder Alitta der Araber und mit der Isis der Egypter.

Priapus soll von den Phöniziern und Cananitern unter dem

Namen Beelphegor oder Baalpeor, welches einen nackenden oder steinernen Gott bedeutet, mit großer Unzucht und Ausschweifung verehrt worden seyn.

Unter dem Namen der Cabiren sollen sie besonders Ceres, Proserpina, Pluto und Mercur als die Götter der Todten verehrt haben. Unter der Ceres verstanden sie die Erde, welche die Todten aufnimmt; unter dem Pluto und der Proserpina den Tartarus, wo die Seelen ihren Aufenthalt bekommen, und unter dem Mercur den Gott, der sie dahin überführte. Der Namen dieser Götter stammt aus dem Hebräischen und Arabischen, in welchen Sprachen das Wort Cabir so viel als groß und mächtig bedeutet. Daß die Griechen die Cabiren nur samothracische Götter zu nennen pflegten, kam daher, weil die Verehrung derselben aus Phönizien am ersten sich in die abendländischen Gegenden, vorzüglich aber auf die Insel Samothracien, verbreitet hatte. Der Dienst dieser Götter erlangte aber erst ein recht großes Ansehen, nachdem Orpheus, Hercules, Kastor und Pollux, nebst einigen andern Argonauten sich in deren Geheimnisse hatten einweihen lassen. Agamemnon, Odysseus und die übrigen Helden, die dem trojanischen Kriege mit beigewohnt hatten, bewarben sich später um eben diese Ehre. Tarquinius, des corinthischen Demaratus Sohn, und Philippos, der Vater des großen Alexanders, wurden auch zu diesen Geheimnissen zugelassen. Die Athenienser, so wie noch andere griechische Völker, schickten ihre Kinder dahin, dieselben kennen zu lernen. Nichts war bei den Alten wichtiger, als die Geheimnisse von Samothracien oder der Cabiren. Die Einweihung dazu geschah im Dunkeln, weil die Dinge, welche dabei vorgingen, alle Ehrbarkeit verletzten, selbst die Frechheit schamroth machten und die Natur entheiligten. Um diesen Geheimnissen wahrscheinlich eine größere Hochachtung zu erwerben, bedienten sich deren Priester bei ihren feierlichen Handlungen einer fremden Sprache, nämlich die der alten Phönizier. Der Prie-

ster dieser Götter hieß Köes oder Koes, welches Wort von dem hebräischen Kohen, das einen Priester bedeutet, abgeleitet wird. Auf der Insel Samothracien befand sich eine Höhle, die Zerynthus hieß und den Cabiren geheiligt war; man soll in derselben der Hecate Hunde geopfert haben. Diese Göttin, welche mit der Proserpina, der Ceres, oder der Erde verwechselt wurde, gehörte also mit unter die cabirischen Gottheiten. Die Cabiren wurden auch oft Camillen genannt, was eigentlich so viel als Diener heißt; eben so hatten auch die Priester der Cybele oder die Corybanten diese Benennung von einem phrygischen Gebirg gleiches Namens erhalten. Nach diesen Letzteren wurden die Geheimnisse der Cabiren auch die corybantischen genannt.

Der phönizische Hercules soll eigentlich Melkartos geheißen haben und ein Sohn des Demaroon gewesen seyn. Er war der Aelteste unter Allen, welchen die ersten Versuche der Schifffahrt zugeschrieben werden. Der Namen dieses Hercules soll von dem phönizischen Wort Harokel, welches so viel als Kaufmann heißt, herkommen. Ueberhaupt soll man in alten Zeiten alle Seefahrer, welche fremde Länder zu entdecken und Pflanzvölker dahin zu führen suchten, mit diesem Namen belegt haben; noch mehr ehrte man aber diejenigen, welche sowohl die Länder von den wilden Thieren zu befreien, als ihren Handel daselbst auszubreiten suchten. Der phönizische Hercules, der bis nach Gades (Cadix), wo die bekannten Säulen seinen Namen erhielten, gekommen seyn soll, hatte sich auf jeden Fall in dieser Hinsicht verdient gemacht. Man hatte ihm daher auch zu Tyrus einen prächtigen Tempel erbaut, in welchem sich unter andern 2 Bildsäulen desselben befanden, deren eine aus Gold, die andere aus einem kostbaren Stein bestand, der zur Nachtzeit einen außerordentlichen Glanz von sich warf. Die Priester dieses Tempels gaben vor, daß derselbe so alt als die Stadt selbst wäre. In eben dieser Stadt stand auch noch ein anderer

Tempel, welcher diesem Helden, unter dem Namen des thasischen Hercules, geheiligt war.

Ein anderer Götze der Phönizier, wie überhaupt der Cananiter, war der Moloch, dem zu Ehren man Kinder lebendig verbrannte. Die unmenschlichen Priester desselben suchten bei diesen Opfern sowohl das klägliche Geschrei der armen Kinder, als alle Regungen des Mitleids der Umstehenden durch rauschenden Trommel- und Paukenschall und anderes unsinniges Getöse zu ersticken. Außer diesen Opfern wurden dem Moloch auch noch andere Dinge, nämlich Tauben, ein Schaf oder ein Lamm, ein Widder oder Ziegen, ein Kalb, ein Stier und Mehl, lauter gutes Futter für die habsüchtigen Priester, dargebracht. Einige wollen in dem Moloch und dem Saturn ein und dieselbe Gottheit erkennen, welche Meinung sich wohl auf die Gleichheit der Opfer gründet, die man denselben brachte. Indessen vereinigen sich in Betreff des Moloch die verschiedenen Meinungen dahin, daß derselbe eine der Gottheiten war, welche die Griechen Pantheen nannten.

Nach der ältesten Regierungsform der Phönizier hatte fast eine jede ihrer Städte, nach Art der cananitischen und anderer morgenländischen Völker, ihre eignen Könige. Die Bibel gedenkt sehr oft der Könige von Sidon und Tyrus, und aus andern Schriftstellern sieht man, daß Elbasus, dem Sanchuniathon seine Geschichte zugeeignet haben soll, König zu Berytus, Erylus und Cinyras Könige zu Byblus waren, ohne noch anderer kleiner phönizischer Könige zu gedenken, deren Herrschaft sich nur über eine einzige Stadt und deren Gebiet erstreckte. Es scheint indeß, daß in den folgenden Zeiten die Könige von Sidon und Tyrus die mächtigsten des Landes wurden und daß auch andere Städte deren Oberherrschaft anerkennen mußten, ja daß sogar Sidon selbst den tyrischen Königen manchmal unterworfen war. Sidon war, wie wir schon bemerkt haben, der Stifter und wahrscheinlich auch das

Haupt oder der erste König der Stadt gleiches Namens; weiter wissen wir nichts von ihm. In den Büchern Moses, Josua und der Richter werden die Sidonier hin und wieder erwähnt, allein ihrer Könige wird darin nirgends ausdrücklich gedacht.

Agenor, der von den Griechen für einen Sohn des Neptuns und der Libya, der Tochter des Epaphus, eines egyptischen Königs, gehalten wurde, war ein König von Sidon. Sein Bruder Belus regierte nach Epaphus und zeugte den Egyptus und Danaus; Agenor aber zog nach Phönizien und wurde daselbst König. Seine Kinder sollen Cadmus, Cilix, Phönix und die bekannte Europa gewesen seyn. Von der Klugheit, Anmuth und ausnehmenden Schönheit dieser Prinzessin wurden einige Kaufleute, die von der Insel Creta an die phönizische Küste gekommen waren, so sehr eingenommen, daß sie sich entschlossen, dieselbe, als die kostbarste Waare, die sie in Phönizien gefunden hatten, mit sich zu nehmen und sie ihrem König Asterius zuzuführen. Das Schiff, worauf sie mit derselben in ihre Heimath segelten, hatte an dem Vordertheil einen weißen Stierkopf, und führte auch wohl, wie es damals schon gebräuchlich war, den Namen davon. Asterius nahm diese Prinzessin zu seiner Gemahlin und zeugte mit ihr den Minos, Sarpedon und Rhadamantos. Die Griechen waren jedoch nicht gewohnt, eine solche Begebenheit auf eine natürliche Art zu erzählen, und da der cretische König Asterius sich Jupiter nennen ließ, so hieß es, daß Jupiter selbst sich in die Europa verliebt und, nachdem er sich in einen weißen Stier verwandelt, sie auf seinen Rücken genommen habe und mit ihr nach der Insel Creta geschwommen sey. Europa erwarb sich übrigens auf der Insel Creta eine solche Hochachtung und Liebe, daß die Einwohner derselben sie nach ihrem Tod göttlich verehrten und ihr zu Ehren ein Fest, das sie Hellotia nannten, feierten. Die Sidonier, um den über die Entführung seiner Tochter betrübten Agenor einigermaßen zu trösten, versetzten dieselbe

ebenfalls unter die Zahl der Götter und vermischten ihren Dienst mit dem der Astarte. Die Entführung der Europa schmerzte indessen den Vater so sehr, daß er seinen 3 Söhnen befohlen haben soll, dieselbe überall aufzusuchen und ohne sie nicht wieder zurückzukehren. Da sie aber auch nicht die geringste Spur von ihr fanden, so soll Cadmus in Böotien, Cilix in der Gegend von Asien, die von ihm den Namen Cilicien erhielt, und Phönix in Afrika sich niedergelassen und daselbst Königreiche errichtet haben. Nach Andern soll Phönix nach seinem Vater Agenor König von Phönizien oder vielmehr von Sidon gewesen seyn und ganz Phönizien seinen Namen ihm zu verdanken haben. Auch wird diesem König die Erfindung der Scharlachfarbe zugeschrieben, welche deßhalb anfangs die phönizische, und später, mit einer geringen Veränderung, die punicische oder punische Farbe (Punicus Color) genannt worden seyn soll.

Ein anderer König von Sidon war Phalis, der zur Zeit des trojanischen Krieges lebte, ein treuer Bundesgenosse der Griechen, der sich alle Mühe gab, den Sarpedon, König von Lycien, auf ihre Seite zu bringen. Homer nennt ihn einen vortrefflichen Fürsten.

Obgleich die Sidonier in den ältesten Zeiten durch ihren Handel das reichste und mächtigste Volk unter den Phöniziern waren, so mußten sie doch später bei dem Steigen der tyrischen Macht die Herrschaft dieser Könige anerkennen, welche zur Zeit des assyrischen Königs Salmanassers ganz Phönizien unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten. Aber eben zur Zeit dieses assyrischen Königs fielen die Sidonier nebst andern phönizischen Städten von den Tyrern ab und unterwarfen sich den Assyrern. Von da an bis auf den babylonischen König Nebucadnezar finden sich keine Nachrichten über die Verfassung der Sidonier. Als aber zur Zeit dieses Monarchen die um Judäa gelegenen Königreiche dem baby-

lonischen Joch sich zu entziehen und durch ihre Gesandtschaften mit dem Zedekia, König in Juda, ein Bündniß wider denselben zu schließen suchten, da befand sich unter ihnen auch ein Gesandter des Königs von Sidon, worauf dann der mächtige Nebucadnezar diese Stadt zerstörte. Die Sidonier kamen später wieder empor, allein die Geschichte schweigt von ihnen bis zur Regierung des persischen Königs Xerxes, wo Tetramnestus, der Sohn des Allesus, in Sidon König war, der den Persern bei ihrem Kriegszug nach Griechenland mit seinen Schiffen folgte und mit unter die vornehmsten Häupter der persischen Flotte gerechnet wurde. In spätern Zeiten hatte Phönizien fast gleiches Schicksal mit dem übrigen Syrien.

Damaskus.

Der Anblick dieser berühmten Stadt macht einen eigenen, wahrhaft berauschenden Eindruck auf den schmachtenden Reisenden. Der Contrast steigert sein Entzücken. Der Mohammedaner glaubt, hier sey das Eden der Bibel, und er nennt die Arme des Barrady die vier Ströme des Paradieses. Mohammed selbst, so erzählt die Legende, soll sich, als er mit seinem Heere hierher kam, beim Anblick der üppigen Gegend und der prachtvollen Stadt abgewendet haben, mit den Worten: „um das himmlische Eden nicht zu verlieren, betrete ich dieses nicht.“ Eine Moschee heiliget die Stelle, wo er dieses gesprochen. Damaskus (Damaschk), einst Hauptstadt des Chalifats, jetzt die des türkischen Paschaliks, ist eine der ältesten Städte der Welt. Die Zeit ihrer Gründung ist unbekannt; schon vor 4000 Jahren war sie volkreich und groß. Ihr jetziger Umfang ist etwa 3 Stunden. In frühern Zeiten viel dichter bevölkert gewesen, hat sie gegenwärtig immer noch 140,000 Einwohner, und ist nach Constantinopel und Cairo die volkreichste Stadt des ganzen türkischen Reichs. Das Innere von Damask ist schmutzig, eng, winklicht, wie das aller türkischen Städte. Nur eine einzige Straße ist schnurgerade, gut gepflastert, eine halbe Stunde lang und ziemlich breit. Es ist dieselbe, deren in der Apostelgeschichte, 2. Cap., Erwähnung geschieht. Hier wohnte der feurige Paulus. Man zeigt noch das hohe Fenster, von wo herab er sich durch ein Seil rettete, um der Wuth des Pöbels zu entgehen, der, von den Priestern aufgehetzt, ihn, wegen der Annahme des Christenglaubens, erwürgen wollte. Die Häuser sind schlecht

DAMASCUS



gebaut, von gebrannter Erde, auf einer von 2—3 Fuß hohen steinernen Unterlage. Auch die besten haben ein gemeines Ansehen. Aber ihre innere Einrichtung ist durchgängig bequem, oft reich und schön, und deutet auf das, dem man in den Türkenstädten so selten begegnet, auf Wohlstand und äußere Behaglichkeit. Die Wohlfeilheit der Lebensmittel ist außerordentlich groß und macht die Erlangung der Mittel des Genusses so leicht. Das Brod ist als das feinste, weißeste und schmackhafteste im Morgenlande berühmt. Es bildet, frisch mit gezuckertem Rahm gegessen, das gewöhnliche Frühstück der Menge, dem Wohlhabendern Mokkakaffee, syrischen Honig, oder Rosenconserve hinzufügen. Südfrüchte bringt die Ebene im Ueberfluß hervor, und Citronen, süße Orangen, Aprikosen und Pfirsiche, köstliche Pflaumen und die herrlichsten Trauben wachsen nirgends von besserer Güte. Sie werden zu köstlichen Confituren bereitet, zu Glace und Eissorbetten, welche in zierlich aufgeputzten Läden in allen Straßen feil sind. An großen Gebäuden ist Damask nicht reich. Es hat über 200 Moscheen; aber sie sind meistens klein und versteckt, und verschönern durch ihre schlanken Minarets nur die Fernsicht der Stadt. Der Eifer der Christen erbaute in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung hier eine Menge Kirchen; unter diesen eine höchst prachtvoll und groß. Dieser Tempel, die Metropolitankirche, Johannes dem Täufer, dessen Haupt hier verwahrt wird, geweiht, ist byzantinischen Styls, 650 Fuß lang, und über 150 Fuß breit. Die Türken verwandelten sie in eine Moschee, und kein Christ darf bei Todesstrafe sie betreten. Das ausgedehnteste der öffentlichen Gebäude ist das große Karavanserai, zur Beherbergung der Karavanen bestimmt. Es bildet ein unermeßliches nach innen offenes Viereck, dessen hohes Dach nach dem Hofe zu von korinthischen Säulen getragen wird. Ein Springbrunnen, der seine Wasserstrahlen hoch in die Luft schleudert, und in einem weiten Marmorbecken sammelt, ziert die

Mitte des Hofes. Oben in den Gallerien sind die Wohnungen der Reisenden; unten die Ställe und Hallen für Pferde und Waaren. Hier ist reichlich Platz für 2000 Kameele und 5000 Menschen; wenn aber die große Jahres-Karavane nach Mekka sich hier sammelt (die der Pascha mit 5000 Kriegern durch die Wüste zu geleiten hat), dann beherbergt das Haus zuweilen wohl 10,000 Pilger. Einen reizenden, erquickenden Aufenthalt gewähren zur heißen Jahrszeit die über den spiegelhellen, rauschenden Fluthen des Barrady auf eingerammeltem Pfahlwerk angelegten Kaffeehäuser. Nach der Kaiseite zu sind sie offen, auf Säulen ruhend, an denen sich blühende Schlingpflanzen hinaufranken. Springbrunnen plätschern in der Mitte des Salons, und des Abends, bei der reichen Beleuchtung argantischer Lampen hinter bunten Glasglocken, rufen sie unwillkürlich die morgenländischen Beschreibungen von Feenpallästen ins Gedächtniß. Man denke sich dazu die Mährchenerzähler, die sich mit der Guitarre begleiten, die türkische Musik, die in Opiumträumen verzückten Gesichter der Türken, und die syrischen Tänzerinnen voll glühender Ueppigkeit. Durch Damasks Lage an der Grenze der Wüste, die es zum Sammelplatz der Karawanen, welche sie in mancherlei Zwecken beschreiten, und zum Markt macht für den Tausch aller Erzeugnisse Arabiens, Persiens und Afrikas gegen europäische und westasiatische Waaren, wird reichlicher Verdienst seiner Bevölkerung immer gewiß, und bei der Ueppigkeit des Bodens fordert die Befriedigung der materiellen Ansprüche des Lebens hier weniger Anstrengung als irgend wo auf der Erde. Aber trotz dieser äußern Zeichen der öffentlichen Wohlfahrt wird der schärfere Beobachter doch bald gewahr werden, daß es um die höhern Interessen des Lebens hier um kein Haar besser bestellt ist, als im ganzen türkischen Reiche.


UNIV.
OF
MICH.

Seidon, das alte Sidon.

Seidon, Stadt auf einer Anhöhe unweit des Meeres. Sie ist mit Mauern umgeben, hat 2 Schlösser, wovon das St. Louis die Stadt beherrscht, das von Fakr-el-Din ganz verfallen ist, mehrere Moscheen und Kirchen, 1 Kloster der Mönche des gelobten Landes und ein Kapuziner-Kloster, mehrere schöne Chane und 5 bis 6000 Einwohner, theils Osmanen und Araber, theils Maroniten, Juden und Griechen. Die hochberühmte Stadt, die sonst 2 Häfen besaß, hat jetzt keinen einzigen mehr, und eine bloße Rhede, die aber doch noch häufig von Kauffahrern besucht wird, die hier Seide, rohe und gesponnene Baumwolle holen. Auch führt die Stadt eine große Menge Pomeranzen, Citronen, Cedrat, Galläpfel, Skammonium und Vogelleim aus, welcher letztere aus den Früchten des Sebestenbaums gezogen wird. Die Einwohner verfertigen viele baumwollene Gewebe und wohlriechende Seife. Starker Feigen-, Seiden- und Baumwollenbau. Das Wasser erhält die Stadt aus dem Nahr el Aula, der sich 1 Meile von der Stadt einmündet. Sitz eines französischen Consuls. Wenige Alterthümer, und noch ist es ungewiß, ob nicht das alte Sidon auf einem andern Platze gelegen. Zwischen hier und Sur das aus einem schneeweißen Kalkfelsen bestehende weiße Vorgebirge.

Die älteste Niederlassung jenes von den Gestaden des arabischen Meerbusens unter dem Namen Phönizier nach Syriens unwirthlicher Küste ausgewanderten Volkes, welches später durch Schifffahrt und Handel so groß geworden, die Buchstabenschrift, eine Menge Erfindungen und die Cultur Indiens nach Europa brachte und verbreitete, war schon zur Zeit der Einwanderung der Israeliten mächtig und reich. Moses nennt es „die erstgeborne Tochter Canaans"; und in den Büchern der Könige wird es als „die große Stadt" bezeichnet. Es blühete **1000** Jahre lang, bis zur Zeit des Assyrers Nebucadnezar, der es mit den meisten andern phönizischen Städten zerstörte. Unter persischem Schutze kam Sidon von neuem zu Ansehen und zu Xerxes Zeit besaß es wieder über **100,000** Einwohner. In der Schlacht bei Salamis focht die Flotte der Sidonier mit den Persern und Tetramnestus, ihr Feldherr, gab sich nach verlornem Treffen selbst den Tod. Später stellte sich Sidon an die Spitze des syrischen Aufstandes, der unter Artaxerxes losbrach; aber das unglückliche Ende desselben führte zu seinem Untergang. Als den belagernden Persern unter Ochus die starken Außenwerke durch Verrath in die Hände fielen, und die Einwohner keine Möglichkeit sahen, die Stadt zu retten, verbrannten sie, heldenmüthiger noch als in unsern Tagen die Russen Moskau, mit der Stadt sich selbst und alle ihre Schätze. Zwar erstand nach langer Zeit ein neues Sidon auf dem Aschenhaufen des alten; aber weder unter den Römern, noch unter den Griechen, noch unter den Arabern und den Türken gelangte es zu mehr als einem Schatten seiner ehemaligen Bedeutung. Das heutige Seidon liegt malerisch auf einem erhöhten Punkte am Meere und macht mit seiner alten Citadelle, einem Werk aus der Kreuzfahrerzeit, und den Ruinen eines Römercastells, eine der schönsten Ansichten der syrischen Küste.



DER LIBANON

Der Libanon.

Der Libanon ist eine lange Gebirgskette, welche ein Zweig des Taurus zu seyn scheint, ob sie gleich sich nicht unmittelbar von demselben trennt, sondern nur durch niedrige Landhöhen mit dem Almatagh in Verbindung steht. Sie erstreckt sich durch ganz Soristan von Norden nach Süden und hängt in der Wüste mit den Gebirgen von Arabistan zusammen, die ihre Fortsetzung ausmachen. Südlich von Latakkia nimmt die Gebirgskette, die schon im Westen dieser Stadt sehr hoch ist, eine noch größere Höhe an und erreicht eine Höhe von 8000 Fuß, ob sie gleich keinen ewigen Schnee trägt, indem blos auf derjenigen Seite, die die Sonne nicht bescheint, der Schnee in den Klüften liegen bleibt. An diese Gipfel reihen sich die sämmtlichen Bergketten an, die die Ebenen von Soristan füllen. Das in der Mitte belegene Gebirg zeichnet sich eben so sehr durch seine Lage, als durch die sie bewohnenden Völker aus. Es besteht aus 2 Hauptketten, die etwa 7½ Meilen lang, aber von ungleicher Breite sind, und in ihrer Richtung fast immer parallel mit einander laufen. Ein tiefes und fruchtbares Thal trennt sie von einander. Die eine von diesen beiden Ketten begleitet das mittelländische Meer von Tarablüs und dem rothen Kap bis Damas unter 35° Br.; sie behält den Namen Libanon; ihre höchsten Gipfel sind der Akka und Libanon. Die zweite beginnt bei Sayda und dehnt sich bis zur Wüste unterhalb Damas

aus; diese heißt der Antlibanon oder Schebel el Schaik; diese beiden in der Mitte des großen Libanon belegenen Hauptketten begreifen, nebst den untergeordneten Bergzügen und Gruppen, einen großen und fruchtbaren Theil von Soristan, dessen Thäler recht gut angebaut und bewohnt sind. Der Fall der Gewässer des Libanon geschieht bis 36° Breite in der Richtung von Norden nach Süden. Diejenigen Gewässer, welche auf der Ostseite das Gebirge verlassen, ergießen sich in den Frat; die in der Mitte desselben fließen in das Thal Kowaik, wo sie einem gleichnamigen Fluß das Daseyn geben, der sich in den See Kinbrin mündet. Die Gewässer auf der Nordseite des Libanon behalten die nämliche Richtung und fließen fast sämmtlich in den See von Antakka, und mit dem Aasi in das mittelländische Meer. Blos diejenigen Gewässer, die sich auf der Westseite des alten Berges Rhossus herabstürzen, gehen unmittelbar dem mittelländischen Meere zu. Die ganze Kette des Libanon besteht aus einem sehr harten, fast marmorartigen Kalksteine. Der Schebel el Schaik oder Antilibanon ergießt seine Gewässer gegen Norden in den Aasi und gegen Osten in die Ebene von Damas, wo sie den großen See von Arden füllen. Gegen Süden gehen sie dem Arden und gegen Westen dem Kasemir zu. Da, wo der Schebel el Schaik endigt, setzt eine lange, aber niedrige Kette oder vielmehr ein Landrücken im Süd-Osten bis an das todte Meer fort und hängt hier mit den arabischen Gebirgen zusammen; vom Libanon aber steigt ein ähnlicher Bergrücken nach Süden herunter, läßt Solyma im Osten und vereinigt sich dann mit dem arabischen Schebel Seir.



RUINEN VON TYRUS

Tyrus.

Diese in dem Alterthum so sehr berühmte und mächtige Stadt lag an der Küste des phönizischen Meeres. Die Schriftsteller sind wegen des Alters dieser Stadt nicht einig. Einige suchen aus der Bibel zu beweisen, daß sie schon zu den Zeiten des Josua eine ansehnliche Stadt gewesen, Andere dagegen wollen behaupten, daß sie erst 240 Jahre vor dem Tempel zu Jerusalem erbaut worden sey. So viel ist gewiß, daß sie zu Davids Zeiten schon sehr bedeutend war. Sie war eine Pflanzstadt der Sidonier, und wurde deßhalb auch die Tochter Zidon genannt. Sie gelangte durch den Handel nach und nach zu einer solchen Größe, Macht und Reichthum, daß sie bald ihre Mutter überstrahlte. Den Tyrern ging es indeß wie allen Völkern, die durch das Glück des Handels auf einmal emporkamen und ihre erworbenen Schätze zu übermäßiger Pracht, Wollust und Schwelgerei mißbrauchten; sie wurden stolz, übermüthig und aufgeblasen, und ihr Trotz forderte gleichsam Alles gegen sich heraus, so daß ihre Stadt bald gänzlich zerstört und sie selbst genöthigt wurden, auf die in der Nähe liegende Insel ihre Zuflucht zu nehmen, woher die neue Stadt Tyrus entstand; das zerstörte Tyrus aber wurde zum Unterschied des andern Palätyrus oder Alttyrus genannt. Die Insel war nur 30 Stadien oder ungefähr eine kleine Meile von dieser Stadt entfernt.

Die darauf befindliche Stadt nahm die ganze Insel ein, welche rund ist und 22 Stadien oder etwa ¾ Meilen im Umfange hat. Sie war also nicht so groß wie das alte Tyrus, doch waren die Häuser derselben ziemlich hoch gebaut, wodurch der Mangel an Raum einigermaßen ersetzt wurde. Die Tempel des Jupiter, des Hercules und der Astarte ragten über die andern Gebäude, die auch sehr groß und prächtig waren, hervor; die ganze Stadt aber war rund um die Küste mit einer starken, 150 Fuß hohen Mauer umgeben. Auch setzte sie sich gar bald wieder in ihr früheres Ansehen, und blieb reich und mächtig, bis Alexander der Große kam, ihren Handel und ihre Schifffahrt zerstörte und die prächtige Stadt in grauenvolle Trümmer verwandelte.

Tyrus stand, so lange der Handel der Sidonier blühte, in keinem besondern Ansehen, und dieses mag auch wohl die Ursache seyn, warum uns nichts von ihren ersten Königen aufbewahrt worden ist. Was uns indessen aus der Bibel, aus dem Josephus und aus dem Theophilus von Antiochien von den tyrischen Königen bekannt ist, wollen wir hier mittheilen.

Abibal ist der erste, dessen erwähnt wird. Seine Herkunft und wie er auf den tyrischen Thron gekommen, ist unbekannt; so viel weiß man aber gewiß von ihm, daß er Hirams Vater war und zu den Zeiten Sauls und Davids lebte. Ob er sich jedoch mit den benachbarten Völkern gegen die Israeliten in Feindseligkeiten eingelassen habe, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen.

Hiram folgte seinem Vater Abibal in der Regierung, die er auch eine geraume Zeit hindurch soll verwaltet haben. Er war ein kluger, tugendhafter und friedfertiger Regent, der mit den jüdischen Königen, dem David und Salomo, in vertrauter Freundschaft lebte. Er scheint überhaupt eine ruhige Regierung gehabt zu haben, indem wir von keinen andern kriegerischen Unternehmungen etwas finden, als daß er die Eycäer, ein sonst gänzlich unbekanntes Volk,

züchtigte und wieder zum Gehorsam brachte, nachdem sie sich geweigert hatten, die schuldigen Abgaben zu entrichten. Durch die Erweiterung und Verschönerung der Stadt Tyrus hat er sich sehr verdient gemacht; er ließ den Tempel des olympischen Jupiters durch einen aufgeführten Damm mit der Stadt verbinden, in demselben eine goldene Säule errichten und dem Jupiter widmen, auch der Astarte und dem Hercules, nach Niederreißung der alten Tempel, neue erbauen, und letzterem zuerst eine Bildsäule setzen. Gleichwohl hatte sein aufgeklärter Geist die Nichtigkeit des Götzendienstes und die Thorheit des Aberglaubens eingesehen, ohne mächtig genug gewesen zu seyn, ihre Wirksamkeit zu lähmen, geschweige sie gänzlich auszurotten.

Hiram hatte seinen Sohn Baleastartus zum Nachfolger, der nichts mit seinem tugendhaften Vater gemein hatte, indem er mit raffinirter Grausamkeit über die Tyrer geherrscht haben soll. Baleastartus Nachfolger war sein Sohn Abdastartus, der von den vier Söhnen seiner Wärterin hinterlistiger Weise ums Leben gebracht wurde. Der älteste dieser vier Kronräuber schwang sich auf den tyrischen Thron. Nach diesem kam Astartus, des ermordeten Abdastartus Bruder, empor und brachte die tyrische Krone wieder an sein Geschlecht. Diesem folgte sein Bruder Astarimus, den Pheles umbrachte, welcher aber wieder durch seinen Nachfolger sein Leben verlor.

Ithobal I. war aus königlichem Geblüte und vor seiner Thronbesteigung Priester der Göttin Astarte, welche Würde die nächste nach der königlichen war. Er räumte den Phelus oder Pheles, der seinen Bruder umgebracht hatte, aus dem Wege, und wird ein König der Tyrer und Sidonier genannt, woraus erhellt, daß Sidon damals unter tyrischer Herrschaft gestanden habe. Zu welcher Zeit übrigens das sidonische Reich dem tyrischen eigentlich unterworfen wurde und was die Veranlassung dazu gegeben hatte, dar-

über ist nichts Gewisses vorhanden. Es finden sich aber Spuren, die darauf hindeuten, daß Sidon schon zur Zeit des Hiram mit dem tyrischen Reiche verbunden gewesen seyn mußte; denn Salomo bat sich von diesem Könige namentlich Sidonier, als sehr geschickte Künstler, zu seinen Bauunternehmungen aus. Ithobal wird in der Bibel Ethbaal genannt, und war der gottlosen Isebel Vater, welche der israelitische König Ahab geheirathet hatte. Unter Ithobal's Regierung soll es ein ganzes Jahr hindurch nicht geregnet haben und eine außerordentliche Dürre gewesen seyn, und als hierauf der König öffentliche Gebete anzustellen verordnet hätte, wären starke Donner erfolgt. Diese Begebenheit ist mit der, welcher in der Bibel unter der Regierung des Ahab gedacht wird, der Hauptsache nach vollkommen gleich. Auch soll Ithobal die Städte Botrys in Phönizien und Auza oder Auzate in Afrika erbauet haben.

Badezor folgte seinem Vater Ithobal in der Regierung, welcher seinen Sohn Metinus oder Matgenus zum Nachfolger hatte. Dieser Metin, auch Belus, Magdenes und Mettinäus genannt, hinterließ 2 Söhne, Pygmalion und Barca, und eben so viel Töchter, Elisa und Anna.

Nach Metins Tode setzten die Tyrer dem Pygmalion die königliche Krone auf, ungeachtet er damals noch sehr jung war. Seine Regierung scheint ziemlich grausam gewesen zu seyn, wenigstens gibt uns seine schändliche, am Sichäus verübte That keinen guten Begriff von seiner Gemüthsart. Dieser Sichäus war ein Priester des Hercules, der des Königs Schwester Elisa zur Frau hatte und so große Schätze besaß, daß er für den reichsten Phönizier seiner Zeit gehalten wurde. Diese reizten den Pygmalion so sehr, daß, da er sie auf keine gute Art an sich bringen konnte, er seinen Schwager hinterlistiger Weise vor dem Altar umbrachte. Elisa wußte jedoch ihren herben Schmerz um den geliebten Sichäus vor ihrem barbarischen Bruder so geschickt zu verbergen, daß da-

durch die Absicht desselben vereitelt wurde. Sie machte heimlich Anstalten, sich nebst ihrem Vermögen durch die Flucht zu retten, indem sie eben so wenig, als ihr Gemahl sicher zu seyn glaubte, sofern sie nicht Pygmalion's Wünsche erfüllen würde. Elisa, unter dem Namen Dido bei den Alten berühmt, gebrauchte bei ihrem Vorhaben alle Klugheit und Vorsicht, wodurch die sicher gemachte Hoffnung Pygmalion's glücklich getäuscht wurde; begab sich mit den Ihrigen und dem Vermögen ihres ermordeten Gemahls zu Schiffe und entwich nach Afrika, wo sie Karthago gründete. Dieser Pygmalion soll die Stadt Carpasia auf der Insel Cypern erbaut haben.

Der König, welcher auf Pygmalion folgte, soll Epaphus geheißen und die Stadt Paphus auf Cypern, in welcher der berühmte Tempel der paphischen Venus stand, erbauet haben.

Unter der Regierung des Eluläus gingen sehr wichtige Veränderungen in dem tyrischen Reiche vor. Dieser König lebte zu der Zeit, in welcher Alles den siegreichen Waffen der Assyrer weichen mußte. Die Veranlassung zu einem Kriege zwischen den Tyrern und Assyrern gaben die Gathiter, welche sich bei einer günstigen Gelegenheit dem tyrischen Joch entzogen hatten, und die, nachdem der jüdische König Hiskias die Kräfte der Philister durch seine mit ihnen geführte Kriege ziemlich geschwächt hatte, Eluläus wieder zu dem früheren Gehorsam zurück zu führen suchte, was aber die Gathiter veranlaßte, Salmanassar's mächtige Hülfe zu suchen. Dieser, der solche Gelegenheiten gern benutzte, um seine Absichten unter dem Scheine eines rechtmäßigen Krieges auszuführen, setzte sein ganzes Heer in Bewegung und ging damit auf Phönizien los. Die Städte Sidon, Ace und noch viel andere, ja fast ganz Phönizien, fielen von ihrem Könige ab und ergaben sich dem Salmanassar, sobald er sich ihnen nur näherte. Tyrus allein wagte es, seine Kräfte mit den assyrischen zu messen. Salmanassar

rückte, vereint mit den zu ihm übergegangenen Phöniziern, mit einem großen Heere zu Land und einer ansehnlichen Flotte, welche aus 60 wohlausgerüsteten Schiffen bestand, vor Tyrus. An Zahl standen die Tyrer den Assyrern weit nach; ihre ganze Flotte bestand nur aus 12 Schiffen. Allein je größer die Gefahr sich zeigte, die ihrem Reich den gewissen Untergang drohte, je mehr vereinigten sie alle ihre Kräfte und schickten sich zur tapfersten Gegenwehr an. Sie zeigten, was Muth, Erfindungsgeist und kluge Anstalten vermögen, schlugen ihre Feinde, trieben deren zahlreiche Flotte in die Flucht, brachten 500 Gefangene nach Tyrus, und retteten auf solche Weise ihren Staat von dem nahen Untergange.

Dieses, dem assyrischen Könige so unerwartete Ereigniß brachte ihn zu dem Entschluß, die Tyrer nicht sogleich wieder anzugreifen, sondern ihre Stadt nur enge einzuschließen. Er besetzte auch mit einem großen Theil seines Heeres die Flüsse und Wasserleitungen, um sie dadurch zur freiwilligen Uebergabe zu nöthigen, worauf er mit dem andern Theil seiner Leute wieder nach Assyrien zurückkehrte. In der That litten die Tyrer bald großen Mangel an Wasser; um diesem Uebel abzuhelfen, gruben sie neue Brunnen in der Stadt, wodurch sie sich in den Stand setzten, eine so gefährliche Belagerung, die erst nach fünf Jahren, mit dem Tode des Salmanassars, aufhörte, auszuhalten.

Unter Ithobal II. wurde Tyrus von dem Nebucadnezar zerstört. Dieser rückte mit seinen muthigen Babyloniern vor diese Stadt, um das, was dem Salmanassar nicht gelingen wollte, auszuführen. Von den Belagerten fand er aber mehr Widerstand, als er erwartet hatte. Tyrus hatte eine vortreffliche Vertheidigungslage, und war überaus gut befestigt; die großen Reichthümer hatten seine Einwohner in den Stand gesetzt, auch hierin etwas Außerordentliches zu thun. Als Handelsleute hielten sie immer viele fremde Völker in ihrem Sold; Perser, Lydier, Libyer, Ara-

dier und Gammaditen, die sich durch ihre Tapferkeit berühmt gemacht hatten, dienten in ihrem Heere. Ueberhaupt versäumten die Tyrer nichts, was zur Erhaltung ihrer Stadt, ihrer Freiheit und ihrer Schätze zu thun erforderlich und möglich war. Die Belagerer dagegen waren nicht weniger bemüht, eine Stadt zu erobern, die ihnen die reichste Beute versprach. Sie erschöpften sich daher auch in dem Zeitraum von 13 Jahren, so lange die Belagerung dauerte, in den beschwerlichsten Arbeiten, so daß, wie der Prophet Ezechiel sagt, ihre Häupter von dem beständigen Tragen der Helme kahl und ihre Schultern wegen des Schleppens der schweren Lasten wund geworden waren. Als sie endlich glaubten, Meister von Tyrus und dessen Schätzen zu seyn, sahen sie sich in ihrer Hoffnung fast gänzlich betrogen, indem die Tyrer während der Belagerung ihre Kostbarkeiten und werthvollsten Gegenstände auf die nahe gelegene Insel gebracht hatten. Dieser Anblick machte die Babylonier rasend; die prächtigen Tempel und Palläste zerstörten sie zum schmachvollen Andenken ihrer Rache, und machten Alles nieder, was sie noch Lebendes in der Stadt antrafen. Nebucadnezar fand kaum so viel in der eroberten Stadt, daß er seinen Soldaten den während der Belagerung schuldig gewordenen Sold bezahlen konnte. Die flüchtigen Tyrer bauten hierauf die Stadt auf der Insel, die durch ihren Handel und ihre Schifffahrt zu eben dem Ruhm und der Pracht gelangte, die dem alten und zerstörten Tyrus eigen waren. — Die auf die Insel geflüchteten Einwohner hatten sich allem Vermuthen nach unter gewissen Bedingungen an den Nebucadnezar ergeben und dessen Oberherrschaft über sich anerkannt. Wenigstens soll ihr letzter König, welcher Baal hieß und auf den unglücklichen Ithobal II. gefolget war, von dem Nebucadnezar selbst in dieser Würde bestätigt worden seyn. Ob er im ruhigen Besitze seines Reiches geblieben, oder ob er hinterlistiger Weise aus dem Wege geräumt wurde, ist ungewiß; genug, das

königliche Ansehen des tyrischen Reiches hatte schon unter ihm seine Unabhängigkeit verloren. Mit diesem Baal ging die königliche Regierung zu Ende. Die Babylonier führten darauf eine andere Regierungsform ein, die ihrer Politik gemäßer und weit bequemer war. Sie setzten, statt der bisherigen Könige, eine Art von Statthaltern, welche Suffeten oder Richter genannt wurden, ein, die ungefähr das gewesen zu seyn scheinen, was die israelitischen Richter vor ihren Königen waren. Zur Zeit des Cyrus, wo die allgemeine Erlösung dieses und der umliegenden Völker erschien, erhielten sie ihre ehemalige königliche Würde wieder, und standen unter dieser Regierungsverfassung bis auf die Zeiten Alexanders des Großen.

Belagerung und Einnahme von Tyrus durch Alexandros den Großen.

Das mächtige Tyrus, welches sich die Königin der Meere nannte und damals, auf einer eine Viertelstunde vom festen Lande liegenden Insel erbaut, überaus üppig und reich und auch von einer 150 Schuh hohen Mauer umgeben war, an welcher sich die Wellen des Meeres brachen, hatte sich vorgenommen, den Macedoniern den kräftigsten Widerstand zu leisten und wollte von keiner Unterhandlung etwas wissen. Auch hatten die Karthaginenser versprochen, mit aller ihnen zu Gebot stehenden Macht dieser Stadt zu Hülfe zu kommen, was sie jedoch unterlassen mußten, da ihnen gerade jetzt Syrakus den Krieg erklärte. Dessen ungeachtet rüsteten sich die Tyrer auf das beste; Mauern und Thürme wurden mit Vertheidigungsmaschinen aller Art besetzt, und von diesen herab warfen sie mächtige eiserne Haken, womit sie die Maschinen und Arbeiten der Belagerer zerstörten. Die Belagerung hatte nun förmlich begonnen, allein hier stieß man auf unüberwindlich schei-

nende Schwierigkeiten, und hatte nicht blos mit Menschen, sondern auch mit den Elementen zu kämpfen. Da die Stadt mitten in der See lag, so ließen sich hier weder Sturmleitern, noch Mauerbrecher u. s. w. anbringen. Aber endlich gelang es doch den unermüdlichen Macedoniern, einen Damm in das Meer hinein zu erbauen, nachdem Stürme und Wogen ihre Arbeit, während welcher sie unaufhörlich kämpfen mußten, schon einige Mal ganz vernichtet hatten; endlich aber kam über der Oberfläche des Meeres, zum großen Erstaunen der Tyrer, das ungeheure Werk in ziemlicher Breite zum Vorschein. Noch vorher hatte Alexandros Herolde in die belagerte Stadt geschickt, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, aber die übermüthigen, sich so sicher glaubenden Tyrer hatten diese allem Völkerrecht zuwider ermordet. Jetzt die immer näher rückende Gefahr erkennend, verdoppelten sie ihre Angriffe auf die am Damme arbeitenden Macedonier; Alexandros aber ließ Segeltücher und Felle über sie ausspannen, welche den Hagel von Wurfspießen, den die Belagerten gegen sie schleuderten, auffingen. An der Spitze des Dammes wurden nun 2 Thürme von Holz errichtet, um dadurch das Andringen der Feinde zu verhindern; allein diesen gelang es nicht nur, die beiden Thürme, sondern auch alles andere Holzwerk auf dem Damm in Brand zu stecken, wodurch die bereits mit so unsäglicher Anstrengung gemachte Arbeit fast ganz verloren ging. Bald war aber das Zerstörte mit rastlosem Eifer wieder hergestellt, der König war allenthalben zugegen, und legte nicht selten selbst Hand an das Werk, welches schon bis dicht an die Mauer fortgeführt war. Da erhob sich ein so furchtbarer Sturm, der die Wogen mit so ungeheurer Kraft gegen den Damm trieb, daß sie denselben über den Haufen warfen, und die ganze Arbeit wieder in den Abgrund versank. Wem wäre jetzt nicht Geduld und Beharrlichkeit ausgegangen Auch überlegte Alexandros, ob er die Belagerung nicht

lieber aufgeben wollte; allein er konnte noch weniger dem Gedanken Raum geben, daß sich an diesen Mauern sein Glück und sein Ruhm brechen sollten. Von neuem begann die Riesenarbeit und fast mit noch mehr Eifer, als man sie das erste Mal unternommen hatte; zugleich ließ der Leiter derselben aber auch so schnell als möglich eine Flotte zusammenkommen, um den Tyrern alle Zufuhr abzuschneiden und ihnen die Herrschaft zur See zu nehmen. Ganze Bäume sammt den Wurzeln und Zweigen wurden nun, an Steine befestigt, in die Tiefe des Meeres geworfen, und auf diese wieder Felsblöcke, dann wieder Bäume, ungeheure Quantitäten von Lehm u. s. w., bis das Ganze eine feste Masse bildete; auch wurde der Damm jetzt viel breiter aufgeführt, und die Thürme auf dessen Mitte erbaut, damit sie weniger dem Feuer ausgesetzt waren. Als die griechisch-macedonische Flotte stark genug war, schiffte sich Alexandros auf derselben ein, um die tyrische, die in Schlachtordnung stand, anzugreifen. Diese zog sich aber, ohne seine Ankunft zu erwarten, in den Hafen zurück, um dessen Eingang zu vertheidigen. Er verwandte nun die Schiffe dazu, die Arbeiten des Dammes gegen feindliche Anfälle zu sichern. Dieser war endlich, nachdem man noch unendliche Schwierigkeiten überwunden hatte, in großer Vollkommenheit vollendet, und nun mit Mauerbrechern, Widderköpfen, fahrenden Thürmen und Kriegsmaschinen aller Art bedeckt. Jetzt beschloß Alexandros, Tyrus von der Landseite und zur See durch einen Generalsturm anzugreifen. Alles war schon dazu angeordnet, und um Mitternacht sollten sich die zu diesem Zweck aneinandergeketteten Galeeren der Mauer nähern und die Stadt von der Meerseite angreifen; da verfinsterte sich allmählig der Himmel mit so dichten schwarzen Wolken, daß auch jeder schwache Schimmer auf der See verschwand und Niemand mehr eine Hand vor den Augen sah; jetzt erhoben sich die Winde, die bald zu heulenden wüthenden Stürmen wurden,

und bergehoch thürmten sich die Wogen, rissen die verketteten Schiffe klirrend von einander und warfen sie, die Ankertaue gleich Spinnweben zerreißend, unter entsetzlichem Krachen größtentheils durch die brausenden Wellen an die Küsten, wo die meisten zertrümmert wurden; und noch einmal war Tyrus der drohenden Gefahr entgangen. Die Belagerten benutzten nun die augenblickliche Freiheit des Meeres, um ihre Frauen und Kinder nach Karthago in Sicherheit zu bringen, da sie von diesem keine andere Hülfe erwarten konnten. Jetzt wurde Angriff und Vertheidigung mit unglaublicher Thätigkeit, Wuth und an Verzweiflung grenzendem Muth fortgesetzt. Steine, Haken, große mit Eisenspitzen beschlagene Balken, ja sogar glühend gemachte Schilde, die mit heißem Sand angefüllt waren, schleuderten die Tyrer von der Höhe ihrer Mauern auf die Feinde herab, die sich durch ausgespannte Tücher und andere Dinge gegen diese furchtbaren Massen zu schützen suchten. Nichts fürchteten sie mehr, als den glühenden Sand, der bis auf die Knochen drang und entsetzliche Brandschmerzen verursachte. Mit den Katapulten schleuderten sie gleichfalls mit Haken versehene Balken nach den Schiffen, von denen dadurch mehrere den Untergang fanden. Endlich gelang es den Mauerbrechern und Widderköpfen der Macedonier, hier und da Bresche zu machen, welche aber die Belagerten mit der größten Anstrengung augenblicklich wieder in den besten Vertheidigungsstand zu setzen wußten. Auch kam es noch zu einem Seetreffen, bei dem die Tyrer abermals den Kürzern zogen, viele Schiffe einbüßten, und sich wieder in den Hafen flüchteten. Alexandros bestieg nun selbst einen der höchsten Belagerungsthürme und machte sich unter einem die Sonne verdunkelnden Hagel von Pfeilen der Mauer der Stadt so nahe, daß er mit den feindlichen Kriegern auf derselben kämpfen konnte, und mehrere derselben niederstach, deren Körper entweder in die Tiefe des Meeres oder zurück in die Stadt stürzten. Sodann ließ er die Brücke des Thur-

mes auf die Mauer niederfallen, stürzte sich, umgeben von seinen tapfersten Kriegern, auf dieselbe, faßte festen Fuß und hatte bald eine bedeutende Strecke derselben nebst zwei Thürmen erobert. An mehreren Orten hatten die Widderköpfe die Bresche prakticabel gemacht, und die Macedonier erstürmten diese, Tod und Schrecken vor sich her verbreitend. Zu gleicher Zeit hatte auch die Flotte den Eingang in den Hafen erzwungen, und so wurde endlich nach 7 Monaten die Stadt erstürmt. Jetzt gab es Greuelscenen jeder Art, vor denen die Menschheit schaudern muß, und Menschenblut floß bald in Strömen durch alle Straßen der Stadt, in deren Häusern sich immer noch einzelne Haufen auf das verzweifeltste wehrten, und Steine und Ziegeln von den Dächern auf die eingedrungenen Feinde herabschleuderten. Wie viel Menschen hier umkamen, ist ungewiß, aber auf jeden Fall die Zahl außerordentlich. 2000 Mann, die man im Sturm mit den Waffen in der Hand gefangen hatte, wurden längs der Seeküste auf Alexandros Befehl gekreuzigt, und 30,000 als Sklaven in alle Welt verkauft. Nur wenige entkamen nach Sidon, und das prachtvolle, reiche, stolze, so viele Jahrhunderte blühende Tyrus, Karthago's Mutterstadt, war nicht mehr.

Da, wo die herrliche Stadt ehemals stand, findet man das heutige Sur; ein Kasaban auf einer Halbinsel, wovon er den dritten Theil einnimmt. Er ist mit einer hohen, aber nicht starken Mauer umgeben, und besteht aus wenigen elenden Hütten, die nach Olivier von 500—600 Drusen, Maroniten, Griechen und Arabern bewohnt werden, die unter dem mannigfaltigsten Drucke erliegen. Einige verfallene Cisternen, eine zur Hälfte ruinirte Kirche, ein kleiner, ganz verschütteter Hafen, wenige Ueberreste des Alterthums sind hier zu sehen. Nach Olivier ist es wahrscheinlich, daß das alte Tyrus auf dem Felsen von Machuka gestanden habe. Die Kunst der Purpurbereitung ist mit dem alten Tyrus hier verloren gegangen.

IV. Palästina.

Dieses merkwürdige Land, das anfangs, wenigstens ein großer Theil desselben, das Land Canaan oder Chanaan genannt wurde, hieß in den folgenden Zeiten das Land Israel, das Land Gottes, das heilige Land, auch schlechtweg das Land, so wie es auch unter den Namen Judäa, Palästina, Syria Palästina, Syria, Cölesyrien, Idumäa und Phönicien oder Phönice vorkommt. Palästina ward es genannt, weil es ein Theil des Landes war, das sehr früh diesen Namen führte, obgleich diese Benennung nur der Pentapolis der Philister zukommt. Wahrscheinlich ist es von Philistine abgeleitet, das die Griechen in Palästina verwandelt haben, obgleich Einige dasselbe auch aus dem Griechischen ableiten wollen, indem sie auf Pelusium, die berühmte egyptische Stadt dieses Namens, hindeuten, woher dies Volk gekommen seyn soll. Andere leiten den Namen von dem alten und in der ethiopischen Sprache noch beibehaltenen Worte Palascha, wandern, im Elende und in der Fremde leben, her.

Gegen Süden hatte Palästina die Gebirge oder das Land Edom und Amalek zur Grenze; gegen Osten den See Asphaltites, den Fluß Jordan, den See Tiberias und den samachonitischen

See; gegen Norden die Gebirge des Libanon, oder vielmehr Antilibanon, oder das Gebiet der Phönicier; gegen Westen das mittelländische Meer. Dieses waren die natürlichen Grenzen desselben; die Grenzen seiner Eroberungen aber und anderer Erweiterungen sind nicht so leicht zu bestimmen.

Die erste Eintheilung des Landes nach den zwölf Stämmen war folgende: Simeon war der südlichste von allen. Er hatte Edom gegen Süden, das todte Meer gegen Osten, den Stamm Juda gegen Norden; ob gegen Westen seine Grenze eine Wildniß oder bewohntes Land war, ist unbekannt. Zunächst kam Juda; er hatte den Simeon gegen Süden, das todte Meer gegen Osten, Dan und Benjamin gegen Norden, die Philister gegen Westen. Dan hatte die Philister und den Stamm Juda gegen Süden, Benjamin gegen Osten, Ephraim und den halben Stamm Manasse gegen Norden, das mittelländische Meer gegen Westen. Benjamin hatte Juda gegen Süden, den Jordan gegen Osten, Ephraim gegen Norden, Dan gegen Westen. Ephraim und der halbe Stamm Manasse hatten Dan und Benjamin gegen Süden, den Jordan und einen Theil von Isaschar gegen Osten, einen andern Theil von Isaschar und Asser gegen Norden, das mittelländische Meer gegen Westen. Isaschar hatte Ephraim und den halben Stamm Manasse gegen Süden und zum Theil gegen Westen, den Jordan gegen Osten, Sebulon gegen Norden, Asser gegen Westen. Asser hatte den halben Stamm Manasse gegen Süden, Isaschar, Sebulon und Naphthali gegen Osten, die Phönicier gegen Norden und das mittelländische Meer gegen Westen. Sebulon hatte Isaschar gegen Süden, einen Theil des Jordans und einen Theil des galiläischen Meeres gegen Osten, Naphthali gegen Norden, Asser gegen Westen. Naphthali hatte Sebulon gegen Süden, einen Theil des galiläischen Meeres und den samachonitischen See gegen Osten, die Gebirge des Antilibanons gegen Norden, Asser gegen Westen. Ruben



DER BERG CARMEL

Le mont Carmel

und Gad hatten ihren Antheil längs der Ufer des Jordans an der Ostseite, zwischen dem todten Meere und dem See Tiberias. Der halbe Stamm Manasse aber lag längs der Ostseite des Sees Tiberias und des samachonitischen Sees.

Auch Salomon theilte das Land nachmals in 12 Theile, deren Grenzen und Umfang indessen nicht genau anzugeben sind. Unter dem zweiten Tempel wurde es in Tetrarchien und Toparchien, größere oder kleinere, eingetheilt. Die größeren waren diesseit des Jordans Judäa, Samaria und Galiläa, die kleineren Daroma, Geraritica, Sarona und andre. Die andere Seite des Flusses war in Gilead, Peräa, Gaulonites, Batanäa und Decapolis getheilt. In den spätern Zeiten und unter christlicher Botmäßigkeit wurde es großen Theils, wo nicht ganz, unter den Benennungen von Palästina prima, Palästina secunda, und Palästina tertia oder salutaris begriffen. Außerdem wird es in das gebirgige und in das flache Land eingetheilt. Das Mittelland zwischen dem Jordan und dem mittelländischen Meere ist meistens bergig, wogegen das Land nach der See zu, den Berg Carmel ausgenommen, und gegen den Strom zu, flach ist, einiger mäßigen Erhöhungen nicht zu gedenken.

Die Berge Libanon und Antilibanon gehören nicht zu Palästina, dagegen gehört der Berg Hermon, gleich dem Libanon mit Schnee bedeckt, hierher. Eusebius sagt, auf der Spitze dieses Berges habe ein berühmter Tempel gestanden, der von den benachbarten Völkern in hohen Ehren gehalten wurde. Sonst ist dieser Berg durch nichts merkwürdig, als den sehr vielen Thau, der auf und um denselben her zu fallen pflegt. Der Berg Carmel, an dem Seeufer, ist das merkwürdigste Vorgebirge an der ganzen Küste, wenigstens gegen Süden, und durchgängig seiner Fruchtbarkeit wegen berühmt. Bei den Alten stand er als der vor allen andern am meisten beliebte Aufenthalt des Pythagoras in

besonderem Ansehen, und von den Christen ward er deßhalb verehrt, weil sie annahmen, daß Elias sich daselbst einige Zeit vorher, ehe er in den Himmel entrückt wurde, in einer Höhle aufgehalten habe. Ein anderer Berg ist der Tabor, auch Itabyrion und Atabyrion genannt, der seinen hebräischen Namen (Tabor, Nabel) von seiner Gestalt hat. Diese ist sehr regelmäßig und das Ebenmaß seiner Theile in der That merkwürdig. Er liegt mitten in einer Ebene, von allen andern Bergen entfernt, ist sehr fruchtbar und bringt besonders schöne Gewächse hervor. Ein älterer Reisender bemerkt, dieser Berg scheine mehr ein Werk der Kunst als der Natur zu seyn, und sey von bewunderungswürdiger Schönheit; von seinem Fuße bis zur Spitze sehe er einem beständig fortlaufenden Schneckengange von aschgrauen Felsen ähnlich, mit einer fortlaufenden Reihe grünender Bäume bekrönt. Nächst dem Berge Tabor ist der Olivet oder der Oelberg der bemerkenswertheste. Er liegt ungefähr eine Meile weit von Jerusalem, hat die schönste Aussicht über die Stadt, und besonders durch Christus seine Berühmtheit erlangt. Unter den kleineren Bergen Palästinas nennen wir sowohl diesseit als jenseit des Jordans vorzugsweise den Gilead, Basan, Gilboa, Garizim, Ebal und Sion. Die bekanntesten Thäler waren das Thal Gerar, wo Isaac sich aufhielt, nachdem er von Abimelech geschieden war; das Thal Sittim, von ganz ungewisser Lage. Das Thal Hinnom oder der Kinder Hinnom ist nahe an den Mauern von Jerusalem und hatte seinen Namen von dem Geschrei der dem Moloch daselbst geopferten Kinder. Außerdem hieß dasselbe auch Tophet, von dem hebräischen Worte Toph, welches so viel als eine Trommel oder Pauke bedeutet, die unter andern Instrumenten gebraucht wurden, um das fürchterliche Geschrei der unglücklichen Schlachtopfer zu übertäuben. Das Salzthal ist wegen des daselbst erhaltenen Sieges über die Edomiter merkwürdig. Die Lage des Thales Rephaim, das auch



DER BERG TABOR.

das Thal der Titanen und Riesen heißt, ist von ungewisser Lage. Eusebius setzt es in den Stamm Benjamin, Andere dagegen in den Stamm Juda. Das Thal Josaphat, dessen nur einmal in der heil. Schrift gedacht wird, lag in der Nähe von Jerusalem und ward für den Ort des großen Weltgerichts gehalten. Das Thal Berachah lag in der Wüste Tekoa. Das Thal Shaveh (Saba oder Saby), das Königsthal, war der Unterredung zwischen Abraham und Melchisedek wegen berühmt. Das Thal Elah oder der Terebinthen (der Eichen) war das, wo David den Goliath erschlug. Außer diesen und noch andern minder bemerkenswerthen Thälern gab es in Palästina 2 große Ebenen; die eine, welche eigentlich so genannt wurde, wurde vom Jordan getheilt und hatte 150 Meilen in der Länge; die andere hieß die große Ebene von Esdraelon oder der Legion. Nach Josephus erstreckte sich die erstere von Scythopolis am See Tiberias bis an den See Asphaltites. In dem neuen Testamente heißt sie die Gegend um den Jordan. Außer diesen Ebenen ist noch die ganze Küste von dem Berge Carmel bis zu den südlichsten Grenzen des Landes flach und eben, einige kleine Hügel ausgenommen. Diese große Landstrecke war nicht ganz unter einerlei Namen bekannt. Die nördliche Gegend derselben von Joppe bis Cäsarea, aber nicht weiter, wie Einige behaupten wollen, ward Saron oder Saronas genannt. Sie gab vortreffliche Weide, und diente besonders den Gaditen, die dem Hirtenleben ergeben waren, zur Viehweide. Ihr gegen Süden lag die Ebene Sephela. Die andern Ebenen, wie die von Jericho, die sich als ein Theil zu der sogenannten großen Ebene rechnen läßt, übergehen wir.

Unter den Wüsten des Landes wurden nicht immer ganz unbewohnte und von allen nützlichen Früchten entblößte Gegenden verstanden. Die erste derselben war die Wüste Juda, und in dieser sogenannten Wüste lagen die Städte Beth-Araba, Middin, Secacah und Mibschan, nebst der Stadt des Salzes und Engedi,

sechs Städte in Allem nebst ihren Dörfern. Die Wüste Gibeons, die ganze bergige Gegend von Jericho bis Scythopolis, nennt Josephus wüste und unbewohnt, nicht minder den ganzen Strich, den der Jordan bewässert, vom See Tiberias bis an den See Asphaltites. Die bemerkenswerthesten Wälder sind der Hareth, wohin David entfloh; der Wald Ephraim, in welchem Absalon umkam, und der Wald des Libanon, wo Salomon sich ein Haus baute.

Unter den Gewässern nennen wir das todte Meer oder den See Asphaltites, auch das Salzmeer genannt, an dessen Ufern eine Menge Harz (Asphalt) gefunden wird, das dem Peche ähnlich ist. Von diesem See behauptete man, daß er aus dem Untergange des Thales Siddim, in welchem Sodom und Gomorra lagen, entstanden sey. Er wird auf der Ost- und Westseite von hohen Bergen eingeschlossen; gegen Norden hatte er die Ebene von Jericho, oder, wenn man beide Seiten des Jordans nimmt, die sogenannte große Ebene; gegen Süden ist er frei und reicht weiter als der Gesichtskreis. In der Länge hat er 24 und in der Breite 6—7 englische Meilen. Sein Wasser ist hell und klar. An der Küste gegen Westen liegt ein Vorgebirge, wo man die Ueberbleibsel von Lots verwandeltem Weibe zeigte. Der See Tiberias, auch der See von Kinnereth, Kinneroth, Chinnereth, Cinneroth, das Wasser von Genesar, der Teich von Genesarit und Genesareth genannt, hieß auch der See von Galiläa. Nach Josephus hatte er 100 Feldweges in der Länge und ungefähr 40 in der Breite. Nach demselben Geschichtschreiber war er der Beschaffenheit seines Wassers wegen berühmt, welches, wenn es die Nacht an die Luft gesetzt ward, was die Bewohner der Umgegend zur Sommerszeit zu thun pflegten, so kalt wurde, als der Schnee selbst. Er war dem todten Meer in Allem entgegengesetzt, und während dieses keine Art von Fischen hervorbrachte, hatte er Ueberfluß daran. — Woher der Samachonitersee seinen Namen hat, ist ungewiß. Er



DER SEE GENEZARETH

Stich u. Druck bei G. Grünewald Darmstadt

war hauptsächlich der Dicke seines Wassers halber merkwürdig, und 60 Feldweges oder ungefähr 15 Meilen lang und 30 Feldweges oder 7½ Meilen breit. Vielleicht ist dieses derselbe See, dessen Plinius seines wohlriechenden Riedgrases wegen erwähnt. Nicht weit von diesem liegt der See Phiala, die Quelle des Jordans, worüber sehr lange gestritten ward, bis Philippus der Vierfürst den Streit entschied, indem er Stroh und Spreu hineinwerfen ließ, welches bei Panion wieder hervorkam. Seinen Namen, der eine Viole bedeutet, führten auch noch andere Gewässer der Art. Die Lage des Flusses ist in der Mitte einer sehr anmuthigen und zum Handel sehr bequemen Gegend. — Der Fluß Jordan, aus dem Phiala entspringend, fließt in den Samachonitersee, von da weiter in den See Tiberias, den er theilt, und wo er sich in das todte Meer ergießt. Der Ursprung seines Namens oder seiner Namen ist dunkel. Die Araber nennen ihn Arden und Ordonnon; die Perser Herdum, und der nubische Erdbeschreiber oder der Scharif Edrisi: Zachar, welches im Arabischen aufgeschwollen, voll oder die Ufer übersteigend heißt. An seinen Ufern ist der Aufenthalt vieler Löwen und anderer wilden Thiere, die sich unter dem Schilf und Rohr verbergen, das hier nicht nur sehr dick, sondern auch so hoch wächst, daß es den Anblick des Flusses hindert. Außerdem findet man an seinen Ufern eine Menge Weiden, Tamarisken und andere Gewächse. Sein Strom ist so stark und reißend, daß kein Mensch gegen denselben zu schwimmen im Stande ist; seine größte Breite erstreckt sich indessen nicht über 60 Fuß. Nächst dem Jordan ist der Arnon der bedeutendste Fluß. Vor Alters war diese Gegend ihrer Fruchtbarkeit wegen sehr berühmt, so daß man bildlich von ihr sagte, daß sie von Milch und Honig fließe. Der See Asphaltites brachte ein Salz hervor, welches, nach dem Urtheile Galens, zur Verdauung und Auflösung dienlicher als alle andere Salze seyn sollte. Weizen, Gerste und andere Arten Getreide brachte

Palästina in solchem Ueberfluß hervor, daß es deßhalb ein Land des Weizens und der Gerste genannt ward. Auch hatte es Ueberfluß an Oel, und die Weine von Ascalon, von Gaza und Sarepta waren berühmt. An Ochsen, Schafen, Ziegen und Geflügel hatte es keinen Mangel, und Fische gaben der Jordan und der See Tiberias hinlänglich. Unter den Bäumen war die Palme und unter den Stauden der Balsam, besonders der von Jericho, vor allen andern berühmt.

Zu den Merkwürdigkeiten des Landes gehören vorzüglich die versteinerten Melonen, Oliven, Austern und Trauben, von denen die ersten, wenn man sie öffnet, sogar einen angenehmen Geruch von sich geben sollen.

Nahe bei Rahels Grab, nicht weit von Bethlehem, ist ein kleines Stück Land, wo eine Art kleiner runder, den Erbsen ganz ähnlicher Steine gesammelt werden, welche einem von der heil. Jungfrau verrichteten Wunder zugeschrieben werden, die, einen trotzigen Bauer zu bestrafen, der ihr eine Handvoll von diesen Hülsenfrüchten abgeschlagen, dieselbe in Steine verwandelte, so daß die Saat, mit der er gerade beschäftigt war, nichts Anders als Steine, in der Gestalt der Erbsen, hervorbrachte.

In dem Flusse Belus, nicht weit von Acra oder Ptolemais, findet man vortrefflichen Glassand, der auch deßhalb berühmt ist, weil er die erste Veranlassung zu dieser schönen Erfindung gegeben haben soll.

Auf dem Berg Quadrantana oder Quarantania, wo der Teufel den Heiland in Versuchung führte, zeigt man noch einen Haufen Steine, welche diejenigen seyn sollen, die der Teufel in Brode verwandelt haben wollte.

In der Ebene von Jericho gibt es eine merkwürdige Frucht, welche die Araber Zachone nennen; sie wächst an einem dornigen Strauch mit kleinen Blättern, und gleicht der Gestalt und Farbe

nach einer kleinen unreifen Wallnuß. Die Kerne dieser Frucht stoßen die Araber in einem Mörser; das fleischige Mark derselben werfen sie in siedendes Wasser und schäumen ein Oel davon ab, das auf die Oberfläche steigt, und welches, wenn es innerlich gegen Brüche der Glieder oder äußerlich bei frischen Wunden gebraucht wird, den gileaditischen Balsam übertreffen soll.

In derselben Ebene werden auch die sogenannten Rosen von Jericho gefunden, welche den Weibern zur Zeit der Entbindung dienlich seyn und nur am Christabend oder, wie Andere meinen, an allen Festtagen der Jungfrau Maria blühen sollen.

Das alte Jerusalem.

Die Stadt lag auf zwei einander gegenüber liegenden Hügeln, die durch ein Thal getrennt waren. Auf dem größten und höchsten Hügel lag die Ober-Stadt, und die vortheilhafte Lage desselben hatte David bestimmt, hier die Festung anzulegen. Der andere Hügel, Namens Akra, diente der Unter-Stadt zur Grundlage. Jener erstere Hügel war der Berg Zion. Er ist auf der Mittagsseite, so wie nach Abend hin am schroffesten, wegen eines tiefen Grundes, der in der Schrift Geben-Hinom, das Thal der Kinder Hinom, heißt. Dieses Thal zieht sich von Abend nach Morgen, und stößt am äußersten Ende des Berges Zion an das Thal Kedron, das von Mitternacht nach Mittag läuft. Auf der Südseite bildete der Berg Zion die Gränze des alten Jerusalem.

Der andere Hügel, der nördlich von Zion sich erhob, kehrte seine Morgenseite gegen den Berg Moria, auf welchem der Tempel stand. Nur ein Graben trennte den Hügel Akra von diesem Berge. Anfangs war der Berg Moria nur eine unregelmäßige Anhöhe, und um den Tempel mit seinen Zubehörungen auf einer gleichen und größern Fläche zu errichten, mußten an den Seiten des Berges ungeheure Werke angelegt werden. Die Ostseite des Berges begränzte das tiefe Kedronthal, gewöhnlich das Thal Josaphat genannt. Die Mittagsseite war von oben bis unten mit starkem Mauerwerke bedeckt. Nach Josephus hatte der Tempel auf dieser Seite nicht weniger als 300 Ellen Höhe. Um ihn mit dem Berge Zion zu verbinden, war eine Brücke nöthig, wie uns Josephus gleichfalls sagt. Die Abendseite lag dem Hügel Akra



DIE ZERSTOERUNG VON JERUSALEM

gegenüber. Auf der Mittagsseite trennte ein Garten den Tempel von dem Hügel Bezetha, der späterhin, bei der Vergrößerung der Stadt, mit derselben vereinigt ward.

Der berühmte Thurm Antonia, dem Herodes nach seinem Wohlthäter Antonius (dem Triumvir) den Namen gab, stand auf einem Felsen an der nordwestlichen Ecke des Tempels. Ehe Bezetha zur Stadt gezogen ward, ging der Umfang der Stadt nördlich nicht über diesen Thurm. Man mußte die Gränze sogar noch etwas mehr nach Mittag hinaus rücken, um den Golgatha oder den Kalvarienberg auszuschließen, welcher, als der Richtplatz der Verurtheilten, nicht im Umfange der Stadt lag.

In Ansehung des östlichen Theils von Jerusalem ist keine Dunkelheit. Es ist bekannt und offenbar, daß das Kedronthal hier die Gränze der Stadt war, ungefähr in der Linie, welche die nach dieser Gegend gekehrte Seite des Tempels am Rande des Thales bildete. Ueber die Abendseite der Stadt kann ebenfalls kein Zweifel seyn, da die natürliche Erhöhung des Bodens, welche auf dieser Seite, wie auf der Mittagsseite, an den Berg Zion stößt, sich nach Mitternacht hin, bis zum Tempelberge verlängert.

Umfang der Stadt. Josephus unterscheidet drei verschiedene Mauern. Die älteste ist nach ihm diejenige, welche den Berg Zion nicht nur von der Umgegend der Stadt trennte, sondern auch die Ober-Stadt oder Akra schied. Auf der Nordseite der Mauer stand der Thurm Hippicos. Die nördliche Umfassungsmauer des neuen Jerusalem, welche den Berg Zion ausschließt, scheint mit dem Theile der Mauer, welche ehedem die obere Stadt von der untern trennte, auf gleicher Fläche zu liegen. Josephus geht, nachdem er die nördliche Umfassungsmauer vom Thurm Hippicos bis zum Tempel beschrieben hat, von diesem Thurm wieder aus und folgt ihr auf der Westseite und dann auf der Mittagsseite hin bis zum Brunnen Silor. Dieser liegt in einer tiefen Schlucht, welche den

untern, bis zum Kedronthal sich verlängernden Theil des Berges Zion durchschneidet; und ihn von einem, längs jenem Thale bis zum Fuße des Tempels laufenden, Hügel trennt. Er lag nicht in dem Umfange des alten Jerusalem. Von Silon ging die Mauer weiter durch Ophla und endigte sich an der Morgenseite des Tempels.

Die zweite Mauer, deren Josephus erwähnt, lag innerhalb des Umfangs der Stadt selbst. Sie fing an von dem Thurm Gemath und ging durch den nördlichen Theil der Stadt bis an die Burg Antonia.

Die dritte Mauer aber fing bei dem Thurme Hippicos an, und lief gerade nach Norden, bis zu einem andern Thurme, Namens Psephina. Ehe die Stadt durch Bezetha vergrößert ward, brauchte die Umfassungsmauer hier nur bis an die Burg Antonia zu gehen. Agrippa fing unter der Regierung des Claudius an, diesen neuen Theil der Stadt mit einer Mauer zu umschließen.

Umfang der Stadt. Die Angaben der Schriftsteller über den Umfang Jerusalems sind sehr verschieden; sie schwanken zwischen 27 und 50 Stadien. Die erste dieser Angaben, deren Eusebius erwähnt, rührt von einem syrischen Feldmesser her, der den Umfang der Stadt mit der Schnur maß. Josephus nimmt 33 Stadien an. Da die erstere Angabe von 27 Stadien sich auf wirkliche Messung gründet, so scheint sie besonders Vertrauen zu verdienen, und da sie so bedeutend unter den übrigen Angaben steht, so sind hier ohne Zweifel die längsten Stadien, nämlich die olympischen, zu verstehen. Das olympische Stadium aber betrug 94 Toisen. Das von Josephus angegebene Maß, das nach einem um 1/5 kürzeren Stadium berechnet war, fällt ziemlich mit jener Angabe zusammen. Ehe Bezetha in die Umfassungsmauer eingeschlossen war, betrug der Umfang 370 Toisen weniger. Die größte Länge der Stadt betrug ungefähr 950 Toisen; die Breite aber halb so viel.

SALOMOS TEMPEL



Der Tempel Salomons.

Der Friede, der unter der Regierung des weisen Salomo herrschte und der weder durch Aufruhr, noch durch Hungersnoth unterbrochen wurde, machte das Land so wohlhabend, daß es dessen Herrscher leicht war, die Künste in Schutz zu nehmen, die Städte zu vergrößern und zu verschönern, namentlich prachtvolle Bauten vorzunehmen, unter denen der berühmte Tempel Salomo's, der die Bundeslade aufnehmen sollte, obenan stand. Schon David hatte dessen Aufführung vorbereitet, und 150,000 Arbeiter vollendeten ihn jetzt in 7 Jahren unter der Leitung des Baumeisters Hiram aus Tyrus. Dieses Wunderwerk der Welt prangte mit Afrikas Gold und Indiens Elfenbein; die Cedern des Libanon gaben das Holz und Paros seinen köstlichen Marmor dazu. Der Tempel wurde auf dem Berg Moriah errichtet, der ringsum mit Quadersteinen von Marmor, die bis 40 Ellen Länge hatten, ummauert wurde. Der erste Vorhof hieß der der Heiden, von diesem kam man in den der Israeliten und sodann in den Vorhof der Priester, an dessen Eingang zwei an 100 Fuß hohe Säulen standen. Das Heilige und Allerheiligste strotzte von Verzierungen aus Cedernholz, Elfenbein und Gold, und ersteres war durch einen kostbaren Vorhang von dem andern getrennt. Die innere Halle war mit Gold überzogen. Der Opferaltar mit 10 großen Leuchtern und eben so vielen Seitenaltären war von Gold; eben so waren die meisten Geräthschaften, als Sitze, Rauchpfannen, Becken, Leuchter 2c. 2c. von diesem kostbaren Metall. Der Brandaltar von



Erz im Vorhof der Priester hatte 10 Ellen Höhe, und das Wasserbecken von Erz daselbst eben so viele im Durchmesser. Als dieses prächtige Gotteshaus, dem sogar heidnische Könige reiche Geschenke zugewandt hatten, vollendet war, wurde zu dessen pomphafter Einweihung geschritten. Die Aeltesten in ganz Israel, die Oberhäupter der Stämme und der Familien begaben sich auf Salomo's Befehl nach Jerusalem, und unermeßlich war der Zug, der die Bundeslade vom Berg Sion herab unter dem Schall zahlloser Instrumente und dem Gesang der Chöre zum Tempel begleitete. So oft man still hielt, wurden Opfer gebracht. An der Pforte des Tempels angekommen, erfüllten Tausende von Posaunen und andern Instrumenten, so wie die Gesänge der Psalmen alle Lüfte, und die Brandopfer begannen. Als aber der Hohenpriester die heilige Lade in das Allerheiligste gebracht hatte, entstieg dem Tabernakel eine Wolke, welche einen überirdischen Glanz von sich warf und sich im ganzen Tempel verbreitete und nach einem kurzen Schrecken alle Gemüther mit Bewunderung erfüllte. Jetzt bestieg der König seinen erhabenen Sitz, sprach zu allem Volk, erinnerte es an die Wohlthaten und Versprechungen des Königs aller Könige, und Alle stürzten mit Salomo, wie vom Donner gerührt, vor dem Herrn nieder, diesem ihre Gebete und Bitten zuwendend. Die Opfer begannen nun abermals und ein heiliges Feuer fiel vom Himmel herab und verzehrte sie. Sieben Tage lang währten die Feierlichkeiten und 27 blieb das Volk versammelt, und der König ließ alle Opfer auf Kosten seines Schatzes herbeibringen. Endlich trennte sich das Volk, den weisen und großmüthigen Monarchen segnend. Noch hatte dieser eine Erscheinung des Herrn, wobei ihm dieser eröffnete, daß, so lange er ihm treu bleiben und seine Gesetze beobachten werde, die Krone bei seinem Hause bleiben würde; im Gegentheil aber, und wenn er und das Volk fremde Götter anbete, die rebellischen Kinder Israels ihres Landes beraubt und dem Spotte



der Welt preisgegeben und der Tempel selbst vernichtet werden würde. — Salomon baute nun auch einen überaus herrlichen Pallast für sich, denn der, den sein Vater auf dem Berg Zion erbaut hatte, schien ihm nicht mehr passend für seinen Reichthum und seine Macht. Auch der Königin ließ er ein Schloß erbauen, und an diesen Gebäuden wurden Gold und Silber und Edelsteine aller Art verschwendet. Besonders war der Thron Salomo's, von Elfenbein und Gold, auf dessen Stufen Löwen von diesem kostbaren Metall ruheten, überaus prachtvoll an dem Ende einer langen Gallerie angebracht. Hier handhabte er die Gerechtigkeit und sprach Urtheile aus, die gleich Orakel verehrt wurden. Seinen Scharfsinn, seinen Geist und seine Talente beweisen noch jetzt seine allgemein bewunderten Sprüche und Parabeln (Gleichnißreden), und aus allen Gegenden kamen die Leute, sich bei seiner Weisheit Rath zu holen. Indessen fiel der hochweise Mann, als er älter wurde, in mancherlei Schwachheiten, und namentlich übertraf der Luxus seines Hofstaates allen andern orientalischen Pomp. In seinen Ställen unterhielt er nicht weniger als 12,000 Hand- und 40,000 Wagenpferde. Um seine Hofhaltung zu unterhalten, mußten Tag für Tag ganze Heerden Vieh (30 Ochsen und 100 Schafe), ungeheure Lasten von Fischen, Geflügel und Wildpret, 30,000 Maß Blumenmehl und 60,000 gewöhnliches geliefert werden. Seine Pallast- und Hofbeamten bildeten allein ein Heer für sich, und bei 700 Gemahlinnen hatte er noch 300 Kebsweiber, unter denen, trotz des Verbotes des Herrn, schöne Heidinnen von allen Nationen, Gattungen und Farben waren, und seine Schwachheit ging zuletzt so weit, daß er, durch die Weiber verführt, dem Moloch und andern Götzen seiner Frauen huldigte. Ueberhaupt war der Luxus zu Jerusalem so hoch gestiegen, daß man sich aus dem Silber nicht mehr machte, als aus Steine, und alle Einwohner lebten im größten Ueberfluß und Wohlleben.

Das heutige Jerusalem.

Wir geben hier einen Auszug aus Chateaubriands Reise nach dem gelobten Land. Er erzählt:

„Als wir uns der Küste von Palästina näherten, war das Wetter so schön und die Luft so mild, daß alle Reisende die Nacht auf dem Verdecke zubrachten. Ich schlief ein, und wurde den 30. September durch ein verworrenes Getöse von Stimmen geweckt; ich schlug die Augen auf und sahe, daß die Pilger nach dem Vordertheile des Schiffes blickten. Ich fragte, was es gäbe, und hörte: Signor il Carmelo! der Karmel! Der Wind hatte sich um 8 Uhr Abends erhoben, und in der Nacht befanden wir uns im Gesichte der Küste von Syrien. Ich hatte ganz angekleidet geschlafen, war also schnell auf den Füßen und erkundigte mich nach dem heiligen Berge. Jeder bemühte sich, ihn mir mit der Hand zu zeigen; ich sahe aber der Sonne halber, die eben vor uns aufgehen wollte, nichts. Dieser Anblick hatte etwas Ernstes, Religiöses. Alle Pilger, den Rosenkranz in der Hand, standen schweigend in gleicher Stellung und erwarteten die Erscheinung des heiligen Landes. Der Oberpriester betete laut; man vernahm nichts, als dieses Gebet und den Lauf des Schiffes, welches ein günstiger Wind über das glänzende Meer trieb. Von Zeit zu Zeit erhob sich vom Vordertheile ein Geschrei, als wenn man den Karmel wieder sähe. Endlich erblickte ich dieses Gebirge selbst wie einen runden Flecken unterhalb der Sonnenstrahlen. Nach Art der Lateiner kniete ich auch nieder. Ich fühlte nicht die Unruhe wie bei der Erblickung der Küsten Griechenlands; allein der Anblick

JERUSALEM



der Wiege der Israeliten und des Vaterlands des Christenthums erfüllte mich mit Achtung und Scheu. Jetzt sollte ich das Land der Wunder betreten, die Quelle der erstaunenswürdigsten Poesie, die Gegend, wo, selbst menschlich zu reden, das größte Ereigniß sich zugetragen hatte, welches je die Gestalt der Welt verwandelt hat, ich meine, die Erscheinung des Messias; ich sollte an die Küsten steigen, welche, wie ich, Gottfried von Bouillon, Raimund von Saint-Gilles, Tankred der Tapfere, Robert der Starke, Richard Löwenherz und der heilige Ludwig besucht hatten, deren Tugenden selbst von den Ungläubigen bewundert wurden, und ich namenloser Pilger wollte es wagen, einen durch so viel erlauchte Pilger geheiligten Boden zu betreten?"

„So wie die Sonne höher am Himmel hinaufstieg, entfaltete sich das Land immer mehr vor uns; die äußerste Spitze, welche wir gegen Norden bemerkten, war die Landspitze von Tyrus; dann kam das weiße Vorgebirge Saint-Jean-d'Acre, der Berg Karmel mit Cäife zu seinen Füßen; Tartura, ehedem Dora, das Pilgerschloß und Cäsaria, wovon man noch die Trümmer sieht. Jaffa mußte vor dem Vordertheile des Schiffs liegen; allein man konnte es noch nicht erkennen; dann senkte sich die Küste bis zum letzten südlichen Vorgebirge, wo sie zu verschwinden schien; hier beginnen die Küsten des ehemaligen Palästina, welche sich mit den egyptischen verknüpfen, die fast mit dem Meere gleiche Höhe haben. Das Land, wovon wir ungefähr 8 bis 10 Stunden entfernt seyn mochten, schien im Ganzen weiß mit schwarzen, durch die Schatten erzeugten Schwingungen zu seyn. Nichts hob sich an der schiefen Linie hervor, welche von Norden nach Süden lief."

„Um Mittag mangelte uns der Wind; er erhob sich wieder um 4 Uhr; allein aus Unwissenheit des Piloten verfehlten wir den Landungspunkt. Wir schwammen mit vollen Segeln nach Gaza zu, als die Pilger durch den Anblick der Küste den Fehler

unsers Deutschen erkannten; wir mußten nun das Schiff wenden, verloren dadurch Zeit und die Nacht kam heran. Wir näherten uns indessen Jaffa; man erblickte selbst die Feuer der Stadt, als sich von neuem der Wind stark aus Nordwest einstellte; der Capitain gerieth in Furcht, er wagte es nicht, die Nacht die Rhede zu suchen; da wandte er plötzlich nach der Höhe um und suchte das Meer."

„Ich hatte mich aufs Vordertheil gestellt, und sahe mit wahrem Schmerz, wie sich die Küste entfernte. Nach einer halben Stunde bemerkte ich eine Helle, wie das ferne Leuchten einer Feuersbrunst auf dem Gipfel einer der Gebirgsketten; diese Gebirge waren die von Judäa. Der Mond, der diese Wirkung hervorbrachte, zeigte sich bald über Jerusalem. Eine hülfreiche Hand schien diesen Pharus auf dem Gipfel des Zion zu entzünden, um uns nach der heiligen Stadt zu leiten. Unglücklicherweise folgten wir nicht, wie die Weisen, dem heilbringenden Gestirne, und seine Klarheit leuchtete uns nur zur Flucht aus dem Hafen, nach dem wir uns so sehr gesehnt hatten."

„Den andern Tag, den **1.** October, fanden wir uns fast im Angesichte von Cäsarea an die Küste getrieben; wir mußten nun längs dem Lande gegen Mittag heruntersteuern. Glücklicher Weise war der Wind gut, obgleich schwach. In der Ferne erhob sich das Amphitheater der Berge Judäas. Vom Fuße dieser Gebirge bis zum Meere erstreckt sich eine große Ebene. Man sah hier kaum einige Spuren von Anbau, und statt aller Wohnungen ein verfallenes gothisches Schloß, mit einem verlassenen Minaret. Der Araber irrt auf diesen unwirthbaren Küsten umher, und späht nach Beute; er erwartet Schiffbrüche an demselben Ufer, wo Jesus Christus befahl, den Hungrigen zu speisen, und den Nackenden zu kleiden."

(Fortsetzung folgt.)

Das heutige Jerusalem.

(Fortsetzung.)

„Um zwei Uhr Nachmittags sahen wir endlich Jaffa wieder. Man hatte uns aus der Stadt bemerkt. Ein Boot lief aus dem Hafen und kam uns entgegen. Ich benutzte dieses, um Johann ans Land zu schicken. Ich gab ihm ein Empfehlungsschreiben mit, welches mir die Commissarien des heiligen Landes zu Constantinopel gegeben hatten, und an die Väter von Jaffa gerichtet war. Zugleich schrieb ich einige Zeilen an diese heiligen Väter. Eine Stunde nach Johanns Abgange ankerten wir vor Jaffa. Dieser Ort erscheint als eine elende Häusermasse, amphitheatralisch am Abhange einer hohen Küste geordnet. Das Unglück, das diese Stadt so oft erfahren, hat auch die Trümmer derselben vermehrt. Eine Mauer, welche mit den beiden Enden ans Meer stößt, schließt sie von der Landseite ein, und deckt sie gegen einen schnellen Ueberfall."

„Von allen Seiten näherten sich sogleich Caiquen, um die Pilger aufzunehmen; die Kleidung, die Züge, die Farbe, das Gesicht, die Sprache der Patrone dieser Caiquen verkündigten mir sogleich die arabische Abkunft und die Gränze der Wüste. Das Ausschiffen der Pilger ging ohne Unruhe vor sich, obgleich mit sehr gesetzlicher Schnelle. Dieser Haufe von Greisen, Männern, Weibern und Kindern ließ, als sie den Fuß auf das heilige Land

setzten, gar nicht das Geschrei, die Klagen und das Weinen hören, wovon man zum Theil so lächerliche und falsche Bilder gemacht hat. Man war sehr ruhig, und von allen Pilgern war ich gewiß am meisten bewegt."

„Endlich sah ich auf einem Nachen meinen griechischen Bedienten, von drei Mönchen begleitet, ankommen. Sie erkannten mich sogleich an der Kleidung und begrüßten mich sehr freundlich mit den Händen. Sie kamen an Bord. Ob sie gleich Spanier waren, und ein schwer zu verstehendes Italienisch sprachen, drückten wir uns doch die Hände wie wahre Landsleute. Ich stieg mit ihnen in die Schaluppe; wir fuhren in den Hafen durch eine Oeffnung, welche zwischen den Felsen angebracht und selbst für eine Caique gefährlich war. Die Araber von der Küste traten bis an den Gürtel ins Wasser, um uns auf ihre Schultern zu laden. Hier trug sich ein lustiger Auftritt zu. Mein Bedienter hatte einen weißen Ueberrock an; da nun weiß bei den Arabern die vornehme Farbe ist, so hielten sie meinen Bedienten für den Scheik. Sie ergriffen ihn, und trugen ihn, aller Gegenversicherung ungeachtet, im Triumphe fort, indeß ich, Dank meinem blauen Rocke, mich ganz in geheim auf den Rücken eines zerlumpten Bettlers setzte."

„Wir begaben uns in das Hospiz der Väter, ein einfaches hölzernes Haus am Ufer, welches aber eine herrliche Aussicht aufs Meer hatte. Meine Wirthe führten mich zuerst in die Kapelle, welche ich erleuchtet fand, und wo sie Gott dankten, daß er ihnen einen Bruder zugesandt habe; rührende Anstalten der Christen, wodurch der Reisende Freunde und Unterstützung in den rohesten Ländern findet. Aus den drei Mönchen bestand damals das ganze Hospiz, denn der Pfarrer war abwesend."

„Als wir die Kapelle verließen, brachten mich die Väter in meine Zelle, wo ein Tisch, ein Bett, Dinte, Papier, frisches Wasser und weiße Wäsche sich befand. Man muß aus einem

griechischen, mit 200 Pilgern beladenen Fahrzeuge gestiegen seyn, um den Werth von diesem Allen zu fühlen. Um acht Uhr Abends begaben wir uns ins Refektorium. Wir fanden hier noch zwei andere Väter, welche von Rama kamen und nach Constantinopel gingen, den Pater Manuel Sanciä und den Pater Franz Munnoz. Man spricht gewöhnlich das Benedicite und vorher das De profundis; ein Andenken des Todes, welches der Christ mit allen Handlungen des Lebens verbindet, um sie desto wichtiger zu machen, wie die Alten dasselbe in ihre Lustgelage mischten, um ihren Freuden mehr Reiz zu verleihen. Man trug mir auf einem kleinen, alleinstehenden, reinlichen Tische Geflügel, Fische, treffliche Früchte, z. B. Granaten, Melonen, Trauben und frische Datteln auf; ich hatte die Wahl zwischen Cyperwein und levantischem Kaffe; die Väter genossen indeß nur ein wenig Fisch ohne Salz und Oel. Sie waren lustig mit Mäßigung, vertraulich mit Artigkeit; keine unnützen Fragen, keine leere Neugier. Alle ihre Aeußerungen betrafen meine Reise, und die zu meiner Sicherheit auf derselben zu ergreifenden Maßregeln. „Denn," sagten sie, „wir stehen Ihrem Vaterlande für Sie!" Sie hatten auch schon einen Boten an den Scheik der Araber in dem Gebirge Judäas gesandt, und einen andern an den Pater Prokurator zu Rama. „Wir nehmen Sie auf," sagte der Pater Franz Munnoz zu mir, „mit einem cuore limpido e bianco." Die Versicherung der Aufrichtigkeit von Seiten des spanischen Geistlichen war unnöthig; die fromme Offenheit seiner Stirne und seines Blickes verbürgte sie schon."

„Diese christliche, liebevolle Aufnahme in einem Lande, wo das Christenthum und die Liebe ihren Ursprung genommen hatten, diese apostolische Gastfreundschaft an einem Orte, wo der erste aller Apostel das Evangelium predigte, rührte mich im Innersten des Herzens. Ich erinnerte mich, daß andere Missionäre mich mit derselben Herzlichkeit in den Wüsten Amerikas aufgenommen hatten.

Die Mönche des heiligen Landes haben aber um so mehr Verdienst, da sie bei reichlicher Spendung christlicher Milde an die Pilger Jerusalems für sich nur das Kreuz behalten haben, welches an diesen Ufern aufgerichtet wurde. Jener Pater mit dem cuore limpido e bianco versicherte mich, daß er das Leben, welches er seit 50 Jahren führe, als ein vero paradiso betrachtete. Will man wissen, worin dieses Paradies besteht? In täglicher Gelderpressung, Drohung mit Stockschlägen, Ketten und Tod. Am letzten Osterfeste hatten diese Geistlichen die Bekleidung des Altars gewaschen, und das mit Stärke geschwängerte Wasser war aus dem Hospize herausgeflossen, und hatte einen Stein weiß gefärbt. Ein Türke geht vorüber, erblickt diesen Stein, und zeigt beim Cadi an, die Väter hätten ihr Haus ausgebessert. Der Cadi begibt sich an Ort und Stelle, entscheidet, der vorher schwarze Stein sey weiß geworden, und ohne die Mönche weiter zu hören, verurtheilt er sie, zehn Beutel zu bezahlen. Den Tag vor meiner Ankunft zu Jaffa war der Pater Prokurator des Hospizes, in Gegenwart des Aga selbst, von einem Diener desselben mit dem Strange bedroht worden. Jener strich sich ruhig den Knebelbart, ohne den Hund eines freundlichen Wortes zu würdigen. Dies ist das eigentliche Paradies dieser Mönche, welche, einigen Reisenden zufolge, kleine Souverains in dem heiligen Lande sind, und der größten Ehre daselbst genießen."

„Um zehn Uhr des Abends führten mich meine Wirthe durch einen langen Gang in meine Zelle. Die Wogen brachen sich mit Geräusch an den Felsen des Hafens. Bei verschlossenem Fenster klang es wie Sturm; bei offenem Fenster sah man einen schönen Himmel, einen klaren Mondschein, ein ruhiges Meer, und das Schiff der Pilger auf der Rhede liegend. Die Väter lächelten über die Verwunderung, die dieser Contrast in mir erregte, und ich sagte in schlechtem Latein zu ihnen: Ecce monachis si-

militudo mundi: quantum cunque mare fremitum reddat, eis placidae semper undae videntur; omnia tranquillitas serenis animis."

„Einen Theil der Nacht hindurch betrachtete ich das tyrische Meer, welches die heilige Schrift das große Meer nennt, und welches die Flotten des königlichen Propheten trug, wenn sie die Cedern von Libanon und den Purpur von Sidon holten. Es waren nicht die lachenden Gewässer Griechenlands, noch der wilde Ocean von Canada. Gegen Mittag lag Egypten, wohin sich der Herr auf einer leichten Wolke begeben hatte, um die Kanäle des Nils auszutrocknen und die Götzen umzustürzen (Jes. XIX, 1.). Gegen Norden erhob sich jene Königin der Städte, deren Kaufleute Fürsten waren (Jes. XXIII, 8.)."

„Ungern entriß ich mich dem Anblicke dieses Meeres, das so viel Erinnerungen weckt; allein ich mußte dem Schlafe nachgeben."

„Der Pater Juan de la Conception, Pfarrer von Jaffa und Vorsteher des Hospizes, kam den anden Morgen (2. Oct.) früh an. Ich wollte die Stadt besehen und dem Aga einen Besuch machen, der mich hatte begrüßen lassen; allein der Vorsteher hielt mich davon ab, indem er mir bemerkte, daß von Seiten des Aga Alles nur auf Prellerei abgesehen sey, und wir uns lieber als Pilger verkleiden und zusammen nach Rama gehen wollten; hier würde er Antwort mit seinen Boten erhalten, und wenn sie günstig ausfiele, so könne ich in der Nacht abreisen, und würde gesund und wohlbehalten mit wenig Kosten nach Jerusalem kommen. Er unterstützte seinen Rath mit tausend Beispielen, besonders mit dem eines polnischen Bischofs, dem das Ansehen von großem Reichthum vor zwei Jahren fast das Leben gekostet hätte."

„Ich überließ mich der Weisung meiner Wirthe, blieb in meinem Hospiz, und brachte hier einen Tag in sehr ruhigen Unterhaltungen zu. Ich verlebte fünf Tage in Jaffa, als ich von Je-

rusalem zurückkehrte, und habe diesen Ort ganz genau untersucht. Ich sollte eigentlich auch zu dieser Zeit erst davon sprechen, indessen mögen, um der Ordnung des Weges zu folgen, meine Bemerkungen gleich hier Platz finden. Nach der Beschreibung der heiligen Orte möchte wahrscheinlich der Leser kein großes Interesse mehr an der von Jaffa nehmen."

„Jaffa hieß ehedem Joppe, welches die schöne oder angenehme bezeichnet; pulchritudo aut decor, sagt Andrichomius. D'Anville leitet den gegenwärtigen Namen von der ursprünglichen Form von Joppe ab, welche Japho ist. Ich bemerke nur noch, daß in dem Lande der Hebräer auch eine andere Stadt Namens Jaffa sich befand, welche von den Römern überrumpelt wurde. Dieser Name ist vielleicht in der Folge auf Jaffa übergetragen worden. Wenn man den Auslegern und selbst dem Plinius glauben soll, so verliert sich der Ursprung dieser Stadt in dem hohen Alterthume, weil Joppe dann vor der Sündfluth noch erbaut seyn würde. Man sagt: Noah sey zu Joppe in die Arche gestiegen. Nach dem Abflusse der Gewässer gab der Patriarch seinem Sohne Sem alle Ländereien zum Erbtheil, welche zu der von seinem dritten Sohne Japhet gegründeten Stadt gehörten. Endlich enthält Joppe, nach den Sagen des Landes, das Grab des zweiten Vaters des menschlichen Geschlechts."

„Die Griechen dehnten ihre Mythen bis zu diesen Ufern aus. Sie sagten, Joppe hätte seinen Namen von einer Tochter des Aeolus. In die Nachbarschaft dieser Stadt versetzten sie auch das Abenteuer des Perseus und der Andromeda. Scaurus brachte, nach Plinius, die Gebeine des von Neptun aufgeregten Meerungeheuers von Joppe nach Rom. Pausanias behauptet, man sehe bei Joppe noch eine Quelle, wo Perseus sich das Blut abgewaschen habe, womit ihn das Ungeheuer befleckt gehabt, und daher behalte das Wasser dieser Quelle auch immer eine röthliche Farbe.

JAFFA

Gedr. bey G. Grünewald Darmstadt



Endlich erzählt der heilige Hieronymus, daß man zu seiner Zeit noch den Felsen und den Ring gezeigt habe, woran Andromeda gefesselt worden."

„Zu Joppe landeten die Flotten Hyrams, beladen mit Cedern zum Tempelbau. Hier schiffte sich der Prophet Jonas ein, als er vor dem Angesicht des Herrn floh. Joppe fiel fünf Mal in die Gewalt der Egyptier, der Assyrer und verschiedener Völker, welche vor der Ankunft der Römer in Asien mit den Juden Krieg führten. Judas Maccabäus verbrannte diese Stadt, deren Einwohner 200 Juden umgebracht hatten. Im Anfange der jüdischen Unruhen wurde Joppe von Cestius zerstört. Seeräuber bauten sie von neuem auf, allein Vespasian plünderte und zerstörte sie abermals, und legte eine Besatzung in die Citadelle."

„Man hat gesehen, daß Joppe noch 200 Jahre nachher existirt hat, zur Zeit des heiligen Hieronymus, der die Stadt Japho nennt. Sie kam mit ganz Syrien unter das Joch der Saracenen. Man findet sie wieder in der Geschichte der Kreuzzüge."

„In Jaffa gebar die Gemahlin des heiligen Ludwig eine Tochter, Blanka, und in derselben Stadt erhielt er auch die Nachricht von dem Tode seiner Mutter. Unter der Herrschaft der Christen hatte Jaffa einen Bischof Saffragan des Sitzes von Cäsarea. Als die Ritter gezwungen wurden, das heilige Land gänzlich zu räumen, fiel Jaffa nebst ganz Palästina unter das Joch der Sultane von Egypten zurück, und dann kam es unter türkische Herrschaft."

„Von diesem Zeitpunkte bis auf unsere Tage findet man Joppe oder Jaffa in allen Reisen nach Jerusalem wieder; allein die Stadt, so wie sie jetzt ist, existirt erst seit einem Jahrhunderte."

„In dem Werke des Herrn von Volney findet man Alles, was das neuere Jaffa betrifft, die Geschichte der Belagerungen, welche es in den Kriegen von Daher und Ali-Bey zu überstehen hatte, deßgleichen Verschiedenes über seine Früchte, seine angenehmen Gär-

ten u. s. w. Ich will nur einige Bemerkungen hinzufügen. Außer den beiden Quellen von Jaffa, welche die Reisenden anführen, findet man süßes Wasser längs dem Meere hin, nach Gaza hinauf. Man darf nur mit der Hand den Sand aufgraben, und man sieht sogar am Meeresrande frisches Wasser hervorquellen. Ich selbst habe diesen Versuch mit Herrn Contessini gemacht, von der südlichen Ecke der Stadt an bis zur Wohnung eines Santon, welche man in einiger Entfernung an der Küste erblickt."

„Auch bei den Begebenheiten der letzten Zeit hat Jaffa viel gelitten."

„Mit Sehnsucht erwartete ich den Augenblick meiner Abreise nach Jerusalem. Den 3. October um 4 Uhr Nachmittags bekleideten sich meine Bedienten mit Sayons (Sagumus) von Ziegenhaaren, welche in Oberegypten verfertigt und von den Beduinen getragen werden. Ich zog über mein Kleid ein Gewand, welches dem von Johann und Julius glich, und wir setzten uns auf kleine Pferde. Statt der gewöhnlichen Sättel hatten wir Packsättel, und Stricke dienten uns statt der Steigbügel. Der Vorsteher des Hospizes ging an unserer Spitze wie ein bloßer Bruder; ein fast nackender Araber zeigte uns den Weg, und ein anderer folgte uns mit unserm Gepäcke. Wir kamen hinter dem Kloster hervor, und erreichten das Stadtthor auf der Südseite, mitten durch Trümmern zerstörter Häuser, Reste der letzten Belagerung. Anfangs zogen wir zwischen Gärten hin, welche ehedem sehr reizend gewesen seyn mußten. Diese Gärten wurden verheert durch die verschiedenen Parteien, welche sich um die Ruinen von Jaffa stritten; allein es sind immer noch Granatbäume, Pharaonsfeigen, Zitronen, einige Palmen, Nopalgesträuche und Aepfelbäume übrig, welche man auch in den Gegenden von Gaza pflegt, und selbst im Kloster des Berges Sinai."

„Wir schritten in die Ebene von Saron vor, deren Schönheit

die Schrift rühmt. Als der Pater Neret im Monat April 1713 hindurch ging, war sie mit Tulpen bedeckt. Die Blumen, welche im Frühlinge diese berühmte Flur bedecken, sind weiße und rothe Rosen, Narzissen, Anemonen, weiße und gelbe Lilien, Levkoien und eine Art wohlriechendes Immergrün. Die Ebene erstreckt sich längs dem Meere von Gaza im Süden bis zum Berge Karmel im Norden. Gegen Morgen wird sie durch die Gebirge Judäas und Samarias begrenzt. Sie hat kein ganz gleiches Niveau, sie bildet vier Bergebenen, deren eine von der andern durch einen Streifen nackter Steine getrennt ist. Der Boden ist feiner Sand, weiß und roth, und sehr fruchtbar. Allein der Despotismus der Muselmänner läßt nichts aufkommen. Hier und da sieht man einige Städte, aber stets in Trümmern, einige Gruppen von Oelbäumen und Maulbeerbäumen. Auf der Mitte des Weges von Rama nach Jaffa findet man einen von allen Reisenden bemerkten Brunnen. Dicht bei demselben befindet sich ein Olivengehölz, welches der Sage nach aus Gottfrieds von Bouillon Zeiten herrühren soll. Von hier aus erblickt man Rama oder Ramlé, an einer reizenden Stelle gelegen, am Ende einer der Bergflächen. Ehe wir hineinzogen, gingen wir vom Wege ab, um die Cisterne zu betrachten, welche ein Werk der Mutter Constantins (der heiligen Helene) seyn soll. Man steigt auf 27 Stufen hinab; sie hält 33 Fuß in der Länge und 30 Fuß in der Breite; besteht aus 24 Bogen und nimmt das Regenwasser durch 24 Oeffnungen auf. Von hier begaben wir uns durch einen Nopalwald zum Thurme der 40 Märtyrer, heut zu Tage dem Minaret einer verlassenen Moschee, ehedem dem Glockenthurme eines Klosters, wovon sehr schöne Ruinen übrig sind. Diese bestehen in Säulengängen, ähnlich denen der Pferdeställe des Mäcenas zu Tibur. Sie sind voll wilder Feigen. Hier soll Joseph mit Maria und dem Kinde auf der Flucht nach Egypten ausgeruht haben."

„Nachdem wir diese Ruinen betrachtet hatten, zogen wir bei einer verlassenen Mühle vorüber. Herr von Volney führt sie als die einzige an, die er in Syrien gesehen habe. Heut zu Tage gibt es aber mehrere. Wir stiegen zu Rama in dem Hospitz der Mönche des heiligen Landes ab."

„Gute Nachrichten erwarteten mich zu Rama. Ich fand hier einen Dragoman des Klosters von Jerusalem, den der Guardian mir entgegen sandte. Das arabische Oberhaupt, welches mir auf Veranstaltung der heiligen Väter zur Begleitung dienen sollte, streifte in einiger Entfernung im Gefilde umher; denn der Aga von Rama erlaubte den Beduinen nicht, in die Stadt zu kommen. Der mächtigste Stamm der Gebirge Judäas wohnt in dem Dorfe Jeremias; er öffnet und verschließt willkürlich den Pilgern nach Jerusalem den Weg."

„Es wurde beschlossen, daß ich mitten in der Nacht aufbrechen sollte. Da es noch nicht ganz Nacht war, speis'ten wir auf den Terrassen, welche das Dach des Klosters bilden. Die Klöster des heiligen Landes gleichen schwerfälligen und zertrümmerten Festungen, und haben gar nicht die Form der europäischen. Wir hatten eine herrliche Aussicht. Die Häuser von Rama sind Lehmhütten mit einer kleinen Kuppel, wie die einer Moschee. Sie scheinen in Oliven-, Feigen-, Granat-Wäldern zu stehen, sind umgeben mit großen Nopalbäumen, welche die seltsamsten Gestalten bilden. Mitten aus diesen Baumgruppen und Häusern erheben sich die schönsten idumäischen Palmen. Im Hofe des Klosters befand sich besonders ein solcher Baum, den ich nicht genug bewundern konnte; er stieg säulenförmig bis zu einer Höhe von mehr als 30 Fuß, dann breitete er seine herrliche gekrümmten Zweige aus, unter denen die halbreifen Datteln wie Korallengezweige hingen."

„Rama ist das alte Arimathia, die Vaterstadt des trefflichen Mannes, der die Ehre hatte, den Herrn zu begraben."

„Wir verließen Rama den 1. October um Mitternacht. Der Pater Vorsteher führte uns durch Abwege zu dem Orte, wo uns Abu-Gosh erwartete, und kehrte hierauf in sein Kloster zurück. Unsere Gesellschaft bestand aus diesem arabischen Anführer, dem Dragoman von Jerusalem, meinen zwei Bedienten und dem Beduinen von Jaffa, welcher den Esel mit dem Gepäcke führte. Wir trugen immer die Kleidung armer lateinischer Pilger, allein wir hatten Waffen unter den Kleidern."

„Nach einem Wege von unebenem Boden gelangten wir zur ersten Schwingung der Gebirge Judäas. Auf dem Gipfel eines einsamen und dürren Hügels sahen wir ein Dorf in Trümmern, und zerstreutes Gestein von einem verlassenen Gottesacker. Dieses Dorf führt den Namen Latrun oder Laron, und ist der Geburtsort des Verbrechers, der sich am Kreuze bekehrte und an dem Jesus die letzte Handlung der Barmherzigkeit ausübte. Drei Meilen weiter kamen wir in die Gebirge. Wir verfolgten das ausgetrocknete Bette eines Bergstromes; spärlich erleuchtete der Mond unsern Pfad in diesen Tiefen, die Eber ließen um uns her ein besonders wildes Geschrei vernehmen. Beim Anblick dieser öden Ufer begriff ich wohl, wie die Tochter Jephtas auf den Gebirgen Judäas habe weinen wollen, und warum die Propheten gern ihre Klagen an hohen Orten erschallen ließen. Als es Tag geworden war, befanden wir uns mitten in einem Labyrinthe kegelförmiger Berge, die einander fast alle gleich und in ihren Basen verbunden waren. Aus den Felsenspalten sproßten Oelbäume hervor, und zuweilen bildeten diese Bäume ganze Wälder an den Seiten der Berge. Wir hörten verschiedene Vögel schreien, unter andern Holzschreier. Als wir auf die höchste Spitze dieser Gebirgskette gekommen waren, entdeckten wir hinter uns (südlich und westlich) die Ebene von Saron bis nach Jaffa, und den Horizont des Meeres bis nach Gaza; vor uns (nördlich und östlich) öffnete sich das

Thal St. Jeremias, und in derselben Richtung, auf der Höhe eines Felsens sah man in der Ferne eine alte Festung, das Schloß der Maccabäer genannt. Man glaubt, der Verfasser der Klagelieder sey in dem Dorfe geboren worden, welches mitten in diesen Gebirgen seinen Namen behalten hat. Das Traurige dieser Gegenden scheint allerdings in den Gesängen dieses Schmerzenpropheten zu athmen. Allein diese Sage hält die Kritik nicht aus."

„Indessen wurde ich, als wir uns St. Jeremias näherten, durch einen unerwarteten Anblick erheitert. Haufen von Ziegen mit hangenden Ohren, Schafe mit breiten Schwänzen, Esel, welche durch ihre Schönheit an den wilden Esel (onagre) der Schrift erinnerten, kamen bei Anbruch des Tages aus dem Dorfe. Arabische Frauen trockneten Trauben in den Weingärten; einige hatten das Gesicht mit einem Schleier bedeckt, und trugen ein volles Wassergefäß auf den Köpfen, gleich den Töchtern Madians. Der Rauch des Herdes stieg in weißen Dünsten bei den ersten Sonnenstrahlen empor, man hörte verworrene Stimmen, Gesänge, Freudengeschrei. Diese Scene bildete einen angenehmen Contrast gegen die Verödung der Gegend und das Andenken der Nacht."

„Unser arabischer Anführer hatte die Abgabe, welche der Stamm von den Reisenden erhebt, im voraus erhalten, und wir passirten also ungehindert. Plötzlich vernahm ich die sehr bestimmt ausgesprochenen französischen Worte: En avant! Marche! ich sah mich um, und bemerkte einen Haufen kleiner ganz nackter Araber, welche mit Palmenstöcken exercirten. Ich weiß nicht, welche alte Erinnerung meines Lebens mich verfolgt; wenn ich von einem französischen Soldaten höre, schlägt mir das Herz. Aber wer auch die Ehre seines Vaterlandes nicht so geliebt hätte, wie ich, hätte gerührt werden müssen, wenn er gesehen hätte, wie die kleinen Beduinen in den Gebirgen Judäas unsere militärische Uebungen nachahmten und das Andenken an unsere Tapferkeit aufbe-

wahrten, wie sie Worte aussprachen, die, so zu sagen, die Commandowörter unserer Armeen sind. Ich gab dem kleinen Bataillon einige Geldstücke, indem ich ihm zurief: En avant! Marche! und um nichts zu versehen, sagte ich noch: Dieu le veut! Dieu le veut! wie die Gefährten Gottfrieds und des heiligen Ludwig."

„Aus dem Thale Jeremias zogen wir hinab in das von Terebinth. Es ist tiefer und enger als das erste. Man sieht hier Weingehege und einiges Douraschilf. Wir kamen an den Waldstrom, wo David die fünf Steine fand, womit er den Riesen Goliath erlegte. Wir gingen auf einer steinernen Brücke über diesen Strom, der einzigen, die man in dieser Wüste findet; der Strom hat noch immer etwas stehendes Wasser. Dicht daneben links bemerkte ich unterhalb eines Dorfs Kaloni unter neuern Ruinen die Trümmer eines alten Gebäudes. Wenn dieses Denkmal auch nicht hebräisch ist, so ist es doch gewiß römisch."

„Nachdem wir über den Strom gegangen waren, entdeckte man das Dorf Keriet-Lefta am Ufer eines andern ausgetrockneten Waldstromes, der einer staubigen Heerstraße gleicht. Von weitem zeigt sich El-Biré, auf dem Gipfel eines hohen Berges, auf der Straße nach Nablus, Nabosa, dem Sichem des Königreichs Israel, und dem Neapolis der Herodes. Wir vertieften uns immer mehr in eine Wüste, wo einzelstehende Feigenbäume den Südwinden ihr schwärzliches Laub entfalteten. Der Boden, welcher bisher noch immer einiges Grün gezeigt hatte, wurde ganz öde, die Seiten der Gebirge erweiterten sich, und erhielten auf einmal ein größeres und unfruchtbareres Ansehen. Bald hörte alle Vegetation auf; selbst die Moose verschwanden. Das wilde Amphitheater der Gebirge erhielt eine rothe und brennende Farbe. Wir klimmten eine Stunde lang diese traurige Gegend hinan, um einen vor uns liegenden erhabenen Punkt zu erreichen. Hier nun zogen wir eine ganze Stunde auf einer nackten mit rollendem Gestein bedeckten

Vergebene hin. Plötzlich am Ende dieser Ebene bemerkte ich eine Linie von gothischen Mauern, von viereckigen Thürmen flankirt, hinter denen sich einige Spitzen von Gebäuden zeigten. Am Fuße dieser Mauern erschien ein Lager türkischer Reuterei, in ganzer Pracht des Morgenlandes. Da rief der Führer: El Cods! die Heilige (Jerusalem)! und eilte in gestrecktem Galopp davon. *)"

„Ich begreife nun das, was die Geschichtschreiber und Reisenden von dem Erstaunen der Kreuzfahrer und Pilger beim ersten Anblick von Jerusalem erzählen. Ich kann versichern, daß, wer auch wie ich die Geduld gehabt hat, fast an **200** neuere Berichte über das heilige Land, so wie die rabbinischen Compilationen und die Stellen der Alten über Judäa zu lesen, doch noch nichts von Allem kennt. Ich stand, die Augen fest auf Jerusalem geheftet, die Höhe seiner Mauern messend, alle Erinnerungen der Geschichte von Abraham bis auf Gottfried von Bouillon wiederholend, der ganzen Welt gedenkend, welche durch die Sendung des Menschensohnes eine andere Gestalt erhalten hat, und vergebens den Tempel suchend, von dem kein Stein auf dem andern geblieben ist. Wenn ich auch **1000** Jahre lebte, so würde ich doch nie diese Wüste vergessen, wo noch die Größe Jehova's und die Schrecken des Todes zu wehen scheinen."

„Der Ruf des Dragomans, unsern Haufen dichter zu schließen, weil wir ins Lager kamen, zog mich aus der Betäubung, worein mich der Anblick der heiligen Orte gesetzt hatte. Wir zogen mitten durch die Zelte; diese bestanden aus schwarzen Schaffellen, einige derselben sah man von gestreifter Leinwand, unter andern das des Pascha. Die Pferde standen gezäumt und gesattelt an Pfählen. Ich wunderte mich, vier Stück reitender Ar-

*) Abu-Gosh, obgleich ein Unterthan des Großherrn, fürchtete sich doch, von dem Pascha von Damas geplündert und geprügelt zu werden. Sein Lager war es, das wir sahen.

tillerie zu sehen, welche sehr gut lassetirt waren, und die Gestelle schienen mir englisch. Unsere geringe Equipage, unsere Pilgerkleider erregten das Gelächter der Soldaten. Als wir uns dem Stadtthore näherten, kam der Pascha gerade aus Jerusalem; ich mußte schnell das Tuch abnehmen, welches ich der Sonne halber über den Kopf geschlagen hatte."

„Wir zogen in Jerusalem zum Pilgerthor ein. Dicht bei diesem Thore erhebt sich der Thurm Davids, bekannter unter dem Namen des Thurmes der Pisaner. Wir zahlten den Tribut, und zogen in der Straße vor uns hin; dann wandten wir uns links, und zwischen einer Art von Lehmhütten, welche man Häuser nennt, hindurch, kamen wir um Mittag ins Kloster der lateinischen Väter. Es war bereits von den Truppen des Abdallah besetzt, welche sich Alles geben ließen, was ihnen gefiel."

„Man muß in der Lage der Väter des heiligen Landes seyn, um sich die Freude vorzustellen, welche ihnen unsere Ankunft erregte. Sie glaubten sich durch die Anwesenheit eines einzigen Franzosen gerettet. Ich übergab dem Pater Bonaventura de Nola, dem Guardian des Klosters, einen Brief des Generals Sebastian."

„Mein Herr", sagte er zu mir, „die Vorsehung führt Sie hierher. Haben Sie Reisefirmans, so erlauben Sie uns, sie zum Pascha zu schicken; er soll erfahren, daß ein Franzose im Kloster abgestiegen ist, und dann wird er glauben, wir stehen unter dem besondern Schutze des Kaisers. Das letzte Jahr zwang er uns, 60,000 Piaster zu bezahlen. Der Gewohnheit zu Folge waren wir ihm nur 4000 schuldig, und zwar blos als Geschenk. Dieses Jahr will er die nämliche Summe von uns erpressen, und droht uns, wenn wir sie verweigern, mit dem Aeußersten. Wir werden unsere heiligen Gefäße verkaufen müssen, denn seit vier Jahren erhalten wir kein Almosen mehr aus Europa; wenn dies so fort geht, so

werden wir das heilige Land verlassen und den Mahomedanern das Grab Jesu Christi überlassen müssen."

„Ich fühlte mich äußerst glücklich, daß ich dem Guardian diesen kleinen Dienst leisten konnte. Ich bat ihn indessen, mich an den Jordan reisen zu lassen, ehe er die Firmans absendete, um nicht die Schwierigkeiten einer immer gefährlichen Reise noch zu vermehren. Abdallah hätte mich unterwegs können ermorden lassen, und dann Alles auf die Araber schieben."

„Einige Stunden nach meiner Ankunft machte ich mich wieder bereit, Jerusalem zu verlassen. Indessen bedurfte ich mehr der Ruhe, als daß ich mich mit den Arabern des todten Meeres hätte herumstreiten sollen. Lange Zeit hatte ich Land und Meer durchstrichen, um an die heiligen Orte zu gelangen, und kaum hatte ich das Ziel meiner Reise erreicht, als ich mich von neuem davon entfernte, allein ich glaubte den Mönchen, welche ihr Leben und Vermögen immerwährend zum Opfer bringen, auch diese Aufopferung schuldig zu seyn."

„Indeß ich den Augenblick der Abreise erwartete, fingen die Geistlichen in der Klosterkirche zu singen an. Ich fragte nach der Ursache, und erfuhr, daß man das Fest des Ordenspatrons feiere. Ich betrachtete mit Achtung die Geistlichen, welche nur 300 Schritte vom Grabe Christi das Lob des Herrn sangen."

„Der Pater Guardian sandte zu einem Türken, Namens Ali-Aga, um mich nach Bethlehem zu führen. Ich mußte auf sein Begehren die arabische Kleidung mit der französischen vertauschen, denn diese ehedem im Oriente verachtete Kleidung flößt heut zu Tage Achtung und Furcht ein."

„Um fünf Uhr des Abends erhielten wir drei gute Pferde. Michel, der Dragoman des Klosters, schloß sich an uns an; Ali setzte sich an unsere Spitze, und so zogen wir gen Bethlehem, wo wir übernachten und eine Begleitung von sechs Arabern mitnehmen



BETHLEHEM.

sollten. Wir ließen Jerusalem nördlich hinter uns. Im Westen hatten wir die Berge Judäas und gegen Morgen, jenseits des todten Meeres, die Gebirge Arabiens. Wir kamen an dem Kloster des heiligen Elias vorüber. Man wird aufmerksam gemacht auf den Ort, wo dieser Prophet, als er nach Jerusalem ging, ausruhte. Er ist unter einem Oelbaume, auf einem Felsen, dicht am Wege. Eine Stunde weiter kamen wir an das Lager von Rama, wo man Rahels Grab findet. Es ist ein mit einer kleinen Kuppel versehenes viereckiges Gebäude, und hat die Vorrechte einer Moschee. Türken und Araber ehren auf gleiche Weise das Andenken der Patriarchen. Ich konnte indessen in dem, was man Rahels Grab nennt, kein altes Denkmal erkennen; es ist offenbar ein türkisches einem Santon geweihtes Denkmal."

„Wir bemerkten von dem Gebirge die Lichter im Dorfe Rama (es war Nacht geworden). Tiefes Schweigen herrschte rings um uns her. Wir kamen auf einem schmalen und sandigen Wege nach Bethlehem. Wir klopften an der Klosterpforte an. Die Mönche geriethen in Bestürzung, denn unser Besuch kam ihnen unerwartet, und Ali's Turban war ihnen anfangs fürchterlich; allein bald klärte sich Alles auf."

„Bethlehem erhielt seinen Namen von Abraham und es bedeutet: das Haus des Brodes. Es bekam den Zunamen Ephrata (die Fruchtbare) von der Frau des Caleb, um es zu unterscheiden von einem andern Bethlehem im Stamme Zebulon. Es gehörte dem Stamme Juda und hieß auch die Stadt Davids; denn dieser Monarch war hier geboren, und hütete in seiner Jugend hier die Schafe. Auch der heilige Mathias der Apostel hatte das Glück, in der Stadt geboren zu werden, wo der Heiland zur Welt kam."

„Die ersten Gläubigen hatten an der Stelle der Krippe des Heilands ein Bethaus erbauen lassen. Hadrian ließ es wegreißen und eine Statue des Adonis an dessen Stelle setzen. Die heilige

Helene zerstörte dieses Götzenbild und baute an derselben Stelle eine Kirche, deren Bauart heut zu Tage vermischt ist mit verschiedenen von christlichen Fürsten hinzugefügten Theilen. Jedermann weiß, daß sich der heilige Hieronymus nach Bethlehem zurückzog. Durch die Kreuzfahrer erobert, sank es mit Jerusalem wieder unter die Herrschaft der Ungläubigen; allein es ist jederzeit der Gegenstand der Verehrung für die Pilger gewesen. Geistliche, welche sich einem immerwährenden Märtyrerthume weihten, haben es sieben Jahrhunderte hindurch beschützt. Ueber das neuere Bethlehem sehe man Volney. Ich habe die große Fruchtbarkeit nicht bemerkt, welche man gewöhnlich dem Thale von Bethlehem zuschreibt; allein unter der türkischen Herrschaft wird der fruchtbarste Boden in kurzem zur Wüste."

„Den 5. Okt. um 4 Uhr des Morgens fing ich an, Bethlehems Denkmale zu besehen. Obgleich dieselben öfters beschrieben worden sind, kann ich mich doch nicht enthalten, etwas länger dabei zu verweilen."

„Das Kloster von Bethlehem hängt mit der Kirche durch einen mit hohen Mauern umschlossenen Hof zusammen. Diese Kirche ist gewiß sehr alt, und obgleich oft zerstört und ausgebessert, zeigt sie doch noch Spuren ihres griechischen Ursprungs. Sie hat die Gestalt eines Kreuzes. Das lange Schiff, oder, wenn man will, der Fuß des Kreuzes ist mit 48 corinthischen Säulen geziert, welche in vier Linien stehen. Diese Säulen haben zwei Fuß sechs Zoll im Durchmesser bei der Basis, und 18 Fuß Höhe, Basis und Kapitäl mitgerechnet. Da das Gewölbe dieses Schiffes fehlt, so tragen die Säulen nichts als einen hölzernen Fries, der den Architrab ersetzt, und statt des ganzen Gebälkes dient. Durchbrochenes Holzwerk erhebt sich von der Mauer an zu einem Dome, um ein Dach zu tragen, das nicht mehr existirt, oder vielleicht niemals vollendet worden ist. Man hat dieses Holzwerk für Cedernholz



UNTERIRDISCHE KIRCHE ZU BETHLEHEM

ausgegeben; allein es ist ein Irrthum. In den Mauern sind große Fenster angebracht; diese waren ehedem mit musivischen Gemälden und Stellen aus dem Evangelium geziert, geschrieben mit griechischen und lateinischen Buchstaben; man sieht noch Spuren davon."

„Die Reste der Mosaiken, welche man hier erblickt, und einige auf Holz gemalte Bilder sind für die Geschichte der Kunst interessant; sie stellen im Ganzen Figuren en face, ohne Leben und Schatten, starr und steif dar; allein die Wirkung davon ist majestätisch und der Charakter edel und ernst."

„Die christliche Secte der Armenier ist im Besitze des Schiffs, welches ich so eben beschrieben habe. Dieses Schiff ist von den drei andern Zweigen des Kreuzes durch eine Wand getrennt, so daß die Kirche keine Einheit mehr hat. Ist man diese Mauern passirt, so befindet man sich dem Sanctuarium oder Chor gegenüber, welches das Obere von dem Kreuze einnimmt. Dieses Chor ist drei Stufen über das Schiff erhöht. Man erblickt der den Magiern (Weisen) gewidmeten Altar. Auf dem Fußboden, unten an diesem Altar sieht man einen Stern von Marmor. Die Sage meldet, dieser Stern entspreche gerade dem Punkte des Himmels, wo der wunderbare Stern stehen blieb, der die drei Könige leitete. So viel ist gewiß, daß der Ort, wo der Heiland der Welt geboren wurde, sich perpendikular unter diesem marmornen Sterne, in der unterirdischen Kirche der Krippe befindet. Von dieser sogleich mehr. Die Griechen haben das Sanktuarium der Magier, so wie die zwei andern durch die beiden Enden des Querholzes des Kreuzes gebildeten Schiffe inne. Diese beiden letztern Schiffe sind leer und ohne Altäre."

„Zwei Wendeltreppen, jede von 15 Stufen, öffnen sich an beiden Seiten des Chors der äußern Kirche, und gehen zur unterirdischen unter diesem Chore herunter. Dieses ist die ewig verehrte Geburtsstätte des Erlösers. Ehe ich hinein ging, gab mir der

Superior eine Wachskerze in die Hand, und hielt mir eine kurze Ermahnung. Diese heilige Grotte ist unregelmäßig, weil sie den unregelmäßigen Raum des Stalles und der Krippe einnimmt. Sie hat 37 Fuß in der Länge, 11 Fuß und 3 Zoll in der Breite, und 9 Fuß Höhe. Sie ist in den Felsen gehauen, und die Seiten des Felsen sind mit Marmor bekleidet, auch der Fußboden ist damit bedeckt. Diese Verschönerungen werden der heiligen Helena zugeschrieben. Die Kirche bekommt kein Licht von außen, sondern wird bloß durch 32 Lampen beleuchtet, welche verschiedene christliche Fürsten hierher geschenkt haben. Ganz in der Tiefe der Grotte auf der Morgenseite befindet sich die Stelle, wo die Jungfrau den Erlöser gebar. Diese Stelle wird durch einen weißen mit Jaspis eingelegten und einem silbernen Gitter, das die Gestalt einer strahlenden Sonne hat, umgebenen Marmor bezeichnet. Man lies't rings herum diese Worte:

Hic de virgine Maria
Jesus Christus natus est.

„Eine Marmortafel, welche zum Altar dient, ist gegen die Seite des Felsen gelehnt, und erhebt sich über dem Orte, wo der Messias zur Welt kam. Dieser Altar wird von drei Lampen erleuchtet, von denen die schönste Ludwig XIII. geschenkt hat."

„Sieben Schritte davon gegen Süden findet man die Krippe. Man steigt auf zwei Stufen hinab. Es ist ein nicht sehr hohes, in den Felsen gehauenes Gewölbe. Ein weißer Marmorblock, um einen Fuß über den Boden erhöht, und in Form einer Wiege ausgehöhlt, zeigt dieselbe Stelle an, wo der Herr des Himmels auf Stroh lag."

„Zwei Schritte davon, der Krippe gegenüber, ist ein Altar an der Stelle, wo Maria saß, als sie den Weisen das Kind der Schmerzen zur Anbetung darlegte. Nichts ist angenehmer, nichts stimmt mehr zur Andacht als diese unterirdische Kirche. Sie ist

mit Gemälden aus der italienischen und spanischen Schule geziert. Diese Bilder stellen die Mysterien dieser Orte vor. Die gewöhnlichen Verzierungen der Krippe sind blaue mit Silber gestickte Atlasbehänge. Unaufhörlich duftet Weihrauch vor der Wiege des Erlösers. Ich habe auf einer Orgel, die sehr gut gespielt wurde, zur Messe die sanftesten rührendsten Melodien der besten italienischen Meister vortragen hören. Diese Melodien entzücken den christlichen Araber, der seine Kameele vor sich weiden läßt, und wie die alten Hirten von Bethlehem den König der Könige in seiner Krippe anbetet. Ich habe die Bewohner der Wüste am Altare der Magier das Abendmahl mit einer Inbrunst, einer Religiosität genießen sehen, welche den Christen des Abendlandes ganz unbekannt ist."

„Man nehme noch dazu, daß ein ungemeiner Contrast diese Gegenstände noch auffallender macht; denn wenn man aus der Grotte tritt, wo man Reichthum, Kunst und die Religion der civilisirten Völker gefunden hat, so sieht man sich in eine tiefe Einöde, mitten unter arabische Hütten, unter halbnackte Wilde und ungläubige Muselmänner versetzt."

„Aus der Grotte der Geburt stiegen wir hinab in die unterirdische Kapelle, wo die Sage das Begräbniß der unschuldigen Kinder annimmt."

„Die Kapelle der unschuldigen Kinder führte uns zur Grotte des heiligen Hieronymus. Man sieht hier das Grab dieses Kirchenlehrers, das des heiligen Eusebius, und die Gräber der heiligen Paula und heiligen Eustachia."

„Der heilige Hieronymus brachte den größten Theil seines Lebens in dieser Grotte zu. Hier sah er den Sturz des römischen Reichs, hier nahm er die flüchtigen Patricier auf, die, nachdem sie die Palläste der Erde bewohnt hatten, sich noch glücklich schätzten, die Zelle eines Einsiedlers mit ihm zu theilen."

„Die heilige Paula und die heilige Eustachia, ihre Tochter,

waren zwei vornehme römische Damen aus der Familie der Gracchen und Scipionen. Sie verließen die Genüsse Roms, um zu Bethlehem in Ausübung klösterlicher Tugenden zu sterben."

„Im Oratorium des heiligen Hieronymus findet man noch ein Gemälde, wo dieser Heilige dieselben Züge zeigt, welche er auf den Bildern von Carracci und Dominichino hat. Ein anderes Gemälde stellt die Bildnisse der Paula und Eustachia dar. Beide Enkeltöchter der Scipionen werden todt und in demselben Sarge dargestellt. Es ist ein rührender Gedanke des Malers, daß er beiden eine vollkommene Aehnlichkeit gegeben hat; man unterscheidet die Tochter von der Mutter bloß durch ihre Jugend und ihren weißen Schleier; die eine ist schneller, die andere länger durch das Leben gewandelt, allein beide sind in demselben Augenblicke im Hafen angekommen."

„Auf den zahlreichen Gemälden, welche man an den heiligen Orten findet, und die kein Reisender noch beschrieben hat, habe ich bisweilen den mystischen Anstrich und den begeisterten Ton des Murillos zu bemerken geglaubt."

„Wir begaben uns zurück nach dem Kloster. Ich betrachtete nun die Landschaft genauer von der Höhe einer Terrasse. Bethlehem ist auf einem kleinen Berge erbaut, welcher ein langes Thal beherrscht. Dieses Thal erstreckt sich von Osten nach Westen. Die südliche Anhöhe ist mit Oelbäumen bedeckt, welche sparsam auf einem röthlichen und steinigen Boden wachsen; die nördliche Anhöhe trägt Feigenbäume auf einem ähnlichen Boden. Man bemerkt auch hier und da einige Ruinen, unter andern die Trümmer eines Thurmes, den man den Thurm der heiligen Paula nennt. Das Kloster verdankt einen Theil seines Reichthums dem Könige von Jerusalem, Balduin, dem Nachfolger des Gottfried von Bouillon. Es ist eine wahre Festung, und ihre Mauern sind so dick, daß sie leicht eine Belagerung der Türken aushalten könnten."

„Nach Ankunft der arabischen Escorte schickte ich mich an, nach dem todten Meere zu reisen. Um 10 Uhr früh stiegen wir zu Pferde, und verließen Bethlehem. Sechs bethlehemitische Araber zu Fuß, mit Dolchen und langen Luntenflinten bewaffnet, bildeten unsere Eskorte. Drei gingen vor, drei hinter unsern Pferden. Ein Esel trug noch Wasser und Lebensmittel. Wir schlugen den Weg nach dem Kloster von St. Saba ein, von wo aus wir nach dem todten Meere hin arbeiten und dann über den Jordan zurückreisen wollten."

„Wir verfolgten anfangs das Thal von Bethlehem, welches sich nach Morgen hinzieht, wie bereits erwähnt. Wir gingen über einen Gebirgsrücken, wo man zur Rechten einen neu angelegten Weinberg bemerkt, etwas sehr Seltenes in diesem Lande. Wir gelangten zu einer Grotte, welche die Grotte der Hirten heißt. Die Araber nennen sie noch Dta-el-Natour, das Dorf der Hirten. Man behauptet, Abraham habe hier seine Heerde geweidet, und die Hirten von Judäa wären an derselben Stelle von der Geburt des Heilandes unterrichtet worden. Die Frömmigkeit der Gläubigen hat diese Grotte in eine Kapelle verwandelt. Sie muß ehedem sehr geschmückt gewesen seyn. Ich habe hier drei Kapitäle corinthischer Ordnung, und zwei von jonischer Ordnung bemerkt. Die Entdeckung der letztern war ein wahres Wunder, denn man findet nach den Zeiten der Helena immer nur die corinthische Ordnung."

„Von dieser Grotte an gingen wir immer östlich. Wir fanden eine Kette weißlicher Berge. Unsere Pferde traten tief in einen weichen, kreidigen Boden, der aus Trümmern von Kalkfelsen gebildet wurde. Dieser Boden war so fürchterlich ausgesogen, daß auch nicht eine Moosrinde mehr wuchs. Man sah hier und da bloß einige Büschel dorniger Gewächse, so blaß wie der Boden, der sie erzeugte, und welche wie die Bäume unserer Straßen im Sommer mit Staub bedeckt schienen."

„Als wir uns um eine Bergspitze wendeten, erblickten wir zwei Beduinenlager. Das eine bestand aus sieben Zelten von schwarzen Schaffellen, in ein längliches Viereck gestellt; das andere aus zwölf in einen Zirkel gestellten Zelten. Einige Kameele und Pferde weideten in der umliegenden Gegend."

„Es war zu spät, um umzukehren. Wir mußten also Fassung zeigen, und durch das zweite Lager hinziehen. Alles ging anfangs recht gut ab. Die Araber gaben den Bethlehemiten die Hände und berührten den Bart des Ali-Aga. Allein kaum hatten wir die letzten Zelte hinter uns, als ein Araber den Esel mit den Lebensmitteln anhielt. Die Bethlehemiten wollten ihn zurückstoßen; der Araber rief seine Brüder zu Hülfe. Diese sprangen auf die Pferde. Man bewaffnete sich und umringte uns. Es gelang dem Ali-Aga, Alles mit Geld abzuthun. Die Beduinen verlangten einen Durchgangszoll; sie nehmen vermuthlich die Wüste für eine Heerstraße. Allein dies war nur das Vorspiel zu einem noch gewaltsamern Auftritte."

„Eine Stunde weiter entdeckten wir die Spitzen von zwei hohen Thürmen, welche sich in einem tiefen Thale erhoben. Es war das Kloster St. Saba. Als wir uns demselben näherten, warf sich ein neuer Haufe von Arabern, welche in einem Hohlwege gelegen hatten, auf unsere Escorte mit großem Geschrei. Im Augenblick sahen wir Steine fliegen, Ali stürzte sich ins Getümmel; wir eilten ihm zu Hülfe. Er faßte das Oberhaupt der Beduinen beim Barte, zog ihn unter sein Pferd, und drohte ihn zu tödten, wenn er nicht sogleich den Streit endigte. Während des Tumultes schrie ein Geistlicher, und gestikulirte von der Höhe eines Thurmes herab. Vergebens aber suchte er Friede zu stiften. Wir befanden uns sämmtlich an dem Thore von St. Saba. Die Brüder drehten von innen den Schlüssel langsam herum, denn sie fürchteten, man möchte bei dieser Verwirrung vielleicht das Kloster

plündern. Der Janitschar, verdrießlich darüber, gerieth in Wuth theils gegen die Geistlichen, theils gegen die Araber. Endlich zog er den Säbel und wollte dem Beduinenanführer den Kopf abhauen, den er noch immer beim Bart hielt, da that sich die Klosterpforte auf. Wir stürzten uns alle unter einander in einen Thurm, und die Thür wurde hinter uns verschlossen. Nun wurde der Auftritt noch ernsthafter. Wir waren im Innern des Klosters, es war noch ein Hof zu passiren, und die Pforte zu diesem war nicht offen. Wir sahen uns sämmtlich nunmehr in einem kleinen Raume eingeschlossen, wo wir uns mit unsern Waffen verwundeten, und wo unsere Pferde, durch das Getöse erschreckt, wild geworden waren. Ali behauptete, einen Dolchstoß abgewehrt zu haben, den ein Araber nach mir geführt habe, und zeigte mir seine blutende Hand. Allein der sonst brave Ali liebte doch sehr das Geld, wie alle Türken. Die letzte Thür des Klosters öffnete sich jetzt und durch ein paar Worte des obersten Geistlichen wurde der Lärm gestillt. Nun erfuhren wir erst den Gegenstand des Streites."

„Die letzten Araber, welche uns angegriffen hatten, behaupteten, allein das Recht zu haben, die Fremden nach St. Saba zu geleiten. Die Bethlehemiten, welche den Gewinn davon zu erhalten wünschten, und welche auf den Ruf des Muthes halten müssen, wollten nicht nachgeben. Der Superior des Klosters hatte versprochen, ich würde die Beduinen zufrieden stellen, und so war die Sache ausgeglichen worden. Ich wollte ihnen nichts geben, um sie zu bestrafen. Allein Ali- Aga stellte mir vor, daß wir, wenn ich auf diesem Entschluß beharrte, niemals an den Jordan würden gelangen können; dieser Araber würde unfehlbar die andern Stämme herbeirufen, und so würden wir gewiß ermordet werden; dieses sey auch der Grund gewesen, warum er den Chef nicht habe tödten wollen; wäre einmal Blut vergossen worden, so hätten wir sogleich nach Jerusalem umkehren müssen. Das Kloster St. Saba

steht im Strombette des Kedron selbst. Der Fluß mag wohl hier 3 bis 400 Fuß Tiefe haben. Das Wasser ist ausgetrocknet und fließt nur im Frühlinge, aber trübe und schlammig. Die Kirche steht auf einer kleinen Anhöhe im Flußbette. Von hier erheben sich die Klostergebäude auf perpendikularen Treppen und in Felsen gehauenen Gängen auf der Seite des Flusses, und steigen so auf bis zur Spitze des Gebirges, wo sie sich in zwei Thürmen endigen. Der eine davon steht außerhalb des Klostes, und diente ehedem zu einem Vorposten, um die Araber zu beobachten. Von der Höhe dieser Thürme entdeckt man die öden Gipfel der Gebirge von Judäa, unter sich senkt sich das Auge in das ausgetrocknete Bette des Kedron, wo man Grotten erblickt, die ehedem von den ersten Einsiedlern bewohnt wurden. Heut zu Tage nisten blaue Tauben in diesen Grotten. Ich muß auch noch eines Palmbaumes gedenken, der auf einer Klosterterrasse aus einer Mauerspalte hervor wächst, und bin überzeugt, daß ihn alle Reisende bemerken werden, denn man muß eine so schreckliche Unfruchtbarkeit um sich her gesehen haben, um den Werth eines frischen Grüns schätzen zu lernen."

„Man zeigt heut zu Tage in diesem Kloster 3 bis 4000 Todtenköpfe von Geistlichen, welche von den Ungläubigen ermordet wurden. Die Mönche ließen mich eine Viertelstunde allein mit diesen Reliquien, sie schienen zu ahnen, daß ich einst die Gemüthsstimmung der Bewohner der thebaischen Wüste beschreiben wollte; allein ich erinnere mich noch jetzt nicht ohne Widerwillen, daß ein griechischer Mönch daselbst von Politik mit mir sprechen und mir die Geheimnisse des russischen Hofes anvertrauen wollte."

„Mein Vater, sagte ich zu ihm, wo suchen Sie denn den Frieden, wenn Sie ihn hier nicht finden?"

„Wir verließen das Kloster um 3 Uhr Nachmittags, gingen den Kedron hinauf, und hielten uns dann immer wieder gegen

Morgen. Wir erblickten Jerusalem durch eine Oeffnung der Berge. Das plötzliche Erscheinen dieser Stadt der Verwüstung in einer traurigen Einöde hatte etwas Schauderhaftes. Es war wirklich die Königin der Wüste."

„Wir zogen weiter vorwärts; der Anblick der Gebirge blieb sich immer gleich, d. h. weiß, staubig, ohne Schatten, ohne Gras und Moos. Um vier Uhr stiegen wir von der hohen Kette dieser Gebirge auf eine minder hohe herab. Dann zogen wir 50 Minuten auf einer ziemlich platten Gebirgsebene fort, und gelangten am Ende zur letzten Reihe der Berge, welche im Westen das Thal des Jordans und die Gewässer des todten Meeres umschließen. Die Sonne neigte sich zum Untergange, wir stiegen ab, um unsere Pferde ausruhen zu lassen, und ich betrachtete mit Muße den See, das Thal und den Fluß."

„Wenn man von einem Thale spricht, so stellt man sich entweder ein angebautes oder ein wildes vor; in dem letztern wenigstens Wald, Bäume oder nur Gras, Kräuter, einen Fluß und dergleichen. Allein hier findet sich durchaus nichts von dem Allen. Es wird auf beiden Seiten durch lauter öde, unfruchtbare Felsen gebildet, wo kein Vogel auch nur ein grünes Sprößchen finden dürfte. Alles zeigt hier das Vaterland eines verworfenen Volks. Man glaubt in dem Boden dieses Thales den Grund eines längst ausgetrockneten Meeres zu erkennen. Nur hier und da keimt kümmerlich einiges Gestrüpp hervor; die Blätter sind mit dem Salze bedeckt, welches sie genährt hat, und seine Rinde hat einen rauchrigen Geruch und Geschmack. Statt der Dörfer bemerkt man die Trümmer einiger Thürme. Mitten durch das Thal schleicht ein farbloser Fluß einem verpesteten See zu, der ihn verschlingt. Man kann seinen Lauf in dem Sande kaum erkennen, Weiden und Schilf wachsen an seinen Ufern. Hier versteckt sich der Araber, um den Reisenden zu überfallen, und den Pilger zu berauben."

„So sind die durch die Segnungen und Verwünschungen des Himmels berühmten Gegenden beschaffen. Dieser Fluß ist der Jordan, dieser See ist das todte Meer; es sieht glänzend aus, aber die in seinen Abgrund begrabenen Städte scheinen seine Fluthen vergiftet zu haben. Sein einsamer Abgrund kann kein lebendiges Wesen nähren *); nie hat ein Schiff sein Gewässer durchschnitten **), seine Sandufer sind ohne Vögel, ohne Bäume, ohne Grün, und sein stark bitteres Wasser ist so schwer, daß es kaum von dem heftigsten Winde bewegt werden kann."

„Wenn man in Judäa reis't, so fühlt man anfangs eine große Langeweile; allein wenn man immer von Einsamkeit zu Einsamkeit fortgeht, und der Raum sich grenzenlos vor einem hindehnt, so verliert sich nach und nach die Langeweile; man fühlt einen geheimen Schauder, der, weit entfernt, die Seele niederzudrücken, vielmehr Muth verleiht und den Genius erhebt. Außerordentliche Erscheinungen enthüllen überall ein durch Wunder bearbeitetes Land; die glühende Sonne, der majestätische Adler, der fruchtlose Feigenbaum, die ganze Poesie, alle Gemälde der Schrift finden sich hier. Jeder Name verschließt ein Geheimniß, jede Grotte enthüllt die Zukunft, jeder Berggipfel ertönt von der Stimme eines Propheten. Gott selbst hat an diesen Ufern geredet; die vertrockneten Ströme, die gespaltenen Felsen, die halbgeöffneten Gräber bezeugen das Wunder; die Wüste scheint noch stumm vor Schrecken, und man könnte sagen, sie habe nicht gewagt, das Schweigen zu brechen, seitdem sie die Stimme des Ewigen vernommen."

---

*) Ich folge hier der gewöhnlichen Meinung. Man wird sehen, daß sie vielleicht gegründet ist.

**) Strabo, Plinius und Diodor von Sicilien sprechen von Flößen, mit welchen die Araber den Asphalt gesammelt hätten. Diodor beschreibt diese Fahrzeuge sogar; sie sollten von geflochtenen Schilfmatten gemacht gewesen seyn. Tacitus gedenkt eines Kahnes, allein sie haben sich sichtlich getäuscht.

„Wir stiegen von dem Gipfel des Gebirges herab, um die Nacht an dem Ufer des todten Meeres zuzubringen und dann den Jordan hinaufzugehen. Beim Eintritte in das Thal schloß sich unser kleiner Haufen dichter zusammen; unsere Bethlehemiten machten ihre Flinten zurecht und gingen vorsichtig voraus. Wir befanden uns auf dem Wege der Araber der Wüste, welche Salz am See holen und ohne Mitleid den Reisenden feindlich behandeln. Die Sitten der Beduinen leiden schon sehr durch einen zu großen Verkehr mit den Türken und den Europäern. Sie geben jetzt ihre Töchter und Weiber preis, und ermorden den Reisenden, den sie ehedem bloß plünderten."

„So zogen wir zwei Stunden lang fort, das Pistol in der Hand, ganz wie in Feindes Lande. Wir folgten zwischen den Sanddünen den Spalten, welche in einem von der Sonne gehärteten Schlamme sich gebildet hatten. Eine Kruste von Salz bedeckte den Sand und bildete eine Art von Schneegefilde, aus dem sich einige verkrüppelte Gewächse erhoben. Plötzlich kamen wir an den See, von dem ich mich noch weit entfernt wähnte. Kein Geräusch, keine Kühlung hatte mir die Nähe des Wassers angekündigt. Das flache Ufer war mit Steinen bedeckt, die Fluth war ohne Bewegung und ganz todt am Ufer."

„Es war ganz Nacht geworden. Das Erste, was ich jetzt that, war, vom Pferde zu steigen und Wasser zum Munde zu führen; allein ich konnte es nicht darin behalten. Der Salzgeschmack war stärker, als beim Meerwasser, und erzeugte auf den Lippen die Wirkung einer starken Alaunauflößung. Meine Stiefel waren kaum trocken, als ich sie ganz mit Salz bedeckt fand; unsere Kleider, unsere Hüte, unsere Hände waren in weniger als drei Stunden ganz mit diesem Mineral erfüllt. Galienus hatte bereits diese Wirkung bemerkt und Pococke hat dieselbe bestätigt."

„Wir schlugen unser Lager am Ufer des Sees auf, und die

Bethlehemiten machten Feuer, um den Kaffee zu bereiten. Es fehlte nicht an Holz, denn am Ufer fanden sich viel Tamarinthenzweige, welche die Araber mitgebracht hatten. Außer dem Salze, welches sie schon ganz gebildet an diesem Orte finden, ziehen sie es auch durch Kochen aus dem Wasser. Im Freien hatten sich unsere Bethlehemiten der größten Vorsicht bedient, und hier fürchteten sie nicht, Feuer zu machen, wodurch sie doch noch leichter verrathen werden konnten. Der eine bediente sich eines ganz seltsamen Mittels, das Feuer anzuflammen; er scharrte den Holzstoß zusammen und legte sich darauf, sein Oberkleid wurde durch den Rauch angeschwellt, dann stand er schnell auf, und die durch diese Art von Pumpe angezogene Luft bewirkte, daß eine glänzende Flamme hervorbrach. Nach eingenommenem Kaffe schliefen meine Gefährten ein, und ich blieb allein wach mit unsern Arabern."

„Gegen Mitternacht vernahm ich ein Geräusch auf dem See und hörte, daß es Legionen kleiner Fische waren, welche ans Ufer kamen. Hierdurch wird nun die gewöhnliche Meinung widerlegt, daß das todte Meer gar kein lebendes Wesen erzeuge. Als sich Pococke zu Jerusalem befand, hatte er von einem Missionär gehört, daß er Fische im asphaltischen See gesehen habe. Hasselquits und Maundrell entdeckten Muscheln am Ufer, und Seetzen, welcher auch in Arabien reis'te, hat in dem todten Meer zwar keine Art von eßbaren Schaalthieren gefunden, wohl aber einige Schnekken mit Gehäusen (escargots)."

„Pococke ließ eine Flasche Wasser aus diesem Meere untersuchen. Im Jahre 1778 erneuerten die Herrn Lavoisier, Macquer und Sage diesen Versuch, und zuletzt hat Gordon zu London einen gleichen anstellen lassen. Wenigstens der vierte Theil des Gewichts besteht nach diesen Erfahrungen aus fremdartigen Substanzen."

„Um zwei Uhr früh ging der Mond auf und es erhob sich



ANSICHT DES TODTEN MEERES.

Vue de la mer morte

ein starker Seewind, der die Luft zwar nicht abkühlte, allein den See doch ein wenig bewegte. Bald sank aber die mit Salz beschwerte Wassermasse wieder auf ihren gewöhnlichen Stand zurück, und die Wellen bespülten kaum das Ufer. Ein trauriges Getöse erscholl aus diesem See des Todes, gleich dem dumpfen Geschrei des in seinen Abgrund versunkenen Volkes."

„Die Morgenröthe brach uns gegenüber auf dem arabischen Gebirge an. Das todte Meer und das Thal des Jordans tauchten sich in die herrlichsten Farben; allein eine so glänzende Beleuchtung machte die Oede des Landes nur um so sichtbarer."

„Der berüchtigte See, der die Stelle von Sodom und Gomorra einnimmt, heißt in der Bibel das todte Meer oder das Salzmeer; die Griechen und Lateiner nennen ihn den asphaltischen See; die Araber Almotanah und Bahar-Loth; die Türken Ula-Degnisi. Ich kann die Meinung derer, welche das todte Meer für einen Krater halten, nicht annehmen. Ich habe den Vesuv, die Solfatara, den Monte-Nuevo in dem fusinischen See, den Pic der Azoren, den Mamelife, Carthago gegenüber, die erloschenen Vulkane in Auvergne gesehen, und überall den nämlichen Charakter bemerkt, d. h. Gebirge, wie Trichter ausgehöhlt, Laven und Aschen, wo die Wirkung des Feuers unverkennbar war. Das todte Meer im Gegentheil ist ein sehr langer See, bogenförmig gekrümmt, zwischen zwei Gebirgsketten eingeklemmt, welche unter einander keinen Zusammenhang der Gestalt, keine Gleichartigkeit des Boden verrathen. Sie vereinigen sich nicht wieder an beiden Enden des Sees. Man findet freilich Erdharz und warme Quellen, so wie phosphorisches Gestein in der arabischen Gebirgskette; allein auf der entgegengesetzten habe ich nichts von dem Allen bemerkt. Ueberdies ist die Existenz von heißem Wasser, Schwefel und Asphalt nicht allein hinreichend zum Beweis eines frühern Vulkans. In Ansehung der versunkenen Städte halte ich mich allein an den Ausdruck

der Schrift ohne die Physik zu Hülfe zu nehmen. Wollte man auch die Idee des Prof. Michaelis und des gelehrten Büsching in seiner Abhandlung über das todte Meer annehmen, so kann die Physik sehr wohl zu Erklärung der Catastrophe der versunkenen Städte zugelassen werden, ohne dadurch die Religion zu beleidigen. Sodom war auf Erdharzgruben erbaut, wie man durch Moses und Josephs Aeußerungen erfährt, welche von Harzgruben in dem Thale von Siddon sprechen. Der Blitz entzündete vielleicht diese Schlünde, und die Städte stürzten in einer unterirdischen Feuersbrunst zusammen. Herr Malte-Brün äußert die scharfsinnige Vermuthung, daß Sodom und Gomorra wohl gar aus harzigen Steinen erbaut seyn mochten, und sich an dem Feuer des Himmels entzünden konnten."

„Strabo spricht von 13 Städten, welche in den asphaltischen See versunken wären; Stephan von Byzanz zählt ihrer acht; die Genesis versetzt fünf in vallem silvestrem, Sodom, Gomorra Adama, Seboim und Bala oder Segor, allein nur von den beiden erstern wird bemerkt, daß sie Gottes Zorn vernichtet habe. In dem Deuteronom findet man vier angegeben, Sodom, Gomorra, Adama und Seboim; im Buche der Weisheit aber kommen fünf vor, ohne daß sie jedoch näher bezeichnet werden: Descendeute igne in Pentapolim."

(Fortsetzung folgt).

Das heutige Jerusalem.

(Fortsetzung.)

„Da Jacob Cerbus bemerkt hatte, daß sich sieben große Wasserströme in das todte Meer ergössen, so schloß Reland daraus, daß sich dieses Meer des Ueberflusses seiner Gewässer durch unterirdische Kanäle entladen müsse; Sandy und andere Reisende haben dieselbe Meinung geäußert, allein nach den Beobachtungen des Doktor Halley über die Verdünstung hat man sie heut zu Tage aufgegeben. Shaw findet indessen doch, daß der Jordan täglich 6,090,000 Tonnen Wasser ins todte Meer führt, ungerechnet der Gewässer des Arnon und sieben anderer Waldströme. Mehrere Reisende, unter andern Troilo und d'Arvieux, wollen Trümmer von Mauerwerk und Pallästen in den Gewässern des todten Meeres bemerkt haben. Diese Angabe scheint durch Maundrel und den Pater Nau bestätigt zu werden. Die Alten sind in dieser Hinsicht bestimmter; Joseph, der sich eines poetischen Ausdruck bedient, sagt, daß man am Ufer des Sees die Schatten der zerstörten Städte bemerke. Strabo gibt den Trümmern von Sodom 60 Stadien Umfang. Tacitus erwähnt dieser Trümmer. Ich weiß nicht, ob sie noch existiren, ich habe sie nicht gesehen; allein da der See zu verschiedenen Zeiten des Jahres steigt und fällt, so kann er die Skelette der verworfenen Städte sehr leicht bald verbergen, bald enthüllen."

„Die andern vom todten Meere erzählten wunderbaren Eigenheiten sind bei genauerer Prüfung ganz verschwunden. Man weiß heutzutage, daß alle Körper in demselben nach den Gesetzen der Schwere schwimmen. Die verpesteten Dünste, welche aus seinem Grunde aufsteigen sollen, sind nichts weiter, als ein starker Seegeruch, Rauch, der der Entbindung des Asphaltes folgt, oder derselben vorher geht, und Nebel, welche freilich, aber wie alle Nebel, ungesund sind. Sollten es die Türken jemals erlauben, daß man eine Barke von Jaffa nach dem todten Meere brächte, so würde man gewiß die merkwürdigsten Entdeckungen in Ansehung dieses Sees machen. Die Alten kannten ihn viel besser als wir, wie man aus dem Aristoteles, Strabo, Diodor von Sicilien, Plinius, Tacitus und Andern sieht. Auch ist die Gestalt des Sees auf unsern alten Charten weit besser angegeben, als auf den neuen. Niemand hat auch bis jetzt ihn noch umgangen, außer Daniel, der Abt von Sankt Saba. Nau hat uns den Bericht dieses Einsiedlers in seiner Reise aufbewahrt. Wir erfahren daraus, daß das todte Meer an seinem Ende gleichsam in zwei getrennt ist, und daß es einen Weg gibt, wo man hindurch gehen kann, weil das Wasser wenigstens im Sommer nur bis über die halben Beine heraufgeht, daß ferner dort sich der Boden erhebt, und einen andern kleinen See begrenzt, von runder oder ovaler Form, umgeben mit Salzebenen und Salzgebirgen, daß die Gegend umher mit Arabern ohne Zahl bevölkert ist u. s. w.“

„Jeder unserer Leser hat vielleicht von dem berühmten Baume von Sodom reden hören, der einen Apfel tragen soll, welcher zwar angenehm ins Auge fällt, allein von bitterem Geschmacke und voller Asche sey. Tacitus im fünften Buche seiner Geschichte und Joseph in seinem jüdischen Krieg sind, glaube ich, die ersten Schriftsteller, welche der seltsamen Früchte des schwarzen Meeres gedacht

haben. Faulcher de Chartres, der in Palästina ums Jahr 1100 reis'te, sahe diesen täuschenden Apfel, und verglich ihn mit den Freuden der Welt. Seitdem wird die Existenz einer solchen Frucht von Einigen geläugnet, von Andern angenommen. Pococke, Shaw u. s. w. läugnen sie."

„Seetzen, der neueste Reisende in diesen Gegenden, behauptet in Ansehung dieses Apfels Folgendes: „Während meines Aufenthaltes zu Karrak," sagte er, „bei dem griechischen Pfarrer dieser Stadt sah ich eine Art Baumwolle, welche der Seide glich; diese Baumwolle, sagte er mir, komme aus der Ebene El-Gor, auf der Ostseite des todten Meeres, von einem dem Feigenbaume ähnlichen Baume, der den Namen: Aoé scha-èz führe; man finde auch eine Frucht an demselben, welche der Granate gleiche. Ich habe gemeint, diese Früchte, welche innerlich kein Fleisch haben, und im ganzen übrigen Palästina unbekannt sind, möchten wohl die berühmten Sodomäpfel seyn."

„Nun bin ich in Verlegenheit, denn ich glaube die so lang gesuchte Frucht gefunden zu haben; das Gesträuch, welches sie trägt, wächst überall zwei bis drei Stunden von der Mündung des Jordans; es ist dornig und hat sehr kleine und dünne Blätter, es gleicht sehr dem von Amman beschriebenen Strauche, die Frucht aber an Gestalt und Farbe der kleinen egyptischen Limone. Wenn diese Frucht noch nicht ganz reif ist, so ist sie von einem salzigen scharfen Safte erfüllt; ist sie aber trocken, so gibt sie einen schwärzlichen Samen, der sich mit der Asche vergleichen läßt, und dessen Geschmack einer bittern Würze gleicht."

„Ich wanderte (den 5. Oct.) zwei ganzer Stunden an den Ufern des todten Meeres umher, trotz der Bethlehemiten, welche sehr in mich drangen, diesen gefährlichen Ort zu verlassen. Ich hätte gern noch den Jordan an dem Orte gesehen, wo er sich in den See stürzt, einen Hauptpunkt, der bloß von Hasselquits

erst beobachtet worden ist, allein die Araber wollten mich nicht dahin führen, weil dieser Fluß eine Stunde von seiner Mündung eine Abschweifung zur Linken macht, und sich dem arabischen Gebirge nähert. Ich mußte mich daher begnügen, bloß bis gegen die uns am nächsten befindliche Krümmung des Flusses zu gehen. Wir brachen unser Lager ab, und wanderten anderthalb Stunden mit ungemeiner Anstrengung in einem weißen und feinen Sande. Wir gingen auf ein kleines Balsam- und Tamarinthenbüschchen zu, welches sich zu meinem großen Erstaunen mitten aus dem unfruchtbaren Boden erhob. Plötzlich hielten die Bethlehemiten an, und zeigten mir mit der Hand in einem Hohlwege etwas, was ich nicht bemerkt hatte. Ohne sagen zu können, was es war, sah ich eine Art von bewegtem Sande auf einem unbeweglichen Boden. Ich näherte mich dem seltsamen Gegenstande und erblickte einen gelblichen Fluß, den ich kaum von dem Sandboden seiner beiden Ufer unterscheiden konnte. Er war sehr tief eingepreßt und wälzte langsam sein dickes Wasser hin. Das war der Jordan."

„Ich hatte die großen Flüsse Amerikas mit jenem Vergnügen gesehen, welches die Einsamkeit und die Natur erweckt; ich hatte voll Verlangen die Tiber besucht, hatte den Eurotas und Cephissus aufgesucht, allein ich kann nicht ausdrücken, was ich Alles beim Anblicke des Jordans empfand. Dieser Fluß erinnerte mich nicht nur an ein berühmtes Alterthum, und einen der schönsten Namen, den die herrlichste Poesie jemals dem Andenken der Menschen anvertraut hat, sondern seine Ufer stellten mir auch den Schauplatz der Wunder meiner Religion dar. Judäa ist das einzige Land auf Erden, welches den Wanderer an menschliche und göttliche Dinge zugleich erinnert, und tief in der Seele durch diese Vermischung ein Gefühl erregt, welches kein anderer Ort auf Erden zu erwecken vermag."

„Die Bethlehemiten entkleideten sich, und badeten im Jordan,

allein ich wagte dies wegen meines Fiebers nicht; ich sank jedoch mit meinen zwei Bedienten und dem Dragoman des Klosters auf die Knie nieder, der letztere, mit den Sitten der Gegend bekannt, stimmte das Ave maris stella an. Ich schöpfte aus dem Flusse und trank. Das Wasser schmeckte bitter; allein ich glaube, es würde angenehm schmecken, wenn es von dem Sande gereinigt würde."

„Ali-Aga selbst nahm Abwaschungen vor. Der Jordan ist ein heiliger Fluß für die Türken und Araber, welche noch immer mehrere jüdische und christliche Traditionen unter sich erhalten haben. Ich fand die Breite desselben an verschiedenen Orten ungefähr 50 Fuß, und 6 bis 7 Fuß stand er unter seinen Ufern."

„Meine Führer wollten nicht länger hier verweilen, ich nahm eine Flasche Wasser und etwas Schilf mit, und wir fingen an, uns von demselben zu entfernen, indem wir uns nach dem Dorfe Rihha wendeten, dem alten Jericho, am Fuße des Gebirges von Judäa. Wie wir in der Ebene hinzogen, bemerkten wir einen Haufen Araber, welche Bewegungen gegen uns zu machen schienen, allein als sie unsere Gegenanstalten sahen, sich nicht näher wagten. Wir kamen also ohne alle widrige Zufälle in Jericho an. Es ist bekannt, daß die Gegenden um diese Stadt eine Quelle haben, deren ehedem bitteres Wasser durch ein Wunder des Propheten Elisa versüßt wurde. Diese Quelle befindet sich zwei Meilen oberhalb der Stadt, am Fuße des Gebirges, wo Jesus Christus 40 Tage fastete und betete. Sie theilt sich in zwei Arme. An ihren Ufern sieht man einige Durafelder, Gruppen von Akazien, den Baum, der den Balsam von Judäa gibt, und Gesträuche, welche den Blättern nach dem Flieder ähnlich sind, wovon ich aber nie die Blüthe gesehen habe. Es gibt weder Rosen, noch Palmen mehr zu Jericho, und eine alte Akazie beschattete die Quelle; ein anderer Baum neigt sich ein wenig weiter

unten über den Bach, der aus dieser Quelle hervorgeht, und bildet über denselben eine natürliche Brücke."

„Ali-Aga war in dem Dorfe Rihha (Jericho) geboren, und Gouverneur desselben. Er führte mich in seine Staaten, wo ich von seinen Unterthanen schon gut aufgenommen werden mußte; sie kamen auch wirklich, um ihren Beherrscher zu begrüßen. Er wollte mich in eine alte Hütte nöthigen, die er sein Schloß nannte; allein ich lehnte diese Ehre ab, und wollte lieber an den Ufern der Quelle des Elisa, heut zu Tage Königsquelle genannt, mein Mittagsmahl einnehmen. Indem wir durchs Dorf gingen, bemerkten wir einen jungen Araber allein sitzend, den Kopf mit Federn geziert, und wie an einem Festtage geputzt. Alle, welche an ihm vorüber gingen, blieben stehen, um ihn auf die Stirn und die Wangen zu küssen. Ich hörte, daß es ein Neuvermählter sey. Wir hielten bei der Quelle des Elisa. Man schlachtete ein Lamm, welches ganz an einem großen Feuer gebraten wurde. Ein Araber röstete Duraähren. Als das Mahl bereitet war, setzten wir uns rund um eine hölzerne Platte, und Jeder zerriß einen Theil des Bratens mit den Händen."

„Mit Vergnügen bemerkt man in diesen Gebräuchen einige Spuren der Sitten alter Zeit. Die Araber sind mir überall, wo ich sie gesehen habe, in Judäa, Egypten, selbst in der Barbarei, eher groß, als klein vorgekommen. Ihr Gang ist stolz. Sie sind wohl gebildet und leicht. Sie haben einen ovalen Kopf, eine hohe und gebogene Stirn, eine Adlernase, große Augen, einen seltsamen, ganz vorzüglich wilden Blick. Nichts würde bei ihnen den Wilden verrathen, wenn sie nicht immer den Mund verschlossen hielten; allein sobald sie zu sprechen anfangen, vernimmt man eine geräuschvolle, stark-aspirirte Sprache, man erblickt lange glänzend weiße Zähne, wie die der Schakals und der Luchse. Sie unter-

scheiden sich darin von dem amerikanischen Wilden, dessen Wildheit im Blicke liegt, der menschliche Ausdruck aber im Munde."

„Die arabischen Frauen haben im Verhältniß einen höhern Wuchs, als die Männer. Ihr Anstand ist edel, und durch die Regelmäßigkeit ihrer Züge, die Schönheit ihrer Formen und die Faltung ihrer Schleier erinnern sie an die Bildsäulen von Priesterinnen und Musen; allein dieses ist nur mit Einschränkung zu verstehen. Diese schöne Statüen sind bisweilen mit Lumpen bedeckt; der Anstrich von Elend, Schmutz und Leiden entwürdigt die so reinen Gestalten, ein kupferfarbiger Teint versteckt die Regelmäßigkeit der Züge, mit einem Worte, um diese Formen so zu sehen, wie ich sie geschildert habe, muß man sie ein wenig aus der Ferne betrachten, sich mit dem Ganzen begnügen und nicht ins Einzelne gehen."

„Die meisten Araber tragen eine Tunika, welche durch einen Gürtel über den Hüften zusammengehalten wird. Bald nehmen sie einen Arm aus dem Ermel dieser Tunika, und dann sind sie auf antike Art gekleidet; bald hüllen sie sich in eine Decke von weißer Wolle, die ihnen zur Toga dient, oder zum Mantel und Schleier, je nachdem sie sie umschlagen, auf die Schultern werfen, oder über den Kopf legen. Sie gehen barfuß, sind mit einem Dolche, einer Lanze oder einer langen Flinte bewaffnet. Die Stämme reisen wie Karavanen, die Kameele gehen hinter einander her. Das erste Kameel wird mit einem Stricke von Palmenbast an den Hals eines Esels gebunden, der der Führer des Trupps ist; dieser trägt auch als Anführer gar keine Last, und genießt mancherlei Vorrechte; bei den reichen Stämmen sind die Kameele mit Fransen, Troddeln und Federn geziert. Die Mutterpferde werden nach dem Adel der Racen mit mehr oder minder Ehre, allein immer mit großer Strenge behandelt. Man stellt die Pferde nie in Schatten, man läßt sie in der glühendsten Sonnenhitze stehen, mit allen vier Füßen an Pfähle gebunden, so daß sie ganz unbeweglich stehen

müssen; man sattelt sie nie ab, oft trinken sie nur ein einziges Mal in 24 Stunden, und fressen ein wenig Gerste. Durch eine so harte Behandlung kommen sie nicht nur nicht von Kräften, sondern werden vielmehr mäßig, geduldig und geschwind. Ich habe oft ein arabisches Pferd bewundert, wie es so in glühendem Stande angefesselt, mit zerstreut herabhangenden Haaren, den Kopf zwischen die Beine steckt, um nur ein wenig Schatten zu finden, und aus wilden Augen einen zweideutigen Blick auf seinen Herrn wirft. Hat man ihm aber die Füße gelös't, schwingt man sich ihm auf den Rücken, so schäumt und tobt es und schlägt in die Erde! Die Trompete ertönt, es spricht: Vorwärts (Fervens et fermens sorbet terram; ubi audierit buccinam, dicit vah!) und man erkennt Hiobs Pferd."

„Alles, was man von der Leidenschaft der Araber für Mährchen erzählt, ist wahr, und ich kann davon ein Beispiel aufstellen. In der Nacht, welche wir an dem Sandufer des todten Meeres zubrachten, hatten sich unsere Bethlehemiten um das Feuer gesetzt, ihre Flinten lagen neben ihnen, ihre an Pfähle gebundenen Pferde bildeten einen zweiten äußern Kreis. Nachdem sie Kaffee getrunken, und viel zusammen gesprochen hatten, versanken sie in Stillschweigen, bloß den Scheik ausgenommen. Ich sah beim Scheine der Flamme seine ausdrucksvollen Geberden, seinen schwarzen Bart, seine weißen Zähne, und die mancherlei Formen, die er im Verfolg seiner Erzählung seiner Kleidung gab. Seine Gefährten hörten ihn mit tiefer Aufmerksamkeit an, alle vorwärts gebeugt, das Gesicht nach der Flamme, bald einen Ruf der Verwunderung ausstoßend, bald die Bewegungen des Erzählers nachahmend. Einige Pferdeköpfe, welche sich über den Haufen hinstreckten und im Schatten abzeichneten, gaben diesem Gemälde einen höchst malerischen Charakter, vorzüglich, wenn man sich einen Theil der Gegend des todten Meeres und der Gebirge von Judäa dazu denkt."

„So wie ich einst den Charakter der amerikanischen Horden am Ufer ihrer Seen studirt hatte, so sah ich jetzt eine ganz andere Art von Wilden vor mir! Ich hatte die Abkömmlinge des ursprünglichen Menschenstammes vor Augen, ich sah sie mit denselben Sitten, welche sie seit den Zeiten von Agar und Ismael beibehalten haben. Ich sah sie in derselben Wüste, welche ihnen von Gott zum Erbtheil angewiesen wurde. Moratus est in solitudine, habitavitque in deserto Pharan. Ich begegnete ihnen im Thale des Jordan, am Fuße der Gebirge von Samaria, auf den Straßen von Hebron, in der Gegend, wo die Stimme Josuas die Sonne aufhielt, in den Gefilden von Gomorra, welche noch rauchten von dem Zorne Jehovas, und welche in der Folge durch die Wunder der Erbarmung Jesu Christi getröstet wurden."

„Die Araber unterscheiden sich von den Völkern der neuen Welt vorzüglich dadurch, daß durch die Rohheit der ersten doch immer etwas Feines durchblickt. Man sieht, daß sie im Orient geboren sind, von dem alle Künste, alle Wissenschaften, alle Religionen ausgingen. An den äußersten Enden des Occidents verborgen, in einem von der ganzen Welt abgesonderten Lande bewohnt der Canadier Thäler, welche von ewigen Wäldern beschattet, und durch ungeheure Flüsse gewässert werden. Der Araber, gleichsam hingeworfen auf die große Heerstraße der Welt, zwischen Afrika und Asien, irrt in den glänzenden Gegenden des Aufgangs auf einem baum- und wasserlosen Boden umher. Unter den Stämmen, die von Ismael abstammen, müssen Herren, Diener, Hausthiere und eine durch Gesetze beschränkte Freiheit seyn. Bei den amerikanischen Horden ist der Mensch noch allein mit seiner stolzen furchtbaren Unabhängigkeit; statt einer wollenen Bedeckung trägt er das Bärenfell, statt der Lanze den Pfeil, statt des Dolches die Keule; er kennt die Dattel, die Melone, die Milch des Kameeles nicht; er will bei seinen Festen Fleisch und Blut. Er hat das

Ziegenhaar noch nicht gewebt, um sich unter Zelten aufzuhalten; die vor Alter umgestürzte Ulme gibt ihm ihre Rinde zu seiner Hütte. Er hat das Pferd noch nicht gezähmt, um die Gazelle zu verfolgen; er fängt selbst im Laufe das Elenthier. Er reiht sich durch seine Herkunft nicht an civilisirte Völker an, man lies't die Namen seiner Vorfahren nicht in den Jahrbüchern der Reiche; die Zeitgenossen seiner Vorfahren sind alte, noch stehende Eichen. Denkmäler der Natur und nicht der Kunst, erheben sich die Gräber, seinen Vätern unbekannt, in unbekannten Wäldern. Mit einem Worte, Alles verkündigt bei dem Amerikaner den Wilden, der noch nicht zum Stande der Gesittung gelangt ist; Alles zeigt bei dem Araber den in den wilden Zustand wieder zurückgefallenen Menschen."

„Wir verließen die Quelle des Elisa den 6ten um 3 Uhr Nachmittags, um nach Jerusalem zurückzukehren. Wir ließen rechts den Berg der Quarantaine, welcher sich über Jericho erhebt, gerade dem Berge Abarim gegenüber, von wo aus Moses, ehe er starb, das Land der Verheißung erblickte. Als wir wieder in das Gebirge von Judäa kamen, sahen wir die Ueberreste einer römischen Wasserleitung. Der Weg, den wir in dem Gebirge einschlugen, war breit und zuweilen gepflastert, es war vielleicht eine alte römische Straße. Wir zogen am Fuße eines Gebirges hin, welches ehedem mit einem gothischen Schlosse gekrönt war, das den Weg beschützte und verschloß. Nach diesem Gebirge stiegen wir in ein schwarzes und tiefes Thal herab, welches im Hebräischen Adommin oder der Ort des Blutes heißt. Hier kam der Samaritaner dem verwundeten Reisenden zu Hülfe."

„Wir gingen nach Bahurim, wo David, vor Absalon fliehend, fast von Semei gesteinigt worden wäre. Weiterhin stiegen wir bei der Quelle ab, wo Jesus gewöhnlich, wenn er von Jericho zurück kam, mit seinen Aposteln ausruhte. Wir fingen nun an, den Abhang des Oelberges hinaufzuklimmen; zogen durch das Dorf

Bethanien, wo man uns die Trümmer des Hauses der Martha und das Grab des Lazarus zeigte. Endlich zogen wir den Oelberg herab, welcher Jerusalem beherrscht, und durch das Thal Josaphat über den Bach Kedron. Ein Fußpfad, der sich am Tempel herum zieht und auf den Berg Sion erhebt, führte uns zur Pforte der Pilger, indem er sich um die ganze Stadt wendet. Es war Mitternacht. Ali-Aga ließ sich öffnen. Die sechs Araber kehrten nach Bethlehem zurück. Wir gingen wieder ins Kloster zurück, Tausend widrige Gerüchte hatten sich schon unsertwegen verbreitet; man sagte, wir wären von den Arabern, oder von der Reuterei des Pascha getödtet worden. Man tadelte mich, daß ich die Reise unternommen habe, und schrieb dieses der Unvorsichtigkeit der Franzosen überhaupt zu. Die Begebenheiten aber, welche folgten, bewiesen, daß, wenn ich nicht die ersten Stunden meiner Ankunft zu Jerusalem benutzt hätte, ich nie bis zum Jordan hätte gelangen können."

Wanderung in Jerusalem.

„Den 7. Oct. um 9 Uhr Morgens verließ ich das Kloster, in Begleitung zweier Geistlichen, eines Dollmetschers, meines Bedienten und eines Janitscharen. Ich begab mich zu Fuß nach der Kirche, in der sich das Grab Christi befindet. Alle Reisende haben diese Kirche beschrieben, die ehrwürdigste von allen, man mag sie als Philosoph oder als Christ betrachten. Hier befinde ich mich nun in einer wahren Verlegenheit. Soll ich ein ganz genaues Bild der heiligen Orte aufstellen? dann aber kann ich nur wiederholen, was oft schon vor mir gesagt worden ist; kein Gegenstand ist vielleicht den neuen Lesern bekannter, und keiner so vollständig erschöpft worden. Soll ich das Gemälde der heiligen Orte ganz

übergehen? Hieße das nicht den wesentlichen Theil meiner Reise auslassen? Nach langem Bedenken habe ich mich entschlossen, die bedeutendsten Punkte Jerusalems zu schildern, und zwar aus folgenden Gründen:"

„Niemand lies't heut zu Tage mehr die alten Pilgerfahrten nach Jerusalem, und das lang Verbrauchte wird daher den meisten Lesern völlig neu scheinen."

„Ich werde die Arbeiten meiner Vorfahren benutzen, und diese bloß durch meine Beobachtungen erläutern. Ich werde mich besonders an die Werke protestantischer Reisenden halten, denn wir verwerfen heut zu Tage nur zu leicht das, was, wie wir glauben, aus einer zu religiösen Quelle kommt. Die Beschreibung des heil. Grabes habe ich aus Deshayes entlehnt, so wie ich überhaupt französische Reisen benutzt habe. Deshayes wurde im Jahr 1621 von Ludwig XIII. nach Palästina gesandt, und die Türken bemühten sich selbst, ihm Jerusalem zu zeigen, so daß er, wenn er gewollt hätte, bis in die Moschee des Tempels würde haben kommen können. Der ein wenig veraltete Styl seines Sekretärs ist sehr klar und bestimmt. D'Anville hat auch Deshayes Charte zum Gegenstande einer Abhandlung *) gemacht, welche vielleicht das Meisterstück unsers berühmten Geographen ist. Folgendes ist Deshayes Schilderung:"

„Das heilige Grab und die meisten heiligen Orte werden von Franziskanermönchen bedient, welche alle drei Jahre abgelös't werden; und wenn sie auch von allen Nationen sind, so gelten sie doch alle für Franzosen, oder Venetianer, und erhalten sich blos, weil sie unter dem Schutze des Königs stehen. Seit fast 60 Jahren wohnten sie außerhalb der Stadt auf dem Berge Sion, an der-

*) Sie führt den Titel: Dissertation sur l'étendue de l'ancienne Jerusalem.



KIRCHE DES HEILIGEN GRABES.

selben Stelle, wo unser Erlöser das Abendmahl mit seinen Jüngern hielt. Allein weil ihre Kirche in eine Moschee verwandelt worden ist, so haben sie seitdem immer in der Stadt auf dem Berge Sion gewohnt, wo ihr Kloster ist, zum heiligen Erlöser benannt. Hier wohnt der Guardian mit dem Hauptstamme der Brüderschaft und versorgt alle Orte des heiligen Landes mit Geistlichen, wo man deren nur bedarf."

„Die Kirche des heiligen Grabes ist nur 200 Schritte von diesem Kloster entfernt. Sie begreift das heilige Grab, den Calvariberg, und verschiedene andere heilige Orte. Die heilige Helena ließ einen Theil davon erbauen, um das heilige Grab zu decken, aber die christlichen Fürsten, welche nachher hier erschienen, ließen sie erweitern, um den Calvariberg mit einzuschließen, der nur 50 Schritte vom heil. Grabe entfernt ist."

„Ehedem befand sich der Calvariberg außerhalb der Stadt, wie ich bereits bemerkt habe. Er war der Ort, wo die Verbrecher hingerichtet wurden, und damit das ganze Volk Zuschauer seyn konnte, war zwischen dem Berge und der Stadtmauer ein großer Platz gelassen. Der übrige Berg war von Gärten umgeben, wovon einer dem Joseph von Aramathia, dem geheimen Schüler Jesu, zugehörte, und wo er für ihn das Grab hatte bauen lassen, worein der Leichnam des Heilandes gelegt wurde. Es war Sitte bei den Juden, die Leichname nicht in die Erde zu legen. Jeder ließ nach Vermögen ein kleines Behältniß in einen Felsen hauen, worein der Körper auf einen Tisch von demselben Felsen gelegt wurde; hierauf verschloß man die Stelle wieder mit einem Steine, der vor die gewöhnlich nur 4 Fuß hohe Thür gelegt wurde."

„Die Kirche des heil. Grabes ist sehr unregelmäßig, denn man hat sich nach den Orten richten müssen, welche man darin

einschließen wollte. Sie hat fast die Gestalt eines Kreuzes, und 120 Fuß in der Länge, ungerechnet die Treppe der Auffindung des heiligen Kreuzes, und 70 Fuß in der Breite. Sie hat drei Dome, von denen der, welcher das heilige Grab bedeckt, der Kirche zum Schiffe dient. Dieses hat 30 Fuß im Durchmesser, und ist oben offen, wie die Rotonda in Rom. Es ist zwar kein Gewölbe, sondern die Decke ruht blos auf großen Cederstämmen, welche vom Berge Libanon genommen wurden. Man kam ehedem durch drei Thüren in diese Kirche, allein jetzt ist nur eine vorhanden, wozu die Türken die Schlüssel sorgfältig aufheben, aus Furcht, die Pilger möchten hineingehen, ohne die neun Zechinen oder 36 Livres zu bezahlen, welche die Taxe sind. Diese Thüre ist immer zu, und ein kleines Fenster, mit einem eisernen Querstabe versehen, gibt es noch, durch welches die, welche außen sich befinden, denen, die inwendig sind, und welche zu acht verschiedenen Nationen gehören, Lebensmittel bringen."

„Die erste Nation sind die Lateiner oder Römer, welche von den Barfüßermönchen repräsentirt werden. Diese bewohnen das heilige Grab, den Ort des Calvaribergs, wo unser Heiland ans Kreuz geschlagen wurde u. s. w."

„Die zweite Nation sind die Griechen, die dritte die Abyssinier, die vierte die Copten oder Christen aus Egypten, die fünfte die Armenier, die sechste die Nestorianer, die siebente die Georgier, die achte die Maroniten. Jede dieser Nationen hat besondere Orte inne; und außer den Orten, welche alle, die sich innerhalb der Kirche befinden, besuchen können, hat jede noch einen besondern Ort in den Gewölben und Winkeln dieser Kirche, der ihnen zum Aufenthalte dient, wo sie nach ihren Gebräuchen den Gottesdienst verrichten; denn die Priester und Mönche, welche hineinkommen, verweilen gewöhnlich zwei Monate darin, ohne herauszugehen, bis

DAS HEILIGE GRAB.

sie durch andere abgelös't werden. Es ist kein gesunder Aufenthalt, und doch fanden wir einen Franziskaner, der 20 Jahre darin zugebracht hat."

„Beim Eintritt in die Kirche findet man zuerst den Stein der Salbung, auf dem der Körper unsers Herrn mit Myrrhen und Aloe gesalbt ward, ehe man ihn in die Gruft legte. Er ist acht Fuß weniger drei Zoll lang, und zwei Fuß weniger einen Zoll breit. Man hat ihn mit weißem Marmor bedeckt und einem Geländer umgeben. Auch brennen darüber immerwährend acht Lampen."

„Das heilige Grab befindet sich 30 Fuß von diesem Steine entfernt, gerade in der Mitte des großen Domes; von dem ich gesprochen habe; es ist eine Art von kleinem Kabinet mittelst des Meißels in natürlichen Felsen gehauen. Es ist inwendig viereckig, und nicht groß. Man hat beim Aushauen einen viereckigen festen Tisch von demselben Gestein gelassen, worauf der Leichnam Christi lag. Er ist auch mit Marmor bedeckt worden, und es wird jetzt die Messe darauf gelesen. Auch brennen beständig 44 Lampen. Das Aeußere des Grabes ist gleichfalls mit marmornen Tafeln und mehreren Säulen verziert, nebst einem Dome darüber."

„Beim Eingange ins Grab findet sich ein Stein aus demselben Felsen gehauen, der dem, womit der Eingang verschlossen wurde, zum Anlehnen diente. Hier saß der Engel, der mit Maria sprach. Die ersten Christen ließen darüber eine Kapelle bauen, welche die Kapelle der Engel heißt."

„Zwölf Schritte vom Grabe liegt ein großer Stein, der den Ort bezeichnet, wo unser Herr sich in Gärtnersgestalt der Maria Magdalena zeigte."

„Weiter nach vorn ist die Kapelle der Erscheinung, wo der Heiland zum ersten Male nach seiner Auferstehung der Jungfrau erschienen seyn soll."

„Geht man ferner in der Kirche herum, so findet man eine

kleine gewölbte Kapelle, welche ehedem das Gefängniß Christi hieß, weil er an diesem Orte aufbewahrt wurde, als man das Loch zur Aufrichtung des Kreuzes machte. Diese Kapelle steht dem Calvariberge entgegen."

„Dicht dabei ist wieder eine Kapelle an der Stelle, wo unser Herr von den Soldaten entkleidet wurde, ehe man ihn ans Kreuz heftete, und wo seine Kleider getheilt wurden."

„Wenn man aus dieser Kapelle tritt, so findet man links eine große Treppe, die durch die Kirchenmauer geht, und in eine Art von Keller führt. Man steigt hier 30 Stufen hinab in eine Kapelle, die man gemeiniglich die Kapelle der heiligen Helena nennt, weil sie hier so lange betete, bis man das heilige Kreuz gefunden hatte, das sie suchen ließ. Von hier steigt man noch 12 Stufen tiefer bis zu dem Orte, wo dieses Kreuz nebst den Nägeln gefunden wurde, so wie auch die Dornenkrone und der Speer, welche an dieser Stelle länger als 300 Jahre versteckt gelegen hatten."

„Oben an dieser Treppe gegen den Calvariberg zu ist eine Kapelle, auf deren Altar eine Säule von grauem Marmor mit schwarzen Flecken steht. Sie heißt die Säule: Impropere, weil hier sich der Heiland hat setzen müssen, um die Dornenkrone zu empfangen."

„Zehn Schritte ungefähr von dieser Kapelle befindet sich eine kleine schmale Treppe, deren Stufen anfangs von Holz, zuletzt aber von Stein sind. Es sind ihrer 20, und diese führen zum Calvariberg. Er ist eine Art von hoher Kapelle, äußerlich mit Marmor bekleidet und durch eine Arkade getheilt. Der Theil gegen Norden ist die Stelle, wo unser Herr ans Kreuz geschlagen wurde. Es brennen hier stets 32 Lampen, welche die Einwohner unterhalten, die hier täglich Messe halten."

„Auf der südlichen Seite wurde das Kreuz errichtet. Man sieht noch das Loch im Felsen. Es brennen hier immerwährend

50 Lampen. Unter dieser Kapelle befinden sich die Gräber Gottfrieds von Bouillon und seines Bruders Balduin."

„Der Calvariberg ist die letzte Station dieser Kirche, denn 20 Schritte davon findet man eben den Stein der Salbung, der gerade am Eingang der Kirche liegt."

„So weit Deshayns. Die eigentliche Kirche des heiligen Grabes ist im Thale des Calvariberges erbaut, und auf dem Boden, wo, wie bekannt, Jesus begraben wurde. Diese Kirche bildet ein Kreuz, die Kapelle selbst des heiligen Grabes macht nur das Schiff derselben aus, sie ist zirkelrund wie das Pantheon in Rom, und erhält das Licht durch einen Dom, worunter sich das heilige Grab befindet. 16 Säulen zieren die Umgebung dieser Rotunde; sie stützen durch 17 Arkaden eine obere Gallerie, welche gleichfalls aus 16 Säulen und 17 Arkaden besteht, die jedoch kleiner sind, als die, welche sie tragen. Nischen, welche den Arkaden entsprechen, erheben sich über den Fries der letzten Gallerie und der Dom fängt auf dem Bogen dieser Nischen an. Diese waren ehemals geziert mit Mosaiken, welche die 12 Apostel, die heilige Helena, den Kaiser Constantin und drei andere unbekannte Bilder darstellten."

„Die Bauart der Kirche, welche eigentlich am Fuße des Calvariberges steht, ist offenbar aus Constantins Zeitalter; überall findet man die corinthische Ordnung. Die Pfeiler sind schwerfällig oder sehr dünn, und ihr Durchmesser steht fast immer in keinem gehörigen Verhältnisse zur Höhe."

„Die Kirche hat kein Peristyl; man geht durch zwei Seitenthüren hinein, von denen nur die eine offen ist. Auch scheint sie gar keine äußere Verzierungen gehabt zu haben. Sie ist überdies durch elende Hütten und griechische Klöster verdeckt, welche an die Mauern angebaut sind."

„Das kleine marmorne Denkmal, welches das heilige Grab bedeckt, hat die Gestalt eines Katafalks. Das Innere desselben

stellt ein Grab von einfachem weißem Marmor dar, welches auf der einen Seite an die Kirchenmauer sich lehnt, und den katholischen Geistlichen zum Altar dient, dieses ist das Grab Jesu Christi."

„Der Ursprung der Kirche des heiligen Grabes verliert sich im hohen Alterthum. Der Verfasser des Epitome bellorum sacrorum behauptet, daß 46 Jahre nach der Zerstörung Jerusalems durch Vespasian und Titus die Christen von Hadrian die Erlaubniß erhielten, auf dem Grabe ihres Gottes einen Tempel zu bauen, oder vielmehr wieder aufzubauen, und in dessen Umfang die übrigen von den Christen verehrten Orte mit einzuschließen. Er setzt hinzu, dieser Tempel sey von der Helena, der Mutter Constantins, vergrößert und reparirt worden. Quaresimus bestreitet diese Meinung, „weil," wie er sagt, „die Gläubigen bis auf Constantins Regierung nicht die Erlaubniß hatten, ähnliche Tempel zu erbauen." Der gelehrte Geistliche vergißt, daß vor der Verfolgung unter Diocletian die Christen schon zahlreiche Kirchen besaßen, und öffentlich ihre Mysterien feierten. Laktanz und Eusebius rühmen um diese Zeit den Reichthum und das Glück der Gläubigen."

„Auf alle Fälle steigt die Gründung dieser Kirche wenigstens bis zu Constantins Regierung hinauf. Man hat noch einen Brief dieses Fürsten, worin er dem Marcarius, Bischof von Jerusalem, befiehlt, eine Kirche an dem Orte zu bauen, wo das große Geheimniß des Heils in Erfüllung ging."

„Diese Kirche wurde von Cosroes II., dem Könige der Perser, ungefähr 300 Jahre nach ihrer Erbauung durch Constantin verheert. Heraclius eroberte das wahre Kreuz wieder, und Modestus, Erzbischof von Jerusalem, stellte die Kirche des heiligen Grabes wieder her. Einige Zeit nachher bemächtigte sich der Chalif Omar Jerusalems, allein er ließ den Christen die freie Ausübung ihrer Religion. Gegen das Jahr 1009 verheerte Hequem oder Hakem, der in Egypten herrschte, das Grab Jesu Christi. Einige

behaupten zwar, die Mutter dieses Fürsten, welche eine Christin war, habe die Mauern der zerstörten Kirche wieder aufbauen lassen; Andere sagen, der Sohn des Chalifen habe den Gläubigen erlaubt, die heiligen Orte mit einem neuen Denkmale zu bedecken. Wahrscheinlich ist es, daß die von Constantin gestiftete Kirche immer so bestanden hat, wie sie gegenwärtig ist, wenigstens in Ansehung der Mauern des Gebäudes. Die bloße Ansicht der Architektur desselben würde hinreichend seyn, die Wahrheit meiner Behauptung zu erweisen."

„Die Kreuzfahrer bemächtigten sich Jerusalems den 15. Juli 1099 und entrissen den Ungläubigen das Grab des Heilandes. Es blieb 88 Jahre in der Gewalt der Nachfolger von Gottfried von Bouillon. Als Jerusalem wieder unter das muselmännische Joch fiel, lösten die Syrier die Kirche des heiligen Grabes mit Gold aus; und Mönche vertheidigten nun durch ihre Gebete diejenigen Orte, welche die Waffen der Fürsten nicht hatten behaupten können. So hat durch 1000 Revolutionen der Glaube der ersten Christen uns einen Tempel erhalten, der nur in unsern Zeiten erst ganz verfallen konnte."

„Die christlichen Leser werden mich vielleicht fragen, mit welchen Gefühlen ich diesen ehrwürdigen Ort betrat. Genau kann ich dies nicht sagen. Es drangen so viele Gedanken auf meinen Geist ein, daß ich keinen besonders festhalten konnte. Ich blieb fast eine halbe Stunde in der kleinen Kammer des heiligen Grabes auf den Knieen liegen, die Blicke unverwandt auf den Stein geheftet. Einer der mich führenden Mönche blieb neben mir, die Stirn auf den Marmor gedrückt, liegen, der andere las mir beim Scheine der Lampe aus dem Evangelium die auf das heilige Grab sich beziehenden Stellen vor. Alles, was ich sagen kann, ist, daß ich beim Anblick dieses siegenden Grabes bloß meine Schwachheit empfand; und als mein Führer mit dem heiligen Paulus ausrief:

Ubi est, mors, victoria tua? Ubi est, mors, stimulus tuus? horchte ich auf, gleich als hätte der Tod antworten sollen, er liege gefesselt und besiegt in diesem Grabe."

„Wir durchstrichen die Stationen bis zum Gipfel des Calvariberges. Wo findet sich im Alterthume etwas so Rührendes, als die letzten Scenen des Evangeliums? Ich hatte Griechenlands Denkmäler gesehen, und war noch erfüllt von dem Eindrucke ihrer Größe, allein sie hatten mir lange das nicht eingeflößt, was ich beim Anblick der heiligen Orte fühlte."

„Die aus mehreren Kirchen bestehende, auf einem ungleichen Boden erbaute, durch eine Menge von Lampen erleuchtete Kirche des heiligen Grabes hat etwas besonders Geheimnißvolles; es herrscht darin eine der Andacht und Sammlung des Gemüthes besonders günstige Dunkelheit. Christliche Priester von verschiedenen Secten bewohnen die verschiedenen Theile des Gebäudes. Von der Höhe der Arkaden herab, wo sie sich gleich den Tauben eingenistet haben, aus der Tiefe der Kapellen und unterirdischen Hallen erschallen ihre Gesänge zu allen Stunden des Tages und der Nacht; die Orgel des lateinischen Geistlichen, die Cymbeln des abyssinischen Priesters, die Stimme des griechischen Caloyers, das Gebet des armenischen Einsiedlers, die Klagen des coptischen Mönchs berühren wechselweise, oft auf ein Mal das Ohr; man weiß nicht, woher alle diese Töne kommen, man athmet den Geruch des Weihrauchs, ohne die Hand zu bemerken, die ihn anzündet; man erblickt bloß hinter den Säulen im Schatten des Tempels den Oberpriester, der die erhabensten Mysterien an denselben Orten zu feiern kömmt, wo sie sich ereignet haben."

„Ich konnte diese Stelle nicht verlassen, ohne mich bei den Denkmälern Gottfrieds und Balduins zu verweilen. Ich begrüßte mit Ehrfurcht die Asche der ritterlichen Könige, welche neben dem Grabe zu ruhen verdienen, das sie befreit haben."

„Um 11 Uhr kehrte ich ins Kloster zurück, und verließ es abermals um Mittag, um die via dolorosa zu verfolgen. So nennt man nämlich den Weg, auf dem der Heiland der Welt ging, als er sich aus dem Hause des Pilatus nach dem Calvariberge begab."

„Das Haus des Pilatus *) ist eine Ruine, von der man den weiten Umfang des salomonischen Tempels und die auf dieser Stelle erbaute Moschee übersieht."

„Als Jesus Christus mit Ruthen gestäupt, mit Dornen gekrönt, und mit einem Purpurgewande bekleidet den Juden vom Pilatus vorgestellt wurde, rief der Richter: Ecce homo! und man erblickt noch das Fenster, aus dem diese merkwürdigen Worte gesprochen wurden."

„Nach der lateinischen Tradition zu Jerusalem wurde die Krone Jesu Christi von dem Dornenstrauche lycium spinosum genommen. Allein der gelehrte Botaniker Hasselquist glaubt, man habe den Nabka der Araber dazu genommen. Die Ursache, die er davon angibt, verdient bemerkt zu werden."

„Man konnte, sagt er, kein passenderes Gewächs dazu wählen, denn es hat Stacheln, die Zweige sind sehr biegsam, und die Blätter dunkelgrün, wie die des Epheu. Vielleicht wollten auch Christi Feinde noch einen Schimpf mit den Schmerzen verbinden, denn das Gewächs hatte Aehnlichkeit mit dem, womit man die Kaiser und Feldherren zu bekrönen pflegte! Eine andere Tradition bewahrt auch in Jerusalem das Urtheil auf, welches Pilatus gegen den Heiland der Welt aussprach:"

„Jesum Nazarenam, subversorem gentis, contemtorem Caesaris, et falsum Messiam, ut majorum suae gentis testimonio probatum est, ducite ad communis supplicii locum,

---

*) Ehedem bewohnte der Gouverneur von Jerusalem dieses Haus.

et eum ludibriis regiae majestatis in medio duorum latronum cruci affigite: I, lictor, expedi cruces!“

„Zwanzig Schritte von dem Bogen des Ecce homo zeigte man mir links die Trümmer einer ehedem à Notre-Dame-des douleurs geweihten Kirche. An diesem Orte traf die anfangs von der Wache fortgetriebene Maria ihren Sohn unter der Last des Kreuzes. Dieses Faktum wird zwar nicht von den Evangelisten angeführt, allein man glaubt es allgemein auf die Autorität des heiligen Bonifacius und heiligen Anselmus. Der Glaube widerstrebte diesen Traditionen nicht; sie beweisen, wie tief die erhabene und wunderbare Leidensgeschichte sich dem Gedächtnisse der Menschen eingegraben hat. Achtzehn Jahrhunderte, Verfolgungen ohne Zahl, immerwährende Revolution haben die Spuren einer Mutter nicht vertilgen können, welche ihren Sohn beweinte.“

„Funfzig Schritte weiter fanden wir den Ort, wo Simon von Cyrene Jesu das Kreuz tragen half.“

„Hier macht der Weg, der nach Westen und Osten ging, einen Winkel und wendet sich nach Norden; ich sah zur Rechten den Ort, wo der arme Lazarus lag, und demselben gegenüber auf der andern Seite der Straße das Haus des schlechten Reichen. Mehrere Kirchenväter haben die Geschichte von Lazarus und dem reichen Manne für eine wirkliche Thatsache gehalten, und die Juden haben sogar den Namen des Reichen aufbehalten, den sie Nabal nennen.“

„Am Eingange der Straße, welche auf den Calvariberg führt, begegnete Christus den heiligen Weibern, die um ihn weinten.“

„Zehn Schritte davon zeigt man die Stelle des Hauses der Veronica, und den Ort, wo diese fromme Frau dem Heilande das Gesicht abtrocknete. Der erste Name dieses Weibes war Berenice; er wurde erst in der Folge in Vera-icon, das wahre Bild, verwandelt.“

„Hundert Schritte davon findet man das Gerichtsthor, wodurch die auf Golgatha hinzurichtenden Verbrecher geführt wurden. Golgatha ist heut zu Tage mit in der Stadt eingeschlossen."

„Von diesem Thore bis zu Golgatha zählt man ungefähr 200 Schritte. Hier endigt sich die Schmerzensstraße, welche im Ganzen an 1000 Schritte lang seyn mag. Der Calvariberg ist jetzt mit in der Kirche des heiligen Grabes eingeschlossen."

„Nun noch ein Wort von den übrigen der Andacht heiligen Orten innerhalb des Umkreises der Stadt. Ich werde sie bloß nennen in der Ordnung, wie ich sie während meines Aufenthaltes in Jerusalem besucht habe."

„1) Das Haus des Hohenpriesters, bei dem Thore Davids, am Fuße des Berges Sion, innerhalb der Stadtmauer. Die Armenier besitzen die auf den Ruinen dieses Hauses erbaute Kirche."

„2) Der Ort, wo der Heiland der Maria Magdalena, der Maria, der Mutter Jakobs und der Maria Salome erschien, zwischen dem Schlosse und dem Thore des Berges Zion."

„3) Das Haus Simons, des Pharisäers. Hier bekannte Magdalena ihre Verirrungen. Es ist eine ganz zerstörte Kirche, im östlichen Theile der Stadt."

„4) Das Kloster der heiligen Anna, der Mutter der heiligen Jungfrau, und die Grotte der unbefleckten Empfängniß unter der Kirche des Klosters. Dieses Kloster ist in eine Moschee verwandelt worden. Unter den christlichen Königen wurde es von Mönchen bewohnt. Es ist nicht weit von Simons Hause."

„5) Das Gefängniß des heiligen Petrus, beim Calvariberg. Es sind blos alte Mauern, woran sich noch eiserne Krampen befinden."

„6) Das Haus des Zebedäus, ganz dicht bei Petri Gefängniß; eine große Kirche, welche dem griechischen Patriarchen zugehört."

„7) Das Haus der Maria, der Mutter des Johann Markus,

wohin sich der heilige Petrus flüchtete, als er von dem Engel befreit worden war. Es ist eine von den Syriern verlassene Kirche."

„8) Der Ort der Marter des heiligen Jakobs des ältern. Es ist ein armseliges Kloster. Die Kirche desselben ist äußerst reich und geschmackvoll. Ich werde bald des armenischen Patriarchen gedenken."

„Nun zu den äußern Umgebungen der heiligen Stadt. Zwei Stunden hatte ich zugebracht, um zu Fuß die via dolorosa zurückzulegen. Den 7. October hatte ich meine Musterung der heiligen Orte vollendet. Ich stieg mit Ali-Aga, dem Dolmetscher Michel und meinen Bedienten zu Pferde. Wir zogen zum Thore von Jaffa hinaus, um Jerusalem ganz zu umwandern."

„Wir waren sämmtlich bewaffnet, und wandten uns links vom Stadthore aus, nach Süden zu. Wir kamen zuerst an Bethsaba's Fischteich, einem breiten und tiefen, aber wasserlosen Graben. Hierauf bestiegen wir den Berg Sion, wovon sich jetzt ein Theil außer dem Umkreise von Jerusalem befindet."

„Der Name Sion (oder Zion) erweckt gewiß in jedem Leser große Erinnerungen. Es ist ein kleiner Berg von gelblichem und unfruchtbarem Ansehen, in Form eines Halbmondes auf der Seite nach Jerusalem zu offen; fast von der Höhe des Montmartre bei Paris, nur runder am Gipfel. Dieser heilige Gipfel ist durch drei Denkmäler, oder vielmehr Ruinen bezeichnet: das Haus des Caiphas, das heilige Cönakel, und das Grab oder der Pallast Davids. Von der Höhe dieses Berges erblickt man im Süden das Thal Ben-Hinnon, jenseit desselben das Blutfeld, welches von den 30 Silberlingen des Judas gekauft wurde, den Berg des bösen Raths, die Gräber der Richter, und die ganze Wüste gegen Hebron und Bethlehem. Im Norden kann man wegen der Mauer Jerusalems, die über den Gipfel des Sion hinläuft, die Stadt selbst nicht



ZION BEI JERUSALEM.

sehen; diese zieht sich immer mehr abwärts nach dem Thale Josaphat zu."

„Das Haus des Caiphas ist jetzt eine von den Armeniern verlassene Kirche, das Grab Davids ein kleiner gewölbter Saal, wo man drei Grabmäler von schwärzlichem Stein findet; das heilige Cönakel ist eine türkische Moschee nebst Hospital; ehedem war es ein Kloster der Väter des heiligen Landes. Dieses letztere Heiligthum ist gleichfalls im alten und neuen Testamente berühmt. David baute hier seinen Pallast und sein Grab; er verwahrte hier, drei Monate lang die Bundeslade; Jesus hielt hier seine letzten Ostern und setzte das Abendmahl ein; er erschien hier seinen Jüngern an dem Tage seiner Auferstehung; der heilige Geist ließ sich hier auf die Apostel herab. Das heilige Cönakel wurde der erste christliche Tempel, den die Welt gesehen hat; St. Jakob der jüngere wurde hier zum ersten Bischof von Jerusalem geweiht, und der heilige Petrus hielt daselbst das erste kirchliche Concilium; endlich war dies auch der Ort, von wo die Apostel arm und nackend ausgingen, um alle Throne der Erde zu besteigen. Docete omnes gentes!"

„Der Geschichtschreiber Josephus hat uns eine glänzende Schilderung von Davids Pallaste und Grabe hinterlassen. Benjamin von Tudele theilt in Ansehung dieses Grabes eine seltsame Geschichte mit:"

„Jerusalems Umfang ist ganz und gar mit hohen Gebirgen umgeben; allein auf dem Berge Sion müssen die Gräber von der Familie Davids seyn, von denen man die Stelle nicht weiß. Vor ungefähr 15 Jahren stürzte eine der Mauern des Tempels ein, der sich, wie ich bemerkt, auf dem Berge Sion befindet. Der Patriarch befahl daher einem Priester, ihn mit den Steinen auszubessern, welche sich im Grunde der Mauern der alten Zion finden würden. Zu dem Ende schloß derselbe mit ungefähr 20 Bauleu-

ten einen Contrakt, und unter diesen befanden sich auch zwei Männer, welche sehr vertraute Freunde waren. Der eine führte eines Tages den andern in sein Haus, um ihm ein Frühstück zu geben. Als sie zur Arbeit kamen, fragte sie der Aufseher: warum so spät? Sie erwiederten: sie würden diese Stunde Arbeit durch eine andere ersetzen. Indeß also die übrigen Arbeiter zum Mittagsessen gingen, und diese versprochenermaßen fortarbeiteten, höben sie den Stein weg, der die Oeffnung einer Höhle verschloß, und es sagte einer zum andern: Laß sehen, ob nicht hier unten ein Schatz verborgen ist! Sie gingen hinein und kamen bis zu einem Pallaste, der auf marmornen Säulen ruhte, und mit goldenen und silbernen Blättern bedeckt war. Gegenüber befand sich ein Tisch mit einem Scepter und einer Krone. Hier war das Grab Davids, des Königs von Israel; das von Salomo, mit gleichen Verzierungen, war links, deßgleichen auch mehrerer anderer Könige von Juda aus Davids Familie, welche hier beerdigt worden waren. Man fand auch verschlossene Coffer; allein man weiß noch nicht, was sie enthielten. Als sich die beiden Arbeiter in den Pallast begeben wollten, erhob sich ein Wirbelwind, der, aus der Oeffnung der Höhle kommend, sie zu Boden warf, wo sie todt bis auf den Abend liegen blieben. Ein anderer Windstoß weckte sie wieder auf, und sie vernahmen wie die Stimme eines Menschen, der zu ihnen sagte: Steht auf und verlaßt diesen Ort! Der Schrecken, von dem sie ergriffen wurden, machte, daß sie sich eiligst entfernten, und sie meldeten Alles dem Patriarchen, der es sie in Gegenwart Abrahams von Constantinopel des Pharisäers, mit dem Zunamen der Fromme, der damals zu Jerusalem sich aufhielt, wiederholen ließ. Er hatte ihn holen lassen, um seine Meinung darüber zu vernehmen, worauf er erwiederte: es sey dieses der Ort des Grabes für das Haus Davids, bestimmt für die Könige von Juda. Den andern Tag fand man jene beiden Menschen in ihren

Betten liegend und sehr krank aus Furcht und Schrecken. Sie wollten um keinen Preis wieder an denselben Ort zurückkehren, überzeugt, daß kein Sterblicher an einen Ort kommen dürfe, dessen Zugang Gott verschlossen habe. Daher ward er auf Befehl des Patriarchen verschlossen, und ist nicht eher als bis jetzt eröffnet worden *)."

„Als wir von dem Berge Sion auf der Ostseite heruntestiegen, kamen wir in das Thal, zur Quelle und zum Fischteiche von Siloa, wo Jesus Christus dem Blinden das Gesicht wieder gab. Die Quelle springt aus einem Felsen, sie rinnt schweigend fort, cum silentio, wie Jeremias sagt, und hat eine Art von Ebbe und Fluth, gleich der Quelle von Vauclüse. Milton ruft diese Quelle im Anfange seines Gedicht statt der castalischen an:

Or is Sion hill
Delight thee more, and Siloa's, brook that flow'd
Fast by the oracle of God."

„Einige erzählen, diese Quelle sey plötzlich aus der Erde hervorgebrochen, um Esaias den Durst zu löschen, als dieser Prophet auf Befehl des Mannasses mit einer hölzernen Säge zerschnitten wurde; Andere behaupten, sie sey unter der Regierung des Ezechias entsprungen."

„Nach Joseph entsprang diese Wunderquelle für die Armee des Titus, und verweigerte ihr Wasser den schuldigen Juden. Der Teich, oder vielmehr die zwei Teiche desselben Namens befinden sich bei der Quelle. Man wäscht heut zu Tage darin, wie ehedem, und wir fanden Weiber hier, welche uns Beleidigungen zuriefen, indem sie entflohen. Das Wasser der Quelle ist säuerlich und

---

*) Diese Geschichte scheint, nur erneuert, die nämliche zu seyn, welche Joseph über dasselbe Grab erzählt. Herodes der Große wollte nämlich den Sarg Davids öffnen lassen, da brach eine Flamme hervor, welche ihn an der Ausführung seines Planes hinderte.

von unangenehmem Geschmacke; man wäscht sich damit die Augen zum Andenken des Wunders mit dem Blindgebornen."

„Dicht darneben zeigt man den Ort, wo der Prophet Esaias die Marter duldete, deren ich erwähnt habe. Man findet hier auch ein Dorf, Siloa mit Namen; am Fuße desselben ist eine andere Quelle, welche die Schrift Rogel nennt. Im Angesichte derselben, am Fuße des Berges Sion, findet sich eine dritte Quelle, die den Namen der Maria führt. Man glaubt, daß die heilige Jungfrau hier Wasser geholt habe, wie Labans Töchter an dem Brunnen, von dem Jakob den Stein hinwegnahm."

„Hier ist man, wie der heil. Hieronymus bemerkt, an dem Fuße des Berges Maria, unter den Mauern des Tempels, fast im Angesichte des sterquilinarischen Thores. Wir gingen bis zum östlichen Winkel der Stadtmauer, und kamen ins Thal Josaphat. Es läuft von Norden nach Süden zwischen dem Oelberge und dem Berge Moria hin. Der Bach Kedron fließt in der Mitte. Dieser Bach ist den größten Theil des Jahres hindurch trocken. Bei Gewittern oder in regnerichten Frühlingen ist sein Wasser röthlich."

„Das Thal Josaphat heißt in der Schrift auch das Thal Sava, das Thal des Königs, das Thal Melchisedechs. In dem Thale Melchisedech suchte der König von Sodom Abraham auf, um ihm zu dem Siege über fünf Könige Glück zu wünschen. Moloch und Beelphegor wurden in diesem nämlichen Thal verehrt. Es erhielt erst später den Namen Josaphat, weil der König dieses Namens sich hier sein Grab erbauen ließ. Das Thal Josaphat scheint immer der Gottesacker für Jerusalem gewesen zu seyn; man findet daselbst Denkmäler aus den ältesten und neuesten Zeiten; die Juden kommen aus allen Welttheilen hierher, um zu sterben, und ein Fremder verkauft ihnen um Gold ein wenig Erde, um ihre Körper in den Fluren ihrer Ahnherren zu bedecken. Die Cedern, womit Salomo dieses Thal bepflanzte, der Schatten des Tempels,

wovon es bedeckt ward, der Bach, der es durchfloß *), die Trauerlieder, welche David hier verfertigte, die Klagelieder, welche Jeremias hier erschallen ließ, eigneten es ganz zur Traurigkeit und zum Frieden der Gräber; Jesus weihte dieses Thal von neuem dem Schmerze, weil er hier sein Leiden anfing."

„Der Anblick des Thales Josaphat ist höchst traurig; die westliche Seite ist eine hohe Kreidewand, auf der die gothischen Stadtmauern ruhen, hinter denen man Jerusalem erblickt; die östliche Seite wird von dem Oelberge und dem Berge des Aergernisses, mons offensionis, gebildet, also benannt von Salomos Abgötterei. Diese beiden Berge, welche sich berühren, sind fast ganz kahl und von dunkelrother Farbe; auf ihren öden Seiten bemerkt man hier und da einige schwarze und verbrannte Weinanlagen, einige Gruppen wilder Oelbäume, einige Aecker mit Ysop bedeckt, Kapellen, Oratorien und Moscheen in Trümmern. In der Tiefe des Thales sieht man eine Brücke von einem Bogen über das Bette des Flusses Kedron. Die Steine des Gottesackers der Juden erscheinen wie ein Haufen von Ruinen, am Fuße des Berges des Aergernisses, unter dem arabischen Dorfe Siloa; man vermag kaum die Hütten dieses Dorfes von den Gräbern zu unterscheiden, welche dasselbe umgeben. Drei alte Denkmäler, die Gräber des Zacharias, Josaphats und Absalons, zeichnen sich aus in diesem Gefilde der Zerstörung."

„Am Ufer und fast beim Ursprung des Baches Kedron traten wir in den Garten der Oelbäume. Er gehört den lateinischen Vätern, welche ihn mit ihrem eigenen Gelde erkauft haben; man erblickt hier acht dicke, sehr alte Oelbäume. Der Oelbaum ist so zu sagen unsterblich, weil er aus seinem Stocke wieder hervor-

*) Kedron ist ein hebräisches Wort, welches Traurigkeit, Schwärze u. s. w. bedeutet.

wächst; man bewahrte in der Citadelle von Athen einen Oelbaum, dessen Ursprung bis zur Gründung der Stadt hinaufstieg. Die Oelbäume in dem Garten dieses Namens zu Jerusalem sind wenigstens aus den letzten Zeiten des Reichs. Hier folgt der Beweis dafür: In der Türkei bezahlte jeder von den Muselmännern zur Zeit, als sie Asien überschwemmten, aufrechtstehend gefundene Oelbaum dem Fiskus einen Medin, indeß der seit der Eroberung gepflanzte Oelbaum dem Großherrn die Hälfte seiner Früchte abgeben muß; nun sind aber den acht erwähnten Oelbäumen nicht mehr als acht Medinen auferlegt."

„Wir stiegen am Eingange des Gartens ab, um die Stationen desselben zu Fuße zu besuchen. Das Dorf Gethsemane lag in einiger Entfernung von dem Garten der Oelbäume. Man verwechselt es immer heut zu Tage mit diesem Garten, wie Tevenot und Roger bemerken."

„Wir traten zuerst in das Grab der heiligen Jungfrau. Dies ist eine unterirdische Kirche, in welche man auf 50 ziemlich schönen Stufen hinabsteigt; sie ist unter alle christliche Sekten getheilt, selbst die Türken haben ein Oratorium an diesem Orte, die Katholiken besitzen das Grab der Maria. Obgleich die Jungfrau nicht zu Jerusalem gestorben ist, so wurde sie doch, der Meinung mehrerer Kirchenväter zu Folge, zu Gethsemane von den Aposteln begraben. Euthemius erzählt die Geschichte dieser wunderbaren Beerdigung. Als der heilige Thomas den Sarg öffnen ließ, fand man blos ein einfaches jungfräuliches Gewand dieser Königin des Ruhmes, welche die Engel selbst in den Himmel getragen hatten."

„Gräber des heiligen Joseph, des heiligen Joachim und der heiligen Anna befinden sich gleichfalls in dieser unterirdischen Kirche."

„Nun besuchten wir im Garten der Oelbäume die Grotte, wo der Erlöser blutigen Schweiß vergossen, indem er die Worte aussprach: Vater, ist's möglich, so laß diesen Kelch vorübergehen!



„Diese Grotte ist unregelmäßig; man hat Altäre in derselben angebracht. Einige Schritte außerhalb sieht man die Stelle, wo Judas seinen Meister durch einen Kuß verrieth.“

„Indeß wir, die Grotte des bittern Kelches verlassend, einen krummen mit Kieseln bestreuten Pfad hinaufstiegen, hielt uns der Dragoman bei einem Felsen an, wo Jesus die schuldige Stadt betrachtet und ihre nahe Zerstörung beweint haben soll. Baronius bemerkt, Titus habe seine Zelte an derselben Stelle aufgeschlagen.“

„Von dem Felsen der Prophezeihung stiegen wir in Grotten, welche sich rechts am Wege befinden. Man nennt sie die Gräber der Propheten; sie haben nichts Merkwürdiges, und man weiß nicht bestimmt, welche Propheten hier begraben seyn sollen.“

„Ein wenig oberhalb dieser Grotten fanden wir eine Art Cisterne, die aus 12 Bogen bestand. Hier verfaßten die Apostel das erste Symbolum unseres Glaubens. Man steigt noch höher, und findet die Ruinen oder vielmehr die öde Stelle einer Kapelle. Eine ziemlich allgemeine Sage behauptet, Jesus Christus habe an diesem Orte das Vater Unser gebetet. So wurde fast an derselben Stelle das Glaubensbekenntniß und das Gebet aller Menschen verfertigt.“

„Dreißig Schritte von da, mehr gegen Norden, ist ein Oelbaum, an dessen Fuße der Sohn des Weltrichters das Weltgericht voraussagte. Funfzig Schritte weiter auf dem Gebirge kommt man zu einer kleinen Moschee von achteckiger Gestalt, den Ueberresten einer Kirche, die man ehedem auf derselben Stelle erbaut hatte, wo Jesus Christus nach seiner Auferstehung gen Himmel fuhr. Man erkennt auf dem Felsen noch die Spur des linken Fußes eines Menschen; ehedem sah man auch die des rechten Fußes. Die meisten Pilger behaupten, die Türken hätten diese zweite Spur in die Moschee des Tempels gebracht; allein der Pater Roger behauptet bestimmt das Gegentheil. Ich schweige aus Achtung,

ohne jedoch überzeugt zu seyn. Der heilige Augustin, der heilige Hieronymus, Sulpicius Severus, der ehrwürdige Beda, die Tradition, alle neuere und ältere Reisende versichern, daß jene Spur ein Fußtapfen Jesu Christi sey. Untersucht man diesen Fußtapfen, so muß man daraus schließen, daß der Heiland im Momente der Auffahrt das Gesicht gegen Norden kehrte, gleichsam um den mit Irrthum befleckten Süden nicht anzuerkennen, um die Barbaren zum rechten Glauben zu rufen, welche die Tempel der falschen Götter umstürzen, neue Nationen erzeugen und das Panier des Kreuzes auf Jerusalems Mauern aufpflanzen sollten."

„Die heilige Helena hatte da, wo man jetzt die achteckige Moschee findet, eine Kirche bauen lassen. Der heilige Hieronymus erzählt, man habe das Gewölbe dieser Kirche nie an dem Orte schließen können, wo Jesus Christus seine Auffahrt durch die Luft hielt. Der ehrwürdige Beda versichert, daß man zu seiner Zeit den Abend vor Himmelfahrt den Oelberg immer mit Feuer bedeckt gesehen habe."

(Schluß folgt).

Das heutige Jerusalem.

(Schluß.)

„Wir begaben uns nun in die Citadelle. Früher hatte Niemand die Erlaubniß, dieselbe zu besuchen; heut zu Tage liegt sie in Trümmern, und man kommt für einige Piaster hinein. D'Anville beweis't, dieses Schloß, welches von den Christen der Thurm der Pisaner genannt wird, stehe auf den Trümmern des alten Schlosses von David, und zwar genau an der Stelle des Thurmes Psephina. Es hat nichts Merkwürdiges, es ist eine gothische Festung, dergleichen es überall gibt, mit innern Höfen, Gräben, bedeckten Wegen u. s. w. Man zeigte mir einen ganz öden Saal voll alter Helme; einige von denselben hatten die Gestalt einer egyptischen Mütze. Ich bemerkte auch noch eiserne Röhren von der Länge und Dicke eines Flintenlaufes, deren Bestimmung mir nicht bekannt ist. Ich wollte einige dieser Alterthümer kaufen; allein ich weiß nicht mehr, welcher Zufall meine Unterhandlung darüber vereitelte."

„Das Schloßgefängniß erblickt Jerusalem von Abend gegen Morgen, so wie der Oelberg dasselbe von Morgen gegen Abend sieht. Die Gegend um die Stadt selbst ist äußerst traurig. Ueberall nackte Berge, mit runden, aber in Ebenen sich verlierenden Gipfeln. Viele davon tragen in weiter Ferne Ruinen von verfallenen Thür-

men oder Moscheen. Durch die Oeffnungen, welche zwischen ihnen sich finden, blickt man hindurch auf ganz ähnliche Bergreihen."

„Von der Höhe des Thurmes Davids entdeckte dieser königliche Prophet die Bathseba, als sie sich in dem Garten des Urias badete; die Leidenschaft, welche er für dieses Weib faßte, veranlaßte ihn in der Folge zu den herrlichen Bußpsalmen."

„Man weiß nicht, warum das Schloß von Jerusalem den Namen des Schlosses der Pisaner führt. D'Anville, welcher mehrere Vermuthungen in dieser Hinsicht äußerte, hat folgende Stelle von Belon sich entschlüpfen lassen."

„Jeder, der in das Grab des Erlösers gehen will, muß neun Dukaten zahlen, und weder Arme, noch Reiche sind davon ausgenommen. Man sagt, die Pisaner haben diese Abgabe eingeführt, als sie Herren zu Jerusalem waren, und seitdem sey sie auch immer geblieben."

„Als ich diese Citadelle sah, wurde sie von einem Aga, einer Art von Halbneger, bewacht, welcher seine Weiber darin verschlossen hielt. Ich sah übrigens nicht eine Kanone darin, und ich weiß nicht, ob nicht der Ruck eines einzigen Felsstückes die ganzen alten Mauern zertrümmern dürfte."

„Wir verfolgten hierauf eine Straße, welche sich von Westen nach Osten zieht, und die man die Straße des Bazars zu nennen pflegt; es ist die Hauptstraße und das schönste Quartier von Jerusalem. Allein welche Verödung! welches Elend! Wir begegneten keinem Menschen, denn die meisten Einwohner hatten sich bei Ankunft des Pascha in das Gebirge zurückgezogen. Die Thüren einiger Kramladen waren offen, und man bemerkte darin kleine Zimmer von sieben bis acht Fuß im Viereck, wo der Herr, der auf dem Vorplatz war, ißt, schläft und auf einer einzigen Matte ruht, welche sein ganzes Hausgeräth ausmacht."

„Rechts vom Bazar, zwischen dem Tempel und dem Fuße des

Berges Zion, traten wir in das Quartier der Juden. Diese, durch ihr Elend geschützt, hatten dem Angriffe des Pascha Trotz geboten; sie saßen alle zerlumpt in Sions Staube, und suchten die Insekten, welche sie verzehrten, die Augen auf den Tempel geheftet. Der Dragoman brachte mich in eine Art von Schule; hier wollte ich den hebräischen Pentateuch kaufen, worin ein Rabbiner ein Kind lesen lehrte, allein der Rabbiner wollte ihn nicht verkaufen. Man hat bemerkt, daß die fremden Juden, welche sich zu Jerusalem niedergelassen, nicht lange leben. Die in Palästina überhaupt sind so arm, daß sie jährlich unter ihren Brüdern in Egypten und in der Barbarei Almosen einsammeln lassen."

„Der spanische Jude Benjamin de Tudele hatte im 13. Jahrhunderte die Erde durchstrichen, um den Zustand des hebräischen Volkes in der bekannten Welt genau zu bestimmen. Nach seiner Angabe beläuft sich die Zahl der Juden zu jener Zeit auf 768,865 in Afrika, Asien und Europa. Freilich spricht Benjamin von den Juden in Deutschland, ohne ihre Zahl anzugeben, und schweigt ganz von denen zu London und Paris. Wir setzen die Totalsumme auf eine Million Männer, und fügen dieser Million Männer eine Million Weiber und zwei Millionen Kinder hinzu, so haben wir vier Millionen für die jüdische Bevölkerung im 13. Jahrhunderte. Nach der wahrscheinlichsten Voraussetzung zählte das eigentliche Judäa, Galiläa, Palästina oder Idumäa zu Vespasians Zeiten ungefähr sechs bis sieben Millionen Einwohner; einige Schriftsteller geben eine größere Zahl an; bloß bei der Belagerung von Jerusalem durch den Titus blieben 1,100,000 Juden. Die jüdische Bevölkerung im 13. Jahrhunderte hätte also den sechsten Theil betragen von der, welche vor ihrer Zerstreuung vorhanden war."

„Aus dem Quartiere der Juden begaben wir uns in das Haus des Pilatus, um durch ein Fenster die Moschee des Tempels zu besichtigen. Es ist jedem Christen bei Todesstrafe verboten,

in den Vorhof zu treten, der diese Moschee umgibt; ich werde eine Beschreibung davon liefern, wenn ich von den Denkmälern Jerusalems rede. In einiger Entfernung von dem Richthause des Pilatus fanden wir den Prüfungsteich und den Pallast des Herodes. Der letztere ist eine bloße Ruine, deren Grundmauern dem Alterthume angehören."

„Ein altes christliches Hospital, welches heut zu Tage zur Erquickung der Türken bestimmt ist, zog unsere Aufmerksamkeit auf sich. Man zeigte uns hier einen ungeheuern Kessel, der Kessel der heil. Helena genannt. Jeder Muselmann, der ehedem in diesem Hospitale erschien, erhielt zwei kleine Brode und in Oel gekochtes Gemüse. Freitags wurde noch Reis mit Honig oder Rosinen hinzugefügt. Dies Alles findet nicht mehr statt."

„Wir durchstrichen die Stadt von neuem, und als wir wieder zum Thore von Sion gekommen waren, ließ mich Ali Aga mit sich auf die Mauern steigen. Der Dollmetscher wagte es nicht, uns zu folgen. Ich fand einige alte Kanonen, Vierundzwanzigpfünder, auf Lavetten ohne Räder, in einer gothischen Bastion aufgestellt. Eine Wache, welche ihre Pfeife in einem Winkel rauchte, wollte rufen; Ali drohte, sie in den Graben zu werfen, wenn sie nicht schweige. Sie schwieg und ich gab ihr einen Piaster."

„Die Mauern von Jerusalem, welche ich drei Mal zu Fuß umgangen bin, haben vier Seiten nach den vier Winden; sie bilden ein längliches Viereck, dessen große Seite von Osten nach Westen geht. D'Anville hat durch Messungen an Ort und Stelle bewiesen, daß das alte Jerusalem nicht viel größer war, als das neue; es nahm fast denselben Platz ein, außer daß es den Berg Zion mit einschloß, und den Calvariberg ausschloß."

„Die ringsherumlaufende Mauer, welche noch jetzt existirt, ist ein Werk Solimans, des Sohnes von Selim (1532), wie dies die türkischen Inschriften in der Mauer beweisen. Man behauptet,

Solimans Plan sey gewesen, den Berg Zion mit in Jerusalem einzuschließen, und er habe den Baumeister tödten lassen, weil er seine Befehle nicht vollzogen habe. Diese von viereckigen Thürmen flankirten Mauern können an der Platforme der Bastionen ungefähr 30 Fuß in der Breite haben, und 120 Fuß Höhe; sie haben keine andere Gräben, als die Thäler, welche die Stadt umgeben. Sechs zwölfpfündige Kanonen könnten, ohne daß man einen Laufgraben eröffnete, bloß von der Brustwehr abgeschossen, in einer Nacht eine gangbare Bresche darin eröffnen; allein es ist bekannt, daß sich die Türken hinter einer Mauer vermittelst der Epaulements recht gut zu vertheidigen wissen. Jerusalem wird von allen Seiten beherrscht, und um es gegen eine reguläre Armee haltbar zu machen, müßte man große Werke vorwärts gegen Westen und gegen Norden anlegen, und auf dem Oelberge eine Citadelle erbauen."

„In diesem Schutt- und Trümmerhaufen, den man eine Stadt nennt, hat es den Landesbewohnern gefallen, wüsten und öden Gängen den Namen der Straßen zu geben. Diese Abtheilungen sind seltsam genug und verdienen angeführt zu werden, zumal da noch kein Reisender davon gesprochen hat; zugleich nennen die Patres Roger und Nau einige Thore arabisch. Ich führe die letztern zuerst an:"

„**Bab-el-Kzalil**, das Thor der Vielgeliebten. Es liegt westlich, und man kommt durch dasselbe nach Bethlehem, Hebron und St. Jean der Wüste."

„**Bab-el-Nabi-Dahud**, Thor des Propheten David. Gegen Süden auf dem Gipfel des Berges Sion."

„**Bab-el-Maugrabé**, Thor der Maugrabins oder der Barbaresken. Es liegt zwischen Osten und Süden, am Thale Annon, fast an der Ecke des Tempels und im Angesichte des Dorfes Siloa. Es ist das sterquilinische Thor oder das der Unreinlichkeit,

wodurch die Juden Jesus zum Pilatus führten, nachdem sie ihn im Garten des Oelberges gefangen genommen hatten."

„Bab-el-Darahie, das goldene Thor. Gegen Morgen. Es führt auf den Vorhof des Tempels. Die Türken haben es vermauert, denn es ist eine Sage unter ihnen, daß die Christen einst durch dieses Thor die Stadt einnehmen werden. Man glaubt, Jesus Christus sey durch dieses Thor am Palmsonntage eingezogen.

„Bab-el-Side Mariam, das Thor der heiligen Jungfrau; östlich dem Oelberge gegenüber. Zur Zeit der Juden hieß es das Thor der Heerden."

„Bab-el-Zahara, Thor der Morgenröthe oder des Faßreifes, Cerchislino. Es ist gegen Mitternacht gerichtet, und führt zur Grotte der Klaglieder Jeremiä. Auf den besten Planen von Jerusalem heißt dieses Thor das Thor Ephraims, oder des Herodes; das sterquilinarische oder Mistthor und Ephraims Thor sind die beiden Pförtchen oder Nebenthore von Jerusalem."

„Bab-el-Hamond oder Bab-el-Cham, das Thor der Säule oder von Damas. Es geht nach Nordwesten, und führt zu den Gräbern der Könige, nach Naplusa oder Sichem, nach St. Jean d'Acre und Damas. Ehedem zogen die Pilger durch dieses Thor ein, jetzt kommen sie durch das von Jaffa oder Bethlehem; daher ist es denn auch gekommen, daß man den Namen des Thores von Damas auf das Thor von Jaffa oder der Pilger übertragen hat. Eine Bemerkung, die noch Niemand gemacht hat, und die ich hier aufzeichne, um eine Verwirrung der Orte zu erklären, welche zuweilen in den Berichten der Reisenden in Verlegenheit setzt."

„Nun zu den Straßen. Die drei Hauptstraßen heißen:"

„Harat-bab-el-Hamond, die Straße des Säulenthores; sie geht durch die Stadt von Norden nach Süden."

„Suck-el-Kebiz, Straße des großen Bazars, sie läuft von Osten nach Westen."

„**Harat-el-Allam**, die Schmerzensstraße, sie fängt an am Thore der Jungfrau, geht nach dem Richthause des Pilatus, und endigt sich am Calvariberge."

„Ueberdieß giebt es noch sieben andere kleine Straßen, worunter auch eine Straße der Maugrabins ist. Diese sind, wie bereits bemerkt worden, Abendländer oder Barbaresken. Man zählt unter ihnen auch Abkömmlinge der Mauren, welche von Ferdinand und der Isabella aus Spanien vertrieben wurden. Diese Verbannten wurden mit vieler Liebe in der heiligen Stadt aufgenommen; man ließ ihnen eine Moschee bauen, und man vertheilt unter sie noch jetzt Brod und Früchte und etwas Geld. Die Erben der stolzen Abencerragen, die geschmackvollen Baumeister der Alhambra sind zu Jerusalem Portiers geworden, welche wegen ihrer Klugheit beliebt sind, und Couriere, welche man ihrer Leichtigkeit halber schätzt. Was würden Saladin und Richard sagen, wenn sie, plötzlich auf die Erde zurückkehrend, die maurischen Ritter in Thürhüter am heil. Grabe verwandelt und die christlichen Ritter von Bettelmönchen repräsentirt erblickten?"

„Zur Zeit der Reise des Benjamin von Tudele, d. h. unter den fränkischen Königen zu Jerusalem, hatte die Stadt eine dreifache Mauerumgebung und vier Thore, welche Benjamin nennt: **porta somnus Abrahae, porta David, porta Sion, porta Jehosaphat.** Was die dreifache Mauer anbelangt, so stimmt sie nicht mit dem überein, was wir von Jerusalems Lokale zur Zeit der Eroberung der Stadt durch Saladin wissen."

„Wir kehrten gegen 9 Uhr ins Kloster zurück. Nach dem Frühstücke machte ich einen Besuch bei dem griechischen und bei dem armenischen Patriarchen, welche mich durch ihre Dollmetscher hatten begrüßen lassen."

„Das griechische Kloster stößt an die Kirche des heiligen Grabes. Von der Terrasse dieses Klosters erblickt man einen ziemlich

großen umschlossenen Raum, wo zwei bis drei Oelbäume, eine Palme und einige Cypressen wachsen. Ehedem stand das Haus der Ritter des heil. Johannes von Jerusalem an dieser öden Stelle. Der griechische Patriarch schien mir ein sehr guter Mann zu seyn. Er wurde in diesem Augenblicke eben so von dem Pascha gequält, als der Guardian des Heilandes. Wir sprachen von Griechenland. Ich fragte ihn, ob er nicht einige Manuscripte besitze? Man zeigte mir Rituale und Abhandlungen von Patern. Nachdem ich Kaffee getrunken und drei bis vier Rosenkränze bekommen hatte, begab ich mich zu dem armenischen Patriarchen."

„Dieser hieß Arsenios, und war aus der Stadt Cäsarea in Kappadocien gebürtig. Er war Metropolitan von Scythopoli, und Patriarchalprokurator von Jerusalem. Er schrieb mir selbst seinen Namen und seine Titel in syrischen Buchstaben auf ein Zettelchen, welches ich noch besitze. Ich bemerkte an ihm nicht die Niedergeschlagenheit, welche ich bei den unglücklichen Griechen, die überall Sklaven sind, bemerkt hatte. Das armenische Kloster ist angenehm, die Kirche reizend und von seltener Nettigkeit. Der Patriarch, der einem reichen Türken glich, war in seidene Gewänder gehüllt, und saß auf Kissen. Ich trank trefflichen Mokkakaffee. Man brachte mir Confitüren, frisches Wasser, weiße Servietten; man zündete Aloeholz an, und ich wurde von Rosenessenz dergestalt parfümirt, daß es mir beschwerlich fiel. Arsenios sprach mit Verachtung von den Türken. Er versicherte mir, daß ganz Asien die Ankunft der Franzosen erwarte, und daß, wenn nur ein Soldat meiner Nation in jenem Lande erschiene, ein allgemeiner Aufstand erfolgen würde. Es ist unglaublich, wie sehr die Gemüther im Orient aufgeregt sind."

„Die Völker des Orients sind viel vertrauter mit Invasionsideen, als wir. Sie haben alle die Menschen, welche die Gestalt der Erde verwandelt haben, unter sich gesehen: Sesostris,

Cyrus, Alexander, Mahomed und den letzten Eroberer von Europa. Gewohnt, dem Schicksale eines Herrn zu folgen, haben sie kein Gesetz, wodurch sie an Ideen der Ordnung und politischen Mäßigung geknüpft werden; tödten, wenn man der stärkere ist, scheint ihnen ein unbestreitbares Recht; mit gleicher Unempfindlichkeit üben sie es aus, und unterwerfen sich ihm. Sie gehören wesentlich dem Schwerte zu, sie lieben die Wunder, welche dasselbe erzeugt. Das Schwert ist für sie die Zauberruthe eines Genius, der die Reiche und Staaten erhebt und vernichtet. Freiheit kennen sie nicht, Eigenthum besitzen sie nicht. Die Gewalt ist ihr Gott. Wenn sie sich lange Zeit ohne jene Eroberer befinden, welche die hohe Gerechtigkeit des Himmels vollziehen, so sehen sie aus wie Soldaten ohne Anführer, wie Bürger ohne Gesetzgeber, und wie eine Familie ohne Vater."

„Meine beiden Besuche dauerten fast eine Stunde. Von hier begab ich mich in die Kirche des heiligen Grabes. Der Türke, welcher die Thüren öffnet, hatte schon Befehl erhalten, sich zu meinem Empfange bereit zu halten. Ich bezahlte abermals an Mahomed die Abgabe für die Verehrung Jesu Christi. Ich studirte zum zweiten Male und mit mehr Muße die Denkmäler dieser ehrwürdigen Kirche. Ich stieg hinauf in die Gallerie, wo ich den koptischen Mönch und den abyssinischen Bischof fand; sie sind sehr arm, und ihre Einfachheit erinnert an die schönen Zeiten des Evangeliums. Diese halbwilden Priester mit den durch die tropische Sonne verbrannten Gesichtern, anstatt jedes Zeichens ihrer Würde bloß mit einem Rocke von blauer Leinwand bekleidet, und ohne alle Schätze als das heilige Grab, machten einen tiefern Eindruck auf mich, als das Oberhaupt der griechischen Papa's und der armenische Patriarch."

„Um ein Uhr verließ ich das heilige Grab und wir kehrten ins Kloster zurück. Die Soldaten des Pascha hatten das ganze

Hospiz eingenommen, und lebten hier auf Discretion. Um zwei Uhr speis'te ich, und zog um drei Uhr mit einem kleinen Haufen wieder aus. Ich besuchte die Gräber der Könige; von da ging ich zu Fuß um die Stadt, und verweilte bei den Gräbern Absalons, Josaphats und des Zacharias in dem Thale Josaphat."

„Unter den Monumenten Jerusalems habe ich sechs Arten unterschieden:"

„1) Die rein hebräischen Denkmäler, 2) die griechischen und römischen Denkmäler aus der Heidenzeit, 3) die griechischen und römischen Denkmäler unter dem Christenthum, 4) die arabischen oder maurischen Denkmäler, 5) die gothischen Denkmäler unter den französischen Königen, 6) die türkischen Denkmäler."

„Von den ersten sieht man keine Spur zu Jerusalem, außer den Prüfungsteich; denn ich rechne die Gräber der Könige und die von Absalon, Josaphat und Zacharias zu den griechischen und römischen von den Juden ausgeführten Denkmälern."

„Es ist schwer, sich eine bestimmte und klare Idee von dem ersten, sogar von dem zweiten Tempel nach dem zu machen, was die Schrift davon sagt, und nach der Beschreibung Josephs; allein zweierlei erkennt man doch deutlich daraus, nämlich: die Juden liebten in ihren Gebäuden, wie die Egyptier, das Große und Düstere, aber sie liebten auch die kleinen Details und gesuchten Zierathen, theils in Bildhauerei, theils in Verzierungen von Holz, Bronze oder Gold."

„Die Beschreibung des ersten Tempels findet sich umständlich in des bekannten Josephus Geschichte der Juden."

„Man erkennt daraus, daß die Hebräer, als sie den ersten Tempel bauten, keine Kenntniß von der Säulenordnung hatten; die beiden bronzenen Säulen beweisen dieses hinlänglich, die Kapitäle, die Proportionen dieser Säulen haben keine Aehnlichkeit mit der ersten dorischen und vielleicht einzigen Ordnung, welche damals

in Griechenland erfunden war, allein die derselben Säulen erinnern durch ihre goldenen Blätter, Lilien und Granaten an die launenhaften Verzierungen der egyptischen Säule. Uebrigens beweisen die Gemächer in Form der Pavillons, die Lambris von vergoldetem Cedernholze, und alle jene an großen Massen kaum bemerkbaren Details die Wahrheit dessen, was ich von dem Geschmacke der ersten Hebräer gesagt habe."

„Weil der Tempel Salomo's von den Syrern zerstört, der zweite Tempel aber von Herodes dem Ascaloniter wieder aufgebaut worden war, so gehört er nun in die Ordnung derjenigen Gebäude, welche halb jüdisch und halb griechisch sind, und wovon ich sogleich sprechen werde."

„Von der ursprünglichen Architektur der Juden ist demnach zu Jerusalem nichts mehr vorhanden, als der Prüfungsteich. Man findet ihn noch bei dem Stephansthore, und er begrenzte den Tempel gegen Mitternacht. Es ist ein Wasserbehälter von 50 Fuß Länge und 40 Fuß Breite. Die Aushöhlung dieses Behälters wird durch Mauern erhalten, und diese sind auf folgende Art zusammengesetzt: eine Schicht großer, durch eiserne Krampen verbundene Steine, ein vermischtes Mauerwerk, welches über diesen Steinen liegt, eine Lage von Kieselsteinen, welche über dieses Mauerwerk sich zieht, und dann ein Ueberzug über diese Kiesellage. Diese vier Steinlagen stehen auf dem Boden perpendikulär, nicht horizontal; der Ueberzug befand sich auf der Seite des Wassers und die großen Steine stützten sich und stützen sich noch an die Erde."

„Dieser Teich ist gegenwärtig ausgetrocknet und halb verschüttet. Es wachsen darin Granatbäume und eine Art wilder Tamarinthen, deren Grün ganz bläulich ist; die westliche Ecke ist ganz mit Nopalgesträuchen angefüllt. Man bemerkt auch auf der westlichen Seite zwei Arkaden, von welchen zwei Gewölbe ausge-

hen; dieses war vielleicht eine Wasserleitung, welche das Wasser in's Innere des Tempels leitete."

„Josephus nennt diesen Teich oder Wasserbehälter **Stagnum Salomonis.** Das Evangelium nennt ihn aber den Prüfungsteich, weil man darin die zum Opfer bestimmten Schafe reinigte. Am Rande dieses Teichs sagte Jesus einst zu dem Gelähmten: Steh auf und trage dein Bett heim!"

„Dieses ist Alles, was von Davids und Salomo's Jerusalem jetzt noch übrig ist."

„Zahlreicher sind die Denkmäler des griechischen und römischen Jerusalems, und sie bilden eine ganz neue und in ihrer Art besondere Klasse. Ich fange an bei den Gräbern im Thale Josaphat und im Thale Siloa."

„Wenn man über die Brücke des Baches Cedron gegangen ist, findet man am Fuße des Mons offensionis das Grab Absalons. Es ist eine viereckige Masse, auf jeder Seite acht Schritte lang; sie wird gebildet von einem einzigen Felsen, welcher aus dem benachbarten Gebirge gehauen ist, von dem er nur 15 Fuß absteht. Die Verzierung dieses Grabmals besteht in 24 Säulen dorischer Ordnung ohne Cannelirung, sechs auf jeder Außenseite des Denkmals. Diese Säulen sind halb angelehnt und bilden einen integrirenden Theil des Blockes, weil sie aus der Dicke der Masse gehauen sind. Ueber den Kapitälen läuft der Fries und der Triglyph hin. Ueber diesem Friese erhebt sich ein Sockel, welcher eine dreieckige Pyramide trägt, die für die ganze Höhe des Grabmals eigentlich zu hoch ist. Diese Pyramide ist von einem andern Stücke, als das Monument selbst."

„Das Grab des Zacharias ist diesem sehr ähnlich, es ist auf dieselbe Art in den Felsen gehauen, und geht in eine ein wenig gekrümmte Spitze wie eine phrygische Mütze oder ein chinesisches Monument aus. Josaphats Grab ist eine Grotte, deren ziemlich

geschmackvolle Thüre den Hauptschmuck desselben ausmacht. Das Grab endlich, worin sich der Apostel Jakob verbarg, zeigt nach dem Thale Silon zu einen angenehmen Porticus. Diese vier Säulen, welche den Porticus ausmachen, ruhen nicht auf dem Boden, sondern stehen in einer gewissen Höhe in dem Felsen, wie die Colonnade des Louvre auf dem ersten Stockwerke."

„Die Architektur dieser Gebäude beweis't schon, daß ihr Ursprung nicht bis zum frühesten jüdischen Alterthume hinaufsteigt. Ich würde sie in die Zeit der Verbindung der Juden mit den Lacedämoniern unter den ersten Maccabäern setzen. Damals herrschte die dorische Ordnung noch in Griechenland, die corinthische wurde erst ein halbes Jahrhundert später herrschend, als die Römer anfingen, sich im Peloponnes und Asien auszubreiten." *)

„Allein indem die Juden die corinthische und athenienſische Architektur zu Jerusalem einheimisch machten, vermischten sie damit die Formen ihres eigenen Styles. Die Grabmäler des Thales Josaphat, vorzüglich aber die Gräber, deren ich sogleich gedenken werde, zeigen offenbar die Vermischung des egyptischen und griechischen Geschmackes. Es entsprang aus dieser Vermischung eine unbestimmte Art von Monumenten, welche, so zu sagen, den Uebergang von den Pyramiden zum Parthenon bilden; Monumente, woran sich ein düsterer, kühner, gigantischer Genius, und eine lachende, sich selbst beherrschende Einbildungskraft erkennen läßt. Ein schönes Beispiel davon wird man an den Gräbern der Könige finden."

„Wenn man durch das Thor von Ephraim aus Jerusalem geht, wandert man wohl eine halbe Meile auf der ebenen Fläche

*) Daher finden wir auch in dieser letztern Epoche einen corinthischen Porticus an dem von Herodes wieder aufgebauten Tempel, so wie Säulen mit griechischen und lateinischen Inschriften und Thore von corinthischem Erz.

eines bräunlichen Felsens, wo einige Oelbäume wachsen. Man findet hierauf mitten im Felde eine Aushöhlung, einem alten aufgegebenen Steinbruche nicht unähnlich. Ein breiter, sanft abhängiger Weg führt einen in die Tiefe dieser Höhlung, in welche man durch eine Arkade tritt. Man befindet sich alsdann mitten in einem unbedeckten in den Felsen gehauenen Saale. Dieser Saal ist 30 Fuß lang und 30 Fuß breit, und die Felsenwände mögen ungefähr 12 bis 15 Fuß Höhe haben."

„Im Mittelpunkte der südlichen Wand bemerkt man eine große viereckige Thür von dorischer Ordnung, mehrere Fuß tief in den Felsen gehauen. Ein nicht ganz regelmäßiger, aber ungemein fein gearbeiteter Fries ist über der Thür angebracht; erst ist es ein Triglyph, dann folgt ein Metop mit einem einfachen Ringe geziert, und endlich eine Weintraube zwischen zwei Kronen und zwei Palmen. Der Triglyph und die Linie lief ohne Zweifel auf dieselbe Art längs dem Felsen hin, allein gegenwärtig ist sie ausgelöscht. Achtzehn Zoll von diesem Friese läuft ein Blätterwerk, mit Fichtenäpfeln und einer Art Frucht, die ich nicht kannte, welche aber einer kleinen egyptischen Citrone gleicht, vermischt, hin. Diese letztere Verzierung war ganz parallel mit dem Friese, und stieg dann perpendikulär längs der Thüre auf beiden Seiten herunter."

„In der Vertiefung und der linken Ecke dieser großen Thür öffnet sich ein Canal, worin man ehedem aufrecht gehen konnte, jetzt aber kriechen muß. Er endigt sich durch einen ziemlich steilen Abhang, wie bei der großen Pyramide, in einem viereckigen Gemache, welches mit Hammer und Meisel in den Felsen gehauen ist. Löcher von sechs Fuß Länge und drei Fuß Breite sind in der Mauer angebracht, um Särge hineinzustellen. Drei gewölbte Thüren führen aus diesem ersten Gemache in sieben andere von ungleicher Größe, alle in den Felsen gehauen, deren Gestalt aber, besonders beim Fackelscheine, schwer zu bestimmen ist. Eine dieser



DIE GRÆBER DER KŒNIGE

Grotten, niedriger als die andere, wohin man auf sechs Stufen steigt, scheint die vornehmsten Särge verschlossen zu haben."

„Am meisten bewundert man an diesen Gräbern die Thüren der Grabgemächer; sie sind aus gleichem Gestein, wie die Grotte, deßgleichen auch die Angeln, in denen sie gehen. Fast alle Reisende haben geglaubt, sie seyen in den Felsen selbst gehauen; allein dieses ist sichtbar unmöglich, wie dies der Pater Nau sehr gut bewiesen hat. Thevenot versichert, wenn man ein wenig den Staub wegkratze, so bemerke man die Zusammenfügung der Steine, welche hier gelegt worden seyen, nachdem man die Thüren mit ihren Zapfen in die Löcher gesetzt habe. Ich habe indessen den Staub abgekratzt, und diese Zeichen unten an der einzigen noch übrigen Thüre nicht bemerkt; alle andere sind zerbrochen und in die Grotten hineingeworfen worden."

„Beim Eintritte in diese Palläste des Todes wurde ich versucht, sie für Bäder von römischer Architektur zu halten, so wie die der Höhle der Sibylle bei dem avernischen See. Ich spreche, um mich verständlich zu machen, hier nur von dem allgemeinen Eindrucke, denn ich wußte sehr wohl, daß ich mich in Gräbern befand. Alcuf (apud Adaman), der sie mit der größten Genauigkeit beschrieben hat, hatte selbst Gebeine in den Särgen gesehen. Mehrere Jahrhunderte nachher fand Villamont daselbst gleichfalls Asche, welche man heut zu Tage vergebens hier sucht. Dieses unterirdische Denkmal wurde äußerlich durch drei Pyramiden angekündigt, wovon eine noch zur Zeit von Villalpandus existirte. Ich weiß nicht, was man von Zuellard und Appart halten soll, welche äußerliche Werke und Peristyle beschreiben."

„Ueber die sogenannten Gräber der Könige entsteht eine Frage. Von welchen Königen ist die Rede? Nach mehrern Stellen der Schrift befanden sich die Gräber der Könige von Juda in der Stadt Jerusalem. David hatte sein Grab auf dem Berge Zion;

überdies erkennt man auch den griechischen Meisel an den Verzierungen der Gräber der Könige."

„Josephus, zu dem man seine Zuflucht nehmen muß, führt drei berühmte Mausoleen an:"

„Das erste war das Grab der Maccabäer, von Simon, ihrem Bruder, erbaut. Es war, sagt Josephus, von weißem und polirtem Marmor, so hoch, daß man es von weitem sehen konnte. Es hatte ringsumher Gewölbe in Gestalt von Säulengängen, und jede Säule bestand aus einem Stücke. Und um diese sieben Personen zu bezeichnen, fügte er sieben Pyramiden von sehr großer Höhe und bewundernswürdiger Schönheit hinzu."

„Das erste Buch der Maccabäer gibt von diesem Grabmale fast dieselbe Beschreibung. Es setzt hinzu, man habe es bei Modin erbaut, und man könne es vom Meere aus sehen. Modin war eine Stadt bei Diospolis, auf einem Gebirge des Stammes Juda erbaut. Zur Zeit des Eusebius, und sogar zur Zeit des heil. Hieronymus, existirte das Denkmal der Maccabäer noch. Die Gräber der Könige, am Thore von Jerusalem, können also trotz ihrer sieben Leichenkammern und ihrer Pyramiden nicht den asmonitischen Fürsten zugehört haben."

„Mehrere Stellen des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus und des griechischen Reisenden Pausanias scheinen zu beweisen, daß die Gräber der Könige und das Grabmal der Helena eins und dasselbe sind; allein man wird von dieser Vermuthung zurückgebracht durch die Untersuchung eines dritten Monumentes."

„Josephus spricht von gewissen Grotten, welche er die Königshöhlen nennt. Unglücklicherweise gibt er keine Beschreibung davon; er versetzt sie aber gegen Mitternacht von der heiligen Stadt, ganz nahe an das Grabmal Helenens."

„Es bleibt uns noch zu untersuchen übrig, welcher Fürst es war, der diese Höhlen des Todes graben ließ, wie sie verziert

waren, und welcher Könige Asche sie verschlossen. Josephus, der die von Herodes dem Großen unternommenen und vollendeten Werke sorgfältig aufzählt, rechnet die Gräber der Könige nicht mit unter dieselben. Er erzählt uns sogar, daß, da Herodes zu Jericho gestorben, er mit großer Pracht zu Herodium begraben worden. Daher sind die Königsgrotten nicht der Begräbnißort dieses Fürsten; allein ein dem Geschichtschreiber anderwärts entschlüpftes Wort könnte vielleicht einiges Licht über diese Untersuchung verbreiten. Indem er der Mauer gedenkt, welche Titus aufführen ließ, um Jerusalem enger einzuschließen, sagt Josephus, daß diese Mauer, gegen Mitternacht sich beugend, auch das Grabmal des Herodes mit einschließe. Dieses ist nun die Lage der Gräber der Könige. Diese hätten also zugleich den Namen königliche Gräber und Grabmal des Herodes geführt. In diesem Falle würde dieser Herodes nicht der Ascalonite, sondern Herodes der Vierfürst seyn. Dieser letztere Fürst war fast eben so prachtliebend, als sein Vater; er hatte zwei Städte, Sephoris und Tiberias, erbauen lassen, und ob er gleich von Caligula ins Exil nach Lyon war geschickt worden, konnte er sich doch sehr wohl ein Grab in seinem Vaterlande zubereitet haben. Philipp, sein Bruder, hatte ihm das Modell zu diesen Grabgebäuden gegeben. Wir wissen nichts von den Monumenten, womit Agrippa Jerusalem verschönerte."

„Herr Casas hat diese Denkmäler in seiner malerischen Reise durch Syrien sehr gut abgebildet."

„Die übrigen Gebäude aus der Römer Zeiten zu Jerusalem, so wie das Theater und Amphitheater, die Thürme Antonia, Hippicos, Phasaele und Psephima existiren nicht mehr, oder man kennt nur unförmliche Ruinen davon."

„Wir gehen jetzt zur dritten Gattung der Monumente Jerusalems über, nämlich zu den Monumenten des Christenthums vor dem Einbruche der Sarazenen. Ich habe sie indessen bereits beschrie-

ben, als ich von den heil. Orten gesprochen habe. Nur eine Bemerkung will ich hinzufügen. Da diese Denkmäler ihren Ursprung Christen verdanken, welche nicht Juden gewesen waren, so haben sie auch nichts von dem halbegyptischen, halbgriechischen Charakter an sich, den ich an den Werken der asmonitischen Fürsten und der Herodes bemerkt habe; es sind einfache griechische Kirchen aus der Zeit des Verfalles der Kunst."

„Die vierte Gattung der Monumente zu Jerusalem ist die der Monumente, welche der Zeit angehören, wo diese Stadt von dem Kalifen Omar, dem Nachfolger Abubekrs, und dem Haupte des Stammes der Ommiaden eingenommen wurde. Die Araber, welche den Fahnen des Kalifen gefolgt waren, hatten sich Egyptens bemächtigt; von da zogen sie längs der Küste von Afrika hin, drangen in Spanien ein, und erfüllten Granada und Cordova mit herrlichen Pallästen. Also bis zu Omars Zeiten hinauf muß man den Ursprung jener arabischen Architektur setzen, deren Meisterwerk die Alhambra ist, so wie das Parthenon das Wunderwerk des griechischen Genius ist."

„Die Moschee des Tempels, angefangen zu Jerusalem von Omar, vergrößert durch Abd-el-Malek, und nach einem neuen Plane wieder erbaut von El-Oulid, ist ein für die Geschichte der Kunst bei den Arabern sehr wichtiges Denkmal. Man weiß noch nicht, nach welchen Modellen die Feenpalläste, deren Ruinen in Spanien anzutreffen sind, erbaut wurden. Man wird mir es vielleicht Dank wissen, wenn ich einige Worte über einen noch so neuen und bisher so wenig behandelten Gegenstand hier mittheile."

„Nachdem der salomonische Tempel 600 Jahre vor Christi Geburt zerstört worden war, wurde er, nach der 70jährigen Gefangenschaft, von Josua, dem Sohne Josedes, und Zorobabel, dem Sohne Salathiels, wieder aufgebaut. Herodes, der Ascalonite, erbaute diesen zweiten Tempel gänzlich von neuem. Er brauchte

dazu **11,000** Arbeiter neun Jahre lang. Die Arbeiten daran waren bewundernswürdig, und wurden nicht eher vollendet, als lange Zeit nach Herodes Tode. Nachdem die Juden Abgründe ausgefüllt, und den Gipfel eines Berges umgestürzt hatten, brachten sie endlich jene weite Ebene hervor, wo sich der Tempel im Osten von Jerusalem auf den Thälern Siloa und Josaphat erhob."

„Vierzig Tage nach seiner Geburt wurde Jesus in diesem Tempel dargestellt; die Jungfrau erhielt hier ihre Reinigung. Im zwölften Jahre lehrte hier des Menschen Sohn die Lehren; er vertrieb die Kaufleute daraus; er wurde hier vergebens vom Teufel versucht; er vergab hier einer Ehebrecherin ihre Sünden; er trug hier die Parabel vom guten Hirten, von den zwei Kindern, von den Weinbergsarbeitern und von dem Hochzeitsmale vor. In denselben Tempel ging er unter Palmen und Oelbäumen am Palmensonntage ein, und hier sprach er das bekannte: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und pries das Schärflein der Wittwe."

„Nachdem Titus Jerusalem im zweiten Jahre von Vespasians Regierung erobert hatte, blieb von diesem Tempel, worin Jesus so viel Merkwürdiges gethan hatte, nicht ein Stein auf dem andern. Als Omar sich Jerusalems bemächtigte, scheint der Raum des Tempels, mit Ausnahme eines sehr kleinen Theils, von den Christen verlassen worden zu seyn. Said-ebn-Batrik *), ein arabischer Geschichtsschreiber, erzählt, daß der Kalife sich an den Patriarchen Sophronius wandte, und ihn fragte, welches der erste Platz in Jerusalem sey, um eine Moschee zu bauen. Da führte ihn Sophronius auf die Trümmer des salomonischen Tempels."

„Omar, voll Freude, seine Moschee an einem so berühmten Orte gründen zu können, ließ die Erde vom Schutte befreien, und

---

*) Es ist Eutychius, Patriarch von Alexandrien. Wir besitzen noch seine arabischen Annalen, welche mit einer lateinischen Uebersetzung zu Oxford gedruckt sind.

entdeckte ein großes Felsenstück, worauf Gott mit Jacob gesprochen haben sollte. Die neue Moschee erhielt von diesem Felsen den Namen Dameat-el-Sakhra, und wurde für die Muselmänner eben so heilig, als die Moscheen von Mekka und Medina. Der Kalife Abd-el-Malek vermehrte die Gebäude derselben, und schloß den Felsen mit in die Mauern ein. Sein Nachfolger, der Kalife El-Louid, verschönerte noch El-Sakhra, und bedeckte sie mit einer Kuppel von vergoldetem Kupfer, welches er von einer Kirche zu Balbek genommen hatte. In der Folge verwandelten die Kreuzfahrer Mahomeds Tempel in ein Heiligthum Jesu Christi, und als Saladin Jerusalem wieder nahm, gab er diesen Tempel seiner ursprünglichen Bestimmung zurück."

„Aber welches ist die Architektur dieser Moschee, des Typus oder Modells der eleganten Architektur der Mauren? Das ist sehr schwer zu bestimmen. Die Araber haben in Gemäßheit ihrer despotischen und eifersüchtigen Sitten und Gewohnheiten die Verzierungen für das Innere ihrer Gebäude aufgespart; die Todesstrafe war jedem Christen gedroht, der nicht allein in Dameat-el-Sakhra gehen, sondern nur den Fuß in den Vorhof setzen würde. Wie Schade, daß der Ambassadeur Deshayes, bloß aus einem diplomatischen Skrupel, diese Moschee nicht sehen mochte, worein ihn die Türken führen wollten! Ich will das Aeußere beschreiben, so wie ich es gesehen habe, und von dem Innern das beibringen, was einige Reisende und Geschichtschreiber davon erzählt haben."

„Man erblickt den großen Platz der Moschee, ehedem der Platz des Tempels, durch ein Fenster in dem Hause des Pilatus."

„Dieser Platz bildet einen Vorhof, der ungefähr 500 Fuß in der Länge und 400 in der Breite haben kann. Die Stadtmauern schließen diesen Vorplatz östlich und südlich. Im Westen ist er von türkischen Häusern, und im Norden von den Ruinen des Richthauses von Pilatus und dem Pallaste des Herodes eingefaßt."

„Zwölf Säulengänge, einer von dem andern in ungleichen Entfernungen, und unregelmäßig wie die Kreuzgänge der Alhambra, bilden den Eingang zu diesem Vorhofe. Sie bestehen aus drei bis vier Arkaden, und bisweilen ruht auf denselben noch eine zweite Reihe, welches dann das Bild einer doppelten Wasserleitung vorstellt. Der ansehnlichste dieser Säulengänge entspricht der alten Porta speciosa, den Christen durch ein Wunder des heil. Petrus bekannt. Unter diesen Gängen sind Lampen angebracht."

„In der Mitte dieses Vorhofs findet man einen kleinern, der sich wie eine Terrasse ohne Geländer an sechs bis sieben Fuß über den vorigen erhebt. Dieser zweite Hof hat nach der gemeinen Meinung **200** Fuß Länge und **150** Fuß Breite; man steigt auf vier Seiten auf einer marmornen Treppe hinauf. Jede Treppe hat acht Stufen."

„Im Mittelpunkte dieses obern Hofes erhebt sich die berühmte Moschee des Felsens. Dicht neben der Moschee ist eine Cisterne, welche ihr Wasser aus dem alten fons signatus bekommt, und wo die Türken vor dem Gebete ihre Abwaschungen vornehmen. Hier und da stehen auf beiden Höfen einige alte Oelbäume und Cypressen."

„Der Tempel ist achteckig. Eine gleichfalls achteckige Haube, welche auf jeder Seite ein Fenster hat, krönt das Denkmal. Diese Haube ist mit einer Kuppel bedeckt. Ehedem war diese von vergoldetem Kupfer, allein jetzt ist sie nur von Blei; ein Glockenthurm, in ziemlich gutem Geschmack erbaut, der sich in einen Halbmond endigt, ragt über das ganze Gebäude empor, welches einem mitten in einer Wüste stehenden arabischen Zelte gleicht. Der Pater Roger gibt jeder Seite des Achteckes **32**, der Moschee von außen im Umfange **152** Schritte und dem ganzen Monumente 18 bis **20** Toisen Höhe."

„Aeußerlich sind die Mauern bekleidet mit kleinen Vierecken

oder Backsteinen, welche verschiedene Farben haben. Diese sind überladen mit Arabesken und Stellen aus dem Koran, in goldenen Buchstaben geschrieben. Die acht Fenster der Haube sind geziert mit runden und farbigen Glasscheiben. Hier finden wir schon einige Hauptzüge der maurischen Gebäude in Spanien; die leichten Säulengänge der Vorhöfe, die gemalten Steine der Moscheen erinnern an verschiedene Theile des Generalifs, der Alhambra und der Kathedralkirche von Cordova."

„Wir wollen nun zum Innern der Moschee übergehen, was ich nicht gesehen habe, und nicht sehen konnte. Ich hätte gern Alles gewagt, um meine Kunstliebe zu befriedigen, allein die Besorgniß, das Verderben der Christen in Jerusalem herbeizuführen, hielt mich ab."

„Der älteste Schriftsteller, der eine Beschreibung von der Moschee des Felsens gegeben hat, ist Wilhelm von Tyrus. Er mußte sie recht wohl kennen, weil sie zur Zeit, wo der gelehrte Erzbischof seine Geschichte schrieb, kaum aus den Händen der Christen gekommen war. Er spricht davon folgendermaßen:

„Wir haben zu Anfang dieses Buchs bemerkt, daß Omar, Sohn des Calab, diesen Tempel hatte erbauen lassen. Dies beweisen auch offenbar die alten Inschriften, welche sich innerlich und äußerlich an diesen Gebäuden befinden."

„Nun geht der Geschichtschreiber zur Beschreibung des Vorhofes über, und setzt hinzu:

„In den Ecken dieses Vorhofes befanden sich außerordentlich hohe Thürme, von deren Höhe die sarazenischen Priester zu gewissen Stunden das Volk zum Gebete zu rufen pflegten. Einige dieser Thürme stehen noch heut zu Tage, allein die andern sind durch mancherlei Unfälle zerstört worden. Man konnte nicht anders als mit bloßen und gewaschenen Füßen in den Vorhof treten. Der Tempel ist mitten in dem obern Hofe erbaut. Er ist achteckig,

und von innen und außen mit viereckigen Marmorplatten und musivischen Arbeiten geziert. Beide Vorhöfe, der innere sowohl als der äußere, sind mit breiten weißen Steinplatten gepflastert, um den Winter über das Regenwasser, welches in großer Menge von den Gebäuden des Tempels fließt, und sehr rein und klar in die unten befindlichen Cisternen fällt, aufzunehmen. In der Mitte des Tempels zwischen der innern Säulenreihe findet man ein ein wenig erhöhtes Felsenstück, und unter demselben eine in dasselbe Gestein gehauene Grotte. Auf diesen Stein setzte sich der Engel, der, um den König David für die unbedachtsamer Weise unternommene Zählung des Volks zu strafen, dieses Volk so lange schlug, bis Gott ihm befahl, sein Schwert wieder in die Scheide zu stecken. Vor der Ankunft unserer Armeen war dieser Felsen ganz bloß und unbedeckt, und er blieb auch noch 15 Jahre in diesem Zustande; allein diejenigen, denen in der Folge die Bewachung dieses Orts anvertraut wurde, bedeckten ihn wieder und bauten darüber ein Chor und einen Altar, um die gottesdienstlichen Gebräuche dabei zu verrichten."

„Diese besondern Umstände sind merkwürdig, denn sie wurden vor 800 Jahren geschrieben, allein wir erfahren dadurch wenig über das Innere der Moschee. Die ältesten Reisenden, Arculf im Adamanus, Willibaldus, Bernhard der Mönch, Ludolph, Breidenbach, Sanut u. s. f. sprechen darüber bloß nur von Hörensagen, und scheinen nicht immer gut unterrichtet. Der Fanatismus der Muselmänner war in jenen Zeiten weit größer, als er gegenwärtig ist, und nie hatten sie gewiß einem Christen die Geheimnisse ihrer Tempel verrathen. Wir müssen also zu neuern Reisenden uns wenden, und abermals bei Deshayes verweilen."

„Dieser Abgesandte Ludwigs XIII. in den heiligen Orten weigerte sich, wie gesagt, selbst in die Moschee des Felsen zu gehen; allein die Türken machten ihm eine Beschreibung davon."

„Es ist, sagt er, ein großer Dom, der inwendig durch zwei Reihen marmorner Säulen getragen wird, in dessen Mitte sich ein großer Stein befindet, auf den, wie die Türken glauben, Mahomed gestiegen seyn soll, als er gen Himmel fuhr. Aus diesem Grunde hegen sie dafür eine große Verehrung, und diejenigen, welche einige Mittel haben, stiften nach ihrem Tode etwas zur Unterhaltung eines Menschen, der um diesen Stein herum, ihrer Absicht gemäß, den Koran lies't."

„Das Innere dieser Moschee ist ganz weiß, außer an einigen Orten, wo der Name Gottes in großen arabischen Buchstaben angeschrieben ist."

„Dieß ist nun nicht sehr verschieden von der Erzählung Wilhelms von Tyrus. Der Pater Roger wird uns aber bessere Auskunft geben, denn er scheint ein Mittel gefunden zu haben, in die Moschee zu kommen. Wenigstens äußert er sich darüber folgendermaßen:"

„Wenn ein Christ hier herein käme (in den Vorhof des Tempels) und betete, was er nur wollte (sagen die Türken), so würde Gott ihn erhören, und wenn er selbst darum bäte, Jerusalem in die Hände der Christen zu geben. Daher unterhalten sie auch, außerdem daß den Christen verboten ist, in den Tempel, ja nicht einmal in den Vorhof zu gehen, bei Strafe, lebendig verbrannt, oder Türken zu werden, eine sorgfältige Wache daselbst, welche aber zu meiner Zeit durch eine List gewonnen wurde, die ich jedoch nicht bekannt machen darf, wegen der üblen Folgen, die dies haben könnte; daher begnüge ich mich, die einzelnen Merkwürdigkeiten daselbst anzugeben."

„Von dem Vorhofe geht er zur Beschreibung des Tempels selbst über."

„Um in den Tempel zu gelangen, sind vier Thüren angebracht, eine gegen Morgen, eine gegen Abend, eine gegen Mittag und

eine gegen Mitternacht; jede hat ein Portal mit zierlichem Schnitzwerk, und sechs Säulen mit Piedestalen und Kapitälen, Alles von Marmor oder Porphyr. Das Innere ist durchaus von weißem Marmor; selbst der Fußboden besteht aus großen Marmortafeln von mancherlei Farben; der größte Theil, sowohl der Säulen als des Marmors, und das Blei ist von den Türken theils aus der Kirche zu Bethlehem, theils aus der des heil. Grabes und andern, welche sie zerstört haben, genommen worden."

„In dem Tempel befinden sich 32 Säulen von grauem Marmor in zwei Reihen, von denen 16 große das erste Gewölbe stützen, und die andern den Dom; jede steht auf ihrem Piedestal und ihren Kapitälen. Rings um die Säulen befinden sich sehr schöne Arbeiten von vergoldetem Eisen und von Kupfer in Gestalt von Leuchtern, auf denen 7000 Lampen stehen, die vom Donnerstag bei Sonnenuntergang bis zum Freitag Mittag brennen, und alle Jahre einen ganzen Monat lang, nämlich zur Zeit ihres Ramadan, welches ihre Fasten ist."

„In der Mitte des Tempels befindet sich ein kleiner marmorner Thurm, worauf man auswendig auf 18 Stufen steigt. Hierher begibt sich alle Freitage der Cadi, von Mittag bis um zwei Uhr, so lange ihre Ceremonien dauern, um theils das Gebet, theils die Erklärungen zu halten, welche er über die Hauptpunkte des Korans gibt."

„Außer diesen 32 Säulen, welche das Gewölbe und den Dom stützen, gibt es noch andere kleinere, sehr nahe an der Thür gegen Westen, welche man den fremden Pilgern zeigt, denen man sagt, daß, wenn sie frei zwischen diesen Säulen hindurch gehen, sie für Mahomeds Paradies bestimmt sind; und die Türken behaupten, daß, wenn ein Christ zwischen diesen Säulen hindurch ginge, sie sich zusammenschließen und ihn zerdrücken würden."

„Drei Schritte von diesen Säulen befindet sich ein Stein

im Fußboden, der von schwarzem Marmor zu seyn scheint und 2½ Fuß ins Gevierte hat, auch ein wenig höher als der Boden ist. In diesem Steine sind 23 Löcher, wo ehedem Nägel gesteckt zu haben scheinen, wie denn auch noch zwei darin sind. Wozu sie dienten, weiß ich nicht; selbst die Mahomedaner wissen es nicht, ob sie gleich glauben, daß auf diesen Stein die Propheten die Füße setzten, wenn sie vom Pferde stiegen, um in den Tempel zu gehen, und daß Mahomed auf diesem Steine abstieg, als er aus dem glücklichen Arabien kam, zu der Zeit, als er die Reise ins Paradies machte, um mit Gott von seinen Geschäften zu sprechen."

„Nun zu den Kleinigkeiten, welche in Vergleichung der Größe der Orte, von denen die Rede ist, die Aufmerksamkeit desto stärker reizen. Man darf sich nicht vorstellen, daß man zu Athen und Sparta wie in der Heimath lebt. Jerusalem besonders, dessen Andenken so viele Geheimnisse ins Gedächtniß ruft, regt die Einbildungskraft außerordentlich auf. Es scheint, als müßte Alles außerordentlich seyn in dieser außerordentlichen Stadt. Wir fangen mit der Beschreibung des Klosters der lateinischen Väter an."

„Man gelangt zu demselben durch eine gewölbte Straße, welche an ein anderes gleichfalls sehr langes und sehr dunkles Gewölbe stößt. Am Ende dieses Gewölbes findet man einen von dem Holzbehältnisse, dem Keller und der Kelter des Klosters gebildeten Hof. Rechts in diesem Hofe bemerkt man eine Treppe von 12 bis 15 Stufen; diese führt zu einem Kreuzgange, welcher über dem Keller, dem Holzbehältnisse und der Kelter hinläuft, und die Aussicht auf den Eingangshof hat. Oestlich von diesem Gange öffnet sich ein Vorhof, der mit der Kirche in Verbindung steht; diese ist sehr hübsch, hat ein Chor mit Stühlen für die Chorherren, ein durch einen Dom erleuchtetes Schiff, einen Altar nach römischer Art und eine kleine Orgel; Alles dieses ist in einen Raum von 20 Fuß Länge und 12 Fuß Breite eingeschlossen."

„Ein anderes westlich von genanntem Kreuzgange angebrachtes Thor führt ins Innere des Klosters. Das Zimmer, welches ich einnahm, hieß das große Pilgergemach; es war geräumig, dunkel und erhielt blos durch ein Fenster Licht, welches auf den schon genannten Hof ging. Dreizehn Pilger hatten ihre Namen an die Thüre innerhalb des Zimmers geschrieben; unter allen 13 habe ich nur drei französische Namen gefunden."

„Die Pilger speis'ten nicht, wie zu Jaffa, mit den Vätern. Man trägt ihnen allein auf, und sie verzehren so viel, als sie wollen. Sind sie arm, so werden sie gespeis't; sind sie reich, so bezahlen sie, was für sie gekauft wird; das Kloster selbst bekommt keinen Heller davon. Logis, Bette, Licht, Wäsche, Feuer werden stets unentgeldlich aus Gastfreundschaft gereicht."

„Wer nicht in den Kans absteigen, auch nicht bei den Vätern des heiligen Landes wohnen will, kann sich ein oder mehrere Zimmer in einem Hause zu Jerusalem miethen; allein er würde hier seines Lebens nicht sicher seyn. Nach der Kleinheit oder Größe, der Armuth oder dem Reichthum des Hauses kostet jedes Zimmer monatlich 2 bis 20 Piaster. Ein ganzes Haus, wo man einen ziemlich großen Saal und ein Mandel elender Löcher findet, welche man Zimmer nennt, wird jährlich wohl mit 5000 Piastern bezahlt."

„Ein Handwerksmann, Maurer, Tischler, Zimmermann erhält täglich zwei Piaster und noch Nahrung; ein Gesell des Tages einen Piaster."

„Für den Boden ist kein bestimmtes Maß festgesetzt; meistens kauft man das Stück Landes, das man zu haben wünscht, nach dem Augenmaße; man schätzt den Boden nach dem muthmaßlichen Ertrage an Früchten, Getreide oder Wein."

„Der Pflug hat keine Räder; er ist mit einem kleinen Eisen versehen, welches das Land nur kaum aufreißt; man ackert mit Ochsen."

„Man erntet Gerste, Weizen, Dura, Mais, Baumwolle. Man säet in dasselbe Feld, wo man Baumwolle baut, auch Sesame.“

„Ein Maulesel kostet 100 oder 200 Piaster, je nachdem er schön ist; ein Esel gilt 15 bis 50 Piaster. Man zahlt 40 oder 100 Piaster für ein gewöhnliches Pferd, welches im Ganzen nicht so geschätzt ist, als ein Esel oder Maulesel; allein ein Pferd von bekannter arabischer Race ist gar nicht zu bezahlen. Der Pascha von Damascus, Abdallah-Pascha hatte eins für 3000 Piaster gekauft. Die Geschichte einer Stute macht oft die Unterhaltung des Landes aus. Man erzählte, als ich mich zu Jerusalem befand, viel von den Heldenthaten eines dieser merkwürdigen Pferde. Der Beduine, der es ritt, hatte sich, von den Sbirren des Gouverneurs verfolgt, mit demselben von dem Gipfel der Gebirge herabgestürzt, welche Jericho beherrschen. Das Pferd war in vollem Galopp fast perpendikular, ohne zu straucheln, herabgelaufen, und voll Bewunderung und Staunen hatten die Soldaten dieser Flucht zugesehen. Allein unter dem Thore von Jericho stürzte das arme Thier todt nieder, und der Beduine, der es nicht lassen wollte, wurde weinend auf dem Körper seines treuen Gefährten gefangen. Diese Stute hat einen Bruder in der Wüste; dieser ist so berühmt, daß die Araber immer wissen, wo er hingegangen ist, wo er sich aufhält, was er vornimmt, wie er sich befindet. Mit heiliger Ehrfurcht zeigte mir Ali-Aga in den Gebirgen bei Jericho die Spuren des Pferdes, welches über dem Bestreben, seinen Herrn zu retten, umgekommen war. Ein Macedonier könnte nicht mit mehr Ehrfurcht die Fußtapfen des Bucephalus betrachten.“

„Die Mönche, welche die heiligen Orte hüten, sind keinesweges wohlhabend, oder gar reich zu nennen, und wenn sie auch Almosen aus Europa bekommen, so reicht dieses nicht ein Mal zur Erhaltung der heil. Orte hin. Ueberdies haben sie noch Bedrückungen und Leiden aller Art zu erdulden; mehrere Jahrhunderte

hindurch mußten sie sich immerwährend gegen alle nur ersinnliche Arten von Grausamkeit und Tyrannei vertheidigen. Sie mußten sich die Erlaubniß auszuwirken suchen, ihre Todten zu begraben, ihren Unterhalt zu suchen u. s. w. Bald zwingt man sie, ohne alle Noth sich zu Pferde zu setzen, nur um Abgaben von ihnen zu erpressen; bald wirft sich ein Türke wider ihren Willen zum Dollmetscher auf, und fordert dann einen willkürlichen Gehalt. Der orientalische Despotismus erschöpft sich in den seltsamsten Erfindungen aller Quälereien, die sich nur denken lassen, und so sind diese armen Menschen genöthigt, sich immer Firmans zu ihrem Schutze geben zu lassen, welche nicht geachtet werden. Die meisten dieser Firmans haben sie auf Verwendung der französischen Gesandten erhalten."

„Vom Oelberge aus betrachtet, auf der andern Seite des Thales Josaphat, sieht man Jerusalem auf einem Abhange liegen, der von Abend nach Morgen sich senkt. Eine mit Schießscharten versehene, durch Thürme und ein gothisches Schloß befestigte Mauer umschließt die Stadt völlig, läßt aber doch einen Theil des Berges Zion, den sie ehedem auch umfaßte, außerhalb liegen."

„In dem nach Abend gelegenen Theile und im Mittelpunkte der Stadt, um den Kalvarienberg, liegen die Häuser dichter zusammen, nach Morgen hin aber, längs dem Cedronthale, bemerkt man leere Stellen, unter andern den freien Platz um die Moschee, welche auf den Trümmern des Tempels erbaut ward, und die fast ganz wüste Gegend, wo das Schloß Antonia und die zweite Burg des Herodes sich erhob."

„Die Häuser von Jerusalem sind plumpe, viereckige, sehr niedrige Massen, ohne Schornsteine und ohne Fenster, sie endigen oben in platten Terrassen oder in Kuppeln, und sehen Gefängnissen oder Gräbern ähnlich. Alle Gebäude würden dem Auge in gleicher Fläche liegen, wenn nicht die Kirchthürme, die Minarete der Moscheen, die Spitzen einiger Cypressen und die Nopalbüsche die

Einförmigkeit unterbrächen. Wenn man diese steinernen Häuser mitten in einer steinigen Landschaft sieht, so fragt man sich, ob man nicht die verworrenen Trümmer eines Begräbnißplatzes mitten in einer Einöde erblicke."

„Das Innere der Stadt ist nicht minder traurig, als das Aeußere. Man verirrt sich in schmalen ungepflasterten Straßen, die auf einem ungleichen Boden auf- und niedersteigen; man geht durch Staubwolken oder zwischen rollenden Kieseln. Schirmdächer von Leinwand, die von einem Hause zum andern ausgespannt sind, machen dieses Labyrinth noch dunkler, und bedeckte, stinkende Bazars rauben der verödeten Stadt vollends alles Licht. In einigen elenden Buden sieht man nur armselige Waaren, und zuweilen werden selbst diese Buden geschlossen, aus Furcht, es möchte ein Kadi vorüber gehen. Niemand in den Straßen, Niemand an den Thoren der Stadt. Zuweilen nur schleicht ein Bauer durch die Dämmerung und verbirgt, die Raubsucht der Soldaten fürchtend, unter den Kleidern die Früchte seiner Arbeit. In einem abgelegenen Winkel würgt ein arabischer Fleischer ein Thier, das er mit den Beinen an eine verfallene Mauer aufgehängt hat. Wenn man den stieren wilden Blick dieses Menschen und seine blutigen Arme sieht, so möchte man glauben, er morde eher seines Gleichen, als ein Lamm. Man vernimmt kein Geräusch in der gottesmörderischen Stadt, als den Hufschlag der Stuten aus der Wüste; es ist der Janitschar, der den Kopf eines Beduinen bringt, oder auszieht, um den arabischen Bauer (Fellah) zu plündern."

„Mitten unter dieser außerordentlichen Verödung muß man einen Augenblick still stehen, um Dinge zu betrachten, die noch außerordentlicher sind. Unter den Trümmern von Jerusalem finden zwei unabhängige Menschenvereine in ihrem Glauben Muth und Kraft, so viel Schrecknisse und so viel Elend zu ertragen. Dort leben christliche Mönche, die nichts bewegen kann, das Grab

des Heilands zu verlassen, nicht Plünderungen, nicht Mißhandlung, nicht Todesdrohungen. Ihre Gesänge ertönen Tag und Nacht um das heilige Grab. Hat Morgens ein türkischer Befehlshaber sie geplündert, so findet man sie des Abends wieder am Kalvarienberge, betend auf der Stelle, wo Christus für das Heil der Welt gelitten. Heiterkeit wohnt auf ihrer Stirne, Lächeln um ihren Mund. Mit Freude empfangen sie den Fremdling. Ohne Macht, ohne bewaffnete Hülfe, schützen sie ganze Dörfer gegen Bedrückungen. Weiber, Kinder, Heerden, von dem Stocke und von dem Säbel verfolgt, suchen Zuflucht in den Klöstern dieser Einsiedler. Wer hindert den Bösen, seine Beute zu verfolgen und solche schwache Schutzwehren umzuwerfen? Die Mildthätigkeit der Mönche. Sie entziehen sich die letzten Lebensbedürfnisse, um die unglücklichen Schutzflehenden loskaufen. Türken, Araber, Griechen, schismatische Christen, Alle suchen den Schutz einiger armen Mönche, die sich selber nicht vertheidigen können. Hier erkennt man mit Bossuet, daß „fromm gefaltete Hände mehr Kriegsschaaren umwerfen, als Hände mit Wurfspießen bewaffnet."

„So erhebt sich das neue Jerusalem mit strahlendem Glanze aus der Wüste; aber laßt uns auch zwischen den Berg Zion und den Tempel blicken; da wohnt ein anderes Volk, abgeschieden von den übrigen Bewohnern der Stadt. Von allgemeinem Hasse verfolgt, beugen diese Unglücklichen ihr Haupt, ohne zu klagen; leiden geduldig alle Bedrückungen, ohne Gerechtigkeit zu fordern; lassen sich von Streichen niederwerfen, ohne zu seufzen, und wenn man ihr Haupt verlangt, bieten sie es dem Schwerte dar. Stirbt ein Mitglied dieses geächteten Vereins, so wird es von seinen Leidgenossen in nächtlicher Stunde heimlich begraben im Thale Josaphat, unter dem Schatten von Salomon's Tempel. Tretet in die Wohnungen dieser Menschen; ihr findet sie in gräßlichem Elende; ihr hört, wie sie ein geheimnißvolles Buch mit ihren Kindern lesen,

die es einst wieder ihren Kindern vorlesen werden. Was dieses Volk vor 5000 Jahren that, thut es noch. 17mal hat es Jerusalem in Trümmern fallen sehen, aber nichts kann den Muth ihm rauben, nichts es abhalten, seine Blicke hoffnungsvoll gen Zion zu richten. Findet man die Juden, nach Gottes Verkündigung, zerstreuet auf der Erde, so wird man ohne Zweifel überrascht; aber von wunderbarem Staunen wird man ergriffen, wenn man sie in Jerusalem sieht, wenn man diese rechtmäßigen Gebieter Judäas als Sklaven und Fremdlinge im eignen Lande findet, wenn man sieht, wie sie bei allem Drucke, der auf ihnen lastet, einen König erwarten, der sie befreien soll. Niedergeworfen von dem Kreuze, das sie verdammt, und über ihnen aufgerichtet ist, verborgen lebend in der Nähe des Tempels, von welchem nicht ein Stein auf dem andern geblieben, beharren sie in unglücklicher Verblendung. Perser, Griechen, Römer sind verschwunden von der Erde, und ein kleines Volk, dessen Ursprung hinaus reicht über die Entstehungszeit jener großen Völker, lebt noch unvermischt unter den Schutthaufen seines Vaterlandes. Wenn irgend eine Erscheinung unter den Völkern der Erde das Gepräge eines Wunders hat, so ist hier, glaub' ich, dieses Gepräge. Und was ist, selbst in den Augen des Philosophen, wunderbarer, als dieß Zusammentreffen des alten und neuen Jerusalem am Fuße des Kalvarienberges, jenes sich betrübend beim Anblicke von dem Grabe des erstandenen Heilandes, dieses sich tröstend bei dem einzigen Grabe, das nichts wiederzugeben hat am Ende der Tage."

V. Arabien (Arabistan).

Beschreibung und Geschichte.

So wie Arabien durch seine Korallen-Klippen und durch eine Reihe von Wüsten, die den obern Theil der Halbinsel schützen, von jeher allen auswärtigen Eroberern trotzen konnte, und daher einen abgeschlossenen, höchst originalen, dem türkischen und persischen an Geist überlegenen Charakter entwickelte, so gibt es auch wohl kein Land in der Welt, welches, der Menge der Reisebeschreiber ungeachtet, die es berührten, uns so wenig bekannt geworden wäre, als Arabien. Seit Barthema bis auf Niebuhr hat kein Reisender aus Europa auch nur eine Provinz aus eigener Ansicht und Erfahrung beschrieben, und selbst Niebuhr, der unstreitig für die Kenntniß Arabiens mehr geleistet hat, als alle Reisebeschreiber vor und nach ihm, ist nur über einen Theil der großen Landschaft Jemen als Augenzeuge zu betrachten. Die meisten Reisebeschreiber über Arabien sind Compilatoren, oder bleiben am Rande dieser **terra incognita** stehen, beschreiben einigermaßen die uns durch die portugiesischen Fahrten von Suez nach Indien schon bekannten Küsten der Halbinsel, und wenn sie das Glück hatten, anzulanden, einen Theil von Jemen. In das Innere von Arabien zu dringen, hat bis jetzt noch kein Europäer Beruf gefühlt, den unglücklichen Seetzen, das neueste Opfer edler Forschbegierde, etwa ausgenommen. Und in der That sind die Schwierigkeiten einer solchen Reise nicht viel

geringer, als die, welche Mungo Park in Afrika zu überwinden hatte. Unermeßliche Wüsten oben am Rande des Nordens und unten südöstlich nach Oman zu unerträgliche Hitze und ein trockener sandiger Boden! Aber dagegen auch paradiesische Gegenden, die seltensten Naturprodukte und ein originales, zwar etwas gewinnsüchtiges, aber nicht ganz unwissendes Volk.

Was die Griechen (besonders Ptolemäus und der Periplus des erythräischen Meeres) und Römer von dieser freiheitsliebenden Halbinsel, außer jener falschen Eintheilung in ein glückliches, wüstes, petráisches Arabien, wissen, hat Mannert am besten gezeigt. Aber noch wichtiger müssen uns arabische Geographen seyn, und da in Arabien selbst seit undenklichen Zeiten Vieles unverändert geblieben ist, so können sie ganz füglich über Namen und Grenzen der Provinzen, so wie über die vorzüglichsten Städte Arabiens noch jetzt Auskunft geben. Schade nur, daß diese Geographen, abgesehen von ihrer orientalischen Nachlässigkeit in der Darstellung, oft über Gegenstände einsylbig sind, die uns Christen am meisten interessiren, und die gewöhnlich dem Europäer verschlossen werden, wie z. B. Mecca und Medina. Auch ihnen sind übrigens die Küstenländer des westlichen Arabiens, Hedschaz und Tehamah (Theil von Jemen) am meisten bekannt geworden, hierauf die östlichen Hafenstädte von Oman und Lachsa (Hadschar). Nadscheb und Jemamah in der Mitte kennt nur einigermaßen Abulfeda. Alles Uebrige ist in topographischer Hinsicht, einige durch den Kampf der Wechabiten berühmt gewordene Flecken ausgenommen, bis auf den heutigen Tag tabula rasa.

Die Eintheilung Arabiens in das petráische, wüste und glückliche, rührt vom Ptolemäus her, und ist also ausländisch in Beziehung auf die Araber selbst. Vor Ptolemäus oder vor dem zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. kannten die ältern griechischen Geographen, als Eratosthenes und Strabo, nur ein glückliches und

wüstes Arabien, obschon Büsching das Gegentheil versichert. Nach ihrer Zeit blühte in dem Reiche der Nabathäer zwischen Egypten, Palästina, Syrien und Arabien Petra (eigentlich Thamud, d. h. der Fels mit einer Quelle) auf; sie ward die Hauptstadt dieses Reiches, und nun erst konnte Ptolemäus ein peträisches Arabien einführen, aus welchem durch einen sonderbaren Mißgriff die mit dieser Gegend unbekannten Geographen ein steinigtes Arabien gebildet haben. Das wüste Arabien des Ptolemäus aber, welches östlich zwischen dem peträischen und glücklichen unter Syrien, Mesopotamien und Chaldäa liegt, hat besonders gegen den Euphrat zu recht fruchtbare Plätze, und ist nicht zu vergleichen mit den ungeheuern, quer durch die Halbinsel sich ziehenden Wüsten des sogenannten glücklichen Arabiens. Nimmt man hiezu, daß das glückliche Arabien des Ptolemäus in einem großen Mißverhältniß zu dessen beiden nördlichen Schwestern steht, die zusammen genommen kaum die Hälfte von demselben ausmachen, und daß diese Benennung ebenfalls aus einer freilich alten, aber falschen Uebersetzung des Wortes Jemen, Jaman, entstanden ist, welches eigentlich das Land bedeutet, was der heiligen Stadt Mecca zur Rechten liegt (in Bezug auf den Orient, so wie Al-Sham, Syrien das Land zur Linken ist); so ist leicht zu erachten, was von dieser ganzen Eintheilung in ein glückliches, wüstes und peträisches oder gar steinigtes Arabien zu halten ist. Wir werden uns also schicklicher an die Araber festhalten. Diese theilen die Halbinsel Arabiens in Provinzen ein, die, so viel wir wissen, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag ihre Namen und mit geringer Veränderung auch ihre Grenzen beibehalten haben. Was nicht der Natur der Sache, sondern den Schriftstellern zuzuschreiben ist, besteht darin, daß ein arabischer Geograph oder ein europäischer Reisebeschreiber eine größere oder kleinere Anzahl von Provinzen annimmt als der andere, je nachdem er eine Landschaft in die andere einschaltet oder nicht, und

daß bei Abulfeda wohl eine Landschaft in der Reihe der Provinzen steht, die bei Niebuhr eine Unterabtheilung macht, und so umgekehrt. Aber dieß hindert nicht, eine Eintheilung Arabiens zu Stande zu bringen, wobei wir Abulfeda und Niebuhr zum Grunde legen, einen aber aus dem andern erläutern, ergänzen und berichtigen. Denn wenn Niebuhr einige Landschaften, weil er von ihnen keine Erkundigungen einziehen konnte, aus der Reihe der Provinzen Arabiens gänzlich wegläßt, so müssen diese in ihre alte Stelle wieder eingesetzt werden, und wenn Abulfeda, wie dieß fast durchaus der Fall ist, zu unbestimmt in den Grenzbestimmungen ist, so verweisen wir auf Niebuhr, der das Verdienst der Genauigkeit hat, und der, falls sich seit Abulfeda einige Provinzen Arabiens in ihren Grenzen verändert hätten, den neuesten geographischen Zustand dieses Landes unter allen europäischen Reisebeschreibern am genauesten beschreibt.

Abulfeda nun theilt in seiner ersten geographischen Tabelle Arabien in folgende Provinzen ab, deren Ordnung und Folge er übrigens dem Leser zur willkürlichen Bestimmung zu überlassen scheint:

I. Jemen oder Jaman, worunter Einige eben so unglücklich, wie die griechischen Erdbeschreiber mit ihrem glücklichen Arabien, das glückliche Land verstehen, um doch auch in der arabischen Sprache ein glückliches Arabien zu haben. Jemen faßt in sich die Landschaften Tehajim-al-Jemen, Mahrah, Hhadhramaut und Jemen im engern Sinn. Der Landschaft Shehr erwähnt auch Abulfeda, und hält Tafar (Dafar) für ihre Hauptstadt; es scheint aber, als rechnete er sie mit zu Tehajim-al-Jemen.

II. Hhegiaz oder Hhedschaz (Hedsjas), eine Provinz, die man nicht mit dem peträischen Arabien des Ptolemäus vergleichen sollte, weil sie sich nicht so weit nach Norden und weiter nach Süden erstreckt, als dies peträische Arabien, wenn gleich die Naba-

thäer einen Theil von Hhedschaz, nämlich den nördlichen, bewohnt haben mögen. In Hhedschaz liegen die heiligen Städte Mecca und Medina, und Hhedschaz ist von den arabischen Geographen unter allen Provinzen Arabiens deßwegen am meisten vernachlässigt worden, wie Herr Silvestre de Sacy richtig bemerkt hat, weil sie nämlich viele den Moslemen heilige Oerter enthält, welche von den mahomedanischen Reisenden weit mehr als alle übrigen Gegenden Arabiens besucht werden, und weil sie überhaupt der Schauplatz der Thaten Mahomeds war. Man muß jedoch hievon die heiligen Städte selbst ausnehmen, die der Mahomedaner als allgemein bekannte Dinge nicht beschreibt, der Laie und Ausländer aber nicht beschreiben kann.

III. Naged oder (nach deutscher und nicht englischer Aussprache) Nadsched.

IV. Jemamah oder Arudh.

V. Bahhrein oder Hadschar, nebst Oman, welche Landschaft zu Hadschar im weitern Sinne dieses Wortes gerechnet wird.

VI. Die Wüsten von Babylonien, Mesopotamien und Syrien, welche nämlich die nördliche Seite von Arabien ausmachen.

Niebuhr in seiner Beschreibung von Arabien macht folgende Eintheilung der Provinzen dieses Landes. Er sagt, daß Arabien aus Jemen, Hadramaut, Oman, Lachsa (Bahhrein), Nedsjed, Hedsiaz und einigen kleineren daran gränzenden Landschaften bestehe. Die unabhängigen Herrschaften in und an dem persischen Meerbusen, die Beduinen oder herumstreichenden Araber, und die Wüste des Berges Sinai machen noch drei besondere Abtheilungen bei ihm aus. In wie fern diese Eintheilung Niebuhr's mit der Abulfeda's übereinstimme oder nicht, läßt sich leicht sehen. Vorerst aber müssen wir bemerken, daß Niebuhr ungewiß ist, ob er das ganze Erak Arabi, nebst den Wüsten von Syrien und Palästina mit zu Arabien rechnen soll, dagegen aber, daß Abulfeda in seiner Einthei-

lung und Begränzung von Arabien die Wüsten von Scham, Dschesira und Erak (das heißt von Syrien, Mesopotamien und Babylonien) mit einbegreift. Jemen wird bei Niebuhr in einem engern Sinn genommen als bei Abulfeda. Was bei Niebuhr Jemen im weitern Sinne ist, das kommt bei Abulfeda als Jemen im engern Sinne, oder als die eigentliche Provinz Jemen vor (im Gegensatz zum ganzen Land Jemen), und Abulfeda begreift unter Jemen unter andern auch Hadramaut, eine Landschaft, die bei Niebuhr in der Reihe der Provinzen steht. Oman, welches Niebuhr als eine eigene Provinz betrachtet, macht bei Abulfeda eine Unterabtheilung aus, und wird unter Bahhrein oder Hadschar im weitern Sinne begriffen. Die Provinz Lachsa bei Niebuhr ist einerlei mit Bahhrein oder Hadschar (dieses ist der mehr aufs Land, jenes der mehr auf die anliegenden Inseln passende Name) im eigentlichen Sinne, wie es Abulfeda hat. Nadsched (Nedsied, Nag'd) nimmt Niebuhr in einem weitern Sinne, als Abulfeda, denn es faßt auch die Provinz Jemamah oder Arudh in sich, welche bei Abulfeda in der Reihe der Provinzen steht. Wir müssen nun noch hinzusetzen, daß Niebuhr zwei kleine Provinzen, die er nur dem Namen nach kennt, ausgelassen hat, welche nach Abulfeda zu Jemen im weitern Sinne gehören. Dieß ist erstlich die Landschaft Mahrah, welche westlich neben Oman liegt, und von welcher Niebuhr selbst ausdrücklich gesteht, daß sie einige von den Häfen, die er zu Hadramaut gerechnet habe, in sich begreife, daß er aber von derselben weiter keine Nachrichten bekommen habe. Eben dies Letztere sagt er zweitens von der kleinen Provinz Schähhr, welche zwischen Hadramaut und Mahrah liegt, und zu der Abulfeda die Hafenstadt Thahar rechnet. Freilich erwähnt er dieses Distrikts nur ein einziges Mal, und man siehet nicht recht, was er mit demselben will.

Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen, die sich aus der Vergleichung des Abulfeda mit Niebuhr ergeben, wollen

wir aus beiden auf die schon oben angedeutete Art eine Eintheilung Arabiens zusammensetzen, wobei wir aber besonders auf Niebuhr verweisen.

1) Das Land Jemen (nach Abulfeda): a) die Provinz Jemen (nach Niebuhr); b) die Landschaft Hadramaut (nach Niebuhr); c) die Landschaft Schähhr (nach Abulfeda und noch besser nach Edrisi); d) die Landschaft Mahrah (nach Abulfeda).

2) Die Provinz Oman (nach Niebuhr).

3) Die Provinz Lachsa, oder Hadschar (nach Niebuhr).

4) Die Provinz Nadsched nebst Jemamah (nach Niebuhr).

5) Die Provinz Hedschaz (nach Niebuhr).

6) Die Wüsten von Sham, Dschesira und Erak (Syrien, Mesopotamien und Babylonien) nach Abulfeda. Es möge nun eine geographische Darstellung der einzelnen Landschaften Arabiens folgen, so weit eine solche bei den uns zugänglichen äußerst mangelhaften und unvollständigen Nachrichten möglich ist.

Die eigentliche Halbinsel Arabiens liegt zwischen 12 und 34° Breite und 51—76° Länge, mithin theils in der gemäßigten, theils in der heißen Zone, grenzt in O. an die asiat. Türkei und den persischen Meerbusen, in S. an das Weltmeer, arab. Meerbusen, der durch die Straße Bab el Mandeb mit dem Weltmeere verbunden ist, in N. an die asiat. Türkei und hat einen Flächenraum von 45,000 □M. Am genügendsten ist uns 1) Südarabien, d. h. die Provinzen Jemen, Oman, Lachsa und Nadsched, bekannt. Dieser ganze Distrikt ist von Gebirgszügen durchschnitten, die sich nach den Meeresküsten zu abdachen und hier zum Theil nicht unbeträchtliche Ebenen bilden. Letztere sind an der Küste des rothen Meeres ziemlich flach, so daß im Amte Loheia die Fluth regelmäßig einen Theil derselben überschwemmt, meist sandig, aber durch einige bedeutende Regenbäche fruchtbar. Das Innere des Landes zeichnet sich durch einen sehr ergiebigen, mit vielem Fleiß

cultivirten Boden aus (obschon es auch nicht an wüsten und unfruchtbaren Gegenden fehlt), und die Thäler, Hügel, ja zum Theil selbst die höhern Bergrücken liefern Getreide (vorzüglich Durra, der die Stelle des Roggens vertritt), Feigen, Datteln, Aprikosen, Granatäpfel, Caffee (am besten im jemenischen Amte Udden), Gewürze und Specereien aller Art im Ueberfluß. Die Viehzucht wird mit großem Vortheil betrieben, vorzüglich sind die arabischen Pferde auch in Europa berühmt und geschätzt; wild finden sich insbesondere eine große Anzahl Affen der verschiedensten Art; Bergwerke finden sich in verschiedenen Gegenden auf Eisen (das aber schlecht seyn soll), Blei und Kupfer, nicht, wie Niebuhr ausdrücklich versichert, auf edle Metalle, obschon die Alten Arabien wegen seiner Gold- und Silbergruben rühmen. Unter den Edelsteinen gewinnt man am häufigsten Carniole, Achat, Oniche und an der Küste des persischen Meerbusens ist die Perlenfischerei sehr einträglich. Das Klima stimmt im Allgemeinen mit dem der benachbarten, unter gleicher Breite liegenden Länder überein, doch ist merkwürdig, daß oft in ganz nahe bei einander liegenden Provinzen die Temperatur merklich verschieden ist; in den Sommermonaten grenzt die Hitze ans Unerträgliche (vorzüglich in der Gegend von Mochha), so daß um Mittag selbst Menschen und Vieh zuweilen verschmachten, dabei ist der Himmel stets heiter und wolkenlos und es herrscht eine durchgängige Trockenheit. Nur des Nachts wird die Vegetation durch einen starken Thau angefrischt, und dieser, so wie kühlende Seewinde mäßigen die Hitze einigermaßen. Der Winter besteht auch hier in ununterbrochenen Regengüssen; die Kälte ist besonders auf den höher liegenden Distrikten zum Theil empfindlich, so daß des Nachts Eis friert und selbst Schnee fällt. Die Bewohner dieses Theils von Arabien leben fast alle in Städten und Dörfern beisammen, nur hier und da giebt es herumstreifende nomadische Stämme, z. B. im Amte Dsjof, in Lachsa und Nedschas.

Der ganze Landstrich zerfällt in eine Menge kleiner, von einander unabhängiger Staaten, die unter ihren Sherifs stehen und eine mehr oder minder geregelte Verfassung haben. Am bedeutendsten ist der Staat von Jemen (im engern Sinn), dessen Oberhaupt den Namen Imam führt, ein kleines stehendes Heer zu Fuß und zu Pferde hält und nicht unbedeutende Einkünfte (nach Niebuhr 480,000 Spec. Thlr.) bezieht. Das Staatsgebiet desselben ist zum Behuf der Verwaltung in mehrere Kreise oder Aemter getheilt, denen Dola's oder Emirs, welche die Truppen befehligen und die Einkünfte des Landesherrn erheben, vorgesetzt sind. Die Justiz wird von Kadi's, die aber nicht unter dem Befehl der Dola's stehen, verwaltet. Mit den Produkten des Landes treiben die Bewohner der ganzen Landschaft Jemen einen sehr lebhaften Handel, vorzüglich nach den Küstenstädten zu, von wo europäische Kaufleute in gewissen Zeiten des Jahrs die in Menge angehäuften Waaren nach Europa bringen. Als Mittelspersonen bei diesem Verkehr dienen die Banianen oder indische Heiden, welche eine Zeit lang in arabischen Seestädten sich niederlassen, und wenn sie Schätze gesammelt haben, in ihr Vaterland zurückkehren. Außerdem gibt es in ganz Jemen eine beträchtliche Anzahl Juden, die meist beisammen wohnen, und in der Provinz Lachsa viele Sabier oder Johannisjünger.

Die wichtigsten Städte dieses Theils von Arabien sind in Jemen: Mochha 10°19′ am arabischen Meerbusen, Zebid, ehemalige Hauptstadt von Thehama, Beitelfakih 14°31′, Loheia 15°42′, Sana 15°22′, Damar 12½ d. Meilen von voriger, Dsjöbla, Taäs 13°34′, Aden 12°40′, Naukeban, Dofar, Dsjesan 16°45′, Mareb; in Hadramaut und Mahrah: Dofar, Keschin; in Oman: Rostak, Maskat 23°37′; in Lachsa: Lachse, Katif, Koueit; in Nadsched und Jemamah: Dumat al Dschendal, Al Imamah.

Nordwestlich über Jemen liegt 2) die Landschaft Hedsjas, die in Osten an Nadsched und Jemamah, in Norden an den Meer-

busen von Akaba und vielleicht an die Wüste von Syrien, in W. an das rothe Meer angrenzt und einen Theil von **Arabia petraea** des Ptol. bildet. Nach Niebuhr ist die natürliche Beschaffenheit zum Theil eben so gut als in Jemen; „man findet," sagt er, „landeinwärts viele fruchtbare und bergige Gegenden und an der Seeseite flaches Land, das an einigen Stellen durch Flüsse, die sich in den bergigen Gegenden sammeln, auch fruchtbar gemacht werden kann. Doch fehlt es im Innern auch nicht an Sandwüsten." Die Bewohner leben größtentheils in Städten und Dörfern und stehen unter vielen freien Scheichs, obschon die Pforte an den Küsten und in einigen festen Plätzen Besatzungen unterhält. Am besuchtesten ist die Landschaft, weil sie die beiden heiligen Städte der Mahomedaner, Mecca und Medina, enthält, in deren Umgegend auch der Meccabalsam wild wächst. Außerdem sind im arabischen Meerbusen die Hafenstädte: Jambo und Dschidda und im Innern der Flecken Coba oder al Kasar mit einer berühmten Moschee zu bemerken. In der Gegend der Stadt Cheibar leben ganze Stämme von Juden, die ihre eigenen Scheichs haben.

3) Der Theil Arabiens zwischen Hedschas, Jemen und dem persischen Meerbusen wird mit einem großen Theile des alten Mesopotamien, Syrien und Babylonien von arabischen Geographen unter der Benennung Wüsten von Scham, Dschesira und Erak begriffen, ist aber von europäischen Reisenden nur wenig besucht worden; am besten kennen wir noch die Wüste von Dschesira, weil die Karawanen von und nach Bagdad von Basra ihren Weg nehmen, außerdem die Wüste von Scham. An und um den Euphrat ist das Land gut bewässert und fruchtbar an Tamarisken, Cypressen, Citronen, Feigen und Olivenbäumen, Acacien, Dora u. s. w., selbst Weinreben wachsen hier und da; weiter ins Innere aber wird der meist ebene Boden steinicht oder ist mit bloßem Sande überdeckt, den der Wind in großen Wolken emportreibt und zu Hügeln

anhäuft, daher das Reisen in diesen Gegenden äußerst beschwerlich und selbst lebensgefährlich ist. Die Hitze soll zwar erträglich seyn; häufig aber weht ein erstickender Wind, der bekannte Samum, dessen verderblichen Einwirkungen Menschen und Vieh sich nur mit Mühe entziehen können. Gutes trinkbares Wasser ist äußerst selten, da die Flüsse und Bäche während der Sommermonate austrocknen und Quellen nur sehr wenig sich finden. Durch Cisternen, in welchen man das Regenwasser sammelt, wird dieser Mangel nur schlecht ersetzt. Die Vegetation besteht in vielen Gegenden blos in Gras und stachlichten Kräutern, unter welchen auch die Dornstaude Algul ist, auf deren Blättern das Manna sich findet. Wilde Thiere gibt es hier in Menge, nämlich Löwen, Tiger, Waldesel, Wölfe, Schakals, Gazellen, Bergmäuse; auch ist ein Ueberfluß von den verschiedensten Arten der Eidechsen und giftiger Schlangen. Dagegen sind verhältnißmäßig nicht viel Vögel anzutreffen, doch sieht man hier und da Raben, Geier, Strauße, Rebhühner, Ibis u. s. w. Der ganze Landstrich wird fast ausschließend von nomadischen Arabern bewohnt, Städte und Dörfer gibt es sehr wenige, die meisten am Euphrat und dem persischen Meerbusen, als: Ana, Hadith, Hadscher (?); dagegen sind Ruinen von alten Schlössern und Städten nicht selten. Die nomadischen Araber, die ihre Stammverfassung durchaus beibehalten haben, und von Jagden, Viehzucht und Räuberei sich nähren, nennt man bekanntlich Beduinen; sie leben unter Hütten oder Zelten, sind einfach in Sitte und Lebensart, freiheitliebend, tapfer und stolz; alle andere Araber, die in Dörfern und Städten wohnen (Fellah und Hhadesi genannt), werden von ihnen als unächte ausgeartete verachtet. Jede Familie hat ihren Schach, bisweilen verbinden sich deren mehrere, besonders wenn sie schwach sind, unter einem Schechelkbir. Kriege zwischen den einzelnen Stämmen sind nicht selten, sie werden aber gewöhnlich ohne großes Blutvergießen

geführt. Nur einige Stämme, besonders in der Wüste Erak, sind der Pforte zinsbar und den türkischen Pascha's der benachbarten Provinzen unterworfen, die meisten leben frei und unabhängig und ziehen selbst von der türkischen Regierung jährlich nicht unbedeutende Summen, um von räuberischen Streifereien zurückgehalten zu werden.

Noch ist endlich 4) der Landstrich zwischen Egypten, dem alten Palästina und den bisher beschriebenen Wüsten Arabiens übrig, den Niebuhr unter der Benennung Wüste des Berges Sinai aufführt, die arabischen Geographen aber zu Egypten rechnen. Er bildet einen großen Theil des Arabia petraea des Ptolemäus und ist vorzüglich deßhalb merkwürdig, weil die Israeliten ihn 40 Jahre lang auf ihrem Zuge nach Palästina durchirrten. Ueberall zeigen sich hier hohe, schroff ansteigende Berge (darunter auch der Dschebbel el Mokatab mit alten Inschriften) in verschiedenartigen Gruppirungen, welche mit zum Theil nicht unbeträchtlichen Ebenen abwechseln. Jene bestehen bald aus bloßem Sande, bald aus Kalkstein, Talk, Kreide, oder, wie das Gebirge Horeb und Sinai, aus Granit, sind wasserarm und meist unfruchtbar. Die Ebenen und Thäler haben nur hier und da durch Regenbäche etwas lehmige Fruchterde; meist sind sie mit feinem Staube bedeckt oder bestehen aus felsigem Grunde. Auch in diesem Landstriche hausen Beduinenstämme; nur an den Küsten des arabischen Meerbusens befinden sich einige Hafenstädte und Dörfer, z. B. Scharm (Dsjerm), Minah el Dsahab, Akaba (das alte Adana).

Nach dieser Darstellung der einzelnen Provinzen Arabiens fügen wir noch Bemerkungen über den Charakter und die Cultur der Araber im Allgemeinen bei, doch mit Uebergehung dessen, was den Beduinen eigenthümlich ist. Sie sind von mittler Statur, mager, aber nicht ohne Lebhaftigkeit. Im Essen und Trinken lieben sie Mäßigkeit; ihre gemeinsten Speisen sind Brod aus Weizen oder bei den untern Volksklassen aus Durra in Gestalt runder

Kuchen, und Pillau, der aus Reis bereitet wird; als Getränk liebt man Kaffee und Kischer, der aus den Schalen der Kaffeebohnen gezogen wird; Wein und andere berauschende Getränke werden, wegen des bekannten Verbots im Koran, nur im Geheimen genossen. Das Tabackrauchen ist in allen Volksklassen verbreitet, die gemeinen Araber rauchen außerdem auch Haschich (Hanfblätter), der bei ihnen in seinen Wirkungen die Stelle des Branntweins vertritt. Die Mahlzeit nimmt man sehr geschwind und zwar, selbst in vornehmen Häusern, auf dem Boden des Zimmers ein, wobei ein Stück Tuch oder Leder als Tisch dient. Messer, Gabeln und Löffel sind nicht im Gebrauch, man bringt die Speisen mit den bloßen Händen zum Munde, letztere werden daher vor dem Essen sorgfältig gewaschen, wie denn überhaupt die Araber sich der größten Reinlichkeit befleißigen. Dieß und die oben gerühmte Mäßigkeit mögen die vorzügliche Ursache seyn, daß die Araber eine ziemlich dauerhafte Gesundheit genießen; außer dem Aussatze finden sich bei ihnen wenig langwierige Krankheiten und ihre Aerzte sind auch größtentheils sehr unwissend. Auf das Salben des Körpers hält auch der gemeine Mann sehr viel, und selbst die Aermsten bestreichen an Festtagen alle ihre Glieder mit (schlechtem) Oele. Bei den Wohlhabenden sind zugleich Räucherwerk und wohlriechende Wasser im Gebrauch, und beide pflegt man eintretenden Fremden entgegen zu bringen.

Die Araber sind durchaus sehr gesellig, daher sie sich gern in Kaffeehäusern und auf den Märkten versammeln; und es gibt in Jemen fast kein Dorf von Bedeutung, das nicht seine Markttage hielt. Das weibliche Geschlecht lebt, wie im ganzen Oriente, sehr eingezogen und bewohnt den hintern Theil der Häuser; mit Fremden kommen die Frauen gar nicht zusammen. Die Erziehung der Kinder wird in den frühern Jahren ganz von den Frauen besorgt; sind die Söhne herangewachsen, so bekommen sie entweder (in den

vornehmen Häusern) besondere Lehrer, oder sie müssen sich stets in der Gesellschaft ihrer Väter halten; die Töchter bleiben bis zur Verheirathung im Harem. Bei Abschließung der Ehen untersucht man genau, ob die unverehlichte eine unverletzte Jungfrau ist; findet sich das Gegentheil, so wird sie bei den Beduinen und Landbewohnern ohne weiters verstoßen, in manchen Gegenden sogar getödtet; die mehr civilisirten Araber in den Städten aber lassen sich entweder von ihrem Schwiegervater mit Geld abfinden oder geben ihm nach einiger Zeit seine Tochter in der Stille zurück.

Berühmt ist die Gastfreiheit der Araber selbst vom gemeinsten Stande; überhaupt sind sie sehr höflich und in den Städten gegen Fremde human; Bekenner anderer Religionen sind als solche nicht leicht Beleidigungen ausgesetzt; auch suchen die Araber nicht Proselyten zu machen, obschon sie zum Islam Uebergetretene beschützen. Häufig hat man die Araber aber rachsüchtig geschildert und nicht mit Unrecht; grobe Beleidigungen werden oft durch Ermordung des Beleidigers und seiner Anverwandten gerächt, auch ist das alte Recht der Blutrache unter allen Stämmen üblich; dagegen sollen die Araber nicht eben zanksüchtig und bei geringen Beleidigungen leicht versöhnlich seyn. Die Kleidung besteht in Arabien, wie im ganzen Orient, in sehr weiten, bequemen Gewändern; Beinkleider (die jedoch nicht allgemein üblich sind) und darüber ein weites weißes oder blaues Hemd mit weiten langen Ermeln, ein Gürtel, gewöhnlich von Leder, in dem ein krummes spitziges Messer und bei den Geringen auch der Geldbeutel, das Feuerzeug u. s. w. steckt, ein kurzes Oberkleid ohne Ermel, ein großes Tuch auf den Schultern, ein Turban, der aus einer Menge mit Nesseltuch umwundenen Mützen besteht, endlich Schnürsohlen sind die wesentlichsten Stücke derselben; die gemeinen Araber tragen zum Theil nur ein großes Stück Tuch auf dem bloßen Leibe, das von der Hüfte bis an die Knie herabhängt, einen großen

Gürtel und ein großes Tuch auf der Schulter; an den Füßen sind sie ganz unbedeckt. Die Weiber, deren Tracht sich nicht bedeutend von der der Männer unterscheidet, haben überdieß Ringe und andere Zierathen in Nase und Ohren, färben ihre Nägel mit Henna und ihre Augen mit Alkohol. Arabien hat seine frühesten Bewohner aller Wahrscheinlichkeit nach vom Kaukasus her erhalten, die, auf dem Antilibanus fortziehend, zu den arabischen Gebirgen gekommen waren. Die Araber selbst unterschieden:

1) Alte Araber, Bajediten, von deren Stämmen keine schriftlichen Denkmale sprechen. Die berühmtesten dieser Stämme, deren Andenken die Sage erhalten hat, auf die sich auch der Koran bezieht, sind Ad, Aditen, Thamud, Tasm, Dschadis, Dschorham und Amalek.

2) Spätere Araber, von denen die heutigen abstammen. Diese theilen sich in zwei Stämme, die der echten Araber (al Arab al Ariba) oder Joktaniden, von Joktan oder Kahtan, Ebers Sohne, und gemischte, eingepfropfte, Mostaraben (al Arab al Mostáreba), welche von Adnan, Ismaels Sohne, Abrahams Enkel, abgeleitet werden. Man nennt diese Stämme darum unechte, weil ihr Urahn als ein Ausländer erst durch Vermählung mit einer Tochter des Dschorhamiden Modad naturalisirt wurde. Alle diese Stämme waren semitische. Die genealogischen Tafeln derselben kann man nachsehen bei Sale in der Einleitung zum Koran. Warum wir so wenig von der ältesten Geschichte dieser Stämme wissen, davon ist ohne Zweifel der Hauptgrund, weil die meisten Stämme dieses nomadischen Handelsvolkes, unbekümmert um Aufzeichnung ihrer Thaten, roh und unwissend umherzogen. Nur in Jemen gründete sich ein Staat, das Reich der Joktaniden oder Hamyariten (nicht Homeriten), so benannt nach einem der Nachkommen Joktans, Hamyar, dessen Dynastie nach Abulfeda 2020 Jahre regiert haben soll. Die Stiftung dieses Reiches fällt ungefähr 3000 Jahre vor Mahomed. Die Reihenfolge seiner Könige findet man in den Ab-

handlungen der französischen Academie der Wissenschaften, aber die dabei gelassenen Lücken haben auch von spätern Forschern nicht ausgefüllt werden können. Es fehlt nicht an Spuren in der ältesten Geschichte, daß nicht nur Araber an Weltbegebenheiten Theil genommen, sondern einst auch als ein herrschendes Volk aufgetreten sind, nur ist zweifelhaft, von welchen Arabern jedesmal die Rede sey.

Arabien selbst wird bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung gebraucht. In letzterer wird z. B. der südliche Theil Mesopotamiens Arabien genannt, weil dieser schon in alter Zeit, wie jetzt noch, von arabischen Horden, die ein räuberisches Nomadenleben führten, durchstrichen wurde. Nur der Euphrat schied sie von dem wüsten Arabien. Plinius dehnt dieses Land bis fast an die Grenzen Armeniens durch Mesopotamien aus. Es könnte wohl seyn, daß diese Araber, die Nachbarn der Assyrer, gemeint wären, wenn Araber als erste Bundes- und Streitgenossen des Königs Ninus aufgeführt werden, wiewohl Volney den arabischen König Ariaios, dessen Ktesias hiebei gedenkt, in einem Könige Jemens, Haret Arrajes, erkennen will. Besonders die Bewohner von Hoch-Jemen rühmen sich, ein unüberwundenes Volk zu seyn, das aber selbst einst den Glanz seiner Herrschaft weit verbreitet habe. Nach den arabischen Schriftstellern haben sie einst von der Tartarei bis Afrika geherrscht. Abulfeda, Hamzah und El Bakui führen als Beweise davon an: drei merkwürdige Inschriften in der Tartarei, an der Grenze von China, in Samarkand, und auf einer Bildsäule in der Mitte Afrika's an dem Orte, welcher das Sandmeer genannt wird. Von dem eben genannten Arrajes wird erzählt, daß er große Feldzüge bis an den Indus gethan und große Beute davon getragen habe. Diese und ähnliche Spuren sind um so mehr zu verfolgen, weil ein Zusammenhang zwischen Indien und Arabien auf jeden Fall stattgefunden hat. Wir reden hier nicht von dem bloßen Zusammenhange durch den Handel, sondern von einem früheren

vermuthlicher Verwandtschaft indischer und arabischer Stämme, die sich von Südindien bis nach Aethiopien in Afrika scheinen verbreitet zu haben. In Egyptens Geschichte finden sich manche Spuren von Einfällen der Araber in dieses Reich. In den einfallenden Hirtenkönigen (Hyksos) hat man Araber erkannt, und Diodor berichtet, daß Sesostris sich genöthigt gesehen, von Heliopolis bis Pelusium eine Linie zu ziehen, um Egypten vor Einbrüchen der Araber und Syrer zu sichern. Daß die afrikanischen Aethiopes ursprünglich aus Arabien stammen, behauptete Stephanus von Byzanz nicht grundlos, denn Gestalt, Sitten, Denkart und Sprache sprechen dafür. „Im Irak arabi", sagt Wahl, „wohnten schon hoch in der Vorwelt Araber. Die Pischdadier hatten ja schon mit Arabern wie mit Turaniern Streit, und unter dhohhakischer Regierung (des Handels nicht zu gedenken, den Araber und Phönicier nach Indien hinein trieben) Gemeinschaft." Wohl ist hier auch des freien Volks der Arabiten zu gedenken, welches Alexander am Arabios auf der Grenze zwischen Indien und Persien fand. „Man kann," sagt Wahl, „mit Arrian und einigen andern Alten die kleine Landschaft der Arabi und der Haors oder Haurs ebenfalls noch mit in den geographischen Bezirk Indiens einschließen; aber diese alten Stämme im heutigen Balloudschen sind nicht ausgemacht als indische Stämme bekannt, und der Landstrich, den sie bewohnten, ist durch die Kette der Lachygebirge und den Fluß Araba oder Ilmend als durch natürliche Grenzen von der Landschaft Sind abgeschnitten." Welchen Aufschluß die Verfolgung solcher Spuren noch geben könne, läßt sich nicht bestimmen; bis jetzt ist das Dunkel, welches über Arabiens ältester Geschichte ruht, dadurch noch nicht erhellt worden. Daß dieses Dunkel selbst über der Geschichte des hamyaritischen Staates ruht, dazu hat ohne Zweifel dessen isolirte Lage nicht wenig beigetragen. „Wenn auch nicht immer," sagt Ritter, „die Bewohner von Jemen so ganz unabhängig waren, wie es Hero-

dot von ihnen zu Darius Zeit rühmt, und nach ihm es öfter behauptet worden, daß sie nie fremden Befehlen gehorchen mußten; so geschah dies doch immer nur auf sehr kurze Zeit, und alle Eroberungsprojekte scheiterten bald wieder an Jemens eigenthümlicher Isolirung. Weder Darius, noch dessen Nachfolger, auch Alexander nicht, drangen bis Arabia felix vor, so sehr sie es auch im Auge behielten. Unter Cäsar Augustus ist die Land-Expedition des römischen Feldherrn Aelius Gallus bekannt geworden, von welcher aber schon Strabo keinen großen Gewinn zog. Es war im Grunde keine Eroberung, denn Aelius belagerte zuletzt Marsyaba sechs Tage lang, mußte aber umkehren, und sein Zug nahm einen sehr unrühmlichen Ausgang."

Selbst von der Hauptbegebenheit, die in dem Reiche der Himyariten Epoche macht, über den Durchbruch südarabischer Wasserleitungen bei der Hauptstadt Mareb, die zu Auswanderungen und neuen Staaten Veranlassung gab, weiß man die Zeit nicht bestimmt anzugeben, indem Einige sie ins 6. Jahrh. vor Chr., Andere in die Zeit Alexanders oder gar Tibers setzen. Wir wollen darüber mittheilen, was Ritter zusammengestellt hat. „Eine große Landschaft," so erzählten die arabischen Historiker, „das Land Saba oder Mareb, war lange wegen gewaltiger Bergströme unbewohnbar, als Lokman, König von Jemen, ein Nachkomme Himyars vom Geschlechte Sabas (nach andern Himyar selbst), den Wassern neue Wege öffnete, daß sie zum Meere zogen. Den Ueberfluß aufzubewahren und nutzbar für das Land zu machen, baute er einen hohen Damm zwischen zwei Bergen mit Oeffnungen, um nach Belieben Abzug zu geben und das Land zu bewässern. Seitdem ward Mareb, das Land der Sabäer, zum schönsten Fruchtgarten, den Masudi nach den alten Erzählungen als ein weites Paradies beschreibt, voll Berge, Ströme, Kanäle, Lust- und Obsthaine, voll schöner Gebäude, bewohnt von zahlreichen,

glücklichen, gerechten, gastfreien Völkern, deren Gesetz von allen andern erkannt ward, die über alle ihre Nachbarvölker herrschen und, nach des Orientalen Ausdruck, gleich dem Diadem auf der Stirn des Universums glänzen. Die 30 Schleußen, welche die Wasser aus dem Damme durch die fruchtbarste Landschaft leiteten, wurden aber alt und wankten; viele der Anwohner sahen den Einsturz des Dammes voraus und wanderten aus. Dies waren die verschiedenen Familien vom Geschlechte der Sabäer, Joktaniden oder Himyariten, welche sich aus Süd-Arabien über Nord-Arabien verbreiteten und daselbst das Uebergewicht über die dortigen arabischen Stämme erlangten, welche sich Ismaeliten, wie noch heute alle Beduinenstämme, nannten. So zogen die einen nach dem Lande Acc und zum Euphrat, nach Bahrein und Oman; andere nach Syrien; die Söhne Thelebas nach Yatreb (nachher Medina); die vom Stamme Tai besetzten das Plateau Nedsched zwischen den Bergen Ajia und Salma, die noch jetzt das Land der Tai heißen u. a. m."

Das Reich Hedjas war von Dschorhamiden regiert worden, denen Ismaeliten folgten, allein die Monarchie scheint hier nicht von Dauer gewesen, sondern eine Regierung der Stammes-Oberhäupter entstanden zu seyn, wie bei den Arabern der Wüste. Zu Mecca war der Stamm der Koreischiten herrschend geworden, der seinen Namen von Fehr Koreisch, einem Nachkommen Adnans, hat. Dieser Stamm hatte durch den Ort selbst einen Vorzug, denn seit uralten Zeiten war hier der schwarze Stein, die Kaaba, in dem großen Thurme Saba, des Sohnes Chus, Gegenstand der Verehrung. Mecca war deßhalb ein Wallfahrtsort, und die Koreischiten schützten mit ihren Waffen die Pilger gegen die Räuber. Ohne Zweifel diente auch hier das Heiligthum dem Handel zum Schutze. Es ist hier der Ort nicht, uns über den Gegenstand dieser Verehrung und die Art derselben zu verbreiten. Sie scheint eben so wenig allgemein gewesen zu seyn, als die Regierung, und dies war

von wichtigen Folgen. Verschiedene Stämme hatten das Judenthum angenommen, andere bekannten sich nachher zum entstandenen Christenthume, und im 3. und 4. Jahrh. bot vielen Christen vor den Verfolgungen im römischen Reiche das südliche Arabien Schutz. Als aber im 6. Jahrh. Dhulnaovas (Naowasch), der letzte Himyarite, König von Jemen war, und er, ein Jude im Glauben, die Christen verfolgte, gab dies Veranlassung zu einem blutigen Kriege, indem der Negusch von Habesch, ein Christ, seinen Glaubensgenossen zu Hülfe kam. Die Araber wurden besiegt, Dhulnaovas, Unterwerfung verschmähend, stürzte sich in das Meer, und Jemen wurde nun von äthiopischen Statthaltern regiert. Diese Begebenheit ist auch darum höchst merkwürdig, weil die Sieger aus Habesch den Arabern die Kinderblattern zubrachten, welche von diesen sodann über die ganze Erde sich verbreiteten. Alle angegebenen Umstände dienten, dem Manne die Bahn zu bereiten, der eine Vereinigung der Araber durch eine gemeinschaftliche Religion und Verfassung gründete und der Welt zeigte, was in diesem Volke lag. Das Geschlecht Haschem, aus dem der geistvolle und feurige Mahomed entsprang, war ein Zweig des koreischitischen Stammes. Seine Thaten hat der fromme Sultan von Hamat, Abulfeda, im Anfange des 14. Jahrh. n. Chr. Geb. beschrieben.

Mahomed.

In jenem angesehenen Stamme, dem die Hut des Heiligthums zu Mecca anvertraut war, unter den Koreischiten in der Familie Haschem, ward entweder 570 (am 10. November) oder 571 (am 21. April) Mahomed Abu'lkasim Ben Abdallah geboren in einer Nacht, wo die Natur selbst nach frommer Sage durch bewirkte Wunder offenbarte, daß Großes geschehen. Kaum zwei

Monate alt, verlor das Kind seinen Vater Abdallah Ben Abd Elmotalleb, dessen geringe Verlassenschaft in fünf Kameelen und einer äthiopischen Sklavin bestand. Eminet, Mahomeds Mutter, eine Koreischitin, theilte mit sorgsamen Ammen sich in des Knaben Pflege, bis nach damaliger Sitte der Meccaner, die hierin den Parisern vorauseilten, derselbe der Saaditen Holaima, einer jener Ammen, die zu aller Zeit aus der ganzen Umgegend in die Stadt herbeikamen, um die Neugebornen heraus in die freie Luft der Landbewohner zu holen, übergeben ward. Zur Mutter zurückgekehrt, verlor er bald, nur erst sechs Jahre alt, auch diese durch den Tod. Zwei Jahre lang vertrat hierauf der Großvater Abd Elmotalleb der Eltern Sorge, und als auch dieser starb, nahm ihn Abu Talib, einer seiner neun Oheime, zu sich. Nun war Handel der Koreischiten vorzügliches Geschäft, und so geschah es, daß Mahomed, als er das 13te Jahr zurückgelegt hatte, zum ersten Male mit dem Oheim in Kaufmannsangelegenheiten nach Syrien wanderte, und bis Bostra, der Hauptstadt der Provinz Hauran, vordrang. Doch damit er auch dem Kriegshandwerk nicht ganz fremd sey, nahm er im folgenden Jahre mit seinen sämmtlichen Oheimen an jenem Treffen, genannt der Kampf der Entweihung, Antheil, der sich zwischen den Koreischiten und Kenaniten auf der einen Seite und der Hewaseniten auf der andern entsponnen hatte, und sich siegreich für jene endete. Stattlich wuchs der Knabe heran, und kaum noch, daß er mannbar geworden, rühmte man seinen männlichen Sinn, seine Besonnenheit, seine treffenden Antworten und seine Wahrheitsliebe. Seine Zuverlässigkeit in Versprechungen erwarb ihm den Ehrennamen des Getreuen. Kein Wunder, wenn ihm bei solchen Eigenschaften die reiche Koreischitin Chadidscha, die Tochter des Chowailed, die Leitung ihrer ausgebreiteten Handelsgeschäfte anvertraute. Hierdurch von neuem in Stand gesetzt, Reisen nach Syrien zu thun, rechtfertigte er nicht

nur das in ihn gesetzte Vertrauen, sondern fand auch Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern, und sich eine Ansicht von dem politischen und religiösen Zustande seines Vaterlandes und der umliegenden Staaten zu bilden und dieselbe zu läutern. Bald erhielt auch sein Ansehen unter den Stammverwandten mehr Festigkeit, und die Heirath mit der Chadidscha verschaffte ihm in einem Alter von 25 Jahren ein ansehnliches Vermögen und völlige Unabhängigkeit.

So gegen Sorgen von außen geschützt, mochte er um so unaufhaltsamer im Innern die aufgefaßten Ideen verfolgen, die Zeit ermessen, seine moralische und intellectuelle Kraft erproben, ob er auszuführen im Stande, worauf ihn eine Berufung hinzuweisen schien, und daß er frühzeitig Waise geworden war, hatte gewiß auch in dieser Beziehung vortheilhaft auf ihn und vorzüglich auf die Selbstständigkeit seines Charakters gewirkt. Hohe Anlagen des Geistes und Gemüths waren unstreitig in Mahomed in einem übergewöhnlichen Maße vorhanden. Mit Scharfsinn und Geistesgegenwart, mit einer klugen Berechnung des Augenblicks und Beherrschung der Zunge verband er Muth, ausdauernde Beharrlichkeit und eine unbesiegbare Willenskraft, hatte lebendiges Gefühl und rege Phantasie, wußte durch einnehmende und artige Herzlichkeit zu gewinnen, und achtete in so fern Menschenwürde, als er parteilos und dankbar war. Er sprach wenig, und nahm er das Wort, so war seiner edlen Beredsamkeit und hohen Begeisterung der Sieg gewiß. Aber auch körperlich vereinigte er alle die Vorzüge, die der Mann besitzen muß, der auf die Menge Eindruck machen und seiner Art zu handeln und zu sprechen die Kraft der Ueberzeugung, des Rechts und der Wahrheit verleihen will. Schönheit und majestätischer Blick, die rechte Mannesfigur, eine imponirende Haltung des Gesichts und Körpers, dabei eine wohl- und volltönende Stimme unterstützten seine geistigen Talente. Nur ein

Zug seiner Klugheit, der gewiß nicht ohne religiösen Nachklang in ihm vorüberging, stehe hier. Er war 36 Jahre alt, als die Koreischiten durch einen neuen Bau die Kaaba erweiterten und erhöhten. Aber großer Streit entspann sich, als es darauf ankam, den heiligen schwarzen Stein an seinen Platz zu bringen. Jeder Stamm verlangte für sich die Ehre. Endlich kam man überein, den zuerst zum Schiedsrichter zu wählen, der zuerst ins heilige Haus treten würde. Dies war Mahomed. Sogleich befahl er, den Stein auf ein Tuch zu legen, und hieß die Erwählten jedes Stammes einen Zipfel anfassen und so den Stein bis an seine Stelle heben. Hierauf schob ihn Mahomed mit eigener Hand an den ihm gehörigen Ort hin.

Gewiß war Mahomed, der von seinem Sohne Kasim, den ihm Chadidscha gebar, den Beinamen Abul Kasim, Vater des Kasim, erhielt, weniger ein Betrüger als wahrhaft fromm und von der Ueberzeugung begeistert, daß er wirklich ein von Gott gesandter Prophet sey. Keineswegs stürmisch ging er im Anfange zu Werke, diesen Glauben an sich zu verbreiten, und bescheiden sah er Jahre lang heimlich nach Anhängern seiner neuen Lehre um sich, ehe er öffentlich zum Islam rief. Seiner frühern Gewohnheit gemäß, alljährlich einen Monat sich zurückzuziehen auf den drei Meilen von Mecca gelegenen Berg Hara, um in abgeschlossener Einsamkeit sich ungestörter der Verehrung der Gottheit hinzugeben, traf es sich, daß er, als er sein 40stes Jahr angetreten hatte, in Begleitung seiner Familie ebenfalls jenen Berg besuchte. Hier war es, wo er von einer vorgeblichen Erscheinung des Engels Gabriel, der übrigens in einem Traumgesicht ihm vorgeschwebt haben konnte, Veranlassung nahm, den Seinigen zu verkünden, er habe einen Ruf als Prophet Gottes von dem Himmel selbst herab erhalten. Es geschah dieß in einer jener sieben Nächte, die man noch heute als die heiligsten im ganzen Jahre ansieht, nämlich in der Leïlet

el **Kadr**, d. h. in der Nacht des geheimnißvollen Rathschlusses. Da nun des Mahomed Privatleben musterhaft war, und Einfachheit, ein stiller frommer Sinn und nützliche Geschäftigkeit ihn seiner Familie wie den fernern Bekannten ehrwürdig gemacht hatte, so läßt sich erklären, wie ihm Chadidscha, der er zuerst jene Offenbarung mittheilte, mit Ueberzeugung erwiedern konnte: „Sey frohen Muthes; bei dem fürwahr, in dessen Schutz der Chadidscha Seele ist, hoffe ich, daß du der Prophet dieses Volkes wirst."

Mahomed kehrte aus seiner Einsamkeit zurück, umging die Kaaba zu seiner Weihe sieben Mal, und von nun an ward ihm unausgesetzt die Offenbarung der Verse zu Theil, die er nach Bedarf des Augenblicks und den Umständen gemäß unter dem Namen Ajet, ein Wunder, bekannt machte, und deren Sammlung jenes religiöse und juristische Gesetzbuch der ganzen mahomedanischen Welt bildet, das wir unter dem Namen Koran, d. i. Schrift, Lesebuch, allgemein nennen hören. Hinreißend waren in ihm die neuen Gedanken, bezaubernd die Worte, und wer es hörte, fühlte sich von der Ueberzeugung ergriffen, die Gottheit selbst nur könne in so schöner Rede ihren Willen verkünden. Bald versammelte sich um den anerkannten Propheten aus seiner Familie eine kleine Schaar Gläubige, unter ihnen als der erste sein Vetter Ali, des Abu Talib Sohn, ferner Abu Bekr und sein Freigelassener Seid. Die neue Lehre, die in den dogmatischen Theil, Iman, und den ethischen, Din, zerfällt, nannte er Islam, d. h. Hingebung in Gott. Wer sich zu diesem Glauben bekannte, hieß Muslim, d. i. Einer, der sich selbst verläugnend Gott hingiebt, woraus die Perser Musulman und wir Muselmänner gemacht haben. Jeder andere, Jude, Christ oder Heide war ein Kafir, ein Ungläubiger, und Letztere erhielten noch den besondern Titel Moschrikune, d. i. Götzendiener. Fast vier Jahre seit den ersten Schritten seines Prophetenthums waren verflossen, als er öffentlich dasselbe auszusprechen wagte. Der erste Versuch, sei-

nen zahlreichen Oheimen und ihren Kindern bei einem angestellten Gastmahle seine himmlische Berufung vorzutragen, mißlang völlig. Der eine von ihnen, der bis zu seinem Tode gegen ihn erbitterte Abu Leheb, nannte sein Beginnen geradezu schändlichen Betrug und verführendes Blendwerk. Nicht viel mehr erreichte bei einem ähnlichen Mahle am andern Tage der standhafte Mahomed. Obwohl er aussprach, daß er ein nie gekanntes Gut dieser und jener Welt verkünde, und den Ali zum ersten Geschäftsträger seines bis dahin noch geistigen Reiches (Wesir) und zu seinem Bruder und Stellvertreter annahm, so ward er doch nur mit Gelächter angehört und erfolglos verlassen. Ruhig und ungestört ließ man ihn forthin seine Offenbarungen bekannt machen, und nur dann erst, als er den Götzendienst angriff, die Götter der Vorfahren verwarf und diese wie seine Zeitgenossen des Unglaubens und Irrthums bezüchtigte, legte er den Keim zu jener langdauernden Feindschaft, durch welche die Koreischiten ihm mehrmals das Leben gefährdeten und seine Entwürfe zu vernichten drohten, bis er sie endlich sich zu unterwerfen zwang. Nur das Ansehen seines Onkels Abu Talib, der bei allem Widerwillen gegen die Neuerungen des Neffen ihm dennoch jenen einflußreichen Schutz angedeihen ließ, den ihm das Verhältniß als Pflegevater zur Pflicht machte, sicherte ihn vor jeder Nachstellung. „Möchten sie die Sonne mir in die Rechte, den Mond in meine Linke legen, d. h. die lockendsten Versprechungen mir vorhalten, nie würde ich, was ich begonnen, unausgeführt lassen," antwortete Mahomed einst dem vom Oberhaupte der Koreischiten Abu Sofjan hart bedrängten Oheim, als diesen dennoch die furchtbaren Drohungen der feindlichen Partei über des Neffen Schicksal sorgsam machten. Bald gab der Uebertritt seines Oheims Hamsa, den mehr ein Zufall, als wahre Ueberzeugung für die neue Lehre gewann, vorzüglich aber der Glaubensschwur des um seiner Macht und seiner Persönlichkeit willen allgemein geachteten

Omar Ben Elchattâb, der, entzückt über einige gehörte Stellen der 20sten Sure, länger nicht mehr Widerstand that, der Sache des Propheten neue Kraft und selbstständigern Anhalt, deßhalb auch die Koreischiten von nun an um so ernster daran dachten, diesen glücklichen Fortschritten durch allerhand Verfolgungen den Weg zu sperren. Sie bewirkten auch durch ihre Nachstellungen, daß 83 Gläubige, unter ihnen Othman Ben Affân, nach Aethiopien entwichen, die erste Hidschret, und, selbst dort nicht sicher, nur durch die das Gastrecht ehrende Biederkeit des damaligen Herrschers dieses Staates, der auch schon um des christlich lautenden Ausspruchs Mahomeds willen: „Jesus sey der Göger tou deou," die Ankömmlinge sich näher glauben konnte, als ihre Verfolger, die Götzendiener, geschützt wurden. Mahomed selbst ward gleichfalls genöthigt, sich mit den Haschemiten in eine weniger zugängliche Gebirgsgegend drei Jahre lang zurückzuziehen, während welcher Zeit 30 jener Geflüchteten, unter ihnen Othman, wieder heimkehrten. Trotz dieses Sieges fuhren die Koreischiten, die sich durch die Entweichung des Propheten noch immer nicht sicher glaubten und der Gefahr gänzlich zu entrinnen wünschten, welche ihnen auf ihren einträglichen Posten als Oberaufsehern der Kaaba durch die Lehre Mahomeds von einem Gotte drohe, unermüdet fort, ihren Haß noch furchtbarer zu machen. Durch ein in der Kaaba niedergelegtes Bündniß verpflichteten sie sich, keine Verbindung mit den Haschemiten und Motallebiten, d. h. den nächsten Verwandten Mahomeds, sey es durch Heirath, sey es durch Handel, fernerhin einzugehen, und so gleichsam durch ein öffentliches Interdict den Gläubigen alle Hoffnung zu entziehen, je wieder in Besitz angehöriger Rechte, ihrer bürgerlichen und religiösen Freiheit zu gelangen. So schien mit einem Male die Frucht von Mahomeds zehnjähriger Bemühung vernichtet, als noch überdieß der Tod seines rastlosen Beschützers Abu Talib und der frommen Chadidscha seine Lage nur bedenklicher

machten. Außer der Schmälerung des ihm gehörigen Erbtheils mußte er sich jedweden Schimpf und Spott gefallen lassen, Abu Leheb bewarf ihn mit Andern beim Gebet und wenn er zu Tische saß, mit Schmutz, und in Tajef, wo er neue Anhänger und Schutz zu finden glaubte, entkam er nur mit Gefahr des Lebens der verächtlichen Behandlung, die er von dem dortigen aufgereizten Pöbel erfahren mußte.

Wohl beschimpft, aber nicht niedergebeugt; verfolgt, aber nicht entmuthigt, trat jetzt der gottbegeisterte Seher vertrauungsvoller und öffentlicher denn je auf, den arabischen Stämmen das Wort von einem Gott und den Glauben an seinen Gesandten zu offenbaren. Die feierliche Wallfahrt nach Mecca, welche um des damit verbundenen ausgebreiteten Handels willen fast aus allen Weltgegenden Käufer und Verkäufer mit den verschiedenartigsten Waaren herbeiführte, bot ihm die glücklichste Gelegenheit dar. Mahomed warf sich, wo er konnte, ihnen als Prediger seiner neuen Lehre entgegen, der sichern Ueberzeugung von dem Gelingen seines Vorhabens voll. So geschah es, daß der Zufall ihm sechs Chasredschiten aus Medina, die mit ihrem Schwesterstamme, den Ausiten, unaufhörlich in blutigen Händeln lebten, zuführte. Diese, sobald sie die dichterisch beredten Worte des Korans gehört, ließen sich gewinnen, und bereiteten durch ihren Eifer, mit welchem sie ihren Stammgenossen verkündeten, daß ein Prophet erschienen, Jathreb, wie damals Medina hieß, für den künftigen Zufluchtsort desselben und zwar schützenden Pflanzstadt seines Glaubens vor. Die jährliche Wallfahrtszeit führte zwölf neue Proselyten, die von nun an Ansarier, d. i. Glaubenshelfer, hießen, von da herbei. Mahomed verpflichtete sie sich durch den Fraueneid, d. h. sie mußten versprechen, keinen andern Gott neben Allah zu verehren, nicht zu stehlen, sich von allem unzüchtigen Betragen entfernt zu halten, und die Kinder nicht umzubringen, ein Schwur, welcher dem Willen Ma-

homeds, seine Landsleute religiös und moralisch zugleich zu erheben, das ehrenvollste Zeugniß gibt. Noch verlangte er nicht von seinen Gläubigen, daß sie mit den Waffen in der Hand ihr Bekenntniß vertheidigten. Das Wort des Korans, die der in ihre Mitte gesandte Mossab überall vorlas, that ohnehin in Verbindung mit der Eifersucht der Medinenser auf den Wohlstand der Meccaner Wunder, selbst die gegen einander feindselig gestimmten Oberhäupter der Stadt erlagen bald dem mächtigen Zauber der geoffenbarten Verse, und in kurzem war fast kein Haus in Medina, das nicht seine Gläubigen zählte. Einen ganz dem Stande der Natur gemäßen Schritt, „wo Jeder das Recht hat, wie hier der freie Araber, seine Person und sein Eigenthum durch die Waffen zu vertheidigen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben," that Mahomed bei der im folgenden Jahre wiederkehrenden Wallfahrt, als er 73 Medinenser nur unter der Verpflichtung in seinen Glaubensverein aufnahm, daß sie ihn gegen alle jene Angriffe und Nachstellungen vertheidigen wollten, vor welchen sie ihre Frauen und Kinder vertheidigten. Auch forderte er von nun an seine Anhänger in Mecca auf, einzeln nach Medina zu entweichen. Er selbst mit Abu Bekr und Ali blieben einstweilen zurück. Zugleich aber erregte auch die Anhänglichkeit der Ansarier an Mahomed und die Entweichung seiner Gläubigen aus Mecca von neuem heftigen Argwohn bei den Koreischiten, die in Uebereinstimmung beschlossen, dadurch, daß sie aus jenem Stamme Abgeordnete wählten, welche durch einen gemeinschaftlichen Todesstoß den Mord des Mahomed vollziehen sollten, die Blutschuld unter den Stämmen gleichgemäß zu vertheilen und so die Rache seinen Verwandten unmöglich zu machen. Schon umlagerten sie das Haus, und nur durch List und Geistesgegenwart gelang es dem Mahomed, seine Gegner zu täuschen, und sich mitten durch sie zu Abu Bekr zu retten. Durch Hülfe eines gedungenen Führers entkamen beide glücklich und verbargen sich drei

Tage lang in einer nach Medina zu gelegenen Höhle. Die von den Koreischiten nachgesandten Reuter ereilten sie zwar, doch wußte Mahomed auf fast wunderbare Weise sie von seiner fernern Verfolgung abzuhalten. Der Tag aber, wo Mahomed aus Mecca entwich, ist mit größter Wahrscheinlichkeit der **16.** Juli **622** n. Chr. Er gab, wie wir wissen, der bei allen den Islam bekennenden Völkerschaften noch heut zu Tage gebräuchlichen Zeitrechnung, genannt Hidschret, die Entstehung.

Noch unterwegs, zwei Meilen von Medina, gründete Mahomed zu Koba die erste Moschee oder Bethaus seiner Gemeinde (arab. Mesdschid, ital. Meschita, franz. Mosquée, woraus wir endlich Moschee gemacht haben). Mit Jauchzen in seiner neuen Vaterstadt aufgenommen, vermählte er sich alsbald mit der Aïscha, des Abu Bekr Tochter, und ließ es sich sein erstes Geschäft seyn, eine Verbrüderung der Entwichenen (der Meccaner Mohadschirune) mit den Ansariern dadurch zu vermitteln, daß jeder der Letztern einen der Meccaner als Bruder aufnahm, und so gleichsam zu einer Gemeinschaft der Güter und zu einem unverbrüchlichen Schutzbündniß die Hand geboten wurde.

Außer daß Mahomed im zweiten Jahre der Hidschret beim Gebet nicht mehr die Richtung nach Jerusalem festhielt, wie er seit der Zeit, wo er als Prophet auftrat, gethan hatte, sondern Mecca zum Ort der Kibla (oder Gebetsrichtung) machte, und daß er das Fasten im Monat Ramadan verordnete, begann auch in ihm der blutige Glaubens- und Eroberungskampf, den die Muslimen, bei abendländischen Schriftstellern unter dem Namen Saracenen *) bekannt, von nun an Jahrhunderte hindurch fast unun-

*) Der Ursprung dieser Benennung hat zu mannigfachen Muthmaßungen geführt. Unter allen ist die am wahrscheinlichsten, daß, da das Wort zuerst von Syrern gebraucht zu seyn scheint, und von diesen zu den Griechen und Lateinern überging, die arab. Stämme Mesopotamiens und des angrenzenden

terbrochen fortsetzten. Noch war kein Tropfen Blut geflossen im Namen des einen Gottes, zu dessen Bekenntniß der neue Prophet rief. Jetzt aber stand er gerüstet da, was des Wortes Kraft nicht vermochte, durch des Schwertes Schärfe auszuführen.

Eine Handelscarawane der Koreischiten, geführt von 30 Bewaffneten, kehrte so eben nach Syrien zurück. Mahomed, davon in Kenntniß gesetzt, lud seine Gläubigen durch ein Aufgebot ein, wer ihm freiwillig zu einem Angriffe auf jene folgen möchte. 313 Kampflustige, unter ihnen nur 77 Meccaner, zogen aus unter Mahomeds eigener Führung. Die Koreischiten, den Angriff erwartend, hatten bereits nach Mecca um Beistand geschickt. 950 Edle eilten sogleich den bedrängten Genossen zu Hülfe. Bei Bedr, einem in der Nähe von Mecca gelegenen Orte, stießen die feindlichen Parteien auf einander. Zweikampf, wie gewöhnlich, eröffnete das Treffen; bald ward es allgemein. Unentschieden kämpfte man lange Zeit, bis nach beständigem Gebet Mahomed endlich selbst herbeistürzte, und unter Verwünschungen mit seinen Gläubigen wie durch einen Schlag die feindlichen Reihen durchbrach. Errungen war der Sieg und gegeben das blutige Signal zu langdauerndem Menschenmord und Völkerhaß aus Glaubenswahn und Eroberungssucht (im März 624 n. Chr., nach Andern ein Jahr später). 70 der edelsten Koreischiten blieben auf dem Platze, 70 wurden gefan-

obern Theiles der arab. Halbinsel, als gegen Osten von Syrien hausend, Scharakijune, d. i. die gegen Morgen wohnenden, genannt und aus diesem Worte verstümmelt bei uns als Saracenen eingeführt wurden. Später aber, als man nicht mehr an die Etymologie dachte, hießen zunächst die Bewohner Arabiens, vom mittlern Hedschâs an bis oben östlich an den Euphrat hin, und endlich alle Muslimen so. — Eine andere Ableitung vom arab. scharak, „stehlen, rauben," hat ebenfalls einigen Schein der Wahrheit für sich. Nie kommt das Wort in der Bedeutung „Saracenen" bei Arabern vor, und als Schimpfname fand es bei den angrenzenden Völkern, denen sie sich oft als Räuber kund thaten, Beifall und Aufnahme. Sarrasin (Sarazin) ist noch heute im gewöhnlichen Ausdruck so viel als brigand.

gen genommen. Drei Tage verweilte der Prophet auf dem Kampfplatze, und beklagte den Märtyrertod von 14 seiner Glaubenshelden.

Nach Medina zurückgekehrt, rächte der ungeschwächte Sieger nach wenig Wochen die vorgeblich einem Moslimen widerfahrne Beleidigung an dem angeklagten jüdischen Stamme Kleinokaï, der ein besonderes Quartier jener Stadt bewohnte. Nur die Fürbitte ihrer Schutzherren, der Chasredschiten, rettete sie vom sichern Tode. Verbannung mit Zurücklassung aller Habe ward ihr gemildertes Loos. Ein Kriegeszug folgte von nun an dem andern. Des Abu Sofjan Schwur, sich der Wohlgerüche und Frauen zu enthalten, bis er die bei Bedr erlittene Schmach bezahlt gemacht, hatte zwar keine Folge, als die hinterlistige Ermordung einiger Medinenser, und eine Expedition der Letztern gegen die Soleimiten und Gatfaniten endigte, ohne daß die Heere einander sahen. Desto bedeutender aber und gewaltsamer war im dritten Jahre der Hidschret das Treffen bei dem gegen Norden von Medina gelegenen Berg Ohod. 3000 Koreischiten und Stammverwandte, unter ihnen 700 Geharnischte und 200 Reuter, zogen unter dem Klange von Kriegsinstrumenten, welche Weiber schlugen, gegen Medina heran. Nach mannigfacher Berathung, wie dieser Macht zu begegnen sey, entschloß sich endlich Mahomed, in offener Schlachtlinie ruhmvollen Sieg zu erkämpfen, oder unter zu gehen. Nur 700 Leichtbewaffnete zählte er unter seiner Fahne, indem Uneinigkeit ihn eines Theiles seiner Streitkräfte beraubt hatte. Schon wankten in ihrer Stellung der Meccaner zahlreiche Schaaren, als aus Haß und ungestümer Beutegier die medinensischen Bogenschützen dadurch, daß sie ihren Posten verließen, dem tapfern und wilden Chalid Gelegenheit boten, mit seiner Reuterei in ihre entblößte Seite zu dringen und der Gläubigen süße Hoffnungen des heißen Tages mit einem Male zu vernichten. 70 Todte zählten sie, während die Meccaner nur 14 hatten. Mahomed selbst verlor durch einen Steinwurf zwei Schneide-

zähne, doch täuschten sich die Meccaner, ihn getödtet zu haben, indem der Fahnenträger Mossab fiel und es allerdings gewöhnlich war, daß der Anführer zugleich auch des Heeres Panner trug. Doch den empfindlichsten Schmerz verursachte dem Propheten der Tod und die schmachvolle Behandlung seines Oheims Hamsa, des Löwen Gottes und seines Gesandten, von nun an Bürger der sieben Himmel, der heute Wunder von Tapferkeit gethan hatte. An Ohr und Nase verstümmelt, mit aufgeschnittenem Leibe lag er da, denn in blutdürstiger Wuth hatte des Abu Sofjan Weib, die berüchtigte Hend, des Gefallenen Leber herausgerissen, in den Mund genommen, bald aber als roh und ungenießbar weggeworfen.

„Es ist Gottes Sache, den Ungerechten sich günstig zuzuwenden oder sie zu züchtigen," waren die nach dieser Niederlage vom Himmel gesandten Trostesworte für Mahomed und die Seinigen. Mit der höhnenden Herausforderung des Abu Sofjan, von Jahr zu Jahr an demselben Tage den Kampf zu erneuern, und mit der Erwiederung des Propheten: „Möge dieser Tag unsrer Feindseligkeit Bescheid thun," endigte dieser schicksalsvolle Kampf, wunderbar genug dadurch, daß die Koreischiten den in demselben erfochtenen Sieg entweder aus Muthlosigkeit oder Schwäche nicht zu einer Belagerung der Prophetenstadt Medina benutzten.

Auch das vierte Jahr der Flucht begann unter wenig günstigen Aussichten. Durch List und unter dem Vorgeben, sich Mahomeds Lehre zu unterwerfen, wußten die Hudheiliten, so wie in offenem Kampfe die Hewaseniten in der Gebirgsgegend Nedsched vier Tagereisen von Medina mehrere seiner Gläubigen umzubringen. Zu schwach für den Augenblick, Stammesrache zu üben, ertrug er diese Behandlung einstweilen ruhig und nur die unbesiegbare Ausdauer und sein heldenmüthiger Sinn erklären es, wenn nach solchen Hindernissen und nach harter Duldung der niedrigsten Schmach seine Ueberzeugung von dem endlichen Siege nicht gebrochen und sein

Glaube an einen höhern Schutz nicht erschüttert ward. Kam er doch selbst durch ähnlichen Verrath in Lebensgefahr.

Drei Meilen von Medina entfernt nach Mecca zu lag ein festes Schloß der Nodhairier, eines der mächtigsten Judenstämme. Hierhin hatte sich nach erhaltener Einladung Mahomed mit einigen Ausgewählten begeben, um bei einem fröhlichen Mahle eine früher erlittene Beleidigung in Vergessenheit zu begraben. Doch hatte man die heimliche Absicht, ihn mit Steinen zu tödten, und schon schwebte die größte Gefahr über ihm, als er wie durch einen Ruf vom Himmel geleitet sich rasch zurückzog und nach Medina flüchtete. Durch sechstägige Belagerung, während welcher auch das Verbot des Weines verkündet wurde, bestrafte er bald darauf diesen Frevel. Mit Hinterlassung der Waffen erhielten die Nodhairier freien Abzug. Im Besitze ihrer beweglichen Güter und unter Kriegsmusik wanderten sie theils in die berühmte Judenfeste Chaibar, theils nach Syrien. Zahlreiche Beute ward unter die Mohadschirun vertheilt.

Dieß war während dieses ganzen Jahres der einzige bedeutende Vortheil, den Mahomed erwarb. Ein nach Nedsched gegen die Gatfaniten unternommener Zug lief nicht nur ohne Gewinn ab, sondern auch hier entging der Prophet einem von neuem gegen ihn beabsichtigten Todesstoß nur durch die Muthlosigkeit des Meuchelmörders. Auch des Abu Sofjan verabredeter Kampftag näherte sich, die Meccaner zogen aus, die Medinenser ihnen entgegen, doch kehrten beide Heere zurück, ohne einander zu sehen. Dagegen hatte sich dennoch die Zahl seiner Feinde bedeutend vermehrt, und durch gemeinschaftliche Verbindung einander näher gebracht, drohte ihr Angriff den Medinensern um so furchterregender. Sowohl die Koreischiten und ihre Verbündeten, die Kenaniten, als auch die Bewohner von Nedsched, an deren Spitze des Propheten unversöhnliche Gegner, die Gatfaniten, standen, und der jüdische Stamm der

Koraidhiten, der doch durch früheres Bündniß zu freundschaftlichen Gesinnungen verpflichtet war, bildeten die wider Medina ziehende Heerschaar (627 Chr.) Die Koreischiten mit ihren Genossen zählten allein 10,000 Mann. Muthlos und ohne Hoffnung, solcher Macht zu widerstehen, sahen die Medinenser das jammervollste Geschick, das ihrer warten konnte, vor Augen; des Mahomed Versprechungen schienen ihnen eine bittere Täuschung, Unwillen gesellte sich zu Argwohn und Verdacht, und drohte selbst die letzte Stütze, die Eintracht, zu brechen. Mitten in solcher Bedrängniß hatte Mahomed durch einen Graben vor der Stadt (Chandak, daher das Grabentreffen genannt) der Feinde Andrang zu hemmen beschlossen. Das Werk war vollendet, als auch schon die Heeresmacht der Gegner sich zeigte. Pfeilschüsse eröffneten die Feindseligkeiten, doch erst nach Verlauf von 20 Tagen trat Amru, des Abd Wald Sohn, aus der Reihe der Feinde zum Zweikampf hervor. Ihm stellte Ali, der siegende Löwe Gottes, doch auch der Angenehme (Murtedsa) genannt, sich entgegen. Eine Staubwolke entzog die Ringenden eine Zeit lang dem Anblicke, als der Ruf des Ali: „Gott ist groß" den Gläubigen verkündete, daß er den Gegner bezwungen. Ein heftiger kalter Wind, der zur Stunde sich erhob, und das Lager der Koreischiten, ihre Zelte und sonstige Geräthschaften in Verwirrung brachte, verbunden mit Zwietracht der verschiedenen Stämme, die durch den Verrath des Anführers der Gatfaniten, Noaim, der ein heimlicher Parteigänger des Mahomed war, herbeigeführt wurde, nöthigte alsbald den Abu Sofjan zum Rückzuge. Kaum der Gefahr entronnen, beschäftigte sich auch schon der Prophet am andern Tage damit, die Koraidhiten wegen ihrer Treulosigkeit zu züchtigen. Doch erst nach 25tägiger Belagerung und harter Bedrängung, und verführt durch die verrätherische Ueberredungskunst ihres Anführers, daß länger kein Widerstand möglich und des Mahomed Ankunft ja selbst in ihren heiligen Büchern verheißen sey,

ergaben sich die Unglücklichen der Willkür ihres Siegers. Schiedsrichterlicher Ausspruch verurtheilte die Männer zum Tode, ihre Besitzungen für verloren, die Frauen und Kinder zur Sklaverei. „Das Wort sey Gottes Wille," meinte der Prophet, und so schleppte man gegen 700 Mann gefesselt nach Medina, wo sie in besondern für sie gemachten Gruben durch das Schwert hingerichtet wurden.

Außer einigen Streifzügen im Spätjahre 627, und der folgenden Befehdung der Mustalekiten war in der nächsten Zeit kein Ereigniß für die Sache Mahomeds vortheilhafter als das Friedensbündniß, welches er am Ausgange des sechsten Jahres der Hidschret mit den Koreischiten auf zehn Jahre schloß. Ein beabsichtigter Besuch des Gotteshauses zu Mecca, wozu er Opferthiere mitgenommen und das Pilgerkleid angelegt hatte, ward die Veranlassung desselben, ohne aber daß Mahomed sich dem heiligen Hause hätte nahen dürfen.

Schon mehrfach sahen wir, daß vorzüglich die Juden des Propheten Unwillen gereizt hatten. Treulosigkeit im Halten gegebener Versprechungen und Anhänglichkeit an die Partei der altgläubigen Araber hatten ihm unter andern auch wiederholt diejenigen Stämme derselben verdächtig gemacht, welche die palmenreiche Gegend von Chaibar nordöstlich, etwa vier Tagereisen von Medina entfernt bewohnten. Dahin waren ja überdieß die Ueberreste der Nodhairier geflüchtet. Daher beschloß Mahomed, um die Mitte des Jahres 628 gegen die festen Schlösser jenes Distrikts aufzubrechen. Sieben derselben eroberte er rasch auf einander, nur Chaibar, der Hauptort, that größern Widerstand. Vorzüglich nur die Wunder von Tapferkeit, welche Ali verrichtete, brachten nach einer länger denn zehn Tage dauernden Belagerung die Feste unter die Botmäßigkeit der Moslimen, unter der Bedingung, daß die Hälfte des Ertrags ihrer Fruchtgärten, so lange es Mahomed überhaupt gestatte, sie im Besitze derselben zu lassen, den Gläubigen zufalle. Einen andern festen Platz, Fadak, der nachher ohne Schwert-

streich sich ergab, behielt Mahomed gegen die Gewohnheit, da ihm sonst nur der fünfte Theil der Beute zukam, ganz allein für sich.

Während dieser Zeit waren auch die übrigen noch in Abyssinien verweilenden Gläubigen unter der Leitung des Abu Talib Sohn, Dschafar, in Folge eines von Mahomed abgesandten Briefes, nach Medina zurückgekehrt. Trotz dieser glücklichen Ereignisse von außen war des Propheten Thätigkeit von nun an öfter durch die heftigen Schmerzen, an denen sein Kopf litt, unterbrochen. Zugleich aber geschah es in dieser Zeit, daß ihm die Jüdin Sainab den vergifteten Schafsbraten zuschickte. Obwohl er nur einen Bissen davon kostete, ohne ihn zu verschlucken, so leiten doch mehrere seiner Biographen von ihm die beschleunigende Ursache seines Todes ab. Was man sonst von epileptischen Zufällen, die Mahomed für Prophetenzuckungen ausgegeben haben soll, erzählt, ist mehr erdachte Fabel und eine unzeitige Frucht der Verläumdung und des blinden Religionshasses. Zum Theil führte auch Mißverständniß der einheimischen Schriftsteller diese Behauptung herbei.

Der Gewinn von Mahomeds bisherigen Bemühungen war, daß er die Zahl seiner Feinde bedeutend verringert, die seiner Gläubigen dagegen vermehrt sah, sich und die letztern durch Länderbesitz und Beute bereichert und sie gegen seine Erbfeinde durch ein Friedensbündniß sicher gestellt hatte. Aller Widerstand, den er bisher erfahren, hatte ihn nur muthiger, das Glück ihn unternehmender gemacht. Schon dachte er daran, die Befehdungen der Stämme in Völkerkrieg zu verwandeln, den Islam über sein Wiegenland hinaus in ferne Reiche zu tragen, und geschehe es, daß man dem Worte nicht gehorche, durch die Waffen sich Gehorsam zu verschaffen. Gesandte nach Persien und Constantinopel, nach Egypten und Aethiopien, zu den Gassaniten und nach Jemama, nach Bahrein und Jemen forderten überall den Glauben an Allah, und daß Mahomed sein Prophet sey. Persiens Chosroe

Perwis verlachte zwar des Abgeordneten Worte und zerriß das Sendschreiben unter harten Schmähungen, ja er gab sogar seinem Statthalter in Jemen, Badhan, Befehl, ihm den Urheber desselben als einen Aufwiegler zu überschicken. Zwei Abgeordnete aus Jemen brachten alsbald dem Mahomed die Alternative, entweder sich unverzüglich zum Perwis zu begeben, oder unvermeidlich den Tod zu erwarten. Mahomed aber hatte, wahrscheinlich durch rasche Kunde, erfahren, daß Perwis so eben auf Anstiften seines Sohnes ermordet worden sey. Er entließ deßhalb die Gesandten mit dem Bescheide, den Badhan zur Annahme des Islams einzuladen, denn bald stürze das Reich seiner Oberherren zusammen, und der Gläubigen Gebiet werde in kurzem eine eben so große Länderstrecke umfassen, als jetzt dem persischen Scepter gehorche. Briefe, die Badhan aus Persien erhielt, bestätigten ihm das Vorgefallene, und verboten ihm zugleich alle Feindseligkeit gegen Mahomed. So zögerte denn der Statthalter, theils um einer möglichen Züchtigung durch den mächtigen Propheten zu entgehen, theils aber auch sich durch Anhänglichkeit an ihn seine Stellung zu schützen, nicht lange, offen mit mehreren andern Persern, die sich in seiner Nähe befanden, zur neuen Lehre überzutreten.

Heraklius, den die Ueberbringer von Mahomeds Einladung auf seiner Heimkehr aus dem ruhmvollen Kriege mit den Persern in Emessa ereilten, behandelte sie, vielleicht aus Klugheit, um von der neuen Secte durch Beistand Vortheil zu ziehen, mit aller Artigkeit, ohne jedoch etwas mehr zu thun. Auf gleiche Weise verfuhr der Präfect von Egypten Mokaukas, nur daß dieser zugleich Geschenke übersandte, unter andern das berühmte Maulthier Doldol, den Esel Jagfur und die coptische Sklavin Maria. Mit noch größerer Achtung empfing der König von Aethiopien, EssHama, die Briefe. Er küßte sie sogar, denn als Dschafar noch in seiner Nähe verweilte, hatte er durch ihn sich für den Islam gewinnen lassen. Spöttisch entließ dagegen der Gassanite Hareth Mahomeds

Abgeordnete, und der christliche Fürst von Jemama, Hauda, wollte nur unter Bedingungen, die man aber in Medina nicht einging, Glauben schenken. Monohar hinwieder, der persische Vasall und Gouverneur von Bahrein, zögerte mit den dort befindlichen Arabern keinen Augenblick, sich an Mahomed anzuschließen. Noch hatte dieser am Schlusse des Jahres 7 der Flucht die Freude, den wilden Chalid Ben Welid, das Schwert Gottes genannt, den Amru Ben Elaas und den Othman Ben Tebha den Islam annehmen zu sehen. Bald darauf rüstete er auch einen Heereszug, das Waffenglück außerhalb des Vaterlandes zu versuchen, aus. Denn es war gegen das Ende des Jahres 629, als er seinen Freigelassenen, den Seid, mit 3000 Mann nach Syrien schickte, um den Tod des durch den Gassaniten Amru gefallenen Hareth, den er an den Phylarchen von Bostra mit Einladungsbriefen gesandt hatte, zu rächen. Bei Muta in der Provinz Belkaa angelangt, stießen die Gläubigen auf nicht weniger denn 100,000 (?) vereinte Griechen und christliche Araber. Drei Anführer der Glaubenskämpfer fielen, und Chalid eilte nur, den Ueberrest derselben glücklich nach Medina zurückzubringen.

Reichlichen Ersatz für diese Niederlage brachte die Eroberung von Mecca. Einige Chosaiten, die sich dem Schutze des Mahomed unterworfen hatten, waren durch Bekriten mit Hülfe mehrerer Koreischiten umgebracht, und somit das vor zwei Jahren geschlossene Friedensbündniß, nach welchem sich jeder Araber nach seinem Belieben ungestört dieser oder jener Partei anschließen konnte, gebrochen worden. Zwar fühlten die Koreischiten das begangene Unrecht, und Abu Sofjan, der zugleich oberster Schutzherr der Bekriten war, zögerte nicht, sich nach Medina zu begeben, um durch gegründete Entschuldigungen das Strafgericht Mahomeds abzuhalten, denn schon war er und die seinigen zu schwach, ihm mit Erfolg Widerstand zu leisten. Allein ungehört mußte er zurück-

kehren, und bereits im Winter vom Jahr 629—30 brach Mahomed gewaltig gerüstet mit 10,000 Mann gegen seine Vaterstadt auf. Abu Sofjan, der die Feinde zu erspähen sich in unbedeutender Ferne von Mecca befand, ward vom Abbas, dem Oheim des Propheten, der ihm wohl wollte, zufälligerweise bemerkt. Dieser versprach ihm Schutz und Vermittelung; doch als er in seiner Gegenwart des Propheten göttliche Sendung bezweifeln wollte, zwang er ihn unter Androhung eines augenblicklichen Todes, das Bekenntniß des Islams auszusprechen. Zitternd gehorchte Abu Sofjan, und schaute dann verwundert das bei ihm vorüberziehende Heer Mahomeds. Hier erschien zum ersten Male in voller Pracht die gefürchtete grüne Cohorte, die, am ganzen Körper mit Waffen bedeckt, nur das Auge frei hatte. Auch ordnete Mahomed sogleich sein Heer in drei Colonnen, die von verschiedenen Seiten der Stadt sich nähern und von derselben Besitz nehmen sollten. Alles Blutvergießen hatte er streng verboten; er war in der That so glücklich, fast ohne Schwertstreich in Mecca einzuziehen. Großmüthig verzieh der Sieger seinen bittersten Feinden, mehr mit dem Gedanken beschäftigt, wie er die Verbreitung seiner Lehre befördern und das Land vom Götzendienst reinigen könnte. Er umging sogleich in heiliger Ehrfurcht die Caaba, warf die Idole aus dem Gotteshause und betete in demselben. So blieb auch fortan den Arabern ihr Mittelpunkt der Welt und ihres Glaubens, wie dem Hebräer Jerusalem, dem Griechen Delphi, dem Parsen der Berg Albordsch und dem Perser von heute sein Tauris. Er verzieh sogar den meisten von sechs Koreischiten und vier Koreischitinnen, die durch Verrath oder hohnsprechendes Betragen schon früher seine Erbitterung auf sich geladen hatten, und deren Ermordung zum Theil Gelübde war. Obwohl der verbissene Unmuth der Besiegten sich sogar in Verwünschungen gegen Mahomed aussprach, so unterlagen die Koreischiten dennoch von nun an für immer. Das nächste Augenmerk galt jetzt der Unterwer-

fung der Stämme um Mecca herum. Mehrere Truppenabtheilungen wurden ausgeschickt, jedoch mit strengem Befehle, alles gewaltsame Verfahren zu vermeiden. Es gelang auch, viele durch Güte zu gewinnen, und nur des Chalid Privatrache verübte grausame Blutthat an den Chosaimiten, die er durch schlaue Ueberredungskünste zu sich gelockt hatte. Mahomed selbst war über die Uebertretung seines Verbots tief betrübt, trug Gott seine Unschuld vor, flehte zu ihm um Verzeihung, und sühnte die Opfer durch überschickte Geschenke, die selbst den Preis überstiegen, den die Verwandten der Gefallenen verlangten.

Mehr als einen Streifzug machte dagegen die Unterwerfung der Hewaseniten in dem drei Meilen von Mecca gelegenen Thale Honein und der Thakefiten feste Stadt Tajef nöthig. Beiden Stämmen hatten sich andere angeschlossen, und sie fühlten sich stark genug, auf offenem Felde dem Mahomed die Stirn zu bieten. Mit 12,000 Mann, 2000 Meccaner schlossen sich an die mitgebrachte Armee an, zog dieser ihnen entgegen, und stellte sich den bei Autas gelagerten Stämmen gegenüber in der Nähe des Thales Honein auf. Jene fürchteten nicht die Uebermacht, und in der That im ersten Anlaufe waren die Moslimen geworfen; bestürzt verließ hier jeder Reihe und Führer. Allein ohne seinen Platz zu verlassen, stand der Prophet unverwandt da, sammelte die zitternden und zerstreuten Moslimen, ermuthigte sie durch prophetische Worte, und es gelang, den Feind zum Weichen zu bringen. Das Schlachtfeld war gewonnen, doch mußten die Thakefiten, die sich in ihr Tajef zurückzogen, verfolgt werden. Zwanzig Tage, während welcher man sie belagerte, öffneten weder Waffen, noch List die Thore der Feste. Der Prophet zog zurück und begnügte sich mit der Verwüstung ihrer Weingärten. Ungeheuer war dagegen die den Hewaseniten abgenommene Beute, 24,000 Kameele, mehr als 40,000 Schafe, 4000 Unzen Silber, welche Mahomed, mit Ausschluß aller Ansarier, zum Theil an die Koreischiten vertheilte. Doch



NACHTLAGER EINER KARAWANE ARABER IN DER WÜSTE

verläugnete er auch jenen milden Zug der Wohlthätigkeit und Großmuth seines Charakters nicht. Mehr denn 6000 Frauen und Kindern schenkte er die Freiheit, und selbst Vieh gab er den Feinden zurück.

Mahomed war zurückgekehrt, und verweilte bis in die Mitte des Jahres 630 in Medina. Von allen Seiten strömten neue Bekenner des Islams herbei, und huldigten dem Propheten, der zunächst daran dachte, die bei Muta erhaltene Niederlage an den Römern zu rächen. Er traf alle Vorbereitungsanstalten, die der lange und beschwerliche Zug nach Syrien verlangte. Nicht ohne Widerstand entschlossen sich seine Getreuen, ihm Folge zu leisten. Noch war man an solche umfassende Unternehmungen nicht gewöhnt und Heereszüge dieser Art kannte der Bewohner des innern Hedschas nicht. Mahomed selbst konnte vermuthlich die Kosten der Expedition nicht bestreiten, deßhalb forderte er zu freiwilligen Beiträgen auf. Endlich, nachdem er den Ali zum Gouverneur über Medina ernannt hatte, setzte sich die aus 30,000 Mann bestehende Armee in Marsch. Unter mannigfachen Mühseligkeiten kamen sie in Tabuk, zwischen Medina und Damascus gelegen, an. Hier verweilte Mahomed über 20 Tage, um die Huldigungen mehrerer Phylarchen und Präfecten kleiner umliegender Staaten anzunehmen, und kehrte, ohne etwas mehr zu thun, bereits zu Anfange des Jahres 631 zurück. Jetzt fürchteten die Thakefiten, Mahomed werde ihrer zunächst gedenken, und entschlossen sich daher, sammt und sonders Moslimen zu werden.

Im Verlauf des J. 631, bei dessen Anfange unter Leitung des Abu Bekr die große Wallfahrt nach Mecca erfolgte, zu welcher auch Mahomed 20 Kameele als Schlachtopfer schickte, dauerte die Ankunft von Proselyten in Medina fort. Sogar aus dem entfernten Jemen kamen die Stammoberhäupter, ihr Glaubensbekenntniß auszusprechen. Mahomed hatte den Ali dahin gesandt, der überall den Koran vorlas, und bei der Rückkehr den Propheten auf seiner letzten Wallfahrt, genannt die Abschiedspilgerung (Hedd-

schato'lwedâa), in Mecca antraf. In Gesellschaft kehrten dann Beide zu Anfange des J. 632 nach Medina zurück. Doch schon im April desselben Jahres ergriff den Mahomed seine Krankheit heftiger. Unter Schmerz bestieg er die Rednerbühne, und sprach die Worte: „Habe ich Jemanden von euch gezüchtigt, wohlan, ich biete, mir Gleiches zu thun, meinen Rücken. Habe ich Jemanden durch Worte beschimpft, wohlan, ich bin bereit, meine Ehre aufzuopfern! Habe ich Jemanden um sein Gut gebracht, dem biete ich das meinige an. Niemand fürchte, der von meinem Anerbieten Gebrauch macht, sich Haß zuzuziehen, Haß ist meine Sache nicht." Nur Einer stand auf, und verlangte von Mahomed die Rückzahlung einer Schuld von drei Dirhems (Silberstücke). Hierauf betete er für die durch den Märtyrertod Gefallenen und für die Sünder zu Gott, und empfahl nochmals den Meccanern, Liebe und Freundschaft mit den Ansariern zu halten. Nur drei Tage setzte er aus, in Person das öffentliche Gebet zu vollziehen, und übertrug seine Stellvertretung dem Abu Bekr. Unter Gebet entschlief er in den Armen seiner geliebten Aïscha (8. Juni 632).

Die Geschichte der Araber (die am 16. Juli 622 durch die Flucht Mahomeds nach Medina eine neue Zeitrechnung bekommen hatte) zerfällt daher seit dem Todes-Jahr Mahomeds 632 n. Chr. Geb. in eine innere und äußere. I. Anfangs hielten sich die Chalifen (Nachfolger), wenn sie nicht in auswärtigen Kriegen beschäftigt waren, in Arabien auf. Als aber beim Fall Ali's, des 4. Chalifen, Moawiah, der Stifter der ommjadischen Dynastie, den Regierungssitz nach Damaskus, wo er Statthalter gewesen war, verlegte (661. n. Chr. Geb.), da war Arabien mehr sich selbst überlassen, und zerfiel wieder in seine Stämme und Horden, unter denen die Nachkommen Ali's und die sich ebenfalls von Mahomeds Familie ableitenden Haschemiden (ihre Verwandten) des größten Ansehens genossen, und durch Annahme des Titels Emir Al Mu-

menin, Fürst der Gläubigen, oft große Unruhen erregten. In dem 11. Jahrh. eigneten sich die Häupter des Stammes Soleik den Imams-Titel zu, in dem 15. zeichnete sich der mächtige Stamm der Thaher aus, obgleich anfangs die egyptischen Sultane, dann nach dem Sturze der Mamlucken-Regierung die Türken ihnen Einhalt thaten. II. Unterdessen hatten nach Abgang der Ommjaden (752 n. Chr. Geb.) die prachtliebenden Abbasiden sich erst Hira, dann Anbar, hierauf das neuerbaute Bagdad (seit 792) zum Sitz ihrer neuen Weltherrschaft gewählt. Unter ihnen entstand in Nadscheb, der mittlern Provinz, die furchtbare Secte der Karmathier, welche, ähnlich der wechabitischen unserer Zeit, unter der Anführung „des 7. Propheten seit Adam" (genannt Mahomed Ebn Ismael Ebn Dschafar) großen Einfluß in Arabien selbst bekam; die arabische Literatur erlebte ihre zweite Periode, und eine Menge auswärtiger Satrapen hingen noch von dem Winke des Chalifen ab, in allen den Gegenden, wo auf den Trümmern der alten asiatischen und afrikanischen griechisch-römischen Welt die Fahne des Propheten war aufgesteckt worden. Die Abbasiden aber verdarben (bis 940), die Kraft der Regierung ward durch eine excentrische Ausdehnung geschwächt. Arabien unter Aliden und Karmathiern, auswärtige Provinzen unter empörten mahomedanischen Statthaltern zerdrückten fast das Chalifat, und schon 931 mußte ein Major domus, ein oberster Militär- und Civil-Gouverneur unter dem Titel des Emir al Omrah's zur Stütze desselben ernannt werden, wodurch der äußere Ruhm der Chalifats-Regierung noch bis zur Ankunft der Mongolen in Bagdad, d. h. bis zum J. 1258, gerettet wurde. A. Asiatische Dynastien der Araber, welche sich nach und nach vom Chalifat lostrennten (mit Ausnahme Arabiens). 1) Thaheriden in Chorasan seit 833 bis 872. 2) Soffariden, eben daselbst, seit 1002. 3) Samaniden, ebendaselbst und in Mawaralnahr oder in Mesopotamien, besonders zu Bochara, residirend, wilde Despo-

ten, seit dem 10. Jahrh. bis 1004, wo sie durch die Türken ausgerottet wurden. 4) Ghasneviden, in dem jetzigen Kabul, mit Hinzuziehung von Chowaresm und eines Theils von Indien, seit 977 bis 1184. Ihre Geschichte hängt mit der indischen zusammen. 5) Ghoriden, im südwestlichen Theile von Balk, genannt Ghauer, die Ebene, anfangs von den Ghasneviden als Vasallen geduldet, auf deren zertrümmertem Thron am Ende des 12. Jahrhunderts sie eine Zeitlang jubelten, bis auch ihre Statthalter sich unabhängig machten, und ihr Geschlecht erlosch 1212 nach Chr. Geb. 6) Die Chowaresmiden nahmen die westlichen Gegenden des Staats der Ghoriden; seit 1097 waren sie schon den Ghoriden furchtbar, vom kaspischen Meer bis zum Gihon war ihr ursprünglicher Sitz, die Mongolen unter Dschingis Chan stürzten 1219 ihr junges Reich. Sie waren Aliden. 7) Dilemiden oder Zaiden, Verwandte der Buiden, südlich am kaspischen Meere oder in Mosanderan und Ghilan, dessen gebirgiger Theil Dilem heißt, meistens unabhängig vom Chalifat, Verehrer Ali's und auch Magier oder Feueranbeter, anfangs ohne weltliche Ansprüche, bis 927 ein Merdavidsch hier den alt-persischen König spielen wollte. Andere Buiden bekamen aber bald den Einfluß, und Seldschuken und Ismaeliten theilten sich seit 1080 in die Trümmer dieses Staats. 8) Buiden, Söhne des Buja Ebn Schetsa, anfangs dem Merdavidsch unterworfen, dann frei und über ganz Persien herrschend, seit 932 vom Chalifen anerkannt. Schiras war die Residenz. Erbtheilungen und die Macht der Ghasneviden stürzten sie hier, in Bagdad aber, wo ihr Geschlecht die Würde des Emir's Al-Omrah seit dem 10. Jahrhundert erhalten, wurden sie 1056 durch die Seldschuken gestürzt. 9) Ismaeliten, aus der Secte der Karmathier in Nadsched, entstanden seit 1090 im Gebiete von Kasbin, anfangs von dem egyptischen Chalifen abhängig, dann selbstständig, zuerst durch ihren reinen religiösen Eifer, dann durch Stiftung einer neuen Secte,

welche den Wein und die Musik erlaubte, und durch blinde Unterwerfung der Untergebenen, verwandt mit den Assissinen in Hinsicht des Religionssystem. Als einer der spätern Fürsten zum alten Glauben zurückkehren wollte, war schon die Macht der Mongolen unter Hulaku in den benachbarten Gegenden eingebrochen. Sturz 1256. 10) Dynastien in Syrien: a) Hamadaniden in Mesopotamien und Syrien, in Mosul bis 978, in Haleb bis 1086, dort von den Buiden, hier von den Seldschuken gestürzt (meistens Stützen des Chalifen von Bagdad). b) Assassinen (Assissinen), im Libanon von Antiochien und Haleb bis nach Damaskus, wahrscheinlich die Vorfahren der jetzigen Drusen, eine eigene fanatische Religions-Secte, welche den Hakem, den 6. fatemidischen Chalifen von Egypten, als göttlich verehrten, in welchem sie eine Verkörperung der Gottheit annahmen. Ihr Oberhaupt hieß zur Zeit der Kreuzzüge der Alte vom Berge. Sie selbst sind noch jetzt ziemlich unabhängig von den Türken. c) Zenghiten in Aleppo seit 1127 bis 1171, auch Ajubiden. 11) Die Seldschuken, von einem in Chorasan im 10. Jahrhundert aufgestandenen Emir Seldschuk benannt. Die Seldschuken waren Söldner dieses Emirs und seiner Nachfolger, die im Jahre 1037 unter ihrem Sultane Togrul Beg, dem Enkel Seldschuks, die Macht der Ghasneviden in Chorasan stürzten. 1063 ward derselbe Togrul Emir Al-Omrah, wodurch nach und nach unter dessen Nachfolgern alle die Länder wieder vereint wurden, welche die Chalifen in Asien besessen hatten, obgleich die Theilungen derselben bald Zerstückelung herbeiführten. Daher gab es 1) Seldschuken in Iran bis 1195; 2) in Karmen bis 1187; 3) in Aleppo bis 1154; 4) in Ikonium oder Rum bis 1308. 12) Atabeks, anfangs Erzieher, Vormünder des seldschukischen Sultanengeschlechts (Väter der Fürsten), dann unabhängige Satrapen (seit 1127 u. s. w.): 1) in Laristan am persischen Meerbusen bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts; 2) in Farsistan bis 1264; 3) in Aderbidschan,

und 4) in Irak bis 1225. In dieser ganzen Zeit war der Sitz der Cultur besonders in Bagdad. B. Afrikanische Dynastien. Hier ward durch die Araber Egypten, das alte Libyen oder Tripolis, Tunis und Algier, und das äußerste Abendland, das jetzige Fez und Marokko, besetzt; Länder, die sich früh vom Chalifat losrissen und der Hauptsitz der Aliden wurden. Der Name Mauren (Mohren) ist durch Verwechselung entstanden, indem sie auf dem Boden des alten Mauritaniens sich mit den Ureinwohnern nach und nach vermischten, denen sie den Islam beibrachten. 1) In Egypten: a) Tuluniden, seit 884 bis 905. b) Akhschiditen (Ikhschididen) seit 965 bis 969. c) Möziten oder Fatemiden, genannt Chalifen und Emir al Mumenin, in Kahira, seit 969 bis 1171. d) Abjubiden, durch den Neffen des Atabeks und Zenghiten Nureddin, Saladin, gestiftet seit 1171 bis 1250 (hatten auch Aleppo). e) Baharidische Mamlucken (Sclaven von der Nähe des Meers benannt), von 1250 bis 1382. f) Circassische Mameluckensultane, vom Kaukasus überhaupt abzuleiten, von 1382 bis 1517, worauf nämlich Egypten türkische Provinz ward, obgleich die aus Abassen, Tscherkessen, Mingreliern und Georgiern zusammengesetzte Miliz, genannt Mamlucken, d. h. Sclaven, ihren Einfluß fortsetzte. 2) Im übrigen Afrika: a) Aglabiten, durch einen Statthalter Harun-Al-Raschid's in Mauritanien (erst in Kairwan, dann in Tunis) mit Hülfe von Negersclaven gestiftet. Vom Anfange des 9. bis zu Anfange des 10. Jahrhunderts. b) Edrisiden, Abkömmlinge Alis, in Fez unter Harun-Al-Raschid angekommen, durch die Fatemiden eingeschränkt, dann ausgestorben, 788 bis 974. c) Zeiriden, Nachkommen des Moez, in Tripolis, Mehadia und andern angrenzenden Distrikten. von dem egyptischen Chalifen als Statthalter angesehen, von den Normännern unter Roger, da sie schon durch innerliche Kriege geschwächt waren, vernichtet (seit der Mitte des 10. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts). d) Morabethen (Marbuthen, Religionseiferer) an der Grenze der afrikanischen Wüste unter einem Ober-

haupte, das sich Emir al Moslemin nannte, und sich nach Marokko zog, von wo aus diese Morabethen nach Spanien gingen und der Herrschaft der Ommajaden ein Ende machten; in Afrika durch eine andere eben so fanatische Religionssecte, genannt Muahedim, gestürzt; von 1056 bis 1149. Obgleich diese Kaste noch jetzt fortdauert und unter den Mauren sehr geachtet ist. e) Muahedim (Almohaden bei den Spaniern, Unitarier, Monotheisten), am Atlas aufgestanden, unter einem begeisterten Propheten von Marokko, Muh. Abd. Tomrut; sein Nachfolger Abdolmumen eroberte Nordafrika und vertrieb die Normänner; in Spanien traten sie an die Stelle der Morabethen; von 1159 bis 1269. f) Meriniden, im äußersten afrikanischen Abendlande oder Magrab, eine Zeit lang in ganz Nordafrika herrschend, seit 1213. Eine Nebenlinie derselben hielt sich von 1471 bis 1550 in Fez (Datazen genannt). g) Zianiden, im östlichen Theile von Fez, Tlemesan, seit 1248 unter Kämpfen mit den Meriniden, 1509 von den Spaniern besiegt, bis die Barbarossas aus Lesbos den Grund zu den Corsaren-Staaten hier legten, und die Dynastie von Tlemesan von den Türken mit Algier vereint wurde, 1560. h) Abuhaffier in Tunis, Berbern, aber Islamiten, seit 1206 aufgestanden bis auf Barbarossa Schereddins Ankunft, 1533. Cultur in Poesie und Philosophie, bedeutender Handelsverkehr herrschten während dieser ganzen Zeit in Kahira, Fez und Marokko. — C. Europa, insbesondere Spanien, a) Ommjaden. In Spanien hatte sich seit 755 ein flüchtiger Ommjade Abdor Rhaman als Emir al Mumenin erhoben (anerkannt 1787); beständige Kämpfe gegen die westgothischen Christen beschäftigten die Dynastie bis zu ihrem Erlöschen 1038. b) Zerstückelte kleine Reiche unter den Fürsten der Parteiungen, genannt Molukith Thawajesi. Diese waren so beschränkt und schwach, daß die Christen sie bald verdrängten. a) Nur in dem mahomedanischen Sevilla, 1086 durch Jusuf Ebn Tasfin erobert, dessen neue Dynastie nach 91 Jahren den Muahedims erlag, gab es seit 1225 einen dritten mahomeda-

nischen Eroberer, Motawakkel, aus Murcia, der Almeria mit Sevilla und Murcia verband; aber die aus seinem Reich im 13. Jahrhundert entstandenen kleinen Staaten wurden, Grenada ausgenommen, von den Christen erobert. b) Die Könige von Grenada, unterstützt durch ihre afrikanischen Brüder, hielten sich bis 1492. Während dieser Zeit der auswärtigen Kämpfe der Araber beschränkt sich die innere Geschichte Arabiens auf einige Beduinenstämme, welche Niebuhr in seiner Beschreibung Arabiens verzeichnet hat, auf die nach Mecca jährlich von den auswärtigen Provinzen, besonders Egypten und Syrien, strömenden Karavanen, auf den Sherif von Mecca, auf die Fürsten in Jemen, auf die im 16. Jahrhundert begründete und in der Mitte des 17. Jahrhunderts wieder abgeschüttelte türkische Herrschaft von Jemen, die des Kassem-el-Kebirs Erhebung zum Imam von Sana bewirkte, dessen Nachfolger die uralte Handelsstadt Aden durch Mocha herabsetzten; auf den Handel an der arabisch-persischen Küste, auf die Fehden einzelner Emirs, und auf einige unbedeutende Secten, bis endlich gegen das Jahr 1770 der Großvater des Abdul-Wechabs gleiches Namens (das heißt des Dieners, des Spenders alles Guten) in Al-Ared, einer Gegend der Mittelprovinz Nadsched, wo ehemals die Karamathier aufgestanden waren, Apostel mehrerer benachbarten Stämme und Oberhaupt einer Conföderation wurde, welche unter dem Vorwande, die überflüssigen Heiligen abzuschaffen und den Monotheismus reiner zu lehren, als bisher geschehen, die heiligen Städte Mecca und Medina, hierauf Mascat und die Gegend zwischen Al-Ared und Bassora eroberten; in welchen Unternehmungen sie, ungeachtet mancher Unglücksfälle und einer gegen Ende des Jahres 1817 noch gegen ein egyptisches Heer verlornen Schlacht, bis jetzt doch weder durch den türkischen noch persischen Monarchen förmlich gestört und für die Entheiligung des Grabmals des Propheten gestraft wurden.

GIPFEL DES SINAI

Gedr. bey E. Grunewald Darmstadt

Der Sinai.

Die Halbinsel, welche das arabische Meer an seinem nördlichen Ende mit zwei Armen, den Meerbusen von Akaba und Suez, umfaßt, bildet einen Theil des steinigen Arabiens, das aus nackten Felsen und schroffen Klippen besteht, welche von engen Schluchten und sandigen Thälern durchschnitten sind. Man sieht hier nur solche Pflanzen, die in trockenem Sandboden gedeihen, oder in Felsenspalten Nahrung finden, oder in den dünnen Thonschichten, die hier und da den Boden durchziehen. Selten fällt Regen in dieser Wildniß, und wo man Quellen findet, ist das Wasser salzig oder schwefelhaltig, doch nicht ungesund. In der Mitte dieser Halbinsel erhebt sich die Gruppe der Sinaiberge, deren oberer, fast ganz aus Granit bestehender Kern eine kreisförmige Felsenwildniß bildet, die von vielen engen Thälern durchzogen ist. Die spitzigen Gipfel und die steilen Abhänge dieser höchsten Bergrücken der Halbinsel zeichnen sich vor allen andern Theilen des Landes aus. Hier findet man die Thäler, welche Fruchtbäume hervorbringen, meist auf der südlichen und südwestlichen Seite des Sinaiklosters. Auch fließen hier reichliche Quellen, und daher ist diese Gegend die Zuflucht der Beduinen, wenn das niedrige Land an Dürre leidet. Wahrscheinlich war dieses Hochland die in der Geschichte

der Wanderungen der Israeliten so oft erwähnte eigentliche Wüste Sinai, wiewohl es sich kaum bestimmen läßt, welche der verschiedenen Höhen dieser Bergkette der Horeb und der Sinai sind. Die Ueberlieferung gibt diese Namen zwei benachbarten Höhen oder vielmehr einem Berge mit zwei Gipfeln, dem Mosesberge (Dschibel Muse) und dem Katharinenberge (Dschibel Katarin), und in jenem findet man den Sinai, in diesem den Horeb, wiewohl Andere gerade umgekehrt diese Namen beilegen. Eine andere westliche Höhe mit fünf Gipfeln, der Berg Serbal genannt, scheint man in frühern Zeiten für den Mosesberg gehalten zu haben, und der deutsche Reisende Burckhardt fand hier bedeutende Ueberreste eines großen Gebäudes, Granitblöcke mit Inschriften, Stücke von großen Steinblöcken am Abhange und kleine Höhlen, wo einige Menschen Obdach finden konnten. Burckhardt schließt aus diesen Umständen, daß der Serbal einst das Hauptziel der Pilgerfahrten in der arabischen Halbinsel gewesen sey, und für den Berg gegolten habe, wo Moses die Gesetztafeln empfangen, wiewohl er den Mosesberg für den wahren Horeb hält.

Am Fuße des Gipfels des Katharinenberges liegt das berühmte, der heiligen Katharina geweihte Kloster, von welchem die Bergspitze den Namen erhalten hat. Hinter den Mauern des Klosters führen zu dem Gipfel des Mosesberges oder Sinai regelmäßige, in den Felsen gehauene Stufen, die nur durch die winterlichen Gießbäche sehr zerrissen worden sind. Ist man etwa eine Stunde aufwärts gestiegen, so kommt man auf eine kleine Hochebene, in welche man durch einen früher wahrscheinlich verschlossenen Thorweg tritt. Nicht weit davon liegt zwischen den Felsen eine kleine, der heiligen Jungfrau gewidmete Kapelle, auf der Ebene selbst aber ein größeres Gebäude, dem Propheten Elias geweiht, in welchem nur zu gewissen Zeiten Messe gelesen wird. Die Pilger verweilen gewöhnlich auf dieser Stelle,



DAS S. CATHARINENKLOSTER AM SINAI

LE COUVENT DE S. CATHERINE AU SINAI

wo an einem Teiche, der den Winterregen aufnimmt, eine große Cypresse steht. Hier stand, nach der Meinung der Araber, Moses vor Gott. Ein steiler Pfad führt nun zum Gipfel, dessen Fläche gegen 60 Schritte im Umfange hat. Auf dem höchsten Punkte steht eine Kapelle, das Ziel der frommen Pilger. Sie ist von Granit, hat aber sehr durch die Araber gelitten, welche, in dem Glauben, daß die Gesetztafeln unter dem Gebäude liegen, von allen Seiten Ausgrabungen gemacht haben, um sie zu finden. Die Mahomedaner haben hier nur eine kleine, schmucklose Moschee, nicht weit von der Kapelle, auf einem niedrigen Gipfel. Die Beduinen besuchen oft diesen Ort und schlachten ein Schaf zu Ehren des jüdischen Gesetzgebers. In einem Felsen auf dem Wege von der Eliaskirche zu dem Gipfel zeigen sie eine Fußspur, die Mahomed eingedrückt haben soll, als er den Sinai besuchte. Der Katharinenberg ist höher als der Mosesberg und erscheint großartiger. Das Ersteigen des Gipfels ist sehr beschwerlich, wird aber durch die reiche Aussicht belohnt, welche die Meerbusen von Akaba und Suez umfaßt. Auch dieser Gipfel endigt in einer scharfen, schwer ersteiglichen Felsenspitze, ein ungeheurer Granitblock, der eine kleine Kapelle trägt, auf der Stelle, wo man den Leichnam der heiligen Katharina gefunden haben soll. Zwischen den Gipfeln Sinai und Horeb liegt das kleine Kloster El Erbain, ein Rastort der Pilger bei dem Herabsteigen von den Bergen, in dem engen, aber anmuthigen Thale El Ladscha, wo man unter andern Gegenständen der Verehrung den Felsen zeigt, aus welchem Moses durch die Berührung mit seinem Stabe einen frischen Quell hervorrief. Man sieht mehrere Oeffnungen in dem Felsen, von welchen die meisten offenbar eingehauen, einige aber natürlich sind. Die Beduinen stecken Gras in diese Spalten als Opfer, die sie dem Andenken des jüdischen Gesetzgebers weihen, wie sie die Gräber ihrer Heiligen mit Gras, für sie die köstlichste Gabe der Na-

tur, zu bedecken pflegen. Auch bringen sie ihre Kameelstuten hierher, und während sie einige Gebete sprechen und das Gras in den Spalten erneuern, lassen sie die Thiere knieen, in dem Glauben, sie dadurch fruchtbar und milchreich zu machen. Nach zurückgelegter Wanderung verweilen die christlichen Pilger in dem großen Katharinenkloster. Es liegt auf einem Vorsprunge, auf der Stelle, wo sich der Berg in die beiden Gipfel zu theilen beginnt, welchen man die Namen Sinai und Horeb gegeben hat. Nach der Ueberlieferung baute die Mutter Constantius des Großen, die Kaiserin Helena, deren frommer Gesinnung so viele kirchliche Gebäude auf dem Schauplatze der heiligen Geschichte zugeschrieben werden, eine kleine Kapelle auf der Stelle, wo Moses vor dem brennenden Busche die Weihe zu seiner großen Sendung empfing. Diese Kapelle zog viele Andächtige und Mönche auf den Berg, und es wurden im 5. Jahrhunderte mehrere kleine Klöster in verschiedenen Theilen der Halbinsel Sinai erbaut. Die Mönche und Einsiedler aber, die sich hier niedergelassen hatten, wurden von den umwohnenden Beduinen so sehr belästigt, daß sie den Kaiser Justinian baten, ihnen ein befestigtes Kloster zu bauen, welches sie gegen ihre Unterdrücker schützen könnte. Justinian schickte Werkleute von Constantinopel und Alexandria mit dem Auftrage, ein Kloster auf dem Gipfel des Mosesberges zu erbauen, da es aber auf diesem hohen Punkte eine sehr unangenehme Lage gehabt haben würde und überdies Wasser hier fehlte, so wählten die Werkleute die passendere Stelle am Fuße des Gipfels. Nach der Vollendung des Baues schickte Justinian einige Sclaven von der Küste des schwarzen Meeres, welche den Mönchen dienen sollten, und sich mit ihren Familien in den nachbarlichen Thälern niederließen. Einige Jahre später, erzählt die Sage, wurden die Gebeine der heiligen Katharina, die in Alexandria den Märtyrertod erlitten hatte, auf dem Gipfel entdeckt und in die Kirche des neuen Klo-

sters gebracht, deren Ruf dadurch unter den Griechen noch höher stieg. Die Mönche glauben, daß Mahomed auf einer seiner Wanderungen in ihrem Kloster verweilt und aus Ehrfurcht gegen den Mosesberg ihm einen Schutzbrief gegeben habe, um ihm die Ehrfurcht seiner Nachfolger zu sichern. Sein Schwiegersohn Ali soll die Urkunde geschrieben und Mahomed, des Schreibens unkundig, seine mit Dinte geschwärzte Hand auf das Pergament gedruckt haben. Die Urkunde ward, erzählt die Ueberlieferung weiter, in dem Kloster aufbewahrt, bis Sultan Selim I. 1517 Egypten eroberte, und als er von dem kostbaren Denkmale hörte, es abholen und in die kaiserliche Schatzkammer zu Constantinopel bringen ließ, wogegen er den Mönchen eine durch seinen Namenszug beglaubigte Abschrift derselben schickte. Diese Abschrift befindet sich noch in dem Kloster, soll aber nach Burckhardt, der sie las, unächt seyn. Es war natürlich, daß die Mönche diese Sage zu verbreiten bemüht waren, um sich auch dadurch einen Schutz gegen ihre lästigen Nachbarn zu verschaffen.

Trotz den Schwierigkeiten, welche die kriegerischen und schwärmerischen Anhänger des neuen Glaubens ihnen entgegensetzten, wurde doch ihr Kloster durch die Festigkeit seiner Mauern, durch die Milde und Geduld seiner Bewohner und klug ausgetheilte Geldgeschenke gegen Angriffe und Beschädigungen geschützt. Die Klosterbewohner wurden, wie die Ueberlieferung sagt, für die Sicherheit der Pilgerkarawanen von Kahira nach Mecca auf dem Wege der Sinai-Halbinsel verantwortlich gemacht, und um diese Pflicht zu erfüllen, luden sie mehrere Beduinenstämme ein, sich in den fruchtbaren Thälern des Gebirges anzusiedeln und die Straße zu beschützen; die Araber aber kamen in so großer Anzahl und ihre Macht stieg so sehr auf der Halbinsel, daß die Mönche allmählig auf ihr Kloster beschränkt wurden.

Ein Theil des Klosters liegt in dem engen Thale am west-

lichen Abhange, und es ist nur ein Raum von 20 Schritten zwischen den Mauern und der östlichen Bergwand. Auf der Nordseite nach der Straße von Kahira ist das Thal offen, auf der Südseite aber durch einen andern Berg geschlossen. Das Gebäude ist ein unregelmäßiges Viereck, gegen 130 Schritte auf jeder Seite lang, von einer hohen und festen Mauer eingeschlossen, die mehrere kleine Thürme schützen. Es hat 8 bis 10 kleine Höfe, von welchen einige in Blumen- und Gemüsebeete abgetheilt, einige mit Dattelbäumen und Cypressen und mit vielen Reben bepflanzt sind. Das Innere, wegen der abhängigen Lage des Gebäudes sehr unregelmäßig, enthält gegen 300 kleine Zellen, von welchen aber nur wenige bewohnt sind, und ist ungemein reinlich und freundlich. Das Hauptgebäude ist die große Kirche, von Justinian gegründet, aber später vielfach verändert. Eine doppelte Reihe schöner Granitsäulen trägt die Decke. Der Altar ist noch ganz aus der Zeit Justinians. An der Decke sieht man sein und seiner Gemahlin Bildniß und eine Darstellung der Verklärung des Heilandes, welcher die Kirche ursprünglich geweiht war. Die Umgebungen des Altars sind reich mit silbernen Lampen und Gemälden geziert. Auch sieht man den silbernen Deckel eines Sarkophages mit dem Bildnisse der Kaiserin Anna von Rußland, welche die Absicht hatte, sich in der Kirche des Klosters begraben zu lassen. In einer kleinen an die Kirche gebauten Kapelle zeigt man die Stelle, wo der brennende Busch gestanden haben soll. Außer der großen Kirche sind noch 27 Kirchen und Kapellen in dem Kloster vertheilt und in vielen wird täglich, in allen an jedem Sonntage Messe gelesen. Das Kloster gleicht darin der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem, daß alle Hauptparteien der Christen, die Protestanten ausgenommen, hier eigne Kapellen haben, von welchen aber die meisten verlassen sind. Neben der großen Kirche steht eine Moschee, die 200 Personen faßt und, wie die Mönche sagen, erbaut ward,

um die Zerstörung ihres Klosters zu verhüten. Sie wird von den Beduinen in Ordnung gehalten, die sich hier am Freitage zum Gebete versammeln, und zuweilen von mahomedanischen Pilgern besucht. Das Kloster wird durch zwei tiefe Brunnen reichlich mit Wasser versorgt und hat überdieß eine Cisterne für Regenwasser. Auf diese Weise können die Mönche nicht in den Fall kommen, die Wundergabe zu zeigen, welche die Beduinen ihnen zuschreiben, die glauben, daß der Regen von Moses abhänge, und daß die Mönche im Besitze eines von ihm gesendeten Buches, genannt Taourat, seyen, dessen Oeffnung oder Verschließung ihrer Halbinsel Regen oder Dürre bringe. Die Araber wallfahrteten bei Wassermangel in großen Schaaren zu dem Mosesberge, um Regen zu erflehen, und wenn Regen kam, schrieben sie den glücklichen Erfolg der Fürbitte der Mönche zu. Sie zogen aber daraus den Schluß, daß die Mönche, wenn sie Regen bringen könnten, auch die Macht hätten, ihn abzuhalten, fanden daher die Ursache einer anhaltenden Dürre in einer Böswilligkeit der Klosterbrüder, und versammelten sich oft vor dem Kloster, um sie zu zwingen, auf dem Berge zu beten. Vor mehrern Jahren erfolgte nach einem solchen Vorfalle ein so reichlicher Regen, daß viele Dattelbäume entwurzelt wurden, und ein Beduine, der Kameele und Schafe durch einen überschwemmten Bach verloren hatte, kam wüthend in das Kloster und rief: Ihr habt das Buch zu weit geöffnet, wir werden alle ertrinken.

Keine der Kirchen des Klosters hat einen Glockenthurm, doch gibt es eine Glocke, die aber nur an Sonntagen gebraucht wird, an den andern Tagen werden die Mönche zum Morgengebete durch Schläge auf eine aufgehängte Granittafel, zum Abendgebete durch Klopfen auf ein Bret gerufen; ein gewöhnlicher Gebrauch in den morgenländischen Klöstern, wo den Christen verboten ist, Glocken zu haben. Das Kloster hat einen Prior und ungefähr 30 Mönche. Der im ganzen Morgenlande verbreitete Orden der

Sinaimönche steht unter einem Erzbischof, der von den Abgeordneten des Sinaiklosters und des Klosters zu Kahira gewählt wird. Das Sinaikloster hat ansehnliche Besitzungen in mehreren Gegenden des Morgenlandes, besonders im griechischen Inselmeere und in Kandia. Auch hat es zwei Kirchen in Indien, eine in Kalkutta, die andere in Surate. Die meisten Mönche in dem Sinaikloster sind aus den griechischen Inseln und kehren gewöhnlich nach einem Aufenthalte von vier bis fünf Jahren in ihre Heimath zurück. Nur wenige verstehen Arabisch, wenige können selbst das Neugriechische geläufig lesen, außer in ihren Gebetbüchern.

Das Kloster wird jetzt selten von Fremden besucht, noch im 18. Jahrhunderte aber kamen jährlich regelmäßige Pilgerkarawanen von Kahira und Jerusalem, meist Armenier und Kopten. Jeder Fremde wird gastfrei empfangen. Bei seiner Ankunft muß er vor dem vermauerten Thore dem Wärter herausrufen, der dann ein Seil herabläßt, an welches der Empfehlungsbrief gebunden wird. Genügt die Empfehlung dem Prior, so wird ein anderes Seil mit einem am Ende befindlichen Querholze aus einem 43 Fuß hohen Fenster herabgelassen, um den Gast heraufzuziehen.

Die Lebensweise der Mönche ist sehr streng. Sie müssen zweimal an jedem Tage und zweimal in jeder Nacht eine Messe hören. Fleischspeisen dürfen sie nie genießen. Brod und Pflanzenkost sind ihre Hauptnahrung. Ihre Gemüse erhalten sie aus ihrem an das Kloster stoßenden Garten, zu welchem ein unterirdischer Gang führt, doch wird dieser Garten selten von den Mönchen besucht, da er, obgleich von hohen Mauern eingeschlossen, doch den Beduinen nicht unzugänglich ist, welche häufig die Früchte plündern, die sie dann oft wieder an die Beraubten verkaufen. Jeder Mönch versteht ein Handwerk, wodurch das Kloster in frühern Zeiten, als es noch zahlreiche Bewohner hatte, von Egypten sich unabhängig machte. Bis 1760 wohnte der Erzbischof in

dem Kloster, seitdem aber wählte er einen andern Wohnsitz, da seine Gegenwart die Beduinen zu drückenden Forderungen veranlassen würde, besonders bei seinem Einzuge, wo jeder Scheik mit ihm in das geöffnete Thor zu ziehen berechtigt wäre. Nach dem Herkommen erhält jeder Beduine, der das Kloster besucht, Mann, Weib oder Kind, Brod zum Frühstück und Abendessen, das an einem Seile hinabgelassen wird, da keiner, ausgenommen die Klosterdiener, Zutritt erhält. Zum Glück ist in der unmittelbaren Nähe des Klosters keine gute Weide, daher die Araber immer in einiger Entfernung gelagert sind. Kaum vergeht jedoch ein Tag, ohne daß die Mönche für 30—40 Menschen Brod schaffen müssen. Kommt ein Scheik, so erhält er außer Brod auch Kaffee, Zucker, Bohnen, Seife und zuweilen ein Handtuch, Arznei oder Kleidungsstücke. Dazu kommen noch jährliche Geschenke an entfernte Stämme, welche die zu dem Berge ziehenden Pilger zu beschützen und die dem Kloster bestimmten Vorräthe zu geleiten sich verpflichtet haben. Trotz aller Erpressungen aber, welchen die Mönche ausgesetzt sind, sehen sie doch auf der andern Seite die Vortheile, die ihnen die guten Züge des Charakters der Beduinen, ihre Treue und ihre Versöhnlichkeit, gewähren, und wissen sehr wohl, daß ihr Kloster längst verödet seyn würde, wenn es, statt Beduinen zu Nachbarn zu haben, in den Wirbel der Revolutionen Egyptens und Syriens wäre gerissen worden.

Petra.

Der Eingang zu der berühmten Stadt Petra im felsigen Arabien führt von Osten her durch eine tiefe Felsenschlucht, El Syk genannt, welche den, der sie betritt, indem er ihre Erhabenheit bewundert, mit Grauen erfüllt. Ihre Breite ist im Allgemeinen nur eben hinreichend, um zwei Reiter neben einander zuzulassen; durch den Boden windet sich ein kleiner Fluß, der die Stadt mit Wasser versorgt, und da derselbe für die Einwohner von großer Wichtigkeit seyn mußte, so scheinen sie große Mühe auf Sicherung und Regelung seines Laufs verwendet zu haben. Das Bett scheint mit einem Steinpflaster bedeckt gewesen zu seyn, wovon noch jetzt Spuren vorhanden sind; und an verschiedenen Stellen waren Mauern errichtet, um dem Wasserstrom die erforderliche Richtung zu geben und sein Verrinnen zu verhindern. Weiter abwärts gingen mehrere Gräben oder Canäle von ihm aus, welche den Gärten und höher gelegenen Theilen der Stadt ihren Wasserbedarf zuführten. Zu jeder Seite der Schlucht erhebt sich eine Wand senkrechter Felsen, deren Höhe zwischen 400 und 700 Fuß wechselt, und die hier und da dergestalt über den engen Paß ragen, daß sie, ohne jedoch einander zu berühren, den Anblick des Himmels rauben, und oft auf eine Strecke von 100 Schritten nicht mehr Licht einlassen, als etwa in eine Grotte fällt. Die Seiten dieser romantischen Schlucht,

PASS INTO PETRA



von welchen mehrere kleine Bäche entspringen, sind mit Tamarisken, wilden Feigen, Oleander- und Caper-Sträuchen bekleidet, welche bisweilen von den Klippen und Spalten in schönen Guirlanden herabhängen oder um den Fußpfad herum wachsen, mit einer Ueppigkeit, die oft das Fortkommen hindert. Nahe am Eingange des Passes wölbt sich in beträchtlicher Höhe ein kühner Bogen über denselben, ob er das Bruchstück einer Wasserleitung oder der Theil einer Straße, die einst die sich gegenüberstehenden Felsen mit einander vereinte, ist unbekannt; aber seine Erscheinung flößt den unter ihm Hinziehenden Furcht ein, indem er zwischen zwei anscheinend unzugänglichen Felsenmassen gerade über ihren Häuptern schwebt. Ohne ihre Hauptrichtung bedeutend zu verändern, bietet dieses natürliche Defilé so viele Krümmungen dar, daß das Auge bisweilen nicht über einige Schritte vorwärts dringen kann, und oft nicht zu unterscheiden vermag, in welcher Richtung sich der Weg öffnen werde. Ziemlich 3/4 Stunden hindurch nehmen seine Wände in demselben Verhältniß, als der Pfad sich abwärts neigt, fortwährend an Höhe zu. Die Einsamkeit stört nichts, als das unaufhörliche Geschrei von Adlern, Falken, Eulen und Raben, die in großer Anzahl über den Felsen schweben, und sich über den Fremdling zu wundern scheinen, der ihren stillen Wohnort betritt. Bei jedem Schritt enthält die Scenerie neue und auffallendere Züge; ein stärkeres Licht beginnt die düstere Aussicht zu erhellen, bis endlich mit einem Male die Ruinen der Stadt (Petra) vor den Blicken des erstaunten Reisenden in ihrer vollen Größe erscheinen, eingeschlossen auf jeder Seite durch nackte schroffe Abhänge, von denen sich zahlreiche Schluchten und enge Thäler in allen Richtungen verbreiten und sämmtlich blind endigen, ohne irgend einen Ausgang. Stelle man sich einen anderthalb Stunden weiten Bergkessel vor, mit 5 bis 800 Fuß hohen Felsenwänden umgeben, deren wildzerrissene, ungeschlachte Formen mit den düstern Farbetönen des Gesteins

schauerlich harmoniren. Nirgends Baum oder Strauch; nur dürres Gras überzieht den Boden, und zwischen Felsstücken, Trümmern von Gesimsen und Säulen blüht hier und da die einsame Aloe; aber aus dem lebendigen Felsen ringsum schießen Mausolen, Tempel rc. auf, Alles Werke unbeschreiblicher Pracht und von den edelsten Formen, wie sie die Zeit des Perikles nur gekannt hat. Alle diese Monumente sind, obschon einige tausend Jahre alt, vollkommen erhalten, und viele scheinen erst gestern entstanden zu seyn. Aus dem härtesten Granit gehauen, auf unersteiglichen Felszinnen, und in der Mitte senkrechter Wände errichtet, sind sie gegen den Zahn der Zeit und des Wetters unempfindlich und vor der frevelnden Hand der Menschen geschützt. Nur die Bildwerke, welche sie schmücken, sind vor der Zerstörungslust nicht ganz gesichert; denn es ist Gewohnheit der Beduinen, sie zum Ziele ihrer Schießübungen zu machen, wenn sie auf ihren Zügen hier halten. Die Araber nennen die größten dieser Ruinen „Palläste der Pharaonen," den Ort selbst „die Felsenstadt." Am Rande des Bergkessels sieht man die sehr merkwürdigen Spuren eines Amphitheaters. Dieses war aus dem lebendigen Gestein gehauen und geräumig genug, 35,000 Menschen zu fassen. Man schließe hieraus auf die einstige Größe Edom's. Eine Menge unterirdischer Grabhöhlen umgeben jenes Werk; aber von ihrem einstigen Inhalte ist keine Spur mehr vorhanden; alle sind erbrochen und beraubt, schon seit undenklicher Zeit.

FELSENTHEATER ZU PETRA

AMPHITHÉATRE DE PETRA



MECCA.



Mecca.

Mahomeds Geburtsort, die heilige Stadt der Moslemin, deren Anblick so lange den ungeweiheten Augen der Christen versagt war, ist jetzt jedem Leser arabischer Reisen bekannt; und ungeachtet der wachsenden Gleichgültigkeit der Mahomedaner gegen ihre Religion wird sie doch von allen strenggläubigen Anhängern des Propheten noch immer besucht und verehrt. Unter den Eingebornen führt sie manchen hochklingenden Namen als: die Mutter der Städte, die Edle, die Region der Gläubigen. Mecca liegt in einem schmalen gewundenen Thale der arabischen Provinz Hedschaz. Dieses Thal zieht sich von Norden nach Süden, und seine Breite wechselt zwischen 100—700 Ellen (engl.). Die Gebäude der Stadt selbst bedecken eine Strecke von 1500 Schritt; aber die Vorstädte dehnen sich von einem Ende zum andern ziemlich 3500 Schritt weit aus. Die Berge, welche das Thal einschließen, und über die Stadt ragen, sind 200—500 Fuß hoch, schroff und völlig kahl. Man kann Mecca eine schöne Stadt nennen; seine Straßen sind in der Regel breiter als in andern Städten des Ostens; die Häuser hoch und aus graufarbigen Steinen erbaut. Die zahlreichen Fenster, nach den Straßen zu, geben ihm ein lebhaftes und europäisches Ansehen, die meisten springen aus der Mauer hervor und haben künstlich geschnitzte und mit glänzenden Farben gemalte

Rahmen; vor denselben hängen Blenden aus leichtem Rohrgeflecht, welche Fliegen und Mücken ausschließen und zugleich frische Luft einlassen. Zu den erhöhten Hausthüren führen in der Regel einige Stufen, und auf beiden Seiten derselben sind kleine Sitze angebracht.

Die Stadt ist nach allen Seiten offen, jedoch waren in früheren Zeiten ihre äußersten Theile durch eine dreifache Mauer geschützt, wovon noch jetzt hier und da Trümmer zu sehen sind. Außer vier oder fünf großen Pallästen, die dem Scherif gehören, zwei Collegien und der großen Moschee, kann sie sich keines öffentlichen Gebäudes rühmen. Fast alle gewöhnlichen Häuser sind in kleine Gemächer abgeschieden, zur Aufnahme der Pilgrime, welche in großer Menge wallfahrten. Die Terrassen auf den Dächern sind durch kleine brusthohe Mauern den Blicken entzogen, weil sich die Frauen häufig daselbst aufhalten, mit Aufhängen von Wäsche, Trocknung des Getreides und andern häuslichen Verrichtungen beschäftigt. Die Straßen sind ungepflastert und daher im Sommer sehr staubig und in der Regenzeit kothig; in dem tiefer gelegenen Theile, wo sich während der Regengüsse das abrinnende Wasser sammelt, werden sie in förmliche Moräste verwandelt, und sind dann fast gar nicht zu passiren.

Das Polizeiwesen ist nicht weit her; Beleuchtung fehlt gänzlich, und so muß man bei einer nächtlichen Wanderung durch Mecca im Finstern tappen, wobei man Gefahr läuft, in den überall angehäuften Kehricht und Unflath aus den Häusern zu stürzen. An gutem Wasser ist ebenfalls kein Ueberfluß vorhanden; das beste wird den Einwohnern aus der Nachbarschaft von Arafat, sechs oder sieben Stunden weit her, durch eine große Wasserleitung zugeführt, welche von Zobeide, der Gattin des berühmten Kalifen Harun al Raschid, errichtet worden seyn soll. In einigen Stadttheilen sind schöne Läden zum Verkauf aller Arten von Lebensmitteln. Die

Bäder, drei an der Zahl, sind von geringer Bedeutung und werden hauptsächlich von Fremden besucht.

Das einzige öffentliche, im hohen Grade bemerkenswerthe Gebäude ist die große Moschee, welche die Moslemin Beitullah (Gotteshaus) oder El Haram nennen. Dieser berühmte Tempel ist so oft zerstört und wieder hergestellt worden, daß man keine Spur einer grauen Vorzeit daran findet. Von Omar an, der den ersten Grund dazu legte, bis zum laufenden Jahrhundert, haben verschiedene Kalifen, Kaiser, Sultane u. s. w. ihre Frömmigkeit durch Erneuerungen, Veränderungen und Erweiterungen desselben an den Tag gelegt. Almansor erweiterte die Nord- und Südseite um ein Beträchtliches; Mahadi, Motassem, Motadet und Andere aus dem Geschlecht der Abassiden verwendeten ungeheuere Summen auf Errichtung von Säulen, neuen Thoren und marmornen Fußböden. Der Sultan Soliman ließ sämmtliche Kuppeln aufführen, die sich über die Decke der Colonnaden wölben, und legte das Pflaster, welches sich jetzt rings um die Kaaba zieht. Die neuen Verbesserungen und Verzierungen rühren sämmtlich von der Freigebigkeit der letzten Sultane von Egypten und der türkischen Kaiser her. Erst im Jahre 1816 wurden Künstler und Arbeitsleute von Constantinopel hierher gesendet, um die von den Wechabiten beschädigten Theile des Gebäudes wieder herzustellen.

Dieser Tempel steht ziemlich in der Mitte der Stadt und bildet ein vierseitiges Ganzes, ohne eigentliche Außenseite (Fronte), indem seine Mauern mit den angrenzenden Häusern in Verbindung stehen, deren Fenster zum Theil nach dem innern Hofraume gerichtet sind und die, vormals Eigenthum des Tempels, jetzt reichen Privatleuten angehören.

Die Moschee hat 19, ohne Ordnung und Ebenmaß vertheilte Thore, deren Mehrzahl mit Spitzbögen versehen ist; Verzierungen sind nicht daran zu finden, wohl aber Inschriften an der Außenseite.

Der große innere Tempelhof bildet ein längliches Viereck von ungefähr 250 Schritt in der Länge und 300 Schritt in der Breite. Das ganze Viereck ist von einer Colonnade umgeben, deren Bögen von ungefähr 1½ bis 1¾ Fuß dicken Säulen getragen werden. In der Mitte des Hofs steht die Kaaba, ein altes arabisches Gebäude, das, nach Mahomeds Angabe, von Adam gegründet, durch die Sündfluth zerstört und durch Abraham und Ismael wieder hergestellt worden ist, um den einzigen Gott darin anzubeten. Dieses massive Heiligthum bildet ein längliches Viereck, dessen Seiten und Winkel ungleich sind; aber das platte Dach, die Größe des Gebäudes und seine Bekleidung mit schwarzem Zeuge lassen es als einen vollkommenen Würfel erscheinen. Es ist aus grauen, ungeglätteten Steinblöcken von den Felsen, die Mecca umgeben, erbaut. Seine Länge beträgt nach Burckhardt 18 Schritt, die Breite 14 und die Höhe 35 bis 40 Fuß.

In der Kaaba ist ein schwarzer, mit Silber eingefaßter Stein eingemauert, der einst der Gegenstand der Abgötterei der heidnischen Araber war und nach der Erdichtung des Propheten dem Abraham durch den Engel Gabriel bei dem Bau dieses Tempels überbracht worden ist und, anfangs schneeweiß, durch die Thränen über die Sünden vergossen, nach und nach eine schwarze Farbe erlangt hat.

MEDINA.



Medina.

Medina, unter 25°1′, etwa 40 Meilen nördlich von Mecca und 20 vom Meere, am Rande der Hochebene und zum Theil auf derselben, in einer ziemlich fruchtbaren Gegend und an einem Bache, der aber meistentheils trocken ist. Sie ist viel kleiner als Mecca, etwas befestigt und mag an 6000 Einwohner haben. Auch sie darf kein Christ betreten. Der Gegenstand der Verehrung ist hier das Grab Mahomeds. Ein von Hallen eingeschlossener Platz, wie der von Mecca, nur mit 5 Minarets geschmückt, ist hier durch eine Mauer in zwei Theile getheilt; in dem südlichen steht an der Ostseite die eigentliche Moschee, worin das Grab des Propheten; dieses ist mit einem kastenähnlichen Gebäude bedeckt und von einem eisernen Gitter umgeben; außerdem enthält die Moschee noch die ähnlichen Gräber der beiden ersten Kalifen. Die Schätze, welche ehemals hier aufbewahrt wurden, haben die Wechabiten geraubt. Um das Grabgebäude hängt ein kostbares grünes mit goldenen Inschriften geziertes Tuch, welches in der Regel alle 7 Jahre erneuert wird. Nur die Pilgrime, die von Damask kommen, pflegen auch Medina zu besuchen; den übrigen liegt es zu weit außer dem Wege. Als Hafen von Medina ist Jambo, unter 24° zu betrachten, mit 5—6000 Einwohner.

Accabah.

Das rothe Meer oder der arabische Meerbusen ist in seinem oberen Ende durch die Halbinsel Sinai in zwei Zweige oder Golfe getheilt. Der westliche von diesen heißt der Meerbusen oder Golf von Suez, nach der Stadt Suez, die an seinem äußersten Ende steht; der östliche Zweig, den Alten unter dem Namen Sinus Aelaniticus, nach dem Seehafen Aelana oder Elath, welcher daran stieß, bekannt, heißt gegenwärtig Bahr el Accabah, nach der kleinen Festung Accabah, die sich unfern der Stelle des ehemaligen Elath erhoben hat.

Die beiden südlichsten Grenzpunkte des edomitischen Gebiets waren die Hafenstädte Elath und Ezjongeber. Das Land Edom selbst, dessen Bewohner Edomiter hießen, schloß sich an das arabische Gebiet an. Den hebräischen Namen hatte dieser Landstrich von Edom, einem Sohn Isaak's. Sein eigentlicher, bei seiner Geburt ihm beigelegter Name war Esau, das ist der Behaarte; den Beinamen Edom, der Rothe, erhielt er nach einer alten Familiensage daher, daß Linsen von röthlicher oder dunkelbrauner Farbe seine Lieblingsspeise waren, für welche er auch seine Erstgeburtsrechte verkaufte. Edom blieb dann der gewöhnliche Name für seine Nachkommen (Edomiter). Esau oder Edom ließ sich auf dem Gebirge Seir nieder, welches sich von dem südöstlichen Ende des todten Sees bis gegen den atlantischen Meerbusen her-

ACCABAH



abzieht und jetzt Scherach heißt. Früher hatten dieses Gebirgsland die Choriter, die Höhlenbewohner oder Troglodyten inne, die aber von Edoms Nachkommen allmählig verdrängt wurden. Diese breiteten sich in der Folge auch nordöstlich bis an das moabitische Gebiet aus. Dieser nordöstliche Theil des Edomiter-Landes heißt noch jetzt Dschebal, das ist das Gebirg. Die Edomiter theilten sich eben so wie die Hebräer und die Choriter in Stämme, von welchen jeder sein Oberhaupt, Alluf, hatte. Von den edomitischen Häuptlingen war Theman der bekannteste, ein Enkel Esau's, nach welchem eine Gegend des edomitischen Gebiets benannt wurde. Schon in frühen Zeiten, wahrscheinlich während des Aufenthalts der Hebräer in Egypten, hatte derjenige Theil der Nachkommen Esau's, die sich gegen Nordost hin ausgebreitet und Dschebal in Besitz genommen hatten, die königliche Regierung bei sich eingeführt, indeß die Esaviten auf dem Gebirge Seir ihre Stammverfassung beibehielten. Die monarchische Verfassung der Edomiter scheint jedoch das Eigene gehabt zu haben, daß nicht, wie bei den benachbarten Völkern, eine Regenten-Familie vorhanden war, sondern daß ein neuer König entweder jedesmal gewählt wurde, oder daß derjenige König wurde, der sich die Herrschaft durch Gewalt zu verschaffen wußte. Später, unter Salomo, wird jedoch eines edomitischen Königsstammes gedacht, dagegen man von edomitischen Stammhäuptlingen nichts mehr erwähnt findet. Wahrscheinlich unterwarfen sich die Könige nach und nach die Stämme auf dem Gebirge Seir, so daß diese mit dem königlichen Edom vereint wurden. Gegen die Hebräer waren die Edomiter beständig in Krieg begriffen. Saul bekriegte sie zuerst mit Erfolg, David aber unterwarf sie sich völlig und legte Besatzungen in ihr Gebiet. Salomo rüstete in den Häfen am älanitischen Meerbusen Handelsschiffe aus. In den letzten Regierungsjahren dieses Königs suchte zwar ein edomitischer Prinz, der nach Egypten geflohen war und in sein

Vaterland zurückkehrte, die Unabhängigkeit wieder herzustellen, aber, wie es scheint, vergebens, oder wenigstens nicht auf lange Zeit; denn in den Nachrichten von Josaphats Regierung wird ausdrücklich gesagt, es sey in Edom kein König, sondern nur ein Statthalter, ohne Zweifel ein jüdischer, gewesen. Unter Josaphats Nachfolger aber, Joram, machten die Edomiter sich unabhängig und wählten sich einen König aus ihrem Volke. In der Folge bekriegte Amazia, König von Juda, die Edomiter und eroberte ihre Hauptstadt Sela oder Petra, deren Namen er in Joktheel umwandelte, und sein Nachfolger Usiah eroberte auch den Hafen Aelath; aber unter Ahas fielen die Edomiter in Judäa ein, und führten Gefangene daraus weg. Um dieselbe Zeit vertrieb Rezin, König von Syrien, bei seinem Einfall in Judäa die Juden aus Aelath, welchen Ort die Edomiter darauf wieder für immer in Besitz nahmen. Seitdem findet man sie in den geschichtlichen Büchern des alten Testaments nicht wieder erwähnt; aber aus den spätern Propheten ergibt sich, daß während das jüdische Reich seiner Auflösung entgegen ging, die Edomiter ihr Gebiet so vergrößerten, daß es zu Jeremias Zeit sich gegen Nordost bis nach Bosra in Hhauran und gegen Süden bis nach Dedan in Arabien erstreckte. Als die Chaldäer gegen Judäa vordrangen, verbanden sich die Edomiter mit ihnen, und freuten sich des Untergangs des mit ihnen verwandten Volkes, dessen verödetes Land sie sich zum Theil zuzueignen hofften. Dadurch wurde bei den Juden der Nationalhaß von neuem und heftiger angefacht, der sich in den schriftlichen Ueberresten der hebräischen Dichter und Propheten oft sehr stark ausspricht. Obgleich bei dem Vordringen fremder Eroberer Idumäa (Edom) von Verwüstungen nicht verschont blieb, so traf die Bewohner doch nicht das Loos der Verpflanzung in fremde Länder. Später wurde ein Idumäer, Herodes der Große genannt, König der Juden und war es noch zu der Zeit, als Jesus geboren ward.

Kurz vor der Belagerung Jerusalems durch Titus rückten, von den Zeloten gerufen, 20,000 Idumäer in die Stadt ein, angeblich um sich mit jenen gemeinschaftlich gegen die Römer zu vertheidigen, in der That aber wütheten beide mit Mord und Plünderung gegen die wohlhabenden und gemäßigten Bürger. Doch zogen die Idumäer (Edomiter) bald wieder ab, und seitdem wird derselben nicht mehr gedacht. Ohne Zweifel vermischten sie sich, wie die Ammoniter und Moabiter, mit den Arabern.

Städte Idumäas findet man in den biblischen Büchern nur wenige erwähnt. Die vornehmste unter allen war Sela oder Petra, die wir bereits kennen. Die Städte Elath und Ezjongeber werden als benachbarte bezeichnet, Moses erwähnt sie in seiner Rede an die Hebräer, in welcher er diesen die wichtigsten Ereignisse seit dem Auszug aus Egypten in das Gedächtniß zurückruft, indem er sagt, von Seir und von dem Wege der Ebene von Elath und Ezjongeber hätten sie sich gegen die moabitische Wüste gewandt. Beide Städte lagen am nördlichen Ende des östlichen Busens des arabischen Meeres, welcher nach der erwähnten Stadt, von den Griechen und Römern Elana genannt, der elanitische hieß. Jetzt heißt dieser Meerbusen der Busen von Akabah, nach dem am Fuße eines steil sich herabsenkenden Bergabhangs liegenden Castell desselben Namens. Bei den arabischen Geographen des Mittelalters heißt der erwähnte Bergabhang noch Akabas Aila, das ist der Abhang von Ailah, und auch die Beduinen der Gegend nennen Akabah noch Häle. Salomo bauete in der Nähe dieses Orts zu Ezjongeber, von tyrischen Schiffsbaumeistern unterstützt, Schiffe, welche, von phönicischen Seeleuten bemannt und verbunden mit Hirams Schiffen, nach Ophir fuhren und von da ostindische Producte holten, 1. Kön. IX, 26. 27. 28. X, 21. 22. Diese Schifffahrt auf dem arabischen Meere muß auch nach Salomo fortgesetzt worden seyn, denn 1. Kön. XXII, 49, wird gemeldet, die Schiffe,

welche Josaphat habe bauen lassen, um nach Ophir zu gehen, wären bei Ezjongeber gescheitert. Die Ebene von Akabah, oder Elath und Ezjongeber, welche von Osten nach Westen drei bis vier Stunden lang und nach Norden hin fast eben so breit ist, hat sehr schöne Weiden; eine Stunde lang vom Meere ist sie stark mit Salz geschwängert, weiter nördlich aber herrscht der Sand vor. Das Castell Akabah steht einige hundert Schritte vom Meere und ist mit großen Wäldern von Dattelbäumen umgeben. Es ist ein viereckiges Gebäude mit starken Mauern, und so wie es jetzt erscheint, vom egyptischen Sultan el Ghury im 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erbaut. Im Innern sind viele arabische Hütten; es wird daselbst ein Markt gehalten, welchen Araber aus Hedschas und Syrien besuchen, und zuweilen kommen kleine Karawanen aus Khali (Hebron). Das Castell hat ziemlich gutes Wasser in tiefen Brunnen. Der Pascha von Egypten hält hier eine Besatzung von dreißig Mann, um die Lebensmittel zu bewachen, welche zum Bedarf der Pilgerkarawane niedergelegt sind. Eine Stunde von diesem Castell, in südlicher Richtung, auf dem östlichen Ufer des Meerbusens liegt das kleinere halb verfallene, bloß von Beduinen bewohnte Castell Kaßr=el=Bedawy. Etwa drei viertel Stunden weit von Akabah und eben so weit von Kaßr=el=Bedawy liegen Trümmer im Meere, die aber bloß bei niedrigem Wasserstande sichtbar sind. Sie sollen aus Mauern, Häusern und Säulen bestehen; allein man kann denselben wegen der Untiefe nicht leicht nahe kommen. Vielleicht sind dieses Ueberreste von Ezjongeber.

De Laborde, ein französischer Reisender, welcher Arabien in der neuern Zeit besucht hat, machte Akabah zu seinem Hauptquartier, von wo aus er mehrere Ausflüge in die Umgegend unternahm. Von seiner Ankunft bei dieser Festung sagt er Folgendes: „Nachdem wir zwei Windungen des Meerbusens zurückgelegt und die Dattelpalmen am Küstensaume der Rechten verlassen, wurden wir

Akabahs ansichtig. Ein Theil der Besatzung und die Bewohner der kleinen Festung kamen uns entgegen. Die Erscheinung von sechs Dromedaren ist hinreichend, um die Aufmerksamkeit dieser kleinen Gemeinde in Anspruch zu nehmen und mit Vermuthungen zu erfüllen. Die große nach Mecca bestimmte Karawane kommt an Akabah vorbei; außer dieser kommen gelegentlich Kameele, mit Korn beladen und von einigen Arabern zu Fuße getrieben, daselbst an, um die Einförmigkeit der traurigen Einöde zu unterbrechen. Unter solchen Umständen mußte unser Trupp natürlicher Weise Aufsehen erregen."

Ueber Akabah selbst äußert sich de Laborde folgendermaßen: „Die Festung Akabah ist nach einem regelmäßigen Plan gebaut, so wie alle jene Forts, welche zur Beschützung der Mecca-Karawane bestimmt sind. Aeußerlich ist sie hinreichend fest, um den Angriffen wilder Horden, welche, obwohl äußerst tapfer und kriegerisch, doch nichts von Belagerungskünsten verstehen, Trotz zu bieten. Im Innern herrscht große Unordnung und Nachlässigkeit, einige Theile sind ganz verfallen, andere bestehen aus bloßen Erdmauern. Der Commandant bewohnt die südwestliche Bastion, welche er durch einige Gebäude vergrößert hat. Der Oberanführer der Truppen hält die südwestliche Bastion besetzt, es ist ein alter gedienter Krieger, der stets neben einer Kanone, einem Zwölfpfünder, schläft, welche nebst einer andern das ganze Geschütz der Festung bildet." Außer den Festungsgebäuden enthält Akabah, demselben Berichterstatter nach, ein Waarenhaus, eine alte halb verfallene Moschee und einige schlechte von Arabern bewohnte Hütten.

Mocca.

Der Hafen der Stadt Mocca, deren Ansicht hier von der Landseite aufgenommen, ist der vorzüglichste von Europäern besuchte Hafen des rothen Meeres. Wir sind gewohnt, mit diesem Namen den Gedanken an Genuß und Luxus zu verbinden, dem allerdings die Hauptartikel seiner Ausfuhr dienen, und nur Wenige gibt es, die noch nichts von dem bekannten Kaffee gehört haben sollten, der von ihr seinen Namen erhalten hat. In der Provinz Tehama liegt Mocca, nicht weit von dem südwestlichen Theile der Küste oder den südlichen Ufern des rothen Meeres.

Mocca ist eine der neuern Städte Tehamas, und frühestens im 14. Jahrhundert erbaut worden. Ihr Gründer war ein Scheikh Schadeli (ein Ehrentitel, den viele Nachfolger Mahomeds und seines Schwiegersohnes Ali annahmen), welcher zu dieser Zeit als Eremit in der Gegend lebte, wo sich später die Stadt Mocca erhob. Er stand in dem Rufe so großer Heiligkeit, daß seine mahomedanischen Brüder aus allen Gegenden zu seiner Klause wallfahrteten, um von seinen Lippen Lehren der Weisheit zu vernehmen. So ereignete es sich eines Tages, daß ein indisches Schiff, welches nach dem Hafen von Dschidda im rothen Meere bestimmt war, in der Gegend des heutigen Mocca ankerte. Die Schiffer erspähten am Ufer die Hütte des Eremiten, und von Neugierde getrieben,

MOCHA



stiegen sie ans Land. Der Scheikh empfing sie sehr freundlich und bewirthete sie mit Kaffee. Dieser neue Trank sagte den Fremdlingen sehr zu; er prophezeihte ihnen außerdem, daß in einiger Zeit auf diesem Platze sich eine Handelsstadt erheben würde, welche den Indiern einen Markt für ihre Handelsartikel öffnen sollte. Immer mehr Araber und Indier kamen zu der Hütte des Einsiedlers; sein Ruf verbreitete sich weiter und bald erhob sich um seine unansehnliche Wohnung ein Dorf, welches, von seiner Lage begünstigt, endlich zur Handelsstadt emporwuchs.

Was auch immer an dieser Erzählung wahr seyn mag, so viel ist gewiß, daß das Andenken des Scheikhs noch heutiges Tages von den Einwohnern Moccas verehrt wird, welche ihn als ihren Schutzgeist betrachten. Ueber seinem Grabe erhebt sich die Hauptmoschee der Stadt und es sind noch mehrere Gegenstände, z. B. der Brunnen, nach ihm benannt. Außerdem ist er noch besonders der Schutzgeist der mahomedanischen Kaffeehändler, und alle seine Nachfolger führen den Titel Scheikh.

Das Gebiet Jemen wurde im 16. Jahrhundert von den Türken erobert, und unter vielen andern bedeutenden Städten fiel auch Mocca unter ihre Herrschaft; die ersten Europäer, welche Mocca besuchten, waren 1513 die Portugiesen; zu Anfang des folgenden Jahrhunderts, als das rothe Meer von den Engländern unter Capitän Alexander Scharpey besucht wurde, erhob sich die Stadt zum Mittelpunkte des Handels zwischen Indien und Egypten. Die ostindische Compagnie trieb freien Handel dahin zufolge eines Freibriefs, welchen sie 1618 vom Befehlshaber von Mocca erhalten hatte.

Die Stadt ist auf einer sandigen Ebene erbaut, sie liegt nahe am Seeufer in einer kleinen Bucht, welche von zwei Hügeln gebildet wird. Auf jedem derselben steht ein Thurm, von welchen der südliche ebenfalls den Namen des Scheikhs führt. Die Bai ist

für große Schiffe nicht tief genug, welche daher auf der offenen Rhede ankern müssen und dort sehr gefährlichen Winden ausgesetzt sind. Das Ansehen Moccas von der See aus ist imponirend, die Gebäude sind weiß angestrichen und contrastiren kräftig mit dem tief blauen Wasser, aus dem sie sich zu erheben scheinen. Die Stadt ist von einer mit Schießscharten versehenen Mauer umgeben, welche in der Ferne ein kriegerisches Aussehen hat, aber in der Nähe sehr an Bedeutung verliert, da sie nur leicht gebaut ist und dem Geschütze nicht widerstehen könnte.

Den Fremden verläßt beim Eintritte in die Stadt der angenehme Eindruck, welchen sie in der Ferne auf ihn gemacht hat; er findet schmutzige und unregelmäßig gebaute Straßen, und nur sehr wenige Gebäude, die seine Aufmerksamkeit fesseln könnten; meist hohe, mit unregelmäßigen Fenstern versehene Häuser. Dies gilt jedoch nur von den Häusen der höhern Classen, die Wohnungen der Armen sind runde, aus Flechtwerk bestehende Hütten, zuweilen mit etwas Lehm bedeckt. Das brittische Handelshaus ist ein großes in arabischem Style erbautes und nach englischer Art verziertes Gebäude; die Terrasse auf seinem Dache gewährt eine sehr schöne Aussicht über die Stadt und ihre Umgebung. Die Moscheen mit ihren hohen schmalen Thürmen sind sehr schön, besonders die Hauptmoschee. Außerhalb der Mauern liegen drei kleine Dörfer oder Vorstädte, welche von Juden, Abyssiniern und Beduinen bewohnt sind.

Die Bevölkerung Moccas wird sehr verschieden angegeben. Einige schätzen sie zu 5000, Andere auf 7000. Hier sieht man Abyssinier mit ihren langen Gestalten, ihren klugen Gesichtern, ihren feinen Zügen und meist glänzenden und lebhaften Augen, wildblickende Beduinen, bewaffnet vom Kopf bis zum Fuß, gesittetere Araber aus der Stadt und endlich ernsthafte Türken in ihrem glänzend schönen Anzug.

Der wichtigste Ausfuhrartikel Moccas ist der Kaffee, welcher als die feinste Sorte anerkannt ist. Er wächst in einer Entfernung von der Stadt, in den engen Thälern der „glücklichen" Gegend. Man nimmt an, daß Mocca jährlich über 4000 Tonnen dieses Kaffees ausführt. Der größere Theil wird nach Dschidda und Suez gebracht, für den Bedarf Egyptens und der Türkei, ein anderer Theil geht nach Bombay und andern Gegenden Indiens, von wo er seinen Weg nach Europa findet. In Mocca selbst wird der Kaffe sehr wenig verbraucht; der Araber zieht aus Sparsamkeit einen aus den Hülsen des Kaffees bereiteten Trank vor. Selbst in den Kaffehäusern der Stadt sieht man In- und Ausländer diesen Kischu oder Hülsentrank trinken.

Außer Kaffee besteht Moccas Ausfuhr auch noch in Tamarinden, Myrrhen, Gummi arabicum, Tragant, Weihrauch, Sennesblättern, Balsam, Aloe, ferner in Hörnern und Häuten vom Rhinoceros, Elfenbein, Goldstaub und Zibeth, welcher von der abyssinischen Küste herübergebracht wird.

VI. Klein-Asien.

Der Landstrich, den wir Kleinasien nennen, begriff im Alterthum die westliche Halbinsel Asiens, und grenzte gegen Norden an den Pontus Euxinus (das schwarze Meer) und den Propontis (Mare di Marmora); gegen Osten an den Fluß Halys (jetzt Kizil Irmak), nach Andern an den Euphrat; gegen Süden an das mittelländische oder cyprische und gegen Westen an das inselreiche ägeische Meer. Die Gebirgskette des Taurus durchzieht das Land in mehreren Zweigen, von denen die höchsten Spitzen mit ewigem Schnee bedeckt sind, andere wieder die sicheren Spuren, daß sie ehedem feuerspeiend waren, an sich tragen. Herrliche, wahrhaft paradiesische Gegenden und Ebenen sind nebst befruchtenden Küstenflüssen in diesem Lande vorhanden, so wie manche durch Sagen und Geschichte berühmte und berüchtigte Berge, unter denen der Ida, an dessen Fuß Troja lag.

Nahe an 30 verschiedene Völker bewohnten schon in den frühesten Zeiten diese schönen Gegenden. Hier war die Wiege der Wissenschaften und Künste; auf diesem klassischen Boden fanden die großen Kämpfe zwischen dem Abendland und dem Morgenland statt, und Europäer und Asiaten rangen um die Oberherrschaft. Das Schicksal mächtiger Reiche wurde hier entschieden, während die Bewohner des Landes selbst meistens unter fremder Oberherrschaft standen.

Die Staaten Kleinasiens waren folgende: Troas, Mysien, Lydien, Karien mit den griechischen Kolonien Aeolien, Jonien und Doris am ägäischen Meere; Bythinien, Paphlagonien und Pontus oder Cappadocia pontina am schwarzen Meere; Lycien, Pamphylien, Pisidien, Isaurien und Cilicien am cyprischen Meer und um den Taurus, und Cappadocien, Galatia und Phrygien im Innern, von keinem Meer begrenzt.

Von den meisten Völkern, welche diese Staaten bewohnten, ist kaum etwas mehr, als der Name auf unsre Zeit gekommen. Die mächtigsten unter ihnen waren die Phrygier, Trojaner, Lydier und etwas später die griechischen Colonien Jonien rc.

Unter Klein-Asien verstehen wir jetzt die ganze, vom schwarzen, vom ägäischen und vom mittelländischen Meere umflossene Halbinsel, welche östlich von dem hohen Gebirgslande Armeniens und vom Euphrat begrenzt wird. Sie hat bei den Türken keinen gemeinschaftlichen Namen; denn Anadoli, aus Natolien, dem europäischen Namen jener Gegenden, entstanden, umfaßt nur den bedeutendsten westlichen und nördlichen Theil der Halbinsel. Natolien oder Anatolien selbst bedeutet „östliches Land," von ανατολη, der Sonnenaufgang, weil diese Länder östlich vom eigentlichen Griechenland liegen, so wie sie auch wohl im Handel vorzugsweise die Levante (le levant), d. h. die Gegend des Sonnenaufgangs, genannt werden, obgleich dieser Name auch im weitern Sinne von Constantinopel, Syrien, ja selbst Egypten gebraucht wird.

Klein-Asien gehört unstreitig zu den herrlichsten Ländern der Welt, und ist selbst noch in seinem jetzigen traurigen Zustande die reichste und bevölkertste Provinz des osmanischen Reiches. Größtentheils gebirgig, enthält sie dennoch weite fruchtbare Ebenen, unzählige schöne Thäler, treffliche Häfen, und einen beinahe überall vorzüglichen Boden. Das Klima, verschieden nach der Erhebung über das Meer, ist überall gesund und schön, besonders

aber an der Küste des ägäischen Meeres (das alte Jonien) von unbeschreiblicher Milde; der Winter besteht in den niederen Gegenden meist nur in einer etwas rauhen Regenzeit. Die Gebirge sind meistens herrlich bewaldet, doch so, daß bei der unsinnigen Nachlässigkeit der Türken hier ganze Wälder des trefflichsten Nutzholzes unbeachtet verwildern und verfaulen, an andern Orten schon gänzlicher Holzmangel eingetreten ist. Verschiedene Eichenarten liefern die zum Färben unentbehrlichen Galläpfel oder Knoppern. Die höheren Ebenen im Innern eignen sich vorzüglich zur Viehzucht und werden auch meist dazu benutzt. Alle Obstarten, wovon mehrere von hier aus erst nach Europa gekommen, gedeihen hier in höchster Vollkommenheit. Der Wein ist trefflich, wird aber nur von den Griechen benutzt; die Osmanen genießen nur die Trauben, oder kochen daraus einen Syrup. Hauptproducte sind außerdem Getreide, welches jedoch kaum in hinreichender Menge erbaut wird, der Tabak, der beste im türkischen Reiche, die Oliven, die Baumwolle, der Mohn, woraus das den Türken so wichtige Opium bereitet wird, indem man die reifenden Mohnköpfe leicht ritzt und den herausfließenden Saft sammelt; der Safran, mehrere Farbestoffe u. s. w. Das Thierreich liefert treffliches Rindvieh, gute Pferde, Schafe mit Fettschwänzen; merkwürdig sind die mit einem seidenartigen Haar versehenen Ziegen, welche sich nur in der Gegend von Angora befinden und deßhalb auch angorische Ziegen genannt werden. S. d. Abbildung. Wild sind vorzüglich nur Hasen, Rebhühner, Wachteln und andere Zugvögel in Menge vorhanden; unter den Raubthieren findet man hier schon den Schakal, ein dem Wolf, Fuchs und Hund verwandtes, höchst gefräßiges Raubthier, von der Größe eines Fuchses, mit hellgelbem Haar, welches sich in zahlreichen Haufen in der Nähe der Dörfer und Städte zeigt. Fische liefert die See in Menge. Auch die Seidencultur, so wie die Verarbeitung derselben, ist bedeutend. Der

EINE GRUPPE ANGORA ZIEGEN IN KLEIN-ASIEN



Mineralreichthum wird, wie überall von den Türken, so auch hier, wenig benutzt, doch wird viel Meerschaum zu Pfeifenköpfen in der Gegend von Brussa gegraben.

Die Einwohner, deren Zahl sich durchaus nicht angeben läßt, bestehen vorzüglich aus folgenden 4 Hauptvölkern. Die Türken, hier die zahlreichsten, sie mögen wohl ⅖ der ganzen Bevölkerung ausmachen, sind, wo möglich, noch roher, stolzer, unduldsamer als die europäischen. Die Turkomanen, ein den Türken stammverwandtes Volk aus den Gegenden zwischen dem caspischen und dem Aralsee, ziehen, in verschiedene Stämme unter ihren eigenen Beys oder Oberhäupter getheilt, in der ganzen Halbinsel umher; sie führen mit ihren Kameelen, Büffeln, Schafen u. s. w., unter Zelten von Schaffellen wohnend, ein wanderndes Hirtenleben; stets bewaffnet, gastfrei und räuberisch, durchziehen sie die weidereichen Ebenen, ein Schrecken der Dorfbewohner, der Reisenden und selbst der zahlreichen Karawanen. Sie sind nur dem Namen nach den Türken unterworfen, in der That aber ganz unabhängig und nicht selten widersetzen sie sich mit den Waffen in der Hand den Befehlen der Pforte und den Pascha's, deren Gebiete sie berühren. Sie mögen leicht ein Fünftel der ganzen Bevölkerung ausmachen, und bekennen sich wie die Türken zum mahomedanischen Glauben. Eben so zahlreich als die Türken sind die Griechen, hier noch mehr als in Europa dem Drucke der Osmanen unterworfen. Ihr Schicksal, so wie das aller ärmeren Bewohner der Halbinsel, hängt ganz von der Laune oder der Klugheit des Paschas ab. Hat dieser sich, wie häufig, so gut als unabhängig von der Pforte gemacht, so schont er natürlich seine Unterthanen, um sie zu gewinnen und sich zu bereichern; gehorcht er der Pforte, so denkt er nur an Erpressungen, um die kurze Zeit seiner Herrschaft bestens zu benutzen. In diesem Falle wandern viele Unterthanen aus in das Gebiet eines klügern oder milderen Tyrannen. Die

Griechen sind auch hier die gewerbfleißigsten Einwohner. Die Armenier sind nicht so zahlreich als die Griechen, leben meist nur vom Handel in den Städten, und sind wohlhabender und weniger gedrückt als die Griechen, weil der Osmane den keckern Sinn dieser fürchtet, die Armenier aber als Feige verachtet. Unter dem eisernen, alle Thätigkeit hemmenden und zerstörenden Joche der Osmanen ist diese Halbinsel, einst der Sitz blühender Reiche, mit prachtvollen und wohlhabenden Städten bedeckt, jetzt in beinahe gänzliche Verwilderung hinabgesunken. Die herrlichsten, fruchtbarsten Ebenen sind den wilden Turkomanen überlassen, kaum das Nothwendigste wird dem überreichen Schooße der Erde durch kümmerlichen Anbau abgewonnen, und die Unsicherheit alles Eigenthums treibt auch hier die unglücklichen Bewohner immer mehr aus den Dörfern in die Städte. Selbst diese, wenn gleich stark bevölkert, bieten überall den trostlosen Anblick des Verfalls und der Verarmung dar. Ueberall erblickt man nur enge ungepflasterte, unebene und schmutzige Gassen, elende Lehmhütten, und selbst die wenigen besseren Gebäude zeugen noch die Barbarei ihrer Bewohner, indem man zu ihrer Aufführung ohne Unterschied das elendeste Material, vermischt mit den Trümmern der edelsten Werke der Kunst aus alter Zeit, verwendet hat. Ganz gewöhnlich findet man Bruchstücke von Statuen, Basreliefs, Säulen, Steine mit Inschriften in die Wände der Festungen, Moscheen u. s. w. vermauert. Ganz Kleinasien ist mit Trümmern ehemaliger Städte übersäet, aber bei dem häufigen Wechsel der Ansiedelung der unglücklichen Bewohner ist meist auch die Erinnerung an das, was diese Ruinen gewesen, gänzlich verloren gegangen. Selbst die Flüsse haben ihren Lauf hin und wieder verändert, ganze Gegenden in Moräste verwandelt, die herrlichsten Häfen des Alterthums sind versandet und in Wiesen und Sumpf umgewandelt.



DAS TROJANER FELD

Das trojanische Feld oder die Gegend, wo Troja stand.

Wenigstens wird von mehreren neuern Reisenden die Gegend, welche unsere Abbildung darstellt, als der Ort bezeichnet, wo die weltberühmte Stadt gelegen, so wie das Lager des griechischen Heers, das nach zehnjährigen Anstrengungen, Mühseligkeiten und Entbehrungen erst durch List der unglücklichen Stadt Meister werden konnte.

Wir lassen hier eine kurze Beschreibung dieser durch Homer für alle Ewigkeit berühmten Begebenheit folgen.

Der trojanische Staat, den man auch Klein-Phrygien nannte, soll zuerst von Kimmeriern, nach Einigen von Samothraciern bewohnt gewesen seyn. Ihr erster Beherrscher war Teucer, den sie für einen Sohn des Scamander ausgaben und der aus der Insel Creta herübergekommen seyn soll; von ihm hieß das Land Teucria. Dies ist eigentlich Alles, was man von ihm weiß. Sein Eidam Dardanus war durch Frömmigkeit und Tugend berühmt, ward sein Nachfolger, und gab dem Staat den Namen Dardanien. Er war es, der die berühmte Bildsäule der Pallas aus Samothracien mitbrachte, von welcher das Schicksal und die Erhaltung der am Berg Ida, von dem das Land bisweilen auch Idäa genannt wird, gelegenen Hauptstadt Ilion (Troja war eigentlich der Name der Umgegend) abhing, und welche das Palladium genannt wurde. Auch sein Sohn Erichthonius war ein guter Regent, dem Tros,

der Erbauer Troja's, folgte. Als dieser seinem Sohn Ganymed auftrug, einem benachbarten Fürsten, Jupiter, Geschenke zu überbringen, wurde er vom Könige Tantalus aufgehalten, wodurch ein großer Krieg entstand, in welchem letzterer das Leben einbüßte und für immer in den Tartarus verwiesen wurde, wo er Alles, was er wünschte, beständig vor Augen sah, ohne es jemals besitzen oder genießen zu können. Durch seinen Sohn Pelops, der nach Griechenland auswanderte, wurde der erste Grund zu der Feindschaft zwischen den Griechen und Trojanern gelegt.

Ilus, unter dem sich erst der Krieg mit dem Tantalus endigte, war Tros ältester Sohn und auch sein Nachfolger; aber erst der folgende Regent, Laomedon, Ilus dritter Sohn, war der Erbauer der Burg Ilion. Unter dessen Regierung war es, wo die Argonauten am trojanischen Gebiet landeten. Unter ihnen war Herkules, der die Stadt Troja einnahm und plünderte und den Laomedon, der ihn unkluger Weise gereizt hatte, tödtete, wodurch der Haß der Trojaner gegen die Griechen neue Nahrung erhielt.

Jetzt bestieg Priamus (Podarkes), der sich bei dem vertilgenden Krieg gerettet hatte, den Thron, und begann sogleich die zerstörte Stadt wieder herzustellen und aufs neue und stärker zu befestigen. Er hatte eine Schwester, Hessione genannt, die an Telamon verheirathet war, der sie aber äußerst schlecht behandelte, weßhalb Priamus von den Griechen Satisfaktion verlangte, die ihm aber nicht gewährt wurde. Nun entführte Paris die Gemahlin des spartanischen Fürsten Menelaus, die schöne Helena, wodurch der berühmte trojanische Krieg entstand, der nach zehn Jahren mit der Vertilgung Troja's endigte.

Helena war schon in der frühesten Jugend von so außerordentlicher Schönheit, daß, wer sie auch nur erblickte, ganz bezaubert davon war. Noch nicht zehn Jahre alt, hatte sie Theseus schon geraubt. Unter dem Heer von Freiern versprach sie ihr Vater

demjenigen, den sie selbst wählen würde, unter der Bedingung, daß sich die übrigen Bewerber gegen den vereinigen müßten, der mit dieser Wahl nicht zufrieden seyn würde. Das Wunder von Schönheit wählte den Menelaus, der hierdurch König von Sparta wurde, und dessen Bruder Agamemnon, König von Micene, Helena's Schwester, die Klytemnestra, geheirathet hatte. Beide waren Enkel des Atreus. Die Brüder waren aber beide übel angekommen. Helena hatte ihrem Mann kaum eine Tochter, Hermione, geboren, als Prinz Paris, auch Alexander genannt, ein Sohn des Königs Priamus von Troja, nach Sparta kam, und Helena entführte, als ihr Mann gerade eine Reise nach Creta gemacht hatte. Das verbrecherische Paar begab sich über Egypten und Phönicien in des Entführers Heimath, nach Troja, wodurch der Untergang dieser Stadt herbeigeführt wurde. Doch dieses Unglück hatte einen andern Ursprung, und der arme Paris war nur das Werkzeug höherer Macht; die Veranlassung war folgende. Das Fatum (Schicksal) hatte dem Zeus und dem Poseidon, welche beide die schöne Nereïde Thetis liebten, prophezeihet, daß diese einen Sohn gebären werde, der weit mächtiger, als sein Vater werden würde. Hierdurch erschreckt, stellten die beiden höchsten Götter ihre Nachstellungen ein, und Thetis mußte, wiewohl sehr ungern und erst nach vielem Sträuben und nachdem sie sich in allerlei wildes Gethier und sogar in Feuer verwandelt hatte, um den Liebkosungen des sterblichen Peleus zu entgehen, sich dennoch mit demselben vermählen, denn so wollte es der Rathschluß der Götter, gegen den nichts einzuwenden war. Um nun diese Vermählung mit dem höchsten Glanz zu feiern, waren sämmtliche Gottheiten bis auf eine, die Tochter der Nacht, die Göttin der Zwietracht, Eris, zur Hochzeit eingeladen. Diese ohnedieß allenthalben Unheil bringende Dame fand sich durch diese Zurücksetzung höchst beleidigt, und um sich zu rächen, warf sie, als sämmtliche Gäste in dem Hochzeitssaal versammelt waren,

22*

einen goldenen Apfel unter dieselben, mit der Aufschrift: „der Schönsten!“ Nur drei wagten es, Ansprüche auf diese köstliche Frucht zu machen, nämlich Here, Pallas und Aphrodite, die Göttin der Schönheit selbst; vor ihnen traten alle andern Göttinnen zurück. Um nun zu entscheiden, welcher das Kleinod gehören solle, ließen sich die drei Schönen auf dem Berg Ida, wo Paris auf Befehl seines Vaters ausgesetzt worden war, da seine Mutter Hekuba, noch ehe sie ihn gebar, geträumt hatte, sie würde eine Fackel zur Welt bringen, welche Troja vernichten würde, und wo er jetzt eine Heerde hütete, nieder, um es auf dessen Ausspruch ankommen zu lassen. Eine jede versprach dem bestechlichen Schiedsrichter heimlich eine große Belohnung, wenn er ihr den Preis zuerkennen würde. Here verhieß ihm Macht und Reichthümer, Pallas große Weisheit, die Liebesgöttin aber die schönste Frau der Welt. Der letzten Versicherung konnte der etwas schwachsinnige Paris nicht widerstehen, und er erkannte Aphroditen den Apfel zu. Das schönste Weib war Helena, bereits eines Andern Gattin. Paris schiffte sich nun nach Griechenland ein und entführte mit Hülfe seiner Beschützerin das Kleinod während Menelaus Abwesenheit, der ihn zuerst gastfreundlich aufgenommen hatte. Unterdessen war aus der Ehe der Thetis der Held Achilles entsprossen, den seine Mutter bei seiner Geburt in den Höllenfluß Styx tauchte, um ihn unverwundbar zu machen; nur an der Ferse, bei der sie ihn festgehalten hatte, blieb er noch verwundbar. Seine Erziehung war dem Centaur Chiron übertragen worden, der ihm die Arzneikunde und Musik lehrte. Als nun die abscheuliche Verletzung des heiligen Gastrechtes durch Paris kund ward, da gerieth ganz Griechenland in Aufruhr, und als sogar eine an den König Priamus abgeschickte Gesandtschaft, welche die Auslieferung der ungetreuen Schönen bewerkstelligen sollte, unverrichteter Sache wieder heimkehrte; da rief Menelaus nicht vergeblich die Fürsten

des Landes auf, seine Schmach zu rächen, und alle verbanden sich mit einem Schwur zu Trojas Untergang, und Agamemnon, des Beleidigten mächtiger Bruder, erhielt den Oberbefehl über das ganze Heer. In allen Häfen wurden Schiffe ausgerüstet und in dem von Aulis die ganze Flotte vereinigt. Außer Agamemnon und Menelaus waren die vornehmsten Anführer: der alte Nestor, König von Pylos; Diomedes, König von Calydon; Ajax, der Lokrier, und Ajax, Fürst von Salamis; Odysseus, König von Ithaka; Patroklus, Philoktet, Sthenelus, Idomeneus, Enkel des Minos, Thersander u. s. w. Achilles, dessen Mutter ihn, als Mädchen verkleidet (denn sie wußte, daß er vor Troja seinen Tod finden würde), an dem Hof des Königs Lykomedes verborgen hatte, wurde von Odysseus durch List entdeckt, indem er unter allerlei Mädchentändeleien auch einen Spieß und Schild in die Wohnung der Frauen hatte bringen lassen, zu denen Achilles sogleich griff, während seine Gespielinnen vor dem absichtlich verursachten Lärm flohen. Nun war er entdeckt und mußte mit, denn der Priester Calchas hatte geweissagt, daß man ohne ihn Troja nicht überwinden würde. Besonders wußten Nestor und Odysseus die Helden durch ihre Beredsamkeit und schlaue Reden anzufeuern. Mehr denn 100,000 Krieger waren in Aulis versammelt, welche eine Flotte von 1200 Schiffen an die Küste von Troja bringen sollte. Aber lange harrte das Heer vergeblich auf günstigen Wind. Die Ursache war Artemis, welche auf den Agamemnon zürnte, weil dieser einen ihr geweihten Hirsch getödtet hatte. Der Priester der Göttin verkündete nun, daß dieselbe nur dann zu versöhnen sey, wenn die Tochter des Oberanführers, Iphigenia, selbst von ihrer Mutter zum Altare geführt, der zürnenden Gottheit geopfert würde. Man mußte, wollte man anders nicht von dem ganzen Vorhaben abstehen, in das Begehren willigen. Schon schwebte der Mordstahl über dem Haupte des armen Mädchens, als Artemis selbst

dasselbe in einer Wolke in ihr Heiligthum nach Tauris entführte und statt demselben ein Reh hinterließ, das ihr nun geopfert wurde. Jetzt gab es auf einmal günstigen Wind und die vereinte Flotte segelte nach Asiens Küste ab. Allein noch fand vor der Abfahrt ein schreckliches Ereigniß statt. Als man nämlich kurz vorher das gemeinschaftliche Opfer verrichtete, da schoß plötzlich unter dem Altar ein scheußlicher, blutroth gefleckter Drache hervor und wand sich den Stamm eines Ahornbaumes hinauf, unter dem der Altar stand. Hier verschlang er ein Nest mit acht jungen Sperlingen sammt der Mutter und wurde dann selbst zu Stein, woraus der Seher Calchas prophezeihete, daß der Krieg neun Jahre dauern und Troja erst im zehnten fallen würde.

Die Belagerung von Ilium begann nun; aber nicht allein die Menschen stritten hier, sondern die himmlischen Mächte selbst nahmen für oder gegen Troja Partei. Here, Pallas, Poseidon, Hephästos und Hermes standen den Griechen bei; dagegen waren Aphrodite, Phöbus, Artemis und Latona auf der Seite der Trojaner. Der Kriegsgott Ares war bald in dem einen, bald in dem andern Heer gegenwärtig, und Zeus, mit der Schicksalswage in der Hand, wägte das Schicksal der Heere in den Schlachten ab. Die furchtbaren Kämpfe auf irdischem Boden hallten in den Himmelsgewölben wieder, und die Götter des Olympus setzten sich den Streichen der Sterblichen aus; sogar der furchtbare Kriegsgott, Ares, wurde von dem Diomedes, dem aber Pallas beistand, in einem Treffen vor Troja verwundet, und brüllte so furchtbar, wie 10,000 Mann in der Schlachtwuth auf einmal schreien, so daß Griechen und Trojaner zugleich Schrecken, Furcht und Entsetzen ob diesem göttlichen Gebrüll ergriff. Die Stadt Troja war durch starke Mauern und Thürme wohl befestigt und wurde von einem zahlreichen Heere vertheidigt. Priamus Sohn, der gewaltige Hektor; der fromme Aeneas; Deiphobus, Paris und eine

große Zahl asiatischer Fürsten, mit dem König von Pergamus verbunden, widerstanden den Angriffen der Griechen, die genöthigt waren, sich in einem Lager zu verschanzen und ihre Schiffe in Sicherheit zu bringen, indem sie solche auf das Land zogen, um sie den Stürmen nicht preis zu geben. Diese Fahrzeuge hatten keine Verdecke und das größte konnte wenig mehr, als hundert Mann fassen. Die hohen Mauern Trojas trotzten allen Anstrengungen der Griechen, die weder Balliste, noch Katapulte, noch weniger Kanonen und Mörser hatten, und die Ebene zwischen der Stadt und dem griechischen Lager wurde der Tummelplatz der blutigsten Schlachten, Gefechte und Kämpfe, die damit begannen, daß man gegenseitig mit Pfeilen aufeinander schoß, dann aber Mann gegen Mann rückte und sich so Leib an Leib schlug und rang. Die Anführer bestiegen ihre Streitwagen, kämpften aber auch oft zu Fuß, nachdem sie sich durch Schmähungen und Schimpfwörter aller Art gegenseitig ermuthigt, gereizt und herausgefordert hatten. Fiel einer derselben, so gab es um dessen Leiche sogleich einen fürchterlichen Kampf; jeder Theil wollte sich der Waffen des Gefallenen bemächtigen, und nur die finstere Nacht konnte die Streitenden trennen. Nach den blutigsten, aber vergeblichen Gefechten gab es oft kurzen Waffenstillstand, um die Gebliebenen begraben und ihre Leichenfeier durch Spiele verherrlichen zu können. Fingen die Lebensmittel im griechischen Lager an auszugehen, so ging ein Theil der Flotte auf Raub aus und nahm auf den nahen Inseln weg, was sich vorfand. Abtheilungen vom Landheere verbreiteten sich in die Länder der Verbündeten des Priamus und nahmen daselbst die Ernte in Beschlag. Ueberall verheerte man Alles mit Feuer und Schwert und brachte unermeßliche Beute in das Lager zurück, nebst Haufen von geraubten Sclaven. Nachdem nun der Krieg schon neun Jahre ohne besonderen Erfolg für die eine oder die andere Partei gewüthet und im Olymp und auf Erden gewal-

tigen Rumor veranlaßt hatte, verbreitete sich auf einmal eine verheerende Seuche unter den Griechen, die nach den Aussagen des Calchas von dem hochbeleidigten Phöbus herrühren sollte, dessen Priester man seine einzige Tochter, Chrisaïs, geraubt hatte und in deren Besitz Agamemnon war.

Da nun Calchas behauptete, daß man den erzürnten Gott nur besänftigen könne, wenn man das Mädchen zurückgäbe; so drangen sämmtliche Anführer und namentlich Achilles in den Agamemnon, die Geraubte loszugeben, der sich jedoch nur mit dem größten Widerwillen und nur dann dazu verstand, als man ihm zur Schadloshaltung gewährte, sich von der sämmtlichen Beute dasjenige auszuwählen, was ihm am besten gefalle. Da begehrte er, rachesüchtig, die schöne Brysaïs, welche dem Achilles heimgefallen und diesem über Alles theuer war; allein er mußte sie dennoch dem von Agamemnon in sein Zelt abgesandten Boten übergeben, da dieser die Chrisaïs, mit Geschenken beladen, ihrem Vater zurückgegeben hatte. Jetzt war zwar der Gott versöhnt, aber Achilles schwur nun, nicht mehr für die Griechen zu fechten, und bat seine Mutter, Thetis, ihn zu rächen, welche Zeus Rache gegen den Beleidiger ihres Sohnes anfachte. Dieser erhörte die Flehende, sandte trügerische Träume dem Agamemnon zu und verlieh den Trojanern Sieg, an deren Spitze Hektor mit außerordentlichem Muth kämpfte. Er richtete mit Hülfe seiner Brüder und Verbündeten, dem Sarpedus, Rhesus, Memnon rc., ein furchtbares Blutbad unter den Griechen an. Aber Paris floh dennoch vor dem mit Recht wüthenden Menelaus. Wegen seiner Feigheit selbst von der Helena verspottet, ließ er dem beraubten Manne durch Hektor einen Zweikampf um die Schöne anbieten. Jetzt ruhten beide Heere, und Helena zeigte dem Priamos vom skäischen Thor aus die griechischen Helden und nannte sie ihm mit Namen. Es wurde deßhalb ein feierlicher Vertrag abgeschlossen, den zu bekräftigen, Trojas König

selbst hinaus fuhr, und nun begann der Kampf, in welchem Paris zwar unterlag und besiegt, allein von seiner Beschützerin Aphrodite dem Sieger entzogen und in seinen Pallast heimgeführt wurde, wo er die ihn mit Vorwürfen überhäufende Helena antraf, die sich, nur der Göttin Zorn fürchtend, bereden ließ, ihn wieder aufzunehmen, ihn dann aber wieder in das Schlachtgewühl trieb. Nun begehrte Agamemnon, laut feierlichen Vertrags, den Gegenstand, um den gekämpft worden war; aber siehe da, die Trojaner brachen denselben und der schwache Priamos willigte in den unheilbringenden Entschluß. Jetzt wurde der allgemeine Kampf mit mehr Wuth denn je erneuert, und in dem Götterrath wurde Trojas Untergang beschlossen, und viele Götter nahmen Theil an dem schrecklichen Kampf. Auf der Pallas und des Phöbus Rath mußte Hektor den Tapfersten aus dem feindlichen Heere zum Zweikampf fordern. Neun Helden bewarben sich zugleich um diese Ehre, und das Loos fiel auf den tapfren und männlich schönen Ajax. Nur die Nacht konnte die Streitenden trennen, obgleich Hektor gewichen war. Nestor brachte nun eine Waffenruhe zu Stande, um die Todten zu verbrennen, welche die Griechen dazu benutzten, ihr Lager aufs neue zu verschanzen. Hierüber war Poseidon sehr erbos't, aber Zeus besänftigte ihn durch das Versprechen, daß er dasselbe wieder zerstören dürfe, sobald auch Troja zerstört seyn würde; der Meergott begnügte sich damit. Jetzt fand eine abermalige große Schlacht statt, an welcher Theil zu nehmen Zeus den übrigen Göttern bei seinem Zorn verbot, und er selbst begab sich auf den hohen Berg Ida, und wog, die Wage in der Hand, das Schicksal der Heere, und sie schnellte zum Verderben der Achäer. Trotz dem Verbot hatten Here und Athene es gewagt, sich in den Kampf zu mischen, wurden aber auf des Donnerers Befehl von der Iris zurückberufen. Indessen mußten die Griechen weichen und flohen in ihr festes Lager. Agamemnon rieth nun

zum Abzuge, allein Nestor rieth, den Achilles zu versöhnen, da man ohne ihn Troja nimmer erobern würde. Dieser Rath fand bei den Fürsten Beifall. Nun wurde eine Gesandtschaft an den noch immer grollenden Helden abgeschickt, die aus dem Odysseus und Ajax, seinem Erzieher Phönix und zwei Herolden bestand und ihn bewegen sollte, seinen Entschluß zu Gunsten des Heeres zu ändern. Sie wurden zwar freundlich empfangen, richteten aber nichts aus. Sein Erzieher blieb indessen bei ihm zurück. Hierauf zog Odysseus in Begleitung des Diomedes in das trojanische Lager und entführte die Rosse des kurz zuvor daselbst angekommenen Rhesus, von denen verkündet worden war, daß Troja nicht mehr fallen würde, sobald diese Thiere ein Mal in der Stadt selbst gefüttert worden seyen; aber noch bevor dies geschah, erschlugen sie den Herrn derselben nebst 12 Thraciern. Den folgenden Morgen begann der wüthende Kampf aufs neue. Zeus sandte aber an Hektor den Befehl, bevor Agamemnon verwundet sey, den Kampf zu meiden, und jetzt wurde dieser nebst Diomedes und Odysseus verwundet, und letzterer verdankte nur dem Ajax seine Rettung. Hektor drang nun sogar bis zu den griechischen Schiffen vor und zündete sie an. Nun entstand ein furchtbares Schlachten um dieselben. Poseidon stand jetzt, Zeus Verbot zuwider, heimlich den Griechen bei, und damit er dies um so sicherer bewerkstelligen könne, lieh sich Here der Aphrodite bezaubernden Gürtel und schläferte den theuren Gemahl unter Liebkosungen auf dem Berg Ida ein. Ajax traf nun durch einen gewaltigen Steinwurf den Hektor so gut, daß dieser ohnmächtig aus dem Kampfgewühl getragen werden mußte und die Trojaner dadurch zur Flucht veranlaßt wurden. Aber jetzt erwachte Zeus gerade noch zur rechten Zeit und als er, was vorging, gewahr wurde und sah, daß die Hinterlist seiner getreuen Gattin daran schuld war, drohte er dieser höchst erzürnt mit seiner Geißel und erinnerte sie daran, wie er

sie schon ein Mal, mit zwei Ambosen an den Füßen, zwischen Himmel und Erde zur Schau aufgehängt hatte. Zugleich sandte er die Himmelsbötin Iris an den Poseidon mit dem Befehl, zurückzukehren, und an Phöbus, um den Hektor zu heilen. Schnell geheilt, erscheint dieser von neuem in der Schlacht, schlägt die Griechen wieder in ihr Lager zurück und verfolgt sie mit seinem Streitwagen auf den von Phöbus ihm gebahnten Wegen über Mauern und Gräben. — Als Patroklus das Klag- und Wehegeheul der Griechen hört, jammert ihn das gewaltig und er eilt zu seinem erprobten Freund Achill, um diesen zu bewegen, den Bedrängten zu helfen, kann aber mit all seinen Bitten nichts weiter erlangen, als daß ihm dieser seine Waffen leiht und erlaubt, die Flotte zu beschützen, aber die Trojaner nicht mehr zu verfolgen. Schon brannte das von Ajax mit einem Schiffsspeer so wacker vertheidigte Schiff des Protesilaos, von Hektor angezündet, als Patroklus die Trojaner zuerst von der Flotte vertreibt, sie dann aber trotz Freundes Gebot wüthend verfolgt, wobei Sarpedon getödtet wurde, und ersteigt sogar Trojas Mauern, wo ihn aber Phöbus betäubt und dreimal zurückschreckt und zuletzt wehrlos macht, indem er ihm unsichtbar den Helm vom Haupt und mit der Hand in den Rücken schlägt. Jetzt entfallen ihm Schild und Speer zersplittert aus der Hand; Euphorbus durchbohrt ihm den Rücken und Hektor den Bauch und nehmen ihm die Rüstung. Ein schrecklich grimmiger Kampf begann nun um den Leichnam; doch verscheucht anfänglich Ajax den Hektor, der aber in Achill's Rüstung wiederkehrt, den Kampf um den Todten mit verstärkter Kraft beginnt, der jetzt immer hartnäckiger und dabei mit abwechselndem Glück geführt wird. Der treue Gefährte des Patroklus, Automedon, den Hektor verfolgt hatte, kehrt mit Achills trauernden Rossen zurück, und Hektor und Aeneas greifen ihn vergeblich an, und der Sieg verbleibt den Griechen, nachdem Achill, der durch den vom Menelaus

an ihn gesandten Antilochos die Nachricht von des Freundes Tod erhalten hatte, sich selbst unbewaffnet, aber durch der Athene Aegide geschützt, in die Gräben gestellt und durch sein Geschrei die Trojaner erschreckt hatte, welche unter Hektors Anführung beinahe den Todten in ihre Gewalt bekommen hätten. Er ging nun dem theuren Leichnam entgegen, den er mit Hülfe Meriones selbst davon trug, während die beiden Ajax den eindringenden Feind abwehrten. Nun eilte er an das Ufer des Meeres, jammerte und wehklagte seiner Mutter über den unersetzlichen Verlust und bat sie um ihren Beistand. Vergebens suchte diese ihn von dem Kampf mit dem Hektor abzuhalten, da nach dessen Tod auch bald der seine erfolgen würde; er verabscheute das Leben, und Thetis eilte traurig zum Hephästos und bat um neue Waffen für den theuren Sohn. Dieser verfertigte nun wahrhafte Göttermeisterstücke, unter denen namentlich der Schild, auf welchem die mannichfaltigsten Gegenstände trefflich gearbeitet waren, ein Wunder der Kunst war. Am Morgen brachte die Göttin selbst die herrlichen Waffen und legte sie ihrem Sohn zu Füßen; auch bewahrte sie den todten Freund vor Verwesung. Jetzt ließ Achilles das Heer sich versammeln, söhnte sich mit Agamemnon aus, der sein Unrecht erkannnte und ihm die schöne Brysais, die er nie berührt zu haben beschwor, nebst noch andern reichen Geschenken zurückgab. Hierauf verlangte er die Schlacht. Die Griechen nahmen noch auf Odysseus Rath ein Frühmahl ein und Achilles selbst, der ohne Nahrung geblieben war, wurde von der Pallas gestärkt. Er legte nun die neuen Waffen an, und eilte zur beginnenden Schlacht, obgleich ihm eins seiner Rosse, denen er mehr Schnelligkeit als bei Patroklus anempfohlen hatte, geweissagt hatte, daß er nach dem heutigen Sieg den Tod finden würde. Jetzt beginnt der fürchterliche Kampf mit Donner und Erdbeben, an dem Zeus den übrigen Göttern wieder Antheil zu nehmen verstattet, damit Achill nicht wider den Willen

des Schicksals Troja sogleich erobere. Die Götter stellen sich in die Reihen der Kämpfenden und Aeneas wird von Phöbus besonders gegen den Achill angereizt, den er besiegt, von Poseidon in Schutz genommen. Achilles suchte nur fortwährend den ihm verhaßten Hektor auf, den Phöbus Apoll aber in eine Wolke hüllte; einstweilen machte er nieder, was ihm vorkam und vor ihm floh; er fesselte 12 trojanische Jünglinge, die er lebendig zum Todtenopfer des Patroklus bestimmte. Eine ganze Schaar stürzte er in den Strom Skamander, eben so den getödteten Lykaon, indem er den Gott dieses Flusses höhnend aufforderte, ihn zu retten. Sogar dieses Gottes Sohn hatte er niedergemacht. Jetzt erhebt sich Skamander selbst gegen ihn und der wüthende reißende Strom verfolgt ihn ins Feld; allein Here sendet den Hephästos zu Hülfe, der dem wilden Wasser verzehrende Feuergluthen entgegenschickt, die überschwemmten Felder schnell trocknet und das Wasser selbst entflammt. Als in dieser Schlacht Artemis sich an Here wagte, sprach diese: „das Wild der Berge und Wälder magst Du erjagen, aber an die Himmelskönigin selbst sollst Du die verwegene Hand nicht legen." Darauf nahm sie der Keuschheitsgöttin den Köcher von der Schulter und schlug sie damit um die Wangen, so daß die Pfeile heraus und auf den Boden fielen. Die arme Göttin entfloh wie ein gescheuchtes Reh, heulend und wehklagend, zu ihrem Vater, während Latona die Pfeile wieder sammelte und den Köcher aufhob. Nun aber berief Zeus die Götter sämmtlich auf den Olymp und befahl, Troja seinem unvermeidlichen Schicksal zu überlassen. Die Trojaner flüchteten sich jetzt durch die geöffneten Thore in ihre Stadt, bis auf Hektor, der nun, von keinem Gott mehr beschützt und trotz allem Zurufen der Seinen, den wuthschnaubenden Achilles erwartete. Als er ihn aber in den göttlichen Waffen erblickte, da bemächtigte sich auch seiner der Schrecken und dreimal jagte sein Gegner den Geängstigten um Troja's Mauern. Endlich

steht er, durch Athene in Deiphobos Gestalt verleitet, dem Feind zur Wehre, aber seine Lanze prellt ab und Achilles rennt ihm das Schwert durch den Hals, daß er sterbend niederstürzt; denn Zeus hatte zwei todtbringende Loose auf seine Wage gelegt, wobei die Wagschale, in welcher das des Hektor lag, bis zum Orkus hinabsank. Hierauf band ihn Achill entwaffnet an seinen Streitwagen fest und schleifte ihn so dreimal um Troja's Mauern und zu den Schiffen, während seine Gattin Andromache, seine Mutter Hekuba ihr Haar zerrauften und Priamos und seine Geschwister die Lüfte mit ihren Wehklagen erfüllten. Achill legte nun den Todten aufs Antlitz neben des Patroklus Leiche, die er zur Erde bestattete, nachdem ihm in der Nacht dessen Geist erschienen war und ihn um die Beerdigung gebeten hatte; aber auch die gefangenen Trojaner wurden ihm zum Todtenopfer mit verbrannt, wobei Boreas und Zephyros die Flammen des gewaltigen Scheiterhaufens anbliesen. Die Gebeine des Freundes aber wurden in einer Urne einstweilen auf einem Erdhügel der Brandstätte beigesetzt, während ihm zu Ehren Wett- und Kampfspiele, Wagenrennen, Ringen, Laufen, Speer- und Scheibenwurf, Bogenschuß und Faust- und Waffenkampf stattfanden, bei denen die Sieger kostbare Preise erhielten. In der Nacht aber hatte der Sieger keine Ruhe; dreimal schleifte er den todten Helden um das Grab des todten Freundes; doch hinderte Phöbus, daß jener dadurch entstellt wurde. Jetzt sandte Zeus die immer bereite Iris an den Priamos und ließ diesem sagen, er solle sich in das Lager der Feinde begeben und dem Achilles das Lösegeld für Hektors Leichnam bringen. Diesem aber ließ er durch seine Mutter befehlen, den Todten herauszugeben. Hermes übernahm es, den Priamos zu dem Zelte des Siegers zu geleiten, der, daselbst angekommen, vor ihm niederfiel, seine Knie umfaßte und um den theuern Todten bat, damit er ihn zur Erde bestatten könne. Der hierdurch gerührte Achilles bewil-

ligte sein Gesuch und ließ den alten Vater unter sicherem Geleite sammt der theuern Bürde heim geleiten, wo ihn die Mutter Hekuba, die Gattin Andromache und die Schwägerin Helena unter Schluchzen und Thränen empfingen und feierlich begraben ließen. Kaum aber war die Zeit des Stillstandes um, als die Schlacht abermals zu wüthen begann, und jetzt war auch Achills Stunde gekommen, auf den Paris einen Pfeil abschoß, der, von einem Gott (Phöbus) selbst geleitet, gerade die Stelle traf, an der der Held allein verwundbar war und denselben in dem Augenblick töd-tete, als er sich mit Polyxena, seines Mörders Schwester, verbinden wollte, die man nun bei seiner Grabesstätte opferte, daraus des Achill's Wunsch, sie zu besitzen, ertönte und gehört wurde. Den Leichnam des Helden raffte Ajax auf und trug ihn zu den Schiffen, wo er zur Schau ausgestellt und 17 Tage lang von Thetis und den Nereïden, die in göttlichen Kleidungen kamen, beklagt wurde. Den 18. Tag wurde er endlich feierlich verbrannt und seine Asche mit der des Patroklus in eine und dieselbe Urne gethan. Bei der Bestattung fanden abermals prächtige Leichenspiele statt. Aber Odysseus und Ajax machten beide Ansprüche auf die göttlichen Waffen des Todten, und als sie dem ersteren zuerkannt wurden, wurde der andere halb wahnsinnig und gab sich selbst den Tod, nachdem er noch eine Heerde Schafe, die er für seine Feinde hielt, mit dem Schwerte vernichtet hatte.

Um nun endlich den Fall Troja's herbeizuführen, rieth der verschlagene Odysseus zu folgender List, die ihm Athene selbst eingegeben haben soll. Die Griechen mußten auf seinen Rath ein ungeheures hölzernes Pferd verfertigen, und als dieses geschehen war, verstümmelte sich ein gewisser Sinon, indem er sich Nase und Ohren abschnitt. Hierauf schifften sich die übrigen Griechen ein und thaten, als hätten sie alle Hoffnung, Troja zu erobern, aufgegeben, indem sie die Schiffe vom Ufer ab- und in die weite

See stechen ließen. Jetzt eilten die Trojaner aus ihren Mauern und in das Freie, wo sie nebst dem großen Pferd den wohl unterrichteten Sinon fanden, der sich über die angebliche Mißhandlung seiner Landsleute bitter beklagte, und als man ihn fragte, was das große Pferd zu bedeuten habe, mit geheimnißvoller Miene erzählte, dies sey der Pallas heilig, und wenn es gelänge, dies hölzerne Thier in die Stadt Troja zu bringen, so würde diese Herrscherin über ganz Asien und unüberwindlich werden; wer sich aber an ihm vergreife, würde sich dem ganzen Zorn der Göttin aussetzen und großes Unheil über ihn kommen. Dies Alles habe Calchas verkündet und dabei gerathen, das Pferd so groß zu bauen, damit es durch kein Stadtthor gebracht werden könne. Dieß Alles war aber eitel Trug und in dem Bauch des hölzernen Ungeheuers war Odysseus mit den tapfersten Griechen verborgen. Des Phöbus trojanischer Priester, Laokoon, roch den Braten und warnte das bethörte Volk, indem er zugleich seinen Speer gegen den Bauch des Pferdes stieß, so daß ein ehernes Getöse sehr hörbar erschallte. Aber Pallas sandte, als Laokoon dem Poseidon opfern wollte, zwei ungeheure Seeschlangen gegen seine beiden Söhne, die sich um sie wanden, und als der Vater zu Hülfe eilen wollte, umschlangen sie auch ihn und erdrückten alle drei. Jetzt schenkten die unglücklichen Trojaner den Aussagen Sinons vollen Glauben, und rissen sogar einen Theil der schützenden Stadtmauer selbst nieder, um das mit ihrem Verderben schwangere Roß unter Jubel und Frohlocken in dieselbe zu ziehen. Als aber Alles, von den Arbeiten des Tages ermüdet, in den Armen des Morpheus lag, da öffnete der Betrüger Sinon den Bauch des Pferdes, dessen bewaffnetes Eingeweide demselben entquoll, während die übrigen Griechen schon mit dem Beginn der Nacht mit ihren Schiffen zurückgekehrt und gelandet waren und nun durch die niedergerissenen Mauern Trojas drangen, dessen Einwohner im Schlaf

überfielen, die sich dennoch, aber vergeblich, tapfer wehrten. König Priamos selbst wurde am Altar von Pyrrhus, Achills Sohn, niedergemacht, und der Urheber all dieses Unglücks, Paris, durch Philoktets vergiftete Pfeile getödtet, so auch die übrigen Söhne des Priamos, die Stadt an allen Ecken angezündet, verbrannt und gänzlich zerstört und die Schätze der Tempel geraubt. Die Königin, Kassandra, Andromache sammt allen edlen Frauen Trojas wurden Sclavinnen der Sieger. Helena erhielt Menelaus zurück; Andromache kam an den Pyrrhus, Kassandra an den Agamemnon, und die jetzt kinderlose Hekuba wurde dem Odysseus zu Theil. Des Hektors und der Andromache Sohn, der junge Astyanax, wurde von den Mauern der Stadt herabgestürzt, weil ein Orakel gesagt hatte, er werde Troja wieder aufbauen. Aeneas aber entfloh mit seinem Vater Anchises, den er durch die hell und hoch lodernden Flammen auf dem Rücken davon trug, sein Söhnchen Askan an der Hand, indem er auch die Laren mitnahm.

Als nun die Stadt dem Erdboden gleich gemacht und gänzlich zerstört war, schifften die noch lebenden Helden nach ihrem Vaterlande zurück. Aber manche, wie Odysseus, mußten zehn Jahre lang unter Gefahren und schrecklichen Abenteuern auf der See umherirren; viele fanden in der Heimath die gräßlichste Unordnung, ihre Völker in Parteien gespalten, ihre Weiber verführt, und mehrere fielen sogar unter den Mörderhänden der Verführer, wie z. B. Agamemnon.

Odysseus Heimfahrt.

Odysseus hatte sich zuerst mit Nestor zur Rückfahrt eingeschifft, kehrte aber von Tenedos noch einmal, in Agamemnon's Gesellschaft, nach Troja's Küsten zurück. Als er zum zweiten Male absegelte, verschlug ihn ein Sturm nach Ismaros, der Hauptstadt der Siko-

nen. Hier begann er erst mit Erfolg zu rauben und zu plündern, wurde aber bald mit Hülfe der herbeieilenden benachbarten Völker zurückgeschlagen, und seine Gefährten mußten für diese That hart büßen, indem sich die Einwohner Ismaros für diesen Frevel blutig rächten.

Hierauf kam er bei dem Vorgebirge Maleia an, von wo ihn ein Sturm neun Tage lang umhertrieb und in die Syrtenbucht schleuderte. Den zehnten kam er zu den blühenden Speisen genießenden Lotophagen, die ihn und seine Leute sehr gastfrei aufnahmen, so daß sie nur ungern von da weiter fuhren. Nun steuerten sie nordöstlich, verirrten sich aber in finstrer, mond- und sternloser Nacht, und kamen an der Küste von Sicilien bei dem lilybäischen Vorgebirg an, wo sie an einer kleiner Insel landeten, in welcher sich viele wilde Ziegen, nach ihnen die Zieleninsel genannt, befanden, auf die sie Jagd machten und sich nun reichlich mit Fleisch versahen.

Gesättigt und wohlgemuth begab sich Odysseus mit zwölf auserlesenen Gefährten nach dem gegenüber liegenden Ufer, und nahm aus Vorsicht einen Schlauch Weih mit, den er von einem Priester der Cikonen erhalten hatte. Daselbst angekommen, landete er in einer ziemlich versteckten Bucht, und begab sich mit seinen Gesellen und seinem Schlauch an das Land. Alsbald erblickten sie eine gewaltige Felsenhöhle, die mit großen Felsstücken und von schattengebenden Eichen und Fichten umgeben war. Dies war die Behausung des schrecklichen Cyklopen Polyphem, Poseidons Sohn, der wie alle seine Brüder nur ein furchtbar großes Auge auf der Stirn und dabei so starke Arme hatte, daß er die großen Felsblöcke wie Federballen durch die Lüfte schleuderte. Alle anderen Cyklopen fürchteten und mieden ihn wegen seiner Unverträglichkeit und Streitsucht und er weidete seine zahlreichen Heerden einsam und allein in den Gebirgsöden. Odysseus ging mit seinen

Begleitern gerade auf die Höhle zu, deren Eingang nicht verschlossen war und in welcher sie Niemand fanden, denn der Cyklope war noch in den Gebirgen. Hier fanden sie eine Menge junger Ziegen und Lämmer und Milch und Käse im Ueberfluß. Odysseus Gefährten wollten sich mit all dem reichlich versehen und dann schnell wieder mit ihrem Schiffe davon fahren; aber ihr Herr gab dies nicht zu, sondern war lüstern, die Bekanntschaft des Eigenthümers zu machen, von dessen Großmuth er reichliche Gastgeschenke zu erhalten hoffte, und in dessen Erwartung sie sich einstweilen einige Käse wohlschmecken ließen.

Erst mit der anbrechenden Dämmerung erschien der Riese, seine Heerden vor sich hertreibend, und mit einem ungeheuren Bündel gespaltener Baumstämme auf der Schulter, die er, in die Höhle tretend, zu Boden warf. Sobald auch die Viehheerden darin waren, verschloß er den Eingang mit einem Felsblock, den 50 Pferde nicht von der Stelle gebracht haben würden. Nun begann er die Thiere eins nach dem andern zu melken und hob die Milch in gut verwahrten Gefäßen auf. Noch hatte er die fremden Gäste, die sich bang an die Wände gedrückt hatten, nicht wahrgenommen; nun aber zündete er das mitgebrachte Holz an, und bald schlugen die Flammen prasselnd an der Höhle Wölbung; er erblickte mit einmal die ungebetene Sippschaft und fragte mit donnernder Stimme, wer sie seyen und was für ein Gewerbe sie trieben. Odysseus faßte sich ein Herz und theilte ihm mit, daß sie Griechen wären, die von Troja zurückkämen und durch Stürme hierher verschlagen worden seyen; zugleich bat er ihn um ein Gastgeschenk und drohte mit Zeus Rache, wenn er sich an seinen Gefährten vergreifen würde. Hierauf aber ließ sich Polyphem nicht ein, sondern begehrte zu wissen, wo das Schiff sey, das sie hierher gebracht habe. Der kluge Odysseus aber roch den Braten und gab vor, daß dieses

vom Sturm in Trümmer zerschlagen und untergegangen sey und sie sich mit Schwimmen gerettet hätten.

Jetzt packte Polyphem zwei von den armen Teufeln bei den Beinen und schmetterte sie mit solcher Kraft gegen den Boden, daß Blut und Gehirn weit umhersprützte. Hierauf zerriß er sie in Stücke wie ein Raubthier und verzehrte sie mit Knochen, Haut und Haar, ohne sich an das Wehegeheul der übrigen zu kehren, wobei er eine halbe Tonne Milch trank. Kaum war die schreckliche Mahlzeit verzehrt, so streckte er alle viere auf den Boden aus und schlief, dem Donner gleich schnarchend, ein. Odysseus überlegte nun, ob er ihn mit seinem Schwerte tödten solle, allein dann wäre er mit den noch übrigen zehn Gefährten für immer in der Höhle eingeschlossen gewesen, da keine menschliche Kraft das Felsstück vom Eingange derselben wegwälzen konnte, und so wären sie am Ende, lebendig begraben, den gräßlichsten Hungertod gestorben. Er ließ deßhalb die Nacht vorübergehen, ohne einen bestimmten Entschluß zu fassen.

Kaum brachen die ersten Sonnenstrahlen herein, so erwachte auch schon das Ungethüm, molk wieder seine Heerden und fraß abermals zwei Gefährten des Odysseus auf, nachdem er sie gleich den ersten getödtet hatte. Dann schob er den Felsen vom Eingang, ließ seine Schafe und Ziegen hinaus, und schloß denselben wieder auf die erwähnte Art, nachdem er selbst hinausgegangen war, zu. Odysseus und seine Unglücksgefährten hatten nun einen ganzen Tag Zeit, über ihre entsetzliche Lage nachzudenken und was dabei zu thun sey.

Der König von Ithaka faßte den Entschluß, den Cyklopen seines einzigen Auges zu berauben; er nahm zu diesem Ende dessen in der Höhle zurückgebliebene ungeheure Keule, hieb davon einen zwei Ellen langen Span ab, den er zuspitzte und sodann in den, im Ueberfluß vorhandenen Mist versteckte.

Zur nämlichen Zeit, wie den vorhergehenden Abend, kehrte Polyphem zurück, molk seine Ziegen, fraß abermals zwei Griechen zum Abendessen und machte sein Feuer wieder an. Jetzt schleifte Odysseus seinen Weinschlauch her und sprach zu dem Riesen: „Auf die gehaltene Mahlzeit schmeckt ein Trunk Wein trefflich; da versuche, Cyklop!" — Dieser ließ es sich nicht zwei Mal sagen, fand den Wein köstlich und leerte einen Krug nach dem andern, das Getränke lobpreisend, und fragte den Geber, wie er heiße. Dieser antwortete: „Man nennt mich immer Niemand." Worauf Polyphem, schwer lallend, erwiederte: „Gut, lieber Niemand, du batest um ein Gastgeschenk, dafür sollst du auch der Letzte seyn, den ich verzehre." Hierauf taumelte das ganz betrunkene Unthier sinnlos nieder, gab die kaum verzehrten Menschen in Stücken wieder von sich und schnarchte sodann, dem Donner ähnlich.

Jetzt hielt es Odysseus für die rechte Zeit, sein Vorhaben auszuführen, und holte den langen Span hervor, machte dessen Spitze im Feuer glühend, und stieß denselben mit Hülfe seiner Gefährten in des Riesen Auge, daß es zischend über seine dicke Nase und Backen herauslief. Jetzt ließ der Geblendete ein furchtbares Gebrüll erschallen und riß den blutigen Brand aus der leeren Augenhöhle, während sich die Thäter in allen Winkeln verkrochen. Doch hatte dieses Geschrei die andern Cyklopen herbeigelockt, welche an dem verrammelten Eingang der Höhle standen und fragten, warum er so entsetzlich brülle, ob ihn Jemand bestehlen oder gar durch Arglist oder mit Gewalt morden wolle. Polyphem aber schrie hinaus: „Niemand will mich mit Arglist morden und Keiner mit Gewalt." Auf diese Antwort begaben sich seine Collegen wieder weg, indem sie sagten: „Nun wenn dir Niemand was thut, was schreiest du so? fehlt dir sonst was, so mußt du deinen mächtigen Vater Poseidon anrufen, der kann dir gewiß helfen."

Als sich der nun blinde Riese etwas erholt hatte, suchte er

die noch übrigen Menschen in der Höhle durch Greifen mit der Hand zu ertappen, allein den Sehenden war es leicht, dem Blinden zu entgehen. Als er nun seine Heerden hinaus ließ, schob er den Felsblock jetzt nur zur Hälfte hinweg, setzte sich vor den Eingang, um gut aufzupassen, daß keiner seiner Gäste mit der Heerde entwische. Aber der listige Odysseus band nun immer drei der stärksten und wolligsten Böcke nebeneinander und unter den Bäuchen derselben jedesmal einen seiner Leute mit vorhandenem starken Bast fest, er selbst aber steckte sich unter den Bauch des größten und stärksten Widders, an dessen dicker und langer Wolle er sich fest anklammerte. Schon waren alle übrigen glücklich durch, da der Cyklope nur immer die Rücken der Thiere befühlte, um zu sehen, ob keiner auf denselben reite, denn daß sie unter den Bäuchen hinauswischten, dies fiel ihm auch im Traume nicht ein. Als aber des Odysseus Bock, über die ungewohnte Last keuchend, herankam, hielt er diesen an, und verwunderte sich, daß er, der sonst immer der Erste, heute der Letzte sey, und hielt dies, so wie dessen Stöhnen für große Betrübniß, welche das treue Thier wegen dem seinem Herrn widerfahrnen Unglück äußere. Endlich war auch dieser glücklich draußen und Odysseus hatte seine Todesangst überstanden. Jetzt machte er sich und seine Gefährten los, welche die Schafe mit sich fort zu ihrem Schiffe trieben, und als sie dasselbe glücklich erreicht hatten, ruderten sie, was sie konnten, davon.

Aber Odysseus rief, im Abfahren, dem Polyphem höhnend zu, daß er kein gewöhnliches Menschenkind bei sich gehabt, und seine Leute nicht ungerächt gefressen habe. Als der Cyklope nun sah, daß ihm seine Gäste dennoch entwischt waren, da wurde er wüthend, riß ein ungeheures Felsstück vom ersten besten Berg ab, und schleuderte dasselbe mit solcher Kraft nach der Gegend hin, wo die Stimme hergekommen war, daß es dicht neben dem Schiff hinfiel und dasselbe beinahe zertrümmert hätte, ja, es wurde durch die gewaltige

Wasserbewegung, welche der Wurf verursachte, wieder nahe an das Ufer getrieben, doch durch die Anstrengung der Rudernden bald wieder davon entfernt.

Noch ein Mal rief Odysseus dem Cyklopen zu und nannte nun seinen Namen und den seines Vaters Laërtes, indem er ihm zugleich sagte, daß er der Städtezerstörer aus Ithaka sey. Jetzt wollte ihn Polyphem mit List wieder zu sich locken, indem er ihm gute Bewirthung und sicheres Geleite versprach, aber Odysseus lachte ob der plumpen Falle, worauf der Cyklope mit erneuerter Wuth, indem er zugleich seinen Vater Poseidon um Hülfe und Rache anrief, abermals ein Felsstück gegen sie schleuderte, dem sie wieder nur mit genauer Noth entgingen. Endlich erreichten sie die kleine Insel, wo sie ihre zurückgebliebenen Cameraden ihrenthalben in großen Sorgen fanden; denn diese hatten sie schon lange todt geglaubt. Jetzt wurde der große Bock, der den Odysseus getragen hatte, dem allgewaltigen Zeus geopfert, und hierauf ein fröhliches Mahl verzehrt.

So durch Speise und Trank neu gestärkt, stachen sie wieder in die See und kamen zur schwimmenden Insel des Gottes der Winde, Aeolus, der sie einen Monat lang auf das freundschaftlichste bewirthete, und ihnen bei der Abfahrt noch einen Schlauch, nicht mit Wein, sondern mit Winde angefüllt, verehrte, die sie loslassen sollten, wenn sie Poseidon auf Irrwege führen würde. Mit günstigem Westwind ging die Fahrt so glücklich, daß sie in der zehnten Nacht die Wachtfeuer von Ithaka erblickten, als des Königs Leute, von Neugier und Neid getrieben, während er schlief, den Schlauch öffneten, aus dem nun ganz contraire Winde fuhren, welche das Schiff wieder in die weite See und endlich auf die Windinsel des Aeolus zurücktrieben, der sie diesmal nicht so freundschaftlich aufnahm, wie das erste Mal, sondern erklärte, er wolle mit Leuten

nichts mehr zu schaffen haben, die so sehr den Zorn der Götter gereizt hätten.

Abermals Wind und Wellen preisgegeben, kamen sie nach sieben Tagen an die Küste der schrecklichen menschenfressenden Lästrigonen, wo wieder ein großer Theil von ihnen verzehrt und elf ihrer Schiffe vernichtet wurden, und Odysseus sich nur noch mit einem Schiffe nebst den noch übrig gebliebenen Leuten mit knapper Noth rettete.

Von da ging es nach der Insel Aäa, wo die berühmte Zauberin Circe wohnte. Ein Theil der Landenden begab sich in das Innere der Insel und kam bei der Circe Pallast an, wo man sie zuerst freundlich aufnahm und bewirthete, dann aber in Schweine verwandelte. Als Odysseus dies erfuhr, eilte er selbst nach dem Pallast, begegnete aber unterwegs dem Gott Hermes, der ihm drei Mittel angab, der Zauberei der bösen Göttin zu entgehen, die ihn, nachdem sie ihr Kunststück vergeblich an ihm probirt hatte, so wohlwollend aufnahm, daß er und die Seinigen, die sie ebenfalls wieder zu Menschen gemacht hatte, ein ganzes Jahr bei ihr verweilten.

Endlich verließen sie diesen angenehmen Aufenthalt, und mit gehörigen Verhaltungsmaßregeln von der Circe versehen, fuhr Odysseus an das westlichste Ende der Erde, wo sich der Eingang zum Tartarus befand, um daselbst von Tiresias sein künftiges Schicksal zu erfahren. Hier band er sein Schiff an, stieg an das Land und machte eine Grube, in welche er das Blut von zwei kohlschwarzen Schafen, die er dem Aïdes nebst Wein, Honig, Milch und Mehl opferte, fließen ließ. Jetzt stieg ein ganzes Heer nebelgrauer Schatten aus der Erde herauf, die aber besinnungs- und bewußtlos umher zu schweben schienen, bis auf den weisen, aber blinden thebanischen Seher Tiresias, dem allein Sprache und Besinnung geblieben war. Dieser trank nun von dem Blut der Opfer-

thiere, näherte sich mit seinem goldenen Stabe und weissagte dem Odysseus, daß noch Alles gut gehen könne, obgleich ihn Poseidon wegen Polyphem noch verfolgen würde, wenn nur er und seine Leute die Heerden des Sonnengottes (Helios) auf Thrinakrias verschonten; würden aber diese nicht verschont, so stehe ihm großes Unglück bevor.

Hierauf sah Odysseus den Schatten seiner Mutter und ließ diesen, wie noch andere ihm bekannte Schatten, mit denen er gerne reden wollte, auf des Tiresias Rath auch von dem Blut trinken, wodurch diese zur Besinnung kamen und sprechen konnten.

Von seiner Mutter, die sich herzlich freute, ihn zu sehen, erfuhr er, daß sein Sohn Telemach und sein Vater noch lebten und wohl seyen. Hierauf ließ er auch die Schatten des Agamemnon, Achilles, Patroklus, Ajax u. s. w. trinken und unterhielt sich mit ihnen. Dann sah er noch den Höllenrichter Minos, sah, wie die Danaïden ein bodenloses Gefäße ewig mit Wasser zu füllen strebten, wie Tantalus ewig und mitten unter Ueberfluß hungern und dursten mußte, wie Ixion auf das sich rasch drehende Rad geflochten war und Sisiphus vergeblich den Stein bergan wälzte.

Endlich verließ er diesen Schauerort und war froh, den Glanz des Sonnenlichts wieder zu erblicken. Auf der Oberwelt angekommen, kam er in die Nähe der Insel der Sirenen (Ungeheuer mit schönen weiblichen Gesichtern und unter dem Wasser verborgenen Krallen), welche die Vorüberfahrenden durch ihren himmlischen Gesang anlockten, dann aber tödteten. Odysseus verklebte die Ohren seiner Leute hier mit Wachs, sich selber aber ließ er an den Mastbaum des Schiffes binden, und so entgingen alle glücklich der neuen Gefahr.

Nun ging es durch die Charybdis und Scylla, welche mit ihren sechs ungeheuren Rachen ihm die sechs besten Ruderer des Schiffes verschlangen. Hier durchgekommen, erblickten sie bald die grü-

nen Hügel von Thrinakrias, wo die fetten Rinder und Schafe des Sonnengottes, von schönen Nymphen gehütet, weideten. Hier blieben die Irrenden über Nacht und die noch von Stürmen zurückgehaltenen und Hunger leidenden Seefahrer vergriffen sich an des Gottes Vieh, und die Strafe für diesen Frevel folgte auf dem Fuß. Als sie vom Ufer abstießen, um weiter zu fahren, zerschmetterte ein gewaltiger Blitz Mastbaum und Schiff, und alle ertranken bis auf den König, der neun Tage und neun Nächte lang ohne Speise und Trank, auf einem Schiffsbalken angeklammert, auf der offnen See umherirrte und in der zehnten Nacht endlich an der Insel Ogyga landete, wo die reizende Nymphe Kalypso haus'te, bei der er nun acht Jahre zubrachte.

Endlich machte er sich von der holden Göttin los, trotz dem, daß sie ihm Unsterblichkeit und ewige Jugend versprochen hatte, wenn er immer bei ihr verweilen wolle. Aber Zeus hatte den Hermes an sie abgesandt, mit dem Befehl, ihn zu entlassen.

Odysseus zimmerte sich nun ein Floß, welches Kalypso reichlich mit allem Nöthigen versah. Zum letzten Male hatte er in der Felsengrotte der Kalypso geschlafen und riß sich nun aus ihren Armen, um sich dem gebrechlichen Fahrzeug anzuvertrauen.

Siebenzehn Tage lang sah er nichts als Himmel und Wasser; am 18ten erblickte er endlich Scheria, der Phäaken Insel (Corfu). Schon glaubt er sich am Land, als der ihm noch immer zürnende Poseidon einen abermaligen Sturm erhebt, der sein Floß zertrümmert. Zwei Tage muß er auf den wilden Wogen schwimmen, wobei ihn Leukothea mit ihrem Schleier schirmt; den dritten erreicht er das Ufer. Kaum ist er auf dem Lande, so legt er sich, von den vielen Anstrengungen ermüdet, auf ein Lager von abgefallenen Blättern, mit denen er sich bis über die Ohren zudeckt, auf einem waldigen Hügel nieder und schläft sanft ein.

Die ihn schützende Pallas-Athene veranlaßte nun durch einen

Traum die schöne Nausikaa, die Tochter des Phäakenkönigs Alcinous, ihre Gewänder zu waschen und dann sich mit ihren Gespielinnen an dem Ort, wo Odysseus schlief, zu ergötzen, wodurch dieser wach gemacht wurde und nun in seinem abenteuerlichen Anzug, den Kopf voll gelber Blätter, um Kleidung und Nahrung bat. Nausikaa's Gespielinnen liefen davon, sie selbst aber, beherzter, hieß ihn, ihr in den nahen Hain vor der Stadt zu folgen, nachdem sie ihm einstweilen ein Tuch zur Bedeckung gegeben hatte. Athene führte ihn hierauf, in einen Nebel gehüllt, in den königlichen Pallast, wo er auf das freundlichste aufgenommen und mit Allem versorgt wurde.

Hier mußte er nun die ganze Geschichte seiner Irrfahrten erzählen, und es wurden bei dieser Gelegenheit Kampfspiele und Mahle gehalten, wobei Odysseus die Scheibe mit bewunderungswürdiger Kraft warf. Hierauf wurde er, von Alcinous nochmals reichlich beschenkt, auf einem wohlgebauten Schiff schlafend nach seinem Vaterland Ithaka gebracht und in einer Bucht daselbst an das Land gesetzt.

Auf Ithaka aber hatte sich seit 20 Jahren Vieles verändert und es sah daselbst schlimm aus. Der alte Laërtes lebte sehr geschwächt und fast wahnsinnig auf einem Weinberg fern von der Stadt; die vornehmsten Häuptlinge der Insel haus'ten auf das übermüthigste nach Willkür und Gefallen; die arme Penelope aber, Odysseus treue Gattin, wurde täglich von einer großen Zahl zudringlicher Freier bestürmt, die in frechem Uebermuth ihr Gut und das ihres Sohnes in Saus und Braus verzehrten; es waren dieser gefräßigen Prasser mit ihren Köchen und Sclaven weit über 100, und Penelope konnte sich ihrer Zudringlichkeit nicht anders erwehren, als durch folgende List. Sie gab nämlich vor, daß sie, bevor sie entscheiden könne, noch ein großes Gewand weben müsse, sobald aber diese Arbeit fertig sey, wolle sie einem von den Bewerbern die Hand reichen. Bei Nacht aber trennte sie wieder auf, was sie am Tage gewoben, und so kam natürlich

das Tuch eben nicht voran. Endlich erfuhren die Schmarotzer die List und schwelgten nur um so ärger von fremdem Gut.

Telemach war zu jung, um dem Uebel steuern zu können, und machte sich auf Eingebung der Athene auf den Weg, seinen Vater zu suchen, ohne der Mutter etwas davon zu sagen, und irrte lange umher, ohne den Gesuchten zu finden. Dieser war, wie wir wissen, endlich in seiner Heimath angekommen, wo ihn die Ruderer schlafend ans Land trugen und nebst den mitgenommenen Geschenken sanft niederlegten. Hierauf fuhren sie nach Scheria zurück, wo das Schiff von Poseidon in einen Felsen verwandelt wurde, den man noch jetzt den Fremden in der Rhede von Gorino in der Nähe von Corfu als des Odysseus verwandeltes Fahrzeug zeigt.

Bei seinem Erwachen hinderte ihn ein dichter Nebel zu sehen, wo er sich eigentlich befand; aber nun erschien ihm Athene in Gestalt eines jungen Hirten, verscheuchte den Nebel, machte ihn mit dem, was in seinem Hause vorging, bekannt, und forderte ihn auf, die ungestümen Freier nach Verdienst zu strafen. Sie half ihm seine schönen Geschenke verbergen und verwandelte ihn dann in einen steinalten schmutzigen Bettler mit zerlumptem Gewand, Stab und zusammengeflicktem Ranzen. So kam er bei der Wohnung des alten Sauhirten Eumäos an, den Odysseus von Seeräubern, die ihn als Kind schon geraubt hatten, gekauft und zum Aufseher über seine Schweine gemacht hatte. Homer nannte ihn seiner Trefflichkeit wegen immer den göttlichen Sauhirten; auch stammte er aus königlichem Geschlechte.

Ohne seinen Herrn zu kennen, nahm Eumäos denselben freundlich auf, briet ihm zu Ehren ein Paar junge Schweinchen, setzte ihm in einem hölzernen Becher einen Trunk vor und erzählte ihm mit dem Ausdruck des Schmerzes und des Zornes, wie es jetzt in der Behausung seines abwesenden Herrn zuginge. Dieser gab sich von Creta gebürtig aus, sagte, er habe den Odysseus erst kürzlich

gesehen, der in Bälde ankommen müsse, wenn er nicht schon da sey, was indessen der göttliche Sauhirt bezweifelte, den Gast aber doch gut zu bewirthen fortfuhr, und als die übrigen Hirten kamen, wurde ihm zu Ehren noch ein dickes Mastschwein mit einem gewaltigen Knüppel von Eichenholz erschlagen, davon den Göttern geopfert, sodann gebraten und verzehrt.

Odysseus wollte nun in seinen Pallast gehen und sich unter die Fürsten mischen, was aber Eumäos widerrieth, weil es dem alten Mann dort zu schlimm ergehen könnte. Noch sprachen sie davon, da trat des Königs Sohn, Telemach, in die Hütte, der eben erst von seiner großen Reise zurückgekommen und dem der göttliche Sauhirt sogleich um den Hals fiel. Sein Vater aber gab sich ihm nicht zu erkennen, und als er den Eumäos fragte, wer der alte Mann sey, antwortete dieser, ein alter Mann aus Creta, der hier Hülfe sucht. Telemach versprach ihm Kleider und Speise und schickte den Sauhirten zu seiner Mutter, ihr einstweilen seine Ankunft zu melden.

Als dieser fort war, entdeckte sich Odysseus seinem Sohn, und Pallas gab ihm für den Augenblick seine wahre Gestalt wieder. Nun beriethen sich beide, wie es am besten anzufangen sey, die Schmarotzerbrut der Freier zu vertilgen, und der Vater befahl dem Sohn, ja Niemand etwas von seiner Ankunft mitzutheilen, damit man nicht wisse, wer der in Lumpen gehüllte Greis sey, wenn er morgen in dem Pallast erscheine. Als Eumäos zurückkam, war der König schon wieder in den alten Bettler verwandelt, und sein Sohn begab sich zu den Freiern, die ein Raubschiff nach ihm gesandt hatten, ihn zu ermorden, und sich nun über den fehlgeschlagenen Plan nicht wenig ärgerten.

Den andern Tag begab sich sein Vater in Begleitung des königlichen Sauhirten in die Residenz. Unterwegs begegneten sie dem königlichen Ziegenhirten Melantheus, der es aber mit den Freiern hielt und den vermeintlichen Bettler schimpfte und ihm

sogar Fußtritte gab. Als der König unter das Hofthor seiner Wohnung trat, dampften ihm schon die Gerüche von allerlei Braten entgegen; aber sein alter Hund Argos, der eben in den letzten Zügen auf dem Mist lag, erkannte noch seinen alten Herrn, wedelte noch einmal mit dem Schwanze und starb getröstet. Der gerührte König wischte sich eine Thräne aus dem Auge und begab sich nun in den Saal, wo es sich das Schmarotzerheer wohlschmecken ließ. Da wurde nach Herzenslust geschmaus't und gezecht und dazu gesungen, und die Wände waren ringsum mit den Waffen der Freier behängt. Der König setzte sich, wie es sich für den Bettler schickt, an der Schwelle des Eingangs nieder; als ihn aber die gefräßigen Gäste erblickten, da schimpften sie den Sauhirten, der ihn mitgebracht hatte, weidlich aus, und Melantheus half mit. Nun ging Odysseus in der Reihe herum, und erbat sich eine Gabe; sie gaben ihm auch alle etwas Fleisch und Brod in seinen Bettelsack, bis auf den hochmüthigen Antinoos, der ihm statt der Speise einen Fußschemel an den Kopf warf, und sogar das Gesinde höhnte den König, der indessen seinen Zorn noch verbiß.

Als Penelope von dem Fremden hörte und daß er Kunde von ihrem Gatten geben könne, ließ sie ihn zu sich bescheiden; er aber bestimmte den Abend zu dieser Zusammenkunft, um von den trotzigen Freiern sich ungestört mit ihr unterhalten zu können. Dies geschah, nachdem er mit seinem Sohn erst die Waffen der Freier in eine obere Kammer gebracht hatte, jedoch ohne von seiner Gattin erkannt zu werden, die sehr erfreut über seine Unterhaltung war. Als ihm aber auf der Penelope Geheiß die alte Euryklea die Füße wusch, erkannte ihn diese an einer Narbe; er aber verbot ihr streng, ihn zu verrathen.

Nun aber trat des Morgens Penelope in Begleitung ihrer Dienerin in den Saal der Freier und forderte diese auf Eingebung der Göttin Pallas auf, den Leibbogen ihres Gatten zu spannen

und, so wie dieser gethan, einen Pfeil durch 12 enge Oehren auf eisernen Stäben zu schießen; zugleich versprach sie demjenigen, der dies Kunststück vollbringen würde, ihre Hand.

Den folgenden Morgen richtete Telemach die 12 Stäbe im Saale auf, und das Wettspiel sollte beginnen. Zuerst versuchte Antinoos den Bogen zu spannen, doch vergebliche Mühe; und so erging es Allen, die, das Ding müde, schon wieder zu schmausen anfangen wollten. Jetzt sagte der alte Bettler: „laßt mich doch auch einmal das Ding versuchen!" und Telemach reichte ihm das Geschoß trotz des Gespöttes und den Widersprüchen der Freier. Jetzt setzte Odysseus den Bogen an die Brust und klirrend flog der Pfeil durch die 12 Oehren. Hierauf rief er: „Jetzt will ich mir ein andres Ziel erwählen, das bis jetzt noch kein Schütze traf," und Antinoos stürzte, von einem Pfeil durch die Gurgel geschossen, nieder. Nun wollten die andern nach den Waffen greifen, aber die waren fort. Mit donnernder Stimme rief ihnen nun der vermeinte Bettler zu: „Ihr Hunde, die ihr mein Hab und Gut verpraßt und meinem treuen Weib nachstellt, jetzt hat die Stunde eures Todes geschlagen!" Der göttliche Sauhirt und der königliche Rinderhirt, mit ihm einverstanden, hatten schon die Ausgänge geschlossen und stellten sich bewaffnet ihm zur Seite, während sein Sohn ihm Schild, Helm und Schwert reichte. Zwar wollte Eurimachos alle verübten Unthaten auf den todten Antinoos schieben und erbot sich, allen Verlust wieder zu ersetzen, allein vergeblich, die tödtenden Pfeile des Odysseus flogen unaufhörlich und streckten jeden Augenblick einen dieser Schmarotzerhelden nieder. Der Verräther Melantheus hatte ihnen zwar Waffen und spitze Lanzen geholt, die sie auf den König warfen, diesen aber schützte, so wie seinen Sohn und seine beiden treuen Gefährten, die mächtige Athene, und der Ziegenhirt wurde von dem Schwein- und Rinderhirt an eine Säule, in der Luft schwebend, gebunden. Die Freier aber

wurden, als die Pfeile verschossen waren, noch mit Lanzen todt geworfen, und Niemand als der Sänger kam mit dem Leben davon, nebst einem Herold, der sich unter einem Stuhl verkrochen hatte und für den Telemach bat.

Jetzt war der ganze Saal mit stöhnenden und röchelnden Sterbenden und mit blutigen Leichen bedeckt. Nun mußte noch die uralte Euryklea herbei und die Dienerinnen nennen, die mit den Freiern im Einverständniß gewesen waren; es waren ihrer gerade ein Dutzend; sie wurden sämmtlich in einem abgelegenen Winkel des Pallastes aufgehängt. Hierauf reinigte Odysseus mit seinem Sohn, den Hirten und den Mägden den Saal, und räucherte ihn mit Schwefel ein.

Seine treue Gattin war, während all dieses vorging, in einen tiefen Schlaf versunken, so daß sie auch nicht das Mindeste gewahr wurde, bis sie die alte Euryklea weckte und ihr Alles erzählte, was vorgegangen war. Daß Alles so gut abgelaufen, war ihr schon recht, nur wollte ihr der alte ekelhafte Bettler nicht als Gemahl behagen. Aber wie erstaunte sie, als sie statt desselben den mit rosigten Wangen versehenen Odysseus erblickte, dem Pallas-Athene seine wahre Gestalt wieder gegeben hatte, der so eben frisch gewaschen, gekämmt, gelockt und gesalbt, wie verjüngt aus dem Bade kam. Sie erkannte sogleich den lange Ersehnten und warf sich nach 20 Jahren wieder in seine Arme.

Zwar erregten die Anhänger der Freier noch einen Aufstand, den er jedoch bald dämpfte, und nun schloß er mit Athenes Hülfe ein neues Bündniß mit seinem Volk und lebte noch lange mit seiner geliebten Penelope, mit der er noch mehrere Kinder zeugte. Nach Einigen soll er sich später noch mit Kadlidike, einer Königin der Thesproter, vermählt haben, und endlich von einem seiner Söhne, dem Telegonos, aus Unwissenheit auf Ithaka getödtet worden seyn, als dessen Mutter, die Circe, ihn aussandte, seinen Vater zu suchen.

SMYRNA



Smyrna.

Diese große, volkreiche und uralte Handelsstadt liegt an der Westküste Natoliens im Hintergrunde einer reizenden Bai, welche sie, ähnlich einem Amphitheater, in welchem die Häuserterrassen die Sitze vorstellen, umfaßt. Von Griechen aus Ephesus gegründet, kam sie abwechselnd unter die Herrschaft der Aeolier, Jonier und Lydier. Diese zerstörten sie. Lysimachus (nach Andern Alexander) baute sie wieder auf, und im Laufe der nächsten Jahrhunderte erhob sie sich wieder zum reichen Mittelpunkte des klein-asiatischen Handels. Die Künste blüheten, prachtvolle Gebäude erfüllten die Stadt, und für sinnlichen Lebensgenuß trat sie an die Stelle des alten Sardis. Als das Römerreich verfiel, nahm auch Smyrna an Volkszahl und Wohlstand ab. Der Handel zog sich weg, die Kaufleute wanderten ihm nach, und in den langen verwüstenden Kriegen, welchen, nach dem Einbruch der Araber, und später der Türken, Kleinasien preisgegeben war, ging Smyrna durch Brand, Plünderung und Pest gänzlich zu Grunde. Im 13. Jahrhundert lag es in Ruinen, völlig verlassen. Erst nachdem sich die Türken zu unbestrittenen Herren des ganzen römischen Ostreichs aufgeschwungen hatten, gab Smyrna's vortreffliche Handelslage zu neuen Ansiedelungen Anlaß und allmählig gelangte es wieder zu Größe und Wohlstand. Es ist gegenwärtig die wichtigste Handelsstadt des türkischen Asiens. Ein-

wohner zählt es etwa 100,000; zur Hälfte Türken, ein Viertheil Griechen, der Rest Armenier und Juden. Außerdem wohnen Kaufleute aller Nationen hier, von denen die europäischen ein eignes Quartier, die Frankenstraße, inne haben, in welcher das Leben, mehr als irgendwo im Orient, europäisches Gepräge trägt. Alle Seemächte unseres Welttheils unterhalten hier Consuln und sämmtliche christliche Hauptsekten, bei freier Religionsübung, Kirchen und Kapellen. Die armenische und griechische steht jede unter einem Erzbischof; ein Bischof steht der katholischen vor. Die englischen, die schottischen, die französisch-reformirten und die deutsch-lutherischen Christen sind in Gemeinen vereinigt und haben ihre Kapellen und Prediger. Auch alle morgenländische Glaubensmeinungen besitzen in Smyrna Tempel für Gebet und Gottesverehrung. Die Stadt ist nach allen Seiten offen und ohne Festungswerke. Eine Citadelle, das Werk venetianischer Baumeister aus der Byzantinerzeit, welche auf einem Felsen nahe bei der Stadt stand und sie vertheidigte, ist längst nur noch eine malerische Ruine, die der berühmten Aussicht wegen kein Reisender unbesucht läßt. Von dieser Höhe (der nämlichen, von welcher aus unser Bild gezeichnet wurde) übersieht man das Amphitheater der Stadt, das Gewühl des Hafens, die herrliche Bai, welche sich wie ein weißschimmerndes Tafeltuch zu den Füßen des Beschauers ausbreitet; ferner die Begräbnißstätten mit den langen Zypressenalleen, die anmuthigen Gelände und grünen Gründe, besäet mit schattigen Gärten und freundlichen Landhäusern, über welche sich ostwärts eine großartige Berglandschaft trrassenartig aufthürmt. Nach Süden fällt der Blick in ein tiefes, blumiges Thal, das sich über eine Stunde weit der Höhe zuwindet. Der krystallhelle Meles durchströmt es seiner ganzen Länge nach, und in der Mitte des Thales überspannt ihn eine alte, weißgraue Steinbrücke, die sogenannte Karawanenbrücke, über welche die langen Kameelzüge, mit

den Waaren Indiens, Persiens, Arabiens und Syriens beladen, ununterbrochen vorüberziehen. Dieses Thal ist berühmt als der Lieblingsaufenthalt und wahrscheinliche Geburtsort Homers. Noch zeigt man die Stelle, wo das Haus seiner Eltern gestanden haben soll, und die sogenannte Schule des Homer, einen Felsen, in dem man Bänke ausgehauen sieht. Es ist ein romantisches Plätzchen, mit uralten Platanen beschattet, unter denen eine köstliche Quelle hervorsprudelt, mit freier Aussicht aufs Meer.

Das Innere von Smyrna bewahrt keine Spur von den Prachtdenkmälern der Baukunst, wegen welcher es im Alterthume so berühmt war. Wo sonst die Tempel, das Homerium, das Gymnasium, die Bibliothek, die Rennbahnen, Amphitheater, Thermen und Monumente, auf Plätzen oder in regelmäßigen Straßen sich erhoben, findet man schmutzige Gassen, elende und leicht von Koth und alten Bautrümmern zusammengeklebte Häuser und das Gewühl einer größtentheils armen, zerlumpten Bevölkerung. Es ist hier wie überall in der Levante, nur die Natur und die Erinnerung haben wahren Reiz. Smyrna's Großhandel zur See ist in den Händen der Franken, in den noch weit bedeutendern Binnenverkehr theilen sich Armenier und Juden, unter denen es unermeßlich reiche gibt. Für Europa sind Zucker, Tücher, wollene und seidene Zeuge die wichtigsten Importen; und unter den Ausfuhrartikeln stehen Rosinen, Baumwolle, Droguerien und rohe Seide oben an. Die hiesigen Teppichfabriken liefern für den asiatischen Verkehr große Quantitäten und ihre Waare ist als die beste im ganzen Morgenland geschätzt.

Der Bazar ist ein ungeheurer Raum, in regelmäßige Gassen eingetheilt, in denen sich Laden an Laden reiht. Hier, wo man alle Natur- und Kunstprodukte des Morgen- und Abendlandes ausgelegt findet, begegnet man Menschen aus allen Völkern, die in malerischen Gruppen und in den mannigfaltigsten Trachten und

Hautfarben stets hin- und herwogen. Man sieht die armenischen, persischen, nubischen und tartarischen Kaufleute, die mit den Karawanen aus den entferntesten Gegenden kommen, die Cargadeurs und Agenten der europäischen Handelsschiffe, die Pilger aus Mecca mit den grünen Prophetenturbanen, den grandiösen Türken, den kriechenden Juden, den schlauen, scheuen Griechen, christliche Mönche und mahomedanische Derwische, Weiber und Mädchen jeder Farbe und Abstammung. In einer besondern Abtheilung werden die Haremsartikel, die köstlichen Specereien aus Arabien, Persien, Hindostan und Egypten verkauft, welche die Luft in ein Meer von Wohlgerüchen verwandeln. Hier sieht man auch die bunten Kinderspiele aus Nürnberg, die parfümirten Handschuhe und künstlichen Blumen aus Paris und Genua, und Zeisige und Blutfinken aus Tyrol und Thüringen zu hunderten, die in glänzenden Käfigen zwitschern. Diese kleinen gefiederten Sänger deutscher Weisen werden meistens in die Harems der Großen verkauft, die sehr unglücklichen Frauen zu ergötzen und ihnen die Langeweile zu kürzen.

Inhalt.

Abbildungen des ersten Bandes.



Die Wundermappe

oder

sämmtliche Kunst- und Natur-Wunder

des

ganzen Erdballs.

Treu nach der Natur abgebildet und topographisch-historisch beschrieben

von

C. Strahlheim

Zweite Haupt-Abtheilung:

Asien.

Frankfurt am Main,

Comptoir für Literatur und Kunst.

1839.

Asien

oder

alle Merkwürdigkeiten dieses Welttheils, von den ältesten bis auf unsere Zeiten, in 2 Bänden mit 98 Stahlstichen, trefflich abgebildet und topographisch beschrieben

von

C. Strahlheim.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main,
Comptoir für Literatur und Kunst.
1839.

Buchdruckerei von Carl Horstmann.

VII. Persien.

Ueber das Urvolk Persiens und dessen Bewohner, in der heiligen Schrift die Elamiten genannt, ist nichts mit Gewißheit zu erforschen. Sie lebten anfänglich in einer ziemlich beschränkten und wenig bevölkerten Gegend, und zählten kaum mehr als 100,000 Einwohner, die in 12 Stämme eingetheilt waren. Indessen müssen sie zur Zeit Abraham's doch schon bedeutend gewesen seyn, da nebst dem König von Sodama noch vier andere Fürsten den Elamiten zünftig waren. Elam, ein Enkel Sems, war ihr Urvater. Die Assyrer unterjochten sie, und 528 Jahre sollen sie unter deren Herrschaft gestanden haben. Mehrere Geschichtschreiber, wie Michaelis u. s. w., wollen, daß die Elamiten ein ganz verschiedenes Volk von den Persern gewesen seyen, können dies aber eben so wenig, wie andere das Gegentheil, beweisen.

Die Griechen bekümmerten sich bis zur Zeit des Cyrus wenig um dies Land und seine Bewohner, dagegen berichten die arabischen Sagen, daß Cajumaroth, dessen Name rechtschaffener Richter bedeutet, der erste persische König gewesen sey. Dieser habe den schönen Grundsatz ausgesprochen, daß ein König sein eigenes Glück immer dem seines Volkes opfern müsse, welchen er auch fortwährend allen seinen Handlungen unterlegt habe. Cajumaroth hatte zu Gunsten seines Enkels abgedankt, da sein Sohn in der Zurück-

gezogenheit ganz den Wissenschaften leben wollte; als aber der junge Prinz in einer blutigen Schlacht das Leben verlor, so ergriff Cajumaroth den Zügel der Regierung wieder. Er lehrte den Persern die Baukunst und war der Gründer der Religion der Magier. Ein anderer seiner Enkel, Husang, der ihm in der Regierung folgte, lehrte das Volk Minen graben und Metalle schmieden, und hat nach den arabischen Sagen den Pflug erfunden.

Unter den folgenden Regenten wird Thamasrasb, der Teufelsbändiger, als ein sehr tugendhafter Eroberer angeführt. Ihr berühmtester König soll aber Gjemschid (d. h. der Sonnenheld) gewesen seyn, und den man seiner weisen Gesetze wegen den persischen Salomon nannte. Er verbesserte den Calender und theilte das Volk in drei Klassen, nämlich die der Künstler, Landleute und Krieger, ein, legte Vorrathskammern von Getreide gegen Hungersnoth an, aber der Wein, der vor ihm nur ein Arzneimittel war, wurde erst unter ihm zu einem allgemeinen Getränke. Den Antritt von jedem neuen Jahre ließ er sieben Tage lang durch große Feste begehen, während welcher er sich äußerst wohlwollend bezeigte und viele Gnaden ertheilte. Gegen sein Ende aber war er der Wollust ergeben und wurde verachtet. Ein gewisser Dehoc lehnte sich gegen ihn auf und nahm ihn sogar in einer Schlacht gefangen, worauf er den unglücklichen König in zwei Stücke sägen ließ. Der Name Dehoc, der zehn Laster bedeutet, war eine unglückliche Vorbedeutung, die auch nur zu sehr in Erfüllung ging; denn der Usurpator beherrschte das Land mit eiserner Ruthe. Er war der Zauberei ergeben und hatte mit dem persischen Arimanus (dem bösen Geist, also dem Teufel) ein Bündniß gemacht. Dieser hatte ihm den Mund auf die Schulter versetzt und brachte ihm ein Geschwär hervor, dessen heftige Schmerzen immer nur gelindert werden konnten, wenn man dasselbe mit Menschenblut auswusch und dann mit Menschenhirn bedeckte. Endlich war das Volk dieses Wüthrichs

made, und ein Schmied, dessen Sohn der Tyrann zur Linderung der Schmerzen, welche ihm das Geschwär verursachte, geopfert hatte, stellte sich an die Spitze der Aufrührer, und machte seine lederne Schürze zur Standarte, die er im ganzen Lande herumtrug und dabei ausrief: „Krieg und Rache dem Tyrannen!" Dieser wurde nun trotz seines Bundes mit dem Höllengeiste geschlagen und getödtet, und Phrydun, ein Sohn Gjemschid's, erhielt die Herrschaft. Dessen Regierung war zwar ruhmvoll und glorreich, allein durch Leidenschaft hingerissen, heirathete er eine Tochter des Mörders seines Vaters, von dem er einen Sohn erhielt, den man Türk nannte und welcher sich gegen ihn empörte und dem Vater den Krieg erklärte, aber besiegt wurde und sich in ein benachbartes Land mit seinen Anhängern flüchtete und daselbst niederließ. Das Reich, das er daselbst gründete, erhielt nun seinen Namen. Diesem Umstand schreiben die arabischen Geschichtsschreiber, die wir hier benutzen, den Haß der Türken gegen die Perser zu.

Phrydun's Nachfolger, besonders der König Nudar, befanden sich nun beständig im Krieg mit dem neuen Staat. Allein dem Sohn Sehans, eines Veziers dieses Regenten, der an der Grenze wohnte und wegen seiner goldfarbigen Rosse Zalzer genannt wurde, begegnete auf der Jagd ein reizendes türkisches Mädchen, in das er sich zum Sterben verliebte und das er trotz dem zu befürchtenden Zorn seines Vaters und des Königs heimlich ehelichte. Sie nannte sich Rudaba, und der Sohn, den sie gebar, war Rustan, Persiens berühmtester Fabelheld. Zalzer war genöthigt, sich geraume Zeit mit seinem Sohne in den Wäldern zu verbergen; als er aber vernahm, daß König Nudar durch die Türken gewaltig gedrängt wurde, kam er aus seinem Versteck hervor und verrichtete Wunder der Tapferkeit, um Fürst und Vaterland zu retten. Dessenungeachtet verlor der König die Schlacht und das Leben. Zalzer aber rächte ihn durch seine Siege und ließ dem Zab die Krone

aufsetzen. Dieser aber war gegen seinen Wohlthäter so undankbar, daß er ihm nach dem Leben trachtete, weßhalb ihm Zalzer auch die Krone wieder abnahm und sie dem Kejkobad übergab, dessen Regierung für Persien glücklich war. Mit Zab's Tod aber war das erste persische Königsgeschlecht ausgestorben.

Unter den neuen Regenten zeichnete sich der berühmte Rustan durch seine Heldenthaten und Siege gegen die Türken aus. Allein des Königs Gattin verliebte sich in ihren Stiefsohn Siavek, bei dem sie keine Erhörung fand und ihn nun, wie Potiphars Weib den Joseph, fälschlich des Verbrechens anklagte, das sie begehen wollte. Der erzürnte König wollte erst des Sohnes Tod, entdeckte aber glücklicherweise noch zeitig genug den Betrug seiner abscheulichen und unkeuschen Frau, welche der gerechten Strafe nur durch die Fürbitte des unschuldig Angeklagten entging.

Der folgende König, Kejchosran, mußte während seiner ganzen Regierung gegen die Türken kämpfen. Unter ihm lebte der berühmte Lockmann, der Aesop der Orientalen, dessen Fabeln und Mährchen noch jetzt Türken und Perser mit Entzücken lesen. Als man diesen Weisen fragte, wie er es gemacht habe, um glücklich zu werden, gab er zur Antwort: „Ich sagte immer die Wahrheit, hielt immer Wort und habe mich nie in etwas gemischt, was mich nichts anging."

Bald darauf kam Lhorasp an die Regierung, dessen Sohn Gustasp sich gegen ihn empörte, allein, überwunden und verbannt, lange in der Einsamkeit leben mußte.

Ein altes persisches Gesetz verlangte, daß, wenn der König eine seiner Töchter verheirathen wollte, dieselbe in eine lange Gallerie geführt wurde, wo sich alle Prinzen und Großen des Reiches, die auf ihre Hand Ansprüche machen durften, befanden, und daß derjenige, dem die Prinzessin einen goldenen Apfel darreichte, ihr Gemahl würde. Als Lhorasp seine Tochter verheirathen wollte,

drang das Gerücht davon bis zu dem verbannten jungen Prinzen, der nun seinen einsamen Aufenthaltsort verließ und sich, als die Ceremonie vor sich ging, heimlich unter die Freier mischte. Die Prinzessin übergab ihm den Apfel. Der König, zuerst wüthend, ließ sich doch durch die Thränen seiner Kinder rühren, und da er alt war, so übergab er Thron und Herrschaft seinem wieder zu Gnaden aufgenommenen Sohn. Unter diesem Gustasp soll Zoroaster, der, wie die Perser behaupten, damals zuerst unter ihnen auftrat, den Kultus der Magier vervollkommnet haben, und die Araber schrieben demselben große Wunder zu. Er soll unter andern den König in das Paradies versetzt und ihm daselbst alle Herrlichkeiten gezeigt haben. Gustasp's Regierung war glücklich bis gegen sein Ende, wo er noch den Verdruß hatte, von einem König von Taurien geschlagen zu werden, der 80 Magier ermordete, unter denen nach den Arabern auch der weise Zoroaster gewesen seyn soll.

Jetzt kam ein Fürst, Namens Bahaman, auf den Thron, der sehr tolerant war, alle Religionen duldete und vom dem Volke sehr geliebt wurde. Sein Wahlspruch war: „Die Thüren des Regenten dürfen für Niemand verschlossen seyn." Er selbst aber war endlich des Regierens müde, und sein Sohn hatte noch weniger Neigung dazu und zog sich in die Einsamkeit zurück, weßhalb seine, sich in gesegneten Leibesumständen befindende Gattin, die Omai, die Zügel der Herrschaft ergriff. Als diese nun niederkam, prophezeiheten die Wahrsager, daß dieß Kind die Plage des Landes werden würde; eine Prophezeihung, die man, ohne gerade Wahrsager zu seyn und ohne zu fürchten, falsch zu prophezeihen, leider bei vielen neugebornen Prinzen machen kann. Sein Tod wurde beschlossen; die Königin aber, welche sich nicht dazu entschließen konnte, befahl, daß man ihn mit der Wiege auf den Strom setze, und legte ihm noch kostbare Kleinodien bei. Ein Färber, der eben seine Wolle wusch, fing das schreiende Kind auf und brachte

es seiner Frau, die es erzog. Als der Knabe groß ward, widmete er sich den Waffen mit außerordentlichem Erfolg, wurde durch seine Thaten bald berühmt und gab sich seiner Mutter zu erkennen, die ihm nun den Thron überließ, auf welchen er unter dem Namen Darah I. stieg. Trotz aller Prophezeihung war die Regierung dieses Fürsten doch sehr glücklich, und er verschönerte das von Gustasp erbaute und von der Omai prachtvoll vergrößerte Persepolis. Ein zweiter Darah, Sohn des Darius Codomam, soll sehr grausam gewesen seyn und deßhalb durch einen seiner Unterthanen das Leben eingebüßt haben.

Dies sind die Sagen über Persien, welche wir den Arabern verdanken. Vor Cyrus kennen die Griechen von Persien kaum mehr, als die Gegend, in welcher das Land lag. Einige Geschichtsschreiber nennen den Achemenus als den ersten persischen König, den ein Adler ernährt haben soll.

Die uralte Religion der Einwohner in Persien war die der Parsen (Gebern), ein Urvolk, zu welchem die Meder, Perser und Bactrier gehörten. Noch jetzt leben Anhänger dieser Religion in einem Theil von Hochasien, in Iran, Afghanistan und den westlichen Provinzen Hindostans, Parsen oder Gebern genannt, die den alten Glauben beibehalten haben. Diese Religion, deren Stifter Zeruscht oder Zoroaster war, lehrte die Verehrung des Naturwesens, der Sonne und Gestirne, des Feuers und des Wassers. Ein ewiges, höchstes, heiliges und allmächtiges Wesen, Zeruane abherne, d. h. der Anfanglose, der Ewige, offenbarte sich im Urbeginn durch ein großes, göttliches Wesen, Ormuzd, hervorgegangen aus seiner Herrlichkeit und ihm gleich an Macht und Größe, sein Reich das ewige unvergängliche Licht. Aber so, wie mit dem Lichte auch sein Gegensatz Finsterniß gegeben ist, so war auch mit Ormuzd ein Gegensatz gegeben, Ahriman, ewig und unendlich wie er, war abgefallen vom Guten, böse, finster, darum ver-

stoßen aus dem Lichtreiche, sein Reich unendliche Finsterniß. Durch das schaffende, lebendige, allmächtige Urwort, Honover, das der Ewige durch Ormuzd sprach, ward zuerst eine Welt seliger Geister im Reiche des Lichts und des Guten, aber auch in dem Abgrunde schuf Ahriman zahllose böse Geister, Dews, um seine Macht gegen den Feind zu verstärken, den er zu bekämpfen und zu vernichten beschloß.

Da schuf Ormuzd die Körperwelt, den Schauplatz des Kampfes, aber auch das Mittel, um das Böse und die Finsterniß wieder zu vernichten. 12,000 Jahre waren ihrem Daseyn und dem Kampfe bestimmt. In den ersten 3000 sollte Ormuzd allein herrschen, in den zweiten Ahriman sich zu regen beginnen, in den dritten die Gewalt mit Ormuzd theilen, in den vierten ihn scheinbar überwältigen, dadurch aber die sichtbare Welt und sein eigenes Reich vernichten, damit nun das reine Gute und das Licht ungetrübt ewig herrsche. Ahriman, seine Dews, alle Sünder werden in den Flammen des brennenden Universums geläutert und in reine Lichtwesen verwandelt. Der Gegensatz ist ausgesöhnt, Ahriman und Ormuzd bringen gemeinschaftlich dem Allerhöchsten ihr Lob- und Dankopfer. Alles im Universum hängt zwar von dem Rathschlusse des Ewigen ab, aber er wirkt durch Ormuzd und Ahriman, und beide wieder vertrauen die besondere Regierung den von ihnen geschaffenen Geistern an, verschieden an Macht und Rang und ihren Kräften angemessen über diesen und jenen Theil der Natur herrschend; die höchsten von ihnen, die 7 Amschaspands, Ormuzd selbst, der höchste und erste derselben; ihr Gegensatz die 7 Erzdews, Ahriman ihr erster und Anführer; unter ihnen im Reiche des Lichts die Zends und Fervers, in dem Abgrunde der Finsterniß die Dews, beide Klassen von Wesen in zahllosen Schaaren. Die Fervers sind die höchsten Urbilder alles in der sichtbaren Welt Vorhandenen, diese selbst das Abbild jenes Geisterreichs, ihre Theile die verkörperten Fervers. Die Seelen der Menschen existiren vom Anbeginn

zuerst als Fervers in der Geisterwelt, dann steigen sie in die irdischen Körper, um sich in dem Kampfe mit dem Bösen zu läutern und ihre Stärke im Guten zu bewähren. Der Sieg über das Böse bereitet ihnen ein noch herrlicheres Glück, unterliegen sie aber, so ist eben die sichtbare Welt das Mittel, sie durch Strafe und Reue zum Guten zurückzuführen. Ahriman und seinen Geistern ist daher Macht gegeben, die Menschen zum Bösen zu verführen, aber damit sie desto besser widerstehen mögen, offenbarte ihnen Ormuzd durch göttliche Propheten seinen heiligen Willen. Ja er sendet, wenn am Ende der Welt das Böse Alles zu überwältigen droht, ihnen einen Erlöser, Sosisch, der dem Bösen wehret, und die Menschen zum Guten zurückführt. Nun wird alles Irdische vernichtet, eine schönere, geistigere Erde tritt in dem erneuten Lichtreiche an die Stelle der untergegangenen, und auf ihr wohnen die auch dem Körper nach aus dem Grabe wieder hervorgegangenen Menschen in ewiger Seligkeit. Offenbar ist diese ganze Lehre aus der Ansicht der Natur hervorgegangen. Bei jedem Naturwesen wirkt erst das erhaltende gute Prinzip; Thier und Pflanze entwickeln sich in voller Kraft. Dann folgt die Periode, wo das Wachsthum aufhört; das Ding sucht nun sein Daseyn in der ihm gewordenen Kraft zu behaupten, aber sogleich beginnt auch der Einfluß des zerstörenden Princips, und das Leben ist ein fortwährender Kampf zwischen den beiden Grundkräften, bis endlich die zerstörende siegt und den Untergang des Geschöpfes herbeiführt. So auch in Zoroasters Lehre. Aber so wie in der Natur aus der Zerstörung neues Leben hervorgeht, so auch in der moralischen Welt das Gute aus dem Bösen. Das höchste Wesen lenkt Alles, auch das Böse ist nur ein Mittel, seinen Rathschluß auszuführen, und alle Unternehmungen Ahrimans und seiner Dews müssen dazu dienen, das Reich des Guten immermehr zu entwickeln und endlich ihm den vollen Triumph zu bereiten. Das erhellt aus den Zendbüchern deutlich. Ahriman tödtet mit

seinem Gifte den Urstier Abudad, den Urkeim alles Lebens, aber dies muß seyn, damit aus ihm der Urmensch, Kajomorts, und die ganze Thier= und Pflanzenwelt hervorgehen könne. Auch Kajomorts wird von dem Feinde getödtet, aber aus seinem Samen erwächst das erste Menschenpaar, Meschiah und Meschianah. Diese leben anfangs rein und unschuldig, aber sie sollen als freie Wesen das Gute wählen und das Böse verwerfen. Darum werden sie von den Dews verführt und essen von der verbotenen Frucht, die Ahriman geschaffen hatte. Der Kampf der Menschen mit dem Bösen beginnt nun, aber die Erbarmung des Ewigen offenbart ihnen das Gesetz des Lichtes, damit es ihnen Kraft und Stärke verleihe. Ahriman läßt endlich durch den Kometen Gurzicher die Erde verbrennen, aber seine Flammen vernichten auch den Abgrund und vertilgen alles Böse. Ueber die Weltschöpfung lehrt die persische Religion Folgendes. Zuerst Alles Licht, auch Ahriman ein Lichtwesen; aber durch Neid gegen Ormuzd, durch die Selbstsucht, allein herrschen zu wollen, fällt er vom Ewigen ab, und nun entsteht das Reich der Finsterniß, eben so unbegrenzt, wie das Lichtreich. Zwischen beiden war die Erdscheibe. In ihrer Mitte erhob sich der Berg Albordj, der immer höher wuchs, bis sein Gipfel durch die Oeffnung des festen Himmelsgewölbes drang, und das reine Urlicht selbst, wo Ormuzd thront, erreichte.

Von seinem Gipfel führte die Brücke Tschinewad bis zum festen Himmelsgewölbe, und unter ihr war der Duzakh, die Hölle. Sonne, Mond und Sterne umkreisten die Gipfel des Berges in drei Sphären. Zu unterst die Sphäre von den kleinen Sternen bis zum Monde, über ihr die Sphäre vom Monde bis zur Sonne, am höchsten die Sphäre von der Sonne bis zum Himmelsgewölbe; sie ward in die bekannten und fast ganz eben so, wie bei den Griechen benannten 12 Zeichen getheilt. Die Fixsterne waren die gemeinen Krieger in Ormuzds Heere, geordnet in besondere Haufen

unter Anführern; die Planeten hatten einen höhern Rang, die Kometen waren dem Lichtreich feindselig. An den Seiten des Albordj lagen die sieben Kaschwars oder Theile der Erde. Außer den Himmelskörpern verehrte man das feste Gewölbe des Himmels selbst, die Erde, die Berge, insbesondere den Albordj, das Feuer, das Wasser, die Luft, oder vielmehr den Wind, die reine Thier- und Pflanzenwelt, vornehmlich den Hahn und den Baum Hom. Unter den himmlischen Wesen genossen einer besondern Verehrung Mithra, Taschler, Serosch, Behram, Drouazeschte und Raschnerast, so wie auch der Urstier, als erster Lebenskeim, und noch mehr sein Ferver Goscherun. So wie es nach persischen Begriffen eine gute und böse Geisterwelt gab, so auch eine reine und unreine Körperwelt, letztere von Ahriman geschaffen. Dazu gehörte Alles, was sowohl in physischer als moralischer Hinsicht das Gute und Heilbringende zu zerstören sucht, alle schädlichen Naturerscheinungen, Krankheiten, schädliche Thiere und Pflanzen und die sämmtlichen Laster der Menschen. Auch das Feuer hatte Ahriman verunreinigt, es brennend und zerstörend gemacht und mit Rauch geschwärzt. Der Mensch ist als Werk des Ormuzd bei seiner Geburt rein und unschuldig und soll ein Hauptkämpfer im Heere des Lichtreiches seyn, aber er läßt sich von dem Argen verführen. Schon das erste Menschenpaar aß von der Frucht, die ihm Ahriman gab, und betete die Dews an. Dadurch kamen Tod, Sünde und alle Uebel in die Welt; doch findet sich die Lehre von der eigentlichen Erbsünde nicht, denn auch nachher ist jeder Mensch ursprünglich rein. Aber eben darum bietet das Nachtreich alle Künste der Verführung auf und würde seinen Zweck ganz erreichen, wenn nicht das von Ormuzd geoffenbarte Lichtgesetz ihm entgegenträte. In seinem Ferver, der Seele, existirt der Mensch seit dem Beginn der Schöpfung. Rein steigt der Ferver in den reingeschaffnen Körper, aber nun kann er, vermöge seiner Freiheit, den Weg des Guten

oder des Bösen wählen. Der Tod trennt Seele und Ferver wieder bis zur allgemeinen Auferstehung. Die Seelen haben nach dem Tode noch einen feinen ätherischen Körper, bleiben noch sieben Tage bei der irdischen Hülle und gehen dann zum Orte ihrer Bestimmung. Die Dauer ihres Aufenthalts im Duzakh richtet sich nach der Größe der Verbrechen. Gebete und Opfer der Verwandten können diese Zeit abkürzen. In den fünf letzten Tagen jedes Jahres ist der Duzakh offen; alle Seelen können ihn verlassen, und die erlös'ten brauchen nicht dahin zurückzukehren. Das Schicksal der bis zum Ende der Welt Zurückbleibenden wird durch Ormuzds gerechtes Gericht entschieden.

Der Inhalt der Offenbarungslehre umfaßt vier Hauptpunkte: a) die schon auseinandergesetzte Glaubenslehre; b) die Vorschriften zu gottesdienstlichen Gebräuchen und Handlungen; c) die Sittenlehre und d) die bürgerliche Gesetzgebung. Der Zweck der Offenbarung aber ist theils der, dem Menschen Kraft zu geben, das sittliche und physische Böse zu überwinden, theils den bürgerlichen Wohlstand zu befördern. Die Glaubenslehre besteht in der Annahme eines Dualismus sowohl in der Geister- als in der Körperwelt. Alles stammt entweder von Ormuzd oder Ahriman. Der Mensch ist Ormuzds Geschöpf und soll es bleiben, darum wird er durch jede Gemeinschaft mit den ahrimanischen Erzeugnissen verunreinigt, mag es nun ein physischer oder moralischer Gegenstand seyn. Ist er in der ersten Hinsicht unrein geworden, so sind Wasser, besonders gesegnete, trockne Erde, Urin von einem jungen Stier, oder im Nothfall von einem andern reinen Thiere, nur nicht vom Menschen, die Reinigungsmittel. Diese lehrt das Gesetz gebrauchen, aber es detaillirt auch die Fälle, in denen Verunreinigungen stattfinden. In sittlicher Hinsicht sey er rein in Gedanken, Worten und Werken. Stärkungsmittel gegen die Macht des Bösen sind: das Gebet, das Lesen der heiligen Bücher und

der äußere religiöse Dienst, die Feuerverehrung und Opfer. Eine Menge einzelner Gesetze geben im Vendidad an, was der Mensch thun und lassen soll, und bestimmen die Strafe für jede Sünde. Eigentlicher Tempel und Götterbilder erwähnen die Zeitschriften nicht. Der Dadgah, wo das heilige Feuer brannte, konnte ein unbebauter Platz oder eine Anhöhe seyn.

Der vornehmste Gott der alten Perser war Mithras, der Sonnengott, der zugleich der Vermittler der zwei Urgötter war. Das Bild der Sonne war allenthalben, wo es nur dienlich war, bei den Alt-Persern angebracht; auf ihren Schilden, Fahnen u. s. w. war sie strahlend abgebildet. Ihr waren viele Pferde und Wagen (Sonnenwagen) geheiligt, und das höchste Opfer, das ihr gebracht wurde, war ein silberweißes geheiligtes Sonnenpferd, auf das prachtvollste aufgeschirrt und zum Opfer geschmückt. Die Priester des Mithras oder Sonnenpriester mußten, bevor sie sich zu solchen qualificirten und eingeweiht werden konnten, außerordentlich harte Proben bestehen und große Qualen erdulden, die nach Einigen aus 12, nach Andern aus 80 Marterstufen bestanden, unter denen Stiche, Schläge, Brennen, Hunger und Durst, Frost und Hitze, 50 Tage langes Fasten in Einöden, ohne allen Umgang mit Menschen und lebenden Wesen, tagelanges Geißeln, monatlanges Liegen im Schnee und Wasser, das Wandern durch Feuergluthen mit bloßen Füßen u. s. w. waren. Wer dies Alles und noch so manches Andere nicht mit der größten Geduld und Gelassenheit durchmachte, konnte nicht Mithras-Priester werden; dagegen wurde derjenige, welcher hinlänglichen Muth bewies und so glücklich war, mit dem Leben davon zu kommen, ein Eingeweihter der hohen Gottheit und wußte — nicht mehr, als die andern, hatte aber nun das Privilegium, dem Volk und den Königen blauen Dunst nach Gefallen vormachen zu dürfen.

Nach der Sonne war es das ihr verwandte Feuer, welches der Gegenstand der innigsten Verehrung der Perser war. Heiliges Feuer wurde immer im Gefolge der alten Könige mitgeführt, und alle ihre ersten Gebete richteten sie an das Feuer und vor demselben, das Gesicht gegen dasselbe und gegen die Sonne gewandt. Sie schwuren und erbaten sich Alles bei dem Feuer. Dieß ging so weit, daß wenn sie bei einer Bitte eine abschlägige Antwort vermeiden wollten, sie dieselbe mit einem Feuerbrand in der Hand thäten, und sie mit der Drohung vortrugen, daß, wenn sie nicht erfüllt würde, sie das Feuer unter Verwünschungen sogleich im Wasser erlöschen würden, worauf ihnen zwar, wie Plutarch behauptet, ihr Begehren gewährt wurde, sie jedoch wegen solcher Verwegenheit gewöhnlich nachher Strafe erhielten. Das heilige, ewige Feuer der Perser wurde in den Pyratheen, Feuerbehältnisse von Metall, fortwährend unterhalten. Es brannte auf einem Altar, der mit großen und starken Eisengittern umgeben war. Den Magiern war die Unterhaltung dieses Feuers aufgetragen, und sie mußten unter schwerer Verantwortlichkeit dafür sorgen, daß es nicht erlosch, und dessen Asche verwahren. Zu gewissen Zeiten des Tages mußten sie stundenlange Beschwörungen mit demselben vornehmen, indem sie Bündel von Ruthen vorhielten und dabei allerlei geheimnißvolle Gebete hermurmelten.

Auch der Mond und die Venus wurden von ihnen, so wie Wasser, Erde, Luft und Himmel verehrt. Damit die Erde durch die Todten nicht verunreinigt würde, ließen sie diese unbegraben, den wilden Thieren und Raubvögeln zur Speise, und aus demselben Grund wagten sie es nicht, sich in den Bächen, Flüssen oder Brunnen zu waschen. Das Feuer aber löschten sie nicht mit Wasser, sondern mit Erde. Tempel und Bildsäulen zu Ehren ihrer Gottheiten errichteten sie anfänglich nicht, sondern hielten dieß für Sünde, indem man den großen Unsichtbaren, deren Wohnung

die Welt wäre, keine Gestalten andichten dürfe, und verehrten sie auf Anhöhen und Bergen. Indessen fanden mit der Zeit hierin Abänderungen statt. Dem Mithras opferten sie Pferde, dem Himmelsgott aber, ihrem Jupiter, Ochsen; dem Feuer rindeloses, mit Oel und Fett eingeschmiertes trocknes Holz. Dem Wasser wurden seine Schlachtopfer in der Nähe desselben in Gruben geworfen und auf dem Fleisch derselben Myrthen und Lorbeer verbrannt, und Milch, mit Oel und Honig vermischt, in die Erde daneben gegossen. Hierauf murmelten die Priester, einen Tamarindenzweig in der Hand, ihre Gebete ab. Hauptsächlich aber wurde darauf gesehen, daß ja kein Tropfen Blut in das Wasser fiel, indem sonst Alles verunreinigt und das Opfer umsonst, ja sogar nachtheilig geworden wäre. Strabo erzählt, daß die alten Könige Persiens täglich ein Opfer von nicht weniger als 1000 Thieren, meistens Ochsen, Esel, auch Hirsche, bringen ließen, wobei nach einer Verordnung des Cyrus die Magier einen großen Kreis um den Opfernden schließen mußten; die Könige aber hielten gewöhnlich vorher eine kurze Rede. Durch diese Einrichtung waren Priester, Magier und ihre Verwandten gewiß hinreichend mit Fleisch und Speisen versorgt.

Xenophon beschreibt einen großen persischen Opferzug folgendermaßen:

„Der feierliche Zug, welchen die Könige zur Verrichtung der Opfer hielten, bestand in folgenden prächtigen Ceremonien. Die Straßen, durch welche der Zug ging, waren zu beiden Seiten mit Mannschaft besetzt und es durfte Niemand sich unterstehen, hindurch zu dringen, indem nur den Vornehmsten des Hofes der Eingang eröffnet werden durfte, und die Schergen genaue Aufsicht hielten, daß die Glieder nicht getrennt wurden. Vor den königlichen Schloßthoren standen die Pikenirer, und die Reuter mußten absitzen. Sobald die Thore am königlichen Schloß eröffnet wurden, so brachte man

vier der schönsten Stiere in einer geraden Reihe, so dem Jupiter und andern Göttern, denen, nach der Verordnung der Magier, geopfert werden sollte, geweihet waren. Diesen folgten zwei Pferde, als das angenehmste Opfer für die Sonne. Hierauf sah man einen mit vier weißen Pferden bespannten Wagen, auf dem sich ein goldenes Joch befand, so mit goldenen Kronen besetzt und dem Jupiter geheiliget war. Alsdann erschien wieder ein solcher Wagen, ebenfalls mit vier weißen Pferden bespannt, mit einem goldenen Joch belegt, wie der vorige. Diesem wurde abermals ein Wagen nachgeführt, dessen Pferde mit dunkelrothen Decken belegt waren, und welcher von einigen Männern begleitet wurde, die das heilige Feuer auf einem großen Heerd trugen. Sodann kam der König auf einem Wagen, mit der Cidaris auf dem Haupt, mit dem weißen und purpurfarbenen Talar umgeben und die pupurfarbenen Unterkleider an sich tragend. Ihn begleiteten die königlichen Anverwandten in gleichem Schmuck, nur mit dem Unterschied, daß des Königs Hände nicht verdeckt waren. Vor dem Zug gingen 4000 Schildträger, welche, sobald des Königs Wagen erschien, den Marsch antraten. Den Wagen des Königs umgaben zu beiden Seiten 2000 Mann mit Partisanen oder Hellebarden. Nachher schlossen das Geleit bei 300 Scepterträger mit Wurfspießen zu Pferd. Auch wurden 200 königliche Handpferde durch die Stallknechte an goldenen Zäumen geführt. Auf diese folgten 3000 Perser; endlich aber wurde der ganze Zug mit den medischen, armenischen und hyrkanischen Reutern beschlossen."

Alle Opferthiere, so wie die Opfernden, waren bekränzt. Die geschlachteten Thiere wurden nun von den Magiern zerschnitten, das Fleisch gekocht und sodann auf weichen Klee oder feines Gras gelegt; dabei sangen die Magier Lieder zu Ehren der Götter und machten Beschwörungen. Von dem Fleisch aber erhielten die Himmlischen nichts, sondern sie mußten sich mit dem zu ihnen steigenden

2*

Dampf und Geruch begnügen, indem, wie die Priester versicherten, dieser die über alles köstlich schmeckenden Seelen der Thiere enthielt, welche den Ueberirdischen allein angenehm wären, die sonst nichts verlangten. Nur etwas Fett wurde in das heilige Feuer geworfen, damit der Dampf desto größer wurde. Das Körperliche aber wurde, wie gesagt, nach Gutdünken und Gefallen unter die Priester und ihren Anhang vertheilt. Etwas Wein und Weihrauch wurden gleichfalls, so wie die Erstlinge der Früchte und Speisen bei großen Gastmählern den Göttern geopfert. Bei den großen Festen der Altperser sangen die Könige gewisse Opfergesänge vor, wie Xenophon berichtet. Eines der Hauptfeste war das des Mithras oder Sonnengottes, wobei es Sr. Majestät erlaubt war, sich einen, jedoch anständigen, Rausch zu trinken und an einem gewissen Tage desselben zu tanzen. Ein anderes Fest war das Sakfest, an welchem einem zum Tode verurtheilten Verbrecher, noch bevor er erhenkt ward, königliche Ehre erwiesen, ja er sogar auf den Thron gesetzt wurde. Auch wurden bei diesem Feste, wie später bei den Römern an den Saturnalien, die Diener und Sclaven von den Herren bewirthet und bedient und mit überaus reichen Anzügen beschenkt. Chrysostomus sagt, das Fest habe auch folgende Bedeutung gehabt:

„Man wollte nämlich damit anzeigen, daß oftmals dumme und einfältige Leute zu hohen, ja königlichen Würden gelangten, und eine Zeit lang trotzig und wollüstig darin lebten, bis sie, ehe man sich's versehe, aufs schändlichste untergehen müßten. Da sie (die Perser) einen Menschen aus den Ketten erlösen und ihm gedachte Ehre erweisen, dadurch scheinen sie anzudeuten, daß zwar ein Narr oder Einfältiger sich darüber herzlich erfreue und sich aus Unwissenheit recht glücklich hielte; ein Kluger aber würde sich betrüben und mit Händen und Füßen dieser Ehre widerstreben, ja

er würde lieber in seinen Fesseln bleiben, als die Lust so theuer erkaufen wollen."

Von den übrigen Festen der Perser erwähnen wir noch das vom Untergange des Lasters, welches aber bei ihnen eben so wenig, als irgendwo anders ganz untergegangen ist, sondern nur eine Anzahl schädlicher Thiere und giftiger Schlangen fanden ihren Untergang bei demselben und mußten als Sühnopfer für die lasterhaften Perser dienen, welche sie tödteten und den Magiern als Zeichen ihrer Ehrfurcht gegen die allmächtigen Götter übergaben. Ein ähnliches Fest feierten auch die Babylonier.

Diese Magier spielten überhaupt eine große und bedeutende Rolle bei den Altpersern, wobei ihnen Sonnen- und Mondfinsternisse, Feuer und Winde, Sturm und Hagel und alle widrigen Ereignisse behülflich seyn mußten und sehr zu statten kamen. Der vornehme und geringe Pöbel Persiens nahm in allen Angelegenheiten von Wichtigkeit und bei Gefahren und Unglück seine Zuflucht zu ihnen, wie unsere alten dummen Weiber zu Kartenschlägerinnen, und Zigeunern. Die Magier hatten es dahin gebracht, daß ohne sie weder Opfer, noch sonst eine religiöse Handlung von einiger Wichtigkeit begangen werden durften, und selbst die Könige und alle hohe Staatsbeamten wagten nichts von Wichtigkeit ohne ihren Rath zu unternehmen. Laertius sagt von ihnen:

„Sie haben sich dem Dienst der Götter gewidmet. Sie glauben, daß keine andere Opfer und Gebete als die ihrigen von denselben gnädig angesehen und erhöret würden, und daß sie allein berechtigt wären, Andere von dem Ursprung und dem Wesen der Götter zu belehren. Feuer, Erde und Wasser sind ihre Gottheiten. Bildnisse, Säulen und andere Vorstellungen verwerfen sie; sonderlich können sie nicht leiden, daß man den Göttern männliche und weibliche Geschlechte andichtet. Sotion spricht, daß sie viel von der Gerechtigkeit schwatzten, die Verbrennung der Körper für

gottlos hielten, die Blutschande hingegen mit der Mutter und den Töchtern erlaubten. Sie legten sich sehr auf die Weissagungen und künftige Dinge vorher zu sagen; daher ihnen, ihrem Vorgeben nach, die Götter öfters erschienen. Sie hielten dafür, die Luft sey voller Bilderchen, welche aus den Körpern flössen, durch die Dünste in die Höhe gehoben würden, und von einem scharfen magischen Auge ganz deutlich gesehen werden könnten. Die Schminke im Gesichte und die mit Gold bebrämten Kleider verboten sie aufs schärfste. Sie tragen ein weißes Kleid. Die Erde ist ihr Bette. Brod, Kraut und Käse sind ihre Speise. Anstatt des Stabes bedienen sie sich eines Rohres, auf welches sie einen Käs stecken, und bisweilen ein Stück davon beißen."

Dio berichtet von den Magiern: „Die Griechen, so diesen Namen nicht verstanden, hießen sie, aber wider alle Billigkeit, Hexenmeister. Dergleichen Leute wären sie nicht, sondern sie hielten heilige Reden und besorgten die nisäischen Pferde, so den Wagen des Jupiter ziehen müßten. Für die Sonne fütterten sie nur ein Pferd. Ihre Auslegungen bestanden in Predigten; sie lehrten aber nicht mit Ueberzeugung, sondern in einem gebietenden Tone. Sie sagen, es sey ein allgemeines Fuhrwerk, wodurch alle Dinge von einer höchsten Stärke, Kraft und Erfahrung durch beständige und unaufhörliche Kreise herum getrieben würden. Der Sonne und des Mondes Lauf wären wie die Pferde, deren Bewegung sie am deutlichsten sehen könnten. Das gemeine Volk verstände von der allgemeinen Bewegung gar nichts, und die Größe dieses Schauspiels wäre demselben ganz unbekannt."

Strabo sagt, die Magier seyen von den Persern selbst für mächtige Banner der bösen Geister, für Schwarzkünstler und Traumdeuter gehalten worden und hätten für Wasserpropheten gegolten. Bevor sie weissagten, tranken sie einen Abguß von dem Kraut Theangelis, und bevor sie die Geisterbeschwörungen anfingen, das

Kraut Aglaophantes. Sie waren auch berühmte Zeichendeuter und sagten gleich den Zigeunern aus den Linien der Hände und des Gesichts wahr. Gewöhnlich wurden sie sehr alt, was man ihrer großen Enthaltsamkeit zuschreiben will. Eine Classe unter ihnen soll durchaus nur von Kräutern und gemahlener Frucht gelebt haben. — Zerduscht (Zoroaster) galt ihnen als ein großer Prophet und stand in hoher Verehrung, und soll ihnen die Lehre von einem allerhöchsten Urwesen, das über den, früher allein verehrten Göttern des Lichtes und der Finsterniß u. s. w. stehe und Alles lenke und leite, beigebracht haben. Er soll auch zuerst die bedeckten Feuertempel erbaut haben, damit das heilige Feuer, welches er aus Kis in Medien mitgebracht und von dem Himmel selbst erhalten zu haben vorgab, nicht mehr durch Wind und Wetter verlöscht werden konnte, wie dieß vor ihm der Fall war, wo die Feuer meistens nur in Höhlen erhalten wurden.

Der Zoroaster der Perser ist der bekannteste und vielleicht der einzige, der wirklich gelebt hat. Er war in Medien geboren, und als er nach mehreren Reisen, namentlich nach Judäa, wo er auch die Bücher Moses studirt haben soll, zurückkam, fing er zu weissagen an, und lebte geraume Zeit in der Höhle, deren Wände er mit Hieroglyphen und andern geheimnißvollen Zeichen bemalte. Nach Einigen soll er hier auch den Teufel citirt und beschworen haben, der ihm mitten unter einem Flammenmeer erschien und ihm leuchtende Zeichen aufgedrückt haben soll. Hier hat er allem Anschein nach das berühmte Buch, den Zend, niedergeschrieben und nach einem langen Aufenthalte in Indien bei seiner Zurückkunft den Magiern Alles mitgetheilt, was er von den Braminen erfahren hatte. Er wurde sodann Erzmagier, und Darius, Histaspes Sohn, nahm seinen Cultus und seine Lehre an. Nachdem seine Religion die herrschende geworden war, wurde sie auch bald die verfolgende, wie die meisten andern, und verdammte alle anders

Denkende. Als sie aber Zoroaster bei den Scythen einführen wollte, nahm das der König Arguʒp gewaltig übel, schlug die Perser, erwürgte 80 Magier und tödtete den Zoroaster auf den Ruinen seines Tempels. Nach arabischen Sagen soll ein König Turan die Magier erdrosselt haben, deren Blut nun das heilige Feuer löschte. Zoroaster soll eines gewaltsamen Todes gestorben seyn. —

Die hauptsächlichsten Vorschriften des trefflichen Zend-Avesta waren: „Du sollst deine Eltern ehren, dich früh verheirathen, Gutes thun und das Böse meiden, nur tugendhafte Menschen großmüthig belohnen, aber Jedem, selbst den Hunden, das Nothwendige geben. Vermeide alle Lügen, alle Ungerechtigkeit und Lüderlichkeit. Begehe keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Mord und keinen Ehebruch. Dein Herz, deine Zunge und deine Hände seyen immer rein. Im Unglück zeige Gott deine Ergebenheit, im Glück deine Dankbarkeit; thue Tag und Nacht Gutes, denn das Leben ist kurz."

Beschreibung von Persien.

Der Name Persien ist im Lande selbst nicht üblich; er wird lediglich der Provinz Fars beigelegt, in Europa aber für das ganze Reich angenommen. Bei den Bewohnern desselben und im Orient überhaupt heißt es Iran, und bezeichnet im Gegensatze von Turan oder dem gebirgigen Lande, das freie, flache und lichte Land. Von den Armeniern wird es häufig Taadschink, Tadschiksland und Schaahistan, das Kaiserreich, genannt.

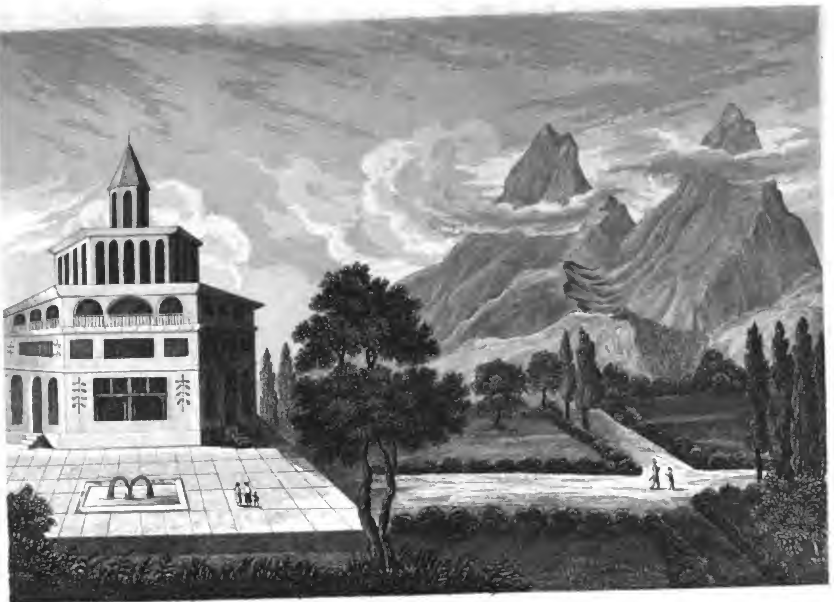
Persien, nach seinem jetzt so geschmälerten Umfange, liegt von 62° 10′ bis 80° 2′ östlicher Länge, und von 25° 55′ bis 39° 8′ nördlicher Breite. Sich am caspischen Meere ausbreitend, grenzt

es nordwestlich an das asiatische Rußland, nördlich an den caspischen See, nordöstlich an Dschagatai, östlich an Afghanistan, südöstlich an das Bahr Oman oder den indischen Ocean, südlich an den persischen Golf und westlich an das osmanische Asien. Den Flächeninhalt schätzt man, mit Inbegriff des persischen Golfs, auf 22,000 Quadrat-Meilen.

Das Land bildet in der Mitte eine Hochebene, 4000 bis 4800 Fuß über dem Meere. Von hügelreichen Steppen, Kies-, Thon- und Sandflächen bedeckt, zieht es sich östlich auf Afghanistan fort, auf allen andern Seiten von Gebirgen umgeben. Der nordwestliche Endtheil, eine Reihe von Gebirgen, gehört zum Isthmus des Kaukasus; nach Südost zu dehnt der Elburs sich um das caspische Meer, bedeckt den ganzen Nordsaum, und trennt die Küste von der Hochebene. Südlich läuft eine lange Bergkette bis an den persischen Meerbusen, den sie umschließt, und den Küstenstrich gleichfalls von der Hochebene scheidet. Im Süden steigt der Boden nicht so steil, als westlich und nördlich. Der niedrige Landstrich, den Golf entlang, hat im Sommer eine so unleidliche Hitze, daß er kaum bewohnbar ist. In dem Maße, als man sich vom Meere entfernt, erhebt sich das Land, und desto kühler ist dann die Temperatur. Die am höchsten liegenden nördlichen und westlichen Landschaften haben ein gemäßigtes Klima; der Winter ist jedoch sehr streng. Die Landschaften Kerman und Mekran in Südost haben die niedrigste Lage im ganzen Reiche. Der Anblick des Landes im Allgemeinen hat einen wüsten, trüben Charakter: die Gebirge nackt und kahl, kein von der Natur freiwillig gespendeter Baum, kein Grün ohne künstliche Bewässerung; dürre Hügel, unermeßliche, von Flugsand bedeckte Wüsten, lassen kaum eine Spur von Lebenskraft wahrnehmen. Wiewohl der Boden, im Ganzen genommen, die Bedingungen nicht gemeiner Fruchtbarkeit in sich trägt, kann die Vegetation bei einer übermäßigen Hitze und dem

großen Wassermangel doch nicht gedeihen; auch ist kaum der 20ste Theil des Erdreiches cultivirt.

Die vorzüglichsten Gebirge liegen in der nordwestlichen Ecke des Reiches. In der Mitte Armeniens prangt der uralte, weltberühmte Ararat (Arghitagh), auf welchem die Ueberlieferungen Noah's Arche niedersetzen lassen. Herrlich ist seine Gestalt, ehrfurchteinflößend seine Höhe; pygmäenartig erscheinen die umliegenden Berge, von seiner Majestät und den erhabenen Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, verdunkelt. Von allen Seiten völlig ausgebildet, zeigt er ein vollendetes Bild der Harmonie, nirgend eine rauhe, schroffe Klippe, nirgend eine störende Hervorragung. Die Grundfeste dieses imposanten Berges mag 8000 Fuß, die zwei beeiseten Gipfel dürften 12 bis 15,000 Fuß über dem Meere erhaben seyn. Seine obere Hälfte ist völlig mit Schnee bedeckt, und bricht in die Wolken auf. Seine Spitze ist nicht zu ersteigen, denn von der Mitte an ist die Abdachung ganz steil und beeiset. Moritz von Kotzebue erzählt in seiner Reise nach Persien, ein reicher und neugieriger (also nicht wißbegieriger) Pascha habe den Versuch gemacht, den Ararat zu ersteigen; allein schon auf der Hälfte dieser Wanderung sey er durch Kälte und Wind genöthigt gewesen, von seinem Vorsatze abzustehen. Neben diesem merkwürdigen Berge erhebt sich ein kleiner, aus der nämlichen Grundfeste, ihm ähnlich an Gestalt, und daher von den Einwohnern Ararat-Sadah, Sohn Ararats genannt, sonst Kutschuk Arghitagh heißend. Nach allen Richtungen verbreiten sich hier zahlreiche Vorberge, als der Kußtagh und Kisildschtagh, beyde nach Erserum auslaufend, der Arghitagh, der sich nach Nachdschiwan hindehnt, der Karniarsk und Aligis, nordwestlich von Eriwan, der Kapantagh rc., sämmtlich auf dem Hochplateau Armeniens liegend. — Gebirgsarme, die sich von hier aus nach Persien ausstrecken, sind: der Zagros, auch Tack (Dach, Grotte) genannt, sich auf der Grenze des osmanischen Asiens hin-



DIE SPITZEN DES ARARAT

vom Landhause des Gouverneurs von Erivan aus gesehen

dehnend; die Kuristangebirge, eine Fortsetzung der Kette des vorigen; Gebirge Elwend im Osten des Zagrosgebirges; Gebirge Buktir oder Baktiarisch, gleichfalls Fortsetzung des Zagros und Hauptgebirge von Fars, mit dem merkwürdigen Feuerberge Aderwan und vielen Gebirgsästen; Gebirge Adschu-Buk, den Bezirk Farsistan bedeckend; Gebirge Al Burs, das sich vom Kaukasus oder dem Kuhol Burs ausbreitet, Aserbeidschan von Talishin und Gilan, Irak und Kuhistan von Masenderan und Taberistan trennt, und sich unter mancherlei Namen bis Khorasan fortzieht, als Persiens nördlicheres Gebirgssystem, die Hochebene gegen den caspischen See umschließend, mit dem vulkanischen Gletscher Darmavend, der noch unerstiegen ist. Dieß letztere Gebirge bildet bei dem Eingange von Irak die berühmten caspischen Pässe. Sonst enthält das Innere der Hochebene noch mehrere minder bedeutende Gebirgsketten und einzelne Berge, welche, wie die genannten, fast sämmtlich aus kahlen Felsenmassen ohne Waldung oder sonstige Vegetation bestehen.

Ein auffallender Umstand ist, daß Persien bei seiner Ausbreitung, mit seinen zahlreichen hohen Gebirgen, und den vom Dezember bis April anhaltenden starken Regen keinen einzigen Strom oder Fluß von Erheblichkeit hat, was vielleicht daher rührt, weil die Berge nur selten mit Wolken bedeckt sind. Die wenigen Bäche und Steppenflüsse werden theils vom Lande, theils von den Bewässerungs-Canälen verschlungen. Die vornehmsten Gewässer Persiens sind: der persische Meerbusen, an welchen es südlich grenzt; zwischen 64°55′ bis 74°30′ östlicher Länge, und 23°30′ bis 30°15′ nördlicher Breite dehnt er sich in paralleler Richtung mit dem südlichen Abfalle der persischen Hochebene aus, östlich zwischen dem Ras Mussendum auf der Seite Arabiens, auf persischer gegen das Bahr Oman sich öffnend. Zwischen Arabistan und Persien bildet er die große Wassergrenze. Von seinen beiden Küsten ist die arabische flächer, die persische häufig steil. An dieß letztere Gestade

schließt sich der flache, schmale Küstenstrich Karmasir; der Hauptstrom, welcher in diesen Golf fällt, ist der Schatt; sonst münden sich noch einige unbedeutendere Küstenflüsse in ihn. Die Zuflüsse des Schatt und des Tigr sind: der große Zab, auf persischem Gebiete entspringend und in das osmanische Asien laufend; der Schott el Had, der auf dem luristan'schen Gebirge entquillt, und gleichfalls durch das osmanische Asien dem Tigr zufällt; der Kerah oder Gerdsch, des südlichen Persiens bedeutendster und wasserreichster Strom, südöstlich von Hamad auf dem Elwend entspringend, und auf osmanischem Boden den Schatt erreichend; mehrere Gewässer werden durch ihn verbunden, dessen ungeachtet ist er nicht schiffbar; endlich der Fluß Karun, westlich von Isfahan am Kuh e Zera entspringend, und in den persischen Meerbusen sich mündend. Ferner das osmanische Meer, oder Bahr Oman, es bildet einen Theil des indischen Oceans, und bewässert lediglich die Küsten von Kerman; der südliche Theil des caspischen Meeres; der große Fluß Aras aus dem osmanischen Asien, welcher die Provinz Aran bewässert und sich durch das russische Asien in den Kur ergießt; der Fluß Massalla in Gilan; der Fluß Sefidrud, auch Kihil Osen, beträchtlich, nimmt mehrere Flüsse auf, und fällt durch den berühmten Paß Rudbar in Gilan in den See; der Masenderan, der reißende Kurkan, der auf dem Al Burs entspringt, und bei Abesgun in den See geht; der Murghab oder Serbak, der seine Quelle auf dem Gebirge Hazer in Afghanistan hat, und in den Amur geht, nach andern Angaben aber in den Wüstensand von Kharesin sich verliert; der Tedsen, in Afghanistan entquellend, und durch das Turkmannenland in den caspischen See sich ergießend. — Küstenflüsse hat Persien folgende: den Tab, der seine Quelle auf dem Baktir, das Ende und seine Mündung in den Golf hat; den Khisch oder Schapur, der die Sirra aufnimmt, und bei Abuschär den Golf erreicht; den Siterogan, in Fars, unter dem Namen Rudbal, entspringend,

und gleichfalls in den Golf fallend; den Diwrud, der von Heomas herläuft und seine Mündung dem Eiland Kischmisch gegenüber hat. — Größere Binnenseen hat Persien drei, nämlich: der Maraha, oder Urumia, auch Tebris, in der Provinz Aserbeidschan, 130 Miglien lang, 65 breit und 6 Tagereisen Umfangs, ein bitterer Salzsee mit drei Eilanden, in den sich mehrere Gewässer ergießen, ohne Abfluß; auf seinem östlichen Ufer sind die merkwürdigen versteinernden Teiche, deren Wasser den durchsichtigen Tebriserstein bildet. Der Baktegan, oder Hamkhan, sehr reicher Salzsee, östlich von Schiras; er ist zwar nur eine Fünftel Stunde groß, versieht aber die ganze Landschaft Fars mit Salz. Der Gökdsche, oder Derjai Schiria, unfern von Eriwan, der einzige erhebliche See in der Landschaft Aran; sein Wasser ist süß, er hat viele Fische, eine beträchtliche Tiefe, und in der Mitte eine kleine Insel mit einem armenischen Kloster. Fars hat noch die kleineren Seen Descht Ersen und den Derjadschen und Gadat, welche aber zur Sommerszeit zum Theile vertrocknen.

Zu den vorzüglichsten Steppenflüssen gehören: der Kawmasserud, der Harsan und die Bejat in Kiurdistan; in Irak der Sendrud, welcher dem Gebirge Serdokuh entquillt, durch den Bezirk Rudbar und bei Firusan und Isfahan vorüber geht, und in der Ebene von Kawchani verrinnt; der Khamrud, Gemrud, Abherud, Kaschanrud, Kaswinrud und Girdanrud, welche sämmtlich im Sande oder in Bewässerungsgräben sich verlieren; in Khorasan der Sahor, Schurerud, Adschin, Serde, Sochter, Dscheru, Bostan, Schadschenk und Khadan, welche letztere sechs, theils in den Schurerud fallen, theils sich in den Bewässerungs-Canälen auflösen; in Kerman: der Sehrarud, Semini und Derschin; in Fars der Bendemir, Rud Siwend, Ferawan, Dscharun, Kafre und Karagadsch.

Quellen hat Persien überhaupt nur wenige; auch Heilquellen sind nur einige vorhanden. Doch zählt der Isthmus nordwest-

lich und das Gebirgsland von Kiurdistan mehrere, die aber nicht anhaltend sind, weil die außerordentliche Trockenheit der Luft selbst Flüssen und Seen das Wasser raubt, wie denn das wasserreiche Aserbeidschan seit etwa **100** Jahren an **400** Quellen eingebüßt haben soll. Merkwürdige Quellen sind: am Bisutun die Quelle Takbostan, am Khosru Parwis die Quelle Rasmend, die Quelle von Keichosrew, die am Berge Nehawend und am Elwend nur zeitweise hervorbrechen, sämmtlich in Kiurdistan; in Aserbeidschan die versteinernde Quelle Aini Aserbeidschan, die Quelle Kelend bei Khoi im Sommer kalt, im Winter warm, die Quelle Wischle, unfern von Khoi rc.; in Taberistan die unterbrochen sprudelnden Quellen am Berge Kuh Mirem, die Quelle Belassan beim Dorfe Kohem, wo Stürme aufgeregt werden sollen; die röthliche oder Blutquelle Tscheschmei Khun; die Mineralquellen Esdidschil (mit nicht versendbarem Wasser), Sam, im Dorfe Abdullahabad, ihres heißen Wassers wegen häufig besucht, die gleichfalls heiße Quelle Ainolhamijet, sämmtlich in Irak; in Fars endlich die Quelle Dilem nächst Schiras und Isfahan, der Brunnen Abdorrohman, der Brunnen der Hindus rc. — Canäle hat das dürre Persien nothgedrungen eine große Menge; allein es sind wirklich nur Bewässerungsgräben, ohne der Schifffahrt zu dienen. Inzwischen langen sie nicht hin; durch die seit mehreren Jahrhunderten statt gehabten Bürgerkriege wurden sehr viele verwüstet, wodurch die sonst bewässerten Felder zu Einöden wurden; mehrere andere sind in dem Zustande des Verfalls, und auf dem Punkte, sich in verpestende Moräste zu verwandeln. So ist die Fruchtbarkeit dieses Landes fast allenthalben durch Wassermangel gehemmt.

Schon dieser Mangel überhaupt muß verursachen, daß Persien viele öde Striche hat; aber auch mehrere weit ausgedehnte förmliche Wüsten liegen in diesem Lande. Eine der größten ist die Salzwüste Naubeddan. Sie liegt zwischen der gebirgigen Provinz Kuhistan

und Irak, hat über 80 Meilen Länge und in ihrer größten Breite an 45 Meilen. Ihr Boden ist thonig, mit Seesalz stark gesättigt, mit häufigen Lachen von Salzwasser; ihr auf der Oberfläche streckenweise liegender Flugsand wird im Sommer glühend. Bröckliche Erdkruste, oder wellenförmige Sandhügel zeigen sich in den trocknern Parthien. Die kleinen röthlichen Körner dieses Sandes sind fein wie Mehl, und gestalten sich, durch den in den Sommermonaten herrschenden Nordwest aufgetrieben, zu Wolken, welche auf das animalische und vegetabilische Leben gleich zerstörend einwirken. Aehnlich dieser Wüste ist jene von Kerman oder Kherk, von ihr nur durch einen kleinen fruchtbaren Landstrich geschieden. Bloß einige Meilen schmäler, ist sie eben so lang wie die von Naubeddan. Der Samum und schreckliche, die ungeheuersten Sandhosen zusammen treibende Orcane sind hier nichts Seltenes. Noch ist die Wüste von Kharesm, deren südlicher Punkt sich in die Provinz Khorassan erstreckt, zu nennen. Auf dem Hochplateau sind ihrer noch mehrere minder bedeutende. Leicht entstehen sie bei Vernachlässigung des Landes in den Vertiefungen und bei langen Winterregen oder brennender Sommerhitze. Schnell bilden sich dann Salzmoräste; alles Wasser wird eingesaugt, die Erde vertrocknet gänzlich, und ist alsbald mit einem Salzlager überzogen.

Auf die Beschaffenheit des Klimas hat der Unterschied der Breitegrade und der Natur des Bodens nothwendig den entscheidendsten Einfluß. So hat der größere Theil Persiens, welcher ein unermeßliches Hochplateau bildet, eine ungleich gemäßigtere Temperatur, als die südöstlichen und Küstengegenden, während hinwieder nordwestlich größtentheils das Klima Armeniens eintritt. Die größte Hitze findet in dem Küstenstriche am persischen Meerbusen statt, so zwar, daß die Bewohner genöthigt sind, vier Monate lang, zu ihrem Aufenthalte die Palmenwälder zu wählen; eine nicht minder heftige Hitze verzehrt die

südöstlichen Gegenden, wegen ihrer niedrigern Lage und der Nähe des Wendekreises. Inzwischen ist zur Sommerszeit auch auf der Hochebene der Sonnenbrand überaus angreifend, was von der herrschenden außerordentlichen Lichtintensität herrührt. Die Nächte sind dabei stets kühl, ja oft kalt. Durch die große Trockenheit der Luft wird es erklärbar, daß von den gilanischen und masenderanischen Bergen bis an den persischen Meerbusen, so wie von Urmin bis an Kuhistans Grenzen die Fluren des erquickenden Thaues, selbst die höchsten Gebirge der Nebel entbehren, daß Leichen, der Luft ausgesetzt, nicht verfaulen, sondern vertrocknen, und Wintertrauben den halben Winter hindurch sich am Stocke erhalten; daß sogar befeuchtetes Eisen ohne Rost bleibt, und der Ton der Darmsaiten keiner Veränderung unterliegt. Die außerordentliche Reinheit des Himmels macht, daß man bei nächtlichem Sternenlichte lesen kann. Bei der herrschenden Trockenheit des Erdbodens sind auch die von Ende November bis Februar anhaltenden, oft strömenden Regen nicht von wesentlichem Vortheil. Man weiß kein Land von reinerer Luft, zarterer Electricität, so schönem Zodiakallichte und so vielen Lichterscheinungen, als Persien. Es gibt da nur während der Regenperiode Gewitter, keine Vulkane, Regenbogen oder Erdbeben; Stürme toben bloß in den Sandwüsten. Am persischen Meerbusen pflegt sich zwischen dem halben Juni und August der rothflammige verzehrende Samum oder Samiel, wie in der kermanischen Wüste zu erheben. — Der Winter in Persien ist eigentlich nur ein Regenwinter, und währt von Ende November bis Januar oder Februar. Bloß auf dem Gebirge und am Fuße desselben fällt Schnee. Die anmuthigste Jahreszeit ist auch in Persien der Frühling, welcher bis Ende Mai währt. Mit dem Aufhören des Frühlings klärt der Himmel sich auf, und bleibt bis Anfang October wolkenlos. — Der Küstenstrich am kaspischen See wird durch dessen Winde abgekühlt, so wie die Gegenden am



Bahr Oman und persischen Golf. — Anders verhält es sich mit dem Klima in den Ländern Iran, Aserbeidschan und Kiurdistan, wo sogar auf der Ebene Schnee fällt und liegen bleibt, der Winter strenger, und die Vegetation blühender ist. Im Ganzen erfreut sich Persien eines zuträglichen Klimas, daher der Menschenschlag rüstig und wohlgestaltet ist, und die Thiere stark, groß und schön sind. Von der Pest wird das Land äußerst selten heimgesucht, und wenn sie sich zeigt, ist sie nicht sonderlich verheerend.

Naturprodukte hat Persien manche eigenthümliche. In Ansehung des Thierreiches verdienen vorzüglich die schönen Pferde Erwähnung, gegen die selbst die arabischen zurück stehen, nur sind jene nicht so schnell und dauerhaft; eine andere Gattung sind leichtfüßige Klepper. Weitere Landthiere sind das Dromedar, lebhafte Esel, deren man sich zum Theile zum Reiten bedient, Hornvieh wie das europäische, Schafe meist mit Fettschwänzen, Ziegen mit feinen Haaren und großen Ohren, Schweine fast nur tunkinesischer Raçe, klein und schwarz, große und rüstige Hunde, langhaarige Katzen, Geflügel aller Gattungen, darunter schön gefiederte Bisam-Enten und Tauben; Seidenwürmer; Fledermäuse von der Größe der Eichhörnchen werden, wie Reisende berichten, verspeiset. Wild ist nicht häufig; es gibt hier Edel- und Dammhirsche, allerlei Antilopen, wilde Esel und Ziegen, Bezoarböcke, Zebras ꝛc.; das gewöhnlichste Wild sind die Dorkas. Zu den Raubthieren gehören Bären, Panther, Leoparden, Hyänen, Schakale, Tigerkatzen, Luchse, mehrere Gattungen Musteln und Viverren, z. B. die Genettkatze; im nordwestlichen Gebirge halten der Bär, die Gemse und Marmotte sich auf; Wölfe gibt es nicht. Affen zeigen sich nur am persischen Golf, eine Art Robben am caspischen See; das Stachelschwein, welches gegessen wird, kommt selten vor. An Raubvögeln ist Ueberfluß, nicht so an Singvögeln, worunter, wie es heißt, die Nachtigallen das ganze Jahr hindurch singen; eine Drosselart,

Mura, lernt sehr fertig schwatzen; mit Rebhühnern, Wachteln, Trappen, darunter schwarzbrüstige, Sinch-Sineh genannt, sind schaarweise die Felder bedeckt. — Der fischreiche caspische See hegt mehrere Arten Störe, Lachse, Hechte, Schleien, große Forellen ꝛc.; in dem noch mehr belebten persischen Meerbusen lebt der Hymnote in großer Anzahl; allein die wenigsten Flüsse haben, weil sie im Sommer meist austrocknen, Fische. Schöner als im Occident, liefert der persische Golf Perlenmuscheln; sie sind hochhell und feuriger gefärbt. Unter den Insecten, deren es in der Küstengegend des caspischen Sees, so wie in den Gebirgsstrichen, eine ungeheure Menge gibt, ist das zahlreichste und schädlichste die Heuschrecke; einige sind giftig, andere eßbar; zwar zieht den Heuschrecken der Vogel Samarman nach, aber was er ausrottet, ist nicht von Belang. Eben so häufig kommen im Süden Mücken, Schnecken und Hazarpai vor; durch eine Gattung der ersten soll das Begattungswerk der Palmen vor sich gehen. Hie und da leben Erdspinnen, überaus giftige Wespen, weiße Ameisen, von denen oft in einer einzigen Nacht ganze Waaren-Niederlagen zerstört werden, Bienen, deren Honig berauschend ist, weiße dicke Würmer, welche sich auf dem Schnee herum treiben, Taranteln, vier Mal so groß als in Italien, Camäleone, Scorpione, schwarz und groß, deren heftig wirkendes Gift in wenigen Stunden tödtet; giftige Schlangen, die eben so schnell tödten; ellenlange gefährliche Eidechsen und viele andere schädliche Amphibien, Insecten und Würmer.

Der Vegetation kann der trockene Boden bei versäumter Cultur nicht günstig seyn. An Forstbäumen ist Persien arm; in den Gebirgen von Kiurdistan und am Al Burs gibt es zwar Waldungen; aber auf dem Hochplateau sieht man nur künstlich gepflanzte Bäume, die Platane, Weide und Cornelkirsche. Sorgsame Pflege erheischen der nur karg gedeihende Weizen, Gerste, Reis, Mais, Hirse, die Garten-, Küchen- und Hülsenfrüchte, so wie der Opium

liefernde Mohn, Safran, Färberröthe, Tabak, Flachs, Wein, Obst, welches überaus köstlich ist, Datteln, Baumwolle ꝛc. Desto reicher und üppiger prangen hier die bunten Kinder der Flora, so, daß manche Gegenden einem Blumengarten gleichen, wo sie das Auge durch das anmuthigste Farbenspiel ergötzen, die Luft mit den süßesten Wohlgerüchen erfüllen. Vornehmlich zahlreich, schön und wohlriechend blüht die Rose, in Persien die Königin der Blumenwelt; sie hat deßwegen den Auszeichnungsnamen Kul; ihr zu Ehren werden eigene Rosenfeste gefeiert, und das köstlichste Rosenwasser von Schiras ist ihr Product. Ranunkeln, Anemonen, Veilchen und Jasmin nehmen den nächsten Rang ein. Wild wachsen der Safran, die schöne fernhin leuchtende Caesalpina, die Farbepflanzen Henna, die Gulbadsamur, vom Geschlechte des Oleanders, die Kherschreh aus demselben Geschlechte, von welcher der Milchsaft, der lediglich Schatten ihres Baumes, der über ihn hingleitende Wind, selbst das den Stamm benetzende Wasser todbringend seyn soll; die Bohnen in Khorasan, die Haschische oder Konnab, deren Same, Mehl und Blätter berauschend sind; ferner die Rhabarber, die nux vomica, die Moschusweide mit einem feurigen, flammenfangenden Safte, die stärker als anderswo duftende Pistazie, die hier heimische feruba assa foetida, dieses Speisegewürz der Tadschiks und Hindus, die die Hände wohlriechend machende Destambujeh, die Myrrhe und Weihrauchstaude, mehrere Gattungen Manna, wovon das Isfahaner an Süßigkeit den Honig übertrifft, am persischen Meerbusen das beste Schreibfederrohr. Salz- und Sodapflanzen hat Persien die Fülle, desto weniger aber Schwämme und Moose. An Mineralien finden sich vor allerlei Quarzgattungen, Achate, Carneole, Feuersteine, Jaspis, äußerst schöne Lasursteine, Turmaline, Saphire, Walkererde, Bergseife, Thon- und Wetzschiefer, Chlorit, armenischer Bolus, Chrysolite, Türkisse, Rubine, Mondmilch, Alabaster, Marmor, Gyps, Kalk, Granit, Porphyr, Bresche ꝛc. Mit dem schönsten Salze sind meilengroße Flächen

3*

bedeckt; an Stein-, Koch- und Baisalz ist Ueberfluß, so wie an natürlichem Salmiak, Bittersalz, Vitriol, Alaun, Salpeter, Borax, Steinbutter, Ammoniak. Persien hat mehrere Salzflüsse und Salzberge (wie denn ganz Ormus aus einem Salzfelsen besteht), deren salzige Quellen sich in Eismasse verhärten. Das Land hat ferner Schwefel, fossiles Federharz, Erdöl oder Naphta, Asphalt, worunter die Mineralmumie besonders bemerkenswerth ist. An Metallen sind da: Kupfer, Eisen, Blei, Antimonium und mehrere andere Halbmetalle; doch Gold- oder Silberbau besteht keiner.

Die Volksmenge Persiens ist noch immer nicht zuverlässig ausgemittelt, da die Angaben zwischen 8 und 22 Millionen schwanken. Das meiste Zutrauen scheint jedoch Maltebrun (in seinem Précis) zu verdienen, der, seine Berechnung auf die mehrerer französischen Reisenden stützend, die Bevölkerung auf höchstens 12 Millionen Seelen anschlägt. Demnach kämen auf eine Quadratmeile 522 Köpfe. Maltebrun rechnet die Tadschiks auf 8½ Million Individuen (von welchen außerdem 1½ Million in Afghanistan wohnen), die Parsen oder Gebern auf 60,000 (40,000 außer diesen bewohnen Beludschistan), die Afghanen auf 100,000 (400,000 gehören nach Afghanistan), die Ghelaki in Ghilan auf 50,000 Familien, die Armenier auf 70,000 Seelen, die Juden auf 35,000, die Sabäer auf 11,000, die verschiedenen türkischen Nomaden auf 420,000, die Araber und Beduinen auf 100,000, die lurischen Nomaden auf 140,000 und die kiurdischen Nomaden auf 90,000 Köpfe. Dabei sind jedoch die ansässigen Kiurden nicht mit einbegriffen, und die südlich an den Küsten hausenden Araber mögen zu gering angeschlagen seyn, weßhalb die runde Zahl von 12 Millionen die entsprechendste seyn mag. Die nomadischen Bewohner betragen ungefähr nur den zehnten Theil der ganzen Population; gleichwohl sind sie selbst die Herren des Reichs, aus ihnen besteht das Heer, und aus ihrem Schoße stammt der Be-

TEHERAN.



herrscher. Mit Verachtung sehen diese Nomaden auf die übrigen neun Zehntheile der ansässigen Bewohner herab, obschon diese allein die Wissenschaften, die Künste und den Feldbau betreiben. Das Gros der Einwohner, die Tadschiks, ein Mischlingsvolk, stammt von den alten Parsen und Medern, oder den Urbewohnern des Landes, nämlich den Arabern, Juden und andern türkischen und kiurdischen Einwanderern ab.

Das persische Reich theilt sich in 12 große Provinzen, nämlich in Irak, Taberistan, Masenderan, Ghilan, Aran, Aserbeidschan, Kiurdistan, Khusistan, Fars, Kerman, Kuhistan und Khorassan.

Irak, im Mittelpuncte des Landes, ist das alte Medien, und hat mit Inbegriff der Wüste Naubendan einen Flächenraum von 4414 Quadratmeilen. Die Bewohner sind meist Tadschiks; zu Isfahan und in andern Städten hausen noch Armenier und Juden. Die Bevölkerung der Nomaden mag sich auf 160,000 Männer belaufen. Irak, als Sitz des Schah, ist die vornehmste Provinz. Sie ist eingetheilt in die fünf Beglerbegschaften Teheran, Isfahan, Burudscherd, Hamadan und Kaswin. In ersterer ist die gleichnamige Hauptstadt des Königreichs Teheran (Br. 35°40′, L. 68°12′), Sitz des Monarchen, der höchsten Behörden und des Beglerbegs. Ihre Lage ist in einer angebauten Fläche, von Dörfern umgeben und von Gebirgen begrenzt. Niedrig, auf schmutzigem feuchtem Boden, ist sie stark ummauert, und hat fünf Thore. Der prachtvolle königliche Pallast auf der Nordseite bildet ein Viereck; er ist mit einer dicken hohen Lehmmauer umringt. Teheran hat 7 Moscheen, 4 Medresses, 150 Kirwanserais, eben so viele Bäder und zahlreiche Eisbuden. Die engen Straßen sind ohne Pflaster. Die Stadt hat nur zwei öffentliche Plätze. Die Zahl der sämmtlich geschmackvollen, nach orientalischer Weise ausgestatteten Häuser beträgt 12,000, die der Einwohner zur Win-

terszeit, wo der Hof anwesend ist, 50,000; aber höchstens 10,000 im Sommer, wo eine drückende Hitze und ungesunde Luft die übrigen Bewohner nöthigt, sich in die Gebirge zu flüchten. Fabriken sind außer denen von Filzteppichen und kleinen Eisenwaaren keine da. Die kahlen Umgebungen sind nichts weniger als reizend. Das Schloß des Thronfolgers und das königliche Lustschloß Tacht Katschar liegen in der Nähe dieser Stadt. Die vormalige prachtvolle Hauptstadt des Reiches, jetzt Hauptstadt der gleichnamigen Beglerbegschaft, ist Isfahan (Br. 32°24'34", L. 69°30'). Sie liegt in einer weiten Ebene, und ihre Mauern beschreiben einen Umfang von fünf Meilen; allein der größte innere Theil besteht aus Ruinen; die meisten Häuser der sonst so stattlichen Vorstädte sind zusammen gestürzt, und der östliche wie der südliche Theil dieser einst so prunkvollen Stadt bietet jetzt nichts als den kümmerlichen Anblick von Trümmern, einstürzendem Gemäuer, Erd- und Schutthaufen dar. Die engen, krummen, äußerst schmutzigen menschenleeren Straßen, kahle Wände von Häusern, die gegen die Straße zu ohne Fenster sind, bringen nur den widerlichsten, einförmigsten Eindruck hervor. Etwas lebhafter geht es auf den Basars her, wo man alle Gattungen von Manufactur- und vielerlei andere Kunstprodukte antrifft. Nur drei Palläste von den 137, worunter der königliche einer der schönsten Europas wäre, welche diese einst so ungeheuere Stadt schmückten, sind noch gut erhalten; eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den Moscheen, deren einst 162 größere gezählt wurden. Noch sind 19 Thore, mehrere große Medresses, von denen eines 30 Professoren hat, und viele Kirwanserais und öffentliche Bäder vorhanden; der prächtige Platz Meidan ist noch eine der wenigen Zierden dieser Stadt. Einst von mehr als einer halben Million Menschen in 40,000 Häusern bewohnt, zählt Isfahan gegenwärtig nicht viel über 120,000 Seelen. Die Manufacturen sind noch in ziemlich blühendem Zustand;

sie liefern Baumwollstoffe, Kadek genannt, Serbast oder Taffet, Aladschaf oder Stoffe aus Seide und Wolle gemengt, seidene Tücher, Sammt, Augenschminke, Waffen, Fensterglas, Zucker, Leder &c. Noch immer die erheblichste Handelsstadt des Innern, zählt Isfahan viele Kaufleute und Handwerker. Die Umgebungen dieser Stadt sind anmuthig, sorgfältig angebaut, und enthalten zahlreiche Dörfer. Der königliche Sommerpallast Farhabad liegt eine Viertelmeile von Isfahan.

Die Provinz Taberistan, ein Gebirgsland, ist der Al Burs, oder die Fortsetzung des Kaukasus, mit dem noch unerstiegenen merkwürdigen vulkanischen Berg Demawend. Diese Provinz, 327 Quadratmeilen groß, ist producirend, und hat nicht unbedeutende Ausfuhr. Ihre Einwohner sind theils ansässig, theils nomadisch. Sie wird in die zwei Beglerbegschaften Demawend mit der gleichnamigen Hauptstadt im Nordosten Teherans, und Damaghan oder Damgan, mit der eben so genannten eigentlichen Hauptstadt eingetheilt.

Die Provinz Masenderan, 356 Quadratmeilen groß, mit etwa 700,000 Einwohnern, ist ein Küstenstrich zwischen dem caspischen See und der Kette des Al Burs, sehr reich an kleinen Flüssen, Quellen und Wildbächen, weßhalb auch der Feldbau bei minderer Sorgfalt gedeiht, und es sogar des Düngers nicht bedarf. Hier wird auch das Zuckerrohr im Großen gebaut; Holz hat in ganz Persien diese Provinz allein im Ueberfluß. Auch die Viehzucht ist hier blühend, so wie die Fischerei, die Bienenzucht und der Seidenbau. Dessen ungeachtet bringt der Kunstfleiß nichts hervor, als Gewebe der Nomadenweiber; Seidenspinnerei wird nur von den ansässigen Bewohnern getrieben, und der Handelsverkehr mit den Russen ist unbedeutend. Auch diese Provinz hat theils ansässige, theils wandernde Bewohner. Zu den letzten gehören die Kadschar, aus deren Stamm öfters der Beherrscher des Reichs

entsprossen war; die Kodschawend, gleichfalls ein türkischer Stamm, die Mondaulu, ein Kiurdenstamm, und mehrere turkmanische Stämme. Masenderan zerfällt eigentlich in zwei Provinzen, deren jede eine für sich bestehende Statthalterschaft bildet, nämlich in das eigentliche Masenderan und in Dahestan, welche wieder in sieben Districte eingetheilt sind, das jedoch von einigen Geographen bezweifelt wird. Das eigentliche oder die Beglerbegschaft Masenderan umfaßt den westlichen größern Theil der Provinz, und hat zur Hauptstadt Farabad, die einigen Handel treibt; und in der Provinz Dahestan, oder Beglerbegschaft Astrabad, Masenderans westlichen Theil begreifend, ist Astrabad, gewissermaßen nur ein weitläufiges Dorf, die Hauptstadt.

Von ihren frühern Bewohnern, den Ghilen, hat die Provinz Ghilan den Namen. Sie macht den westlichen Küstenstrich des caspischen Sees aus, und zählt nicht mehr als 246 QM. Flächeninhalt. Der Boden zeichnet sich durch hohe Fruchtbarkeit aus, und bringt in Menge die schönsten Blumen hervor. Die pestartige Atmosphäre erzeugt hier bei dem freundlichsten Klima unaufhaltsam die heftigsten Fieber. Ghilans Lage für den Handel ist zwar äußerst günstig; es geschieht aber nicht viel dafür. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf 280,000, wovon 50,000 Familien auf die ansässigen Bewohner kommen; die Talish, Ambarliner und Tadschiks bilden die übrige Einwohnerschaft. Diese Provinz zerfällt in die zwei Beglerbegschaften Rescht und Rudbar oder Ghilan und Dilam. Die erste hat die gleichnamige Hauptstadt mit ungefähr 3000 Häusern, lebhafter Industrie und bedeutendem Handel; die Hauptstadt der zweiten heißt Rudbar.

Die Provinz Aran, ein Theil des ehemaligen Armeniens, 362 QM. groß, ist sehr gebirgig. In ihrem Gebiete liegt der berühmte Berg Ararat oder Arghidagh, auf dem Noahs Arche sich niedergelassen, 14—15,000 Fuß über dem Meeresspiegel. Sie ist

eine der best angebauten persischen Provinzen, hat viele kleinere Gewässer, ist reich an Korngattungen, hat auch schönes Obst, doch gar kein Holz. Sie hat Ausfuhr, und der Lage an der Gränze wegen sehr beträchtlichen Handel. Ihre starke Bevölkerung besteht meist aus Armeniern, dann finden sich Tadschiks, einige Juden und etwa 5000 Familien Kiurden. Sie bildet nur eine Beglerbegschaft, welche in zwei Bezirke getheilt ist. Der Bezirk Eriwan als nördlicher Theil hat die gleichnamige Hauptstadt der ganzen Provinz. Außer der mit einer Doppelmauer versehenen Festung zählt die Stadt 2000 Häuser, deren größtentheils armenische Einwohner sich von Baumwollenweberei, Gerberei, Töpferei und andern Handwerksarbeiten ernähren, und einen blühenden Handel mit den angränzenden Osmanen treiben. Der Bezirk Nahtschiwan, den südlichen Theil der Provinz ausmachend, hat zur Districthauptstadt Nahtschiwan mit 2000 Einwohnern.

Die sechste Provinz, Aserbeidschan, Feuerland bedeutend, 1431 □M. Flächenraum haltend, ist ein herrliches Land, mit reizenden Parthien, einem großen Binnensee, vielen merkwürdigen Bergen, und dem üppigsten Blumenflor. Mit zwei größern Flüssen und mehreren anderen Gewässern gesegnet, bedarf es in dieser Hinsicht nicht der Nachhülfe, außer in der größten Sommerhitze, wo die Vegetation getränkt werden muß. Fast alle Früchte gedeihen hier im Ueberfluß; aber an Holz ist völliger Mangel. Ansehnlich ist die Viehzucht; die Pferde dieser Provinz gehören zu den edelsten Persiens. Häufig sind Raubthiere. Aserbeidschan besitzt Manufakturen und Fabriken in Seide, Baumwolle und Leder; Abbasmäntel, Teppiche und Filze werden von den wandernden Horden oder Ilats verfertigt. Auch der Handel ist bedeutend; es gehen über die Stadt Tebris mehrere Kirwanen zum Verkehr mit den Osmanen; diese Provinz führt mehrere Producte aus. Sie ist eine der bevölkertsten Persiens, da sich die Population auf 2 Mil-

lionen Seelen belaufen mag, wovon ⅓ von türkischer und kiurdischer Zunge ist. Aserbeidschan bildet nur eine Beglerbegschaft, eingetheilt in die 10 Districte Tebris, Maragha, Germrud, Khalchal, Ardebil, Karadagh, Mischklin, Serad, Khoi und Urmia. Der Hauptsitz des Beglerbeg, gewöhnlich eines königlichen Prinzen, ist Tebris. Diese Hauptstadt, von den Europäern Tauris genannt, liegt in einer fruchtbaren, von rothen Bergen begränzten Ebene. Sie hat sieben Thore, weitläufige, immer mehr belebte Vorstädte, die schönsten Bäder Persiens, nach Moriers neuesten Angaben 50,000 Häuser und 250,000 Einwohner, welche Zahl er jedoch selbst für zu hoch ansieht. Die Stadt zählt mehrere Seiden-, Baumwollenstoff- und Lederfabriken.

Den Namen Kiurdistan führt die siebente Provinz von ihren Bewohnern; sie bildet nur die östliche Hälfte Kiurdistans, da die westliche unter der osmanischen Botmäßigkeit steht. Der Flächenraum des persischen beträgt 610 Q. M. Es ist ein lediglich es Gebirgsland, 4200 bis 4800 Fuß über dem Meeresspiegel. Der merkwürdigste Berg ist der Bisutun von einem 20 Meilen betragenden Umkreis; nach arabischen Berechnungen ist sein Gipfel über 8000 Fuß hoch; auf der einen Seite gewährt er den Anblick einer steilen Wand, der Geschichte nach der Semiramis, nach persischen Sagen aber dem Anbeter der wunderschönen Schirin zugeschrieben. Wasser gibt es zwar hinlänglich, doch kann nur die Ebene von Kermanschah fruchtbar genannt werden, welche 10 bis 20fältig abwirft. Neben dem Ackerbau ist die Viehzucht der vorzüglichste Nahrungszweig, Vieh und Viehproducte werden ausgeführt. Die Bevölkerung besteht aus 150 bis 180,000 Köpfen kiurdischer Abkunft, und aus etwa 250,000 aus den Stämmen der Ilats. Auch Kiurdistan macht nur eine Beglerbegschaft aus, welche sich zugleich über die Provinz Hamadan erstreckt. Sie zerfällt in die Districte Kermanschich, Kalkowar, Dinewer und Nehawens. Haupt-

stadt der Provinz und Sitz des Beglerbegs, ein Prinz des königlichen Hauses, ist Kermanschah mit 8 bis 9000 Einwohnern, die gute Waffen liefern, und einen lebhaften Verkehr unterhalten.

Der Flächeninhalt der Provinz Khusistan (Land der Khus oder Kossäer) beträgt mit Einschluß von Luristan 1380 Q.M. Ein großer Theil, besonders die nördliche Hälfte dieser Provinz, besteht aus Bergland, welches aus Mangel der Vegetation einen betrübten Anblick darbietet. Sie hat mehrere Flüsse und kleinere Gewässer; ein Klima, heißer als auf dem Hochplateau, leidet nicht selten an dem verzehrenden Samum, und hat schlechtes Wasser und ungesunde Luft. Wie in diesem nördlichen Theile Khusistans, ist auch im Terassenlande desselben die Viehzucht das Hauptgeschäft, und die Luft schlecht; er hat einige Ausfuhr und eine unerhebliche Schifffahrt. Die Gesammtmasse der Bewohner Khusistans wird die Summe von 700,000 Köpfen nicht übersteigen, denn die Luren und Kiurden sind in niedern Provinzen zerstreut. Die zwei Beglerbegen dieser Provinz haben zu Schuster und Disful ihren Sitz, doch steht der größte Theil von Luristan unter dem Prinzen von Kiurdistan, und die Provinz Ahwas unter unabhängigen arabischen Scheikhs. Die Provinz Khusistan zerfällt in die drei großen Landstriche Ahwas, Khusistan und Luristan. Die Provinz Ahwas steht unter einem selbstständigen arabischen Scheikh, einem aus Mahomeds Blut entsprossenen Sherif, dessen Hauptstadt und Sitz Ahwas oder Hawisa heißt; der Stamm Beni Kiab ist einem eigenen Scheikh unterthan, der in der Stadt Goban residirt. Die Provinz Khusistan steht unter zwei Beglerbegen. Die eine Beglerbegschaft Schuster hat die gleichnamige Hauptstadt, arabisch Tuster genannt; sie enthält etwas über 15,000 Einwohner, Wollen- und Seidenzeug-Manufakturen und treibt einigen Handel. Die gleichnamige Hauptstadt der Beglerbegschaft Disful zählt ebenfalls 15,000 Bewohner, die sich durch Gewerbfleiß auszeichnen. Die

dritte Provinz Luristan, ein großes fruchtbares Thal des persischen Hochplateau, ist in Groß- und Kleinluristan eingetheilt; ersteres hat Khuremabad, letzteres Dessi mionidezu oder Desz zum Hauptort.

Fars bildet die größte der persischen Provinzen; sie ist das alte Persien, was auch der Name Fars ausspricht: Farsistan, das Land der Perser. Seine Ausbreitung ist von 67°30′ bis 75° 25° östlicher Länge, und mit Inbegriff der Inseln von 25° 55′ bis 32°25′ nördlicher Breite, der Flächeninhalt beträgt 5951 □M. Diese Provinz bildet einen Theil der persischen Hochebene; es wechseln hier Flächen mit Bergstrichen und Thälern, Schneegebirge mit Hügeln, Felsen und Seen mit Salzsteppen; gleichwohl erweckt das Ganze nur ein monotones Gefühl, weil es an Ansprechendem und Reizendem gebricht. Wo der Boden gewässert werden kann, bringt er dankbar reiche Frucht. Als blühendste Ebene prangt die von Schaab Bewan zwischen Bewan und Neubendschan; sie hält 3 Meilen in der Länge und eine halbe in der Breite; ihre Reize und Fruchtbarkeit machen sie im ganzen Orient berühmt, und zu einem würdigen Gegenstand dichterischer Begeisterung. Diese Ebene und die zwei andern bedeutendern entbehren größerer Wasser völlig. Südöstlich von Schiras ist der größte Binnensee Bakhtegan, mit einem Umfange von 10 Meilen, aber gesalzenen Wassers. Der Bendemir oder Kur, eigentlich ein Steppenfluß, ist der größte Fluß dieser Provinz. In den meisten Parthien herrscht ein überaus heißes Klima, so ungesund, daß es häufig Epidemien, Fieber, Aussatz und Erblindung hervor bringt. Dabei ist das Wasser schlecht und der Wind richtet, besonders in Karmasir, große Verheerungen an. In der die Küste umgebenden Gebirgsgegend ist das Klima jedoch zuträglicher, und auf der Hochebene gesund. In Ansehung der Producte bleibt Fars die gesegnetste Provinz ganz Persiens; sie hat fast alle dieses Reiches. Trotz vieler wü-

sten Striche und der nachlässigen Bodencultur bringt sie doch eine Menge guter und schöner Producte hervor; nur an Holz gebricht es. Fars ist das Vaterland der Blumen, vornehmlich der edlen Rose, daher von hier aus nach allen Richtungen des Orients das berühmte Rosenwasser ausgeht, worunter das von Schiras und Firuhabad am geschätztesten ist. Die Provinz hat bedeutende Viehzucht und Fischerei. Die Schwärme von Heuschrecken werden hier von der niedrigen Volksklasse gekocht und verspeiset. Das gewerbfleißige Fars producirt Seiden-, Baumwollen-, und Kameelhaarzeuge, Tapeten, Waffen, Rosenwasser, Stahlwaaren, Goldstoffe ꝛc. und hat eine bedeutende Ausfuhr auch von Naturerzeugnissen. Die Zahl der Einwohner verschiedener Stämme und Zungen ist, wie sich selbst die geachtetsten Statistiker ausdrücken, völlig unbekannt. Fars wird von einem Generalgouverneur oder Beglerbeg beherrscht, stets einer der angesehensten Persiens, und ein Prinz königlichen Geblütes, dem mehrere Unterstatthalter oder Hakims untergeordnet sind. Es zerfällt in Serdsir (Hochebene) und Karmasir oder Deschtihan (Küstenland am Golf); politisch jedoch ist es eingetheilt in die sechs Districte oder Kureis: Ardeschir, Istachr, Darabscherd, Kobad, Schabur und Laristan. Die Hauptstadt der Provinz und der Sitz des Prinzen Beglerbeg ist Schiras im Districte Ardeschir. In einer der angenehmsten Ebenen liegend, hat diese Stadt 6 Thore, 30 Moscheen, 11 Medresses, 14 Basars, 13 Kirwanserais, 26 Bäder und ungefähr 22,000 Einwohner. Sie besitzt zahlreiche Manufacturen, besonders in Seide und Wolle, so wie in Waffen, welche letztere aus 17 Fabriken geliefert werden. Der Verkehr ist lebhaft. In den mit herrlichen Gärten geschmückten Umgebungen befinden sich mehrere interessante Grabmäler, z. B. das des berühmten Dichters Hafiz, des weisen Saadi ꝛc.; 1/5 Meile von der Stadt liegt das königliche Lustschloß Tachli Kadschar. Im Districte Istachr ist außer den Trümmern

der alten Königsstadt Persepolis, die Stadt Jesd, an die große Wüste gränzend, merkwürdig. Hier hat ein Beglerbeg seinen Sitz. Die Stadt zählt 9 Thore, 4 große Medresses, 24 Kirwanserais, an 30,000 Einwohner und zahlreiche Manufacturen, vornehmlich in Seidenzeugen, und 34 Waffenfabriken; sie hat starke Kameelzucht und einen beträchtlichen Handel.

Die Provinz Kerman nimmt einen Flächenraum von 3088 □M. ein. Unter allen Provinzen liegt sie am südlichsten, ist voll Gebirge, und ohne Wasser. Bei dem dürren Boden trifft man oft auf einer Strecke von 16—20 Meilen auch nicht einen Grashalm an. Die im Ganzen ungesunde Luft erzeugt ein Heer von Krankheiten. Förmlich cultivirt sind bloß die mittleren Thäler zwischen dem Küstenstrich und der ungeheuren Wüste, welche den nördlichen Theil der Provinz bedeckt. Am wenigsten öde ist der Bezirk von Nurmanshihr. Viehzucht und Fischfang machen die Hauptnahrungszweige aus. Häufig findet sich Naphta; die Berge enthalten Gold, Silber, Kupfer ꝛc. Von dem einst blühenden Handel sind nur noch wenige Spuren übrig. In Ansehung der Bevölkerung ist diese Provinz verhältnißmäßig die geringste des ganzen Reiches. Sie hat einen Beglerbeg, dessen Herrschaft sich aber nicht über den Küstenstrich oder das Moghistan erstreckt; dieser steht unter dem Imam von Maskate; die arabischen Stämme haben ihre eigenen Scheikhs. Kerman trennt sich in das eigentliche Kerman, in den Küstenstrich oder das Moghistan und in die Wüste. Ersteres, welches die ganze Hochebene ohne die Wüste begreift, ist getheilt in die Districte Kerman, Kurwaschir, Tuberan, Bababeg, Walasgherd, Nurmanshihr und Pureg. Hauptstadt und Sitz des Beglerbegs ist Kerman mit einem großen reichen Basar, 30,000 Einwohnern, Manufacturen von Shawls, Filzteppichen, Gewehren, einer ansehnlichen Wollspinnerei und bedeutendem Verkehr. Das Küstenland oder Moghistan dehnt sich längs der Küste des persischen Meer-

busens von Bender Wassi bis zum Cap Jask und schließt auch die Besitzungen des Imam von Maskate in sich. Die Wüste von Kerman zwischen dem eigentlichen Kerman und der afghanischen Provinz Sistan ist eine salzige Sandfläche ohne alle Vegetation.

Die Provinz Kuhistan, oder das Gebirgsland enthält ein Areal von 1112 □M. Sie ist das höchste Tafelland der persischen Hochebene mit vielen Thälern und einigen Wüsten, ziemlich reichhaltiger Bewässerung, und gesunder Luft. Kuhistan ist noch wenig bekannt, daher es fast in allen Momenten an zuverlässigen Angaben mangelt. Nächst dem Ackerbau mag auch hier die Viehzucht der hauptsächlichste Nahrungszweig seyn. Diese Provinz bildet eine Beglerbegschaft, und umschließt zwei Districte, Terbildschan und Tabbas. In ersterer liegt die Hauptstadt Scheristan, oder Robat Scheristan, von der weiter nichts bekannt ist.

Khorassan, die zwölfte, ist die nordöstlichste Provinz Persiens, so genannt von dem persischen Worte Khoor: Sonne, und daher Morgenland bedeutend. Sie umfaßt 3827 □M., und macht eine der schönsten und fruchtbarsten Provinzen des Reiches aus, mit einer interessanten Abwechslung von vielen Bergen, von Hügeln, Thälern und Ebenen, größtentheils gut bewässert. Insonderheit gehört die blühende Ebene von Nischabur zu den herrlichsten Persiens. Hinwieder gibt es auch viele öde Striche, darunter als größter die Wüste von Kharesm, welche, mit Flugsand bedeckt, völlig unwirthbar ist. Khorassans Klima ist angenehm und zuträglich. Es bringt die meisten Producte Persiens überflüssig hervor, besonders da, wo sorgfältige Bewässerung belebt; 20 bis 30fältig ist der Ertrag des Weizens von Nischabur. Ackerbau und Viehzucht sind bedeutend, aber an Holz ist Mangel; Früchte und Wild sind in Menge vorhanden. Diese Provinz hat eine nicht unbeträchtliche Ausfuhr und Betriebsamkeit. Nischabur und Mesched sind die vornehmsten Handelsplätze. Die Hauptmasse der Bevölkerung

besteht aus Tadschiks und Ilats, welche erstere in den Städten und Dörfern domiciliren. Khorassan ist in mehrere kleine Statthalterschaften und in die Districte Nischabur, Terschis, Dschurdschan, Tus, Meru Rud und Meru Schah Jehan eingetheilt. Die Hauptstadt des ersten ist Nischabur, Sitz eines Beglerbeg in einem der herrlichsten Thäler von ganz Persien; sie ist von mehreren Flüssen durchzogen, hat mehrere Bäder, Moscheen, Kirwanserais, treffliche Basars und an 20,000 Häuser. Mit den hier verfertigten Seidenzeugen, Leinwaaren, guten Klingen 2c., wird ein ansehnlicher Handel getrieben. Obschon in einer an Wasser reichen Gegend, hat die Stadt selbst kein anderes, als was ihr durch unterirdische Canäle zufließt; sie steht in dem Rufe ungewöhnlicher Unreinlichkeit und eines rohen Benehmens gegen Fremde. Von mehreren berühmten Dichtern, Gelehrten, auch von einigen Heiligen ist sie der Geburtsort.

Der berühmte Reisende Chardin und einige Andere haben die Perser die Franzosen des Orients genannt. In gewisser Hinsicht ist diese Vergleichung wohl passend, so ferne man nämlich schon den ganzen Orient an und für sich weit hinter das civilisirte Europa stellt. Nach diesem Gesichtspunkte kann man den Persern nicht abstreiten, daß sie sich durch viele interessante und schätzbare Eigenschaften auszeichnen. Der Perser glänzt durch lebhaften Geist, blühende Einbildungskraft und treues Gedächtniß. Glückliche Anlagen erleichtern ihm die Erlernung der Wissenschaften, der freien und mechanischen Künste, wofür er hohe Empfänglichkeit besitzt. Er liebt den Ruhm, schätzt die Tapferkeit, und zeigt hohen Muth. Unter dem Scheine stolzer Gleichgültigkeit schöpfen die Perser Unterricht im Verkehr mit Ausländern, und behandeln diese mit aller Freundlichkeit und Humanität, schätzen sie, dulden ihre Religion, betrachten sie aber mehr mitleidig als verachtend. Im Umgange affectiren die Perser eine Eleganz der Sprache, und gefallen sich, in ihren Gesprächen Stellen aus ihren trefflichsten Dichtern anzubringen. Dieser Geschmack

ist nicht nur den Vornehmen eigen, sondern selbst Leuten aus dem gemeinen Volke, weil denen, die weder lesen, noch schreiben können und überhaupt ohne Erziehung sind, ein treues Gedächtniß zu statten kommt; auch sind sie in feinen und ironischen Wortspielen sehr gewandt.

Mit einem geschmeidigen und schelmischen Naturell begabt, haben sie sehr angenehme Manieren, Galanterie und eine außerordentliche Höflichkeit; aber diese ist nichts als ein fades inhaltleeres Geschwätze von überspannten Ausdrücken und hyperbolischen Figuren, wodurch eben es gekommen seyn mag, daß man sie die Pariser Asiens genannt hat. Ein lebhafter Hang zu Vergnügungen, zum Luxus und zur Wollust macht sie bis zur Uebertreibung verschwenderisch. Deßhalb erwerben sie nur, um wieder zu vergeuden; der Genuß des Augenblicks ist ihnen Alles, und der andere Tag gehört Gott. Ein Perser wird nie den Namen Gottes lästern; aber ihn alle Augenblicke anrufen. Getreulich wird er seine Gebete verrichten, sich täglich mehrere Male reinigen, aber er wird für ein schmutziges Interesse falsches Zeugniß ablegen; er wird borgen, ohne wieder zu erstatten, oder seine Schuld läugnen; keine Gelegenheit, zu betrügen, wird er vorüber gehen lassen; im Dienste der Freundschaft wird er ohne Aufrichtigkeit, in seinen Verbindungen ohne Treue, im Verkehr ohne Redlichkeit seyn. Mit einem Worte, unter dem Aushängeschild der Tugenden und Annehmlichkeiten wird er alle Laster verbergen. Wo er Nutzen zu ziehen hofft, ist der Perser demüthig und kriechend, und gewährt Alles, was man will; gegen Beschimpfungen ist er gleichgültig, besonders wenn sein Interesse dabei im Spiele ist. Gegen einen bezwungenen Feind ist er im höchsten Grade grausam; von Großmuth und Dankbarkeit sind bei ihm wenige Spuren anzutreffen. In diesen Hinsichten haben die Osmanen viel vor dem Perser voraus. Dieser ist nicht minder abergläubisch als jener. Nie wird ein Perser eine Reise oder

sonst ein Geschäft unternehmen, ohne erst einen Astrologen zu Rathe zu ziehen. Diese Munedjims, wie sie heißen, mengen sich auch in die Arzneikunst. Sie glauben an Orakel, so wie an die Zauberkraft des Talismans.

Das andere Geschlecht ist in den Augen der Perser nur als ein Gegenstand ihres Vergnügens da. Die Verachtung, womit die Weiber behandelt werden, hat das Mißtrauen, dieses die Eifersucht erzeugt. Nie dürfen die Frauen außer dem Hause ohne Schleier erscheinen. Im Harem empfangen sie Gesellschaft von Freundinnen; hier unterhält man sich mit Spatzierengehen im verschlossenen Garten, mit Baden, Musik, Tanz und allerlei Spiel. Das süße Gefühl der Liebe, des gebildeten Menschen höchstes Glück, kennt der Perser nicht. Die Vornehmen und Reichen bringen ihr Leben im Müßiggang, in Schwelgerei und Weichlichkeit zu. Obschon prachtliebend, vernachlässigen sie die Reinlichkeit ihres Körpers und ihrer Wohnungen oft auffallend. Fast alle diese Schattenseiten rühren, nach der Uebereinstimmung der meisten ältern und neuesten Reisenden, daher, weil der Perser, durch den Charakter seiner Regierung zu dem Zufluchtsmittel von Verstellung, List und Gewalt gewungen, wechselweise unterwürfig, tyrannisch und überhaupt ausgeartet ist. Der persische Bauer gehorcht und duldet ohne Widerwillen. Drückt ihn die öffentliche Gewalt zu sehr, so verläßt er seine Felder und tritt unter die Nomaden, von denen er aber bei günstigen Aussichten wieder unter das väterliche Dach zurückkehrt.

Im Allgemeinen kann man behaupten, daß die Gesellschaft der Perser Annehmlichkeiten darbietet, so ferne sich kein Interesse in den Verkehr mischt; daß dieses Volk jedoch alle Anlagen in sich trägt und zum Theil ausspricht, welche es unter andern günstigern Verhältnissen zu einem der ausgezeichnetsten Europas erheben würden.

Der Franzose Dupré hatte den glücklichen Einfall, eine Parallele zwischen den Persern und Osmanen aufzustellen. Sie ist zwar in Ansehung der Erstern etwas scharf und grell, enthält aber so viel Charakteristisches und so viele treffende Züge, daß wir es für angemessen halten, sie hier beizubringen. Der Perser (sagt Dupré) hat bloß den ersten Anschein für sich; er hat nur das Aeußere eines guten Menschen; mehr muß man von ihm nicht erwarten. Er mag Euch trauen oder mißtrauen, mag lieben oder hassen, von Euch etwas hoffen oder fürchten, so wird er Euch zu betrügen suchen; er wird nie halten, was er Euch versprochen hat, ihr werdet stets der Betrogene seyn! Der Osmane dagegen dient im Augenblicke und ohne viele Worte zu machen. Der Perser spricht viel, und erklärt mit Emphase, daß er handeln werde, und wirft seine Hände nachlässig in den Schooß. Es ist wahr, er unterscheidet sich von den Osmanen durch liberalere Ideen, durch einen regen Forschungsgeist und durch die Liebe zu dem Neuen und Bessern. Bald unter der Herrschaft der Usbeken, bald unter jener der Turkomanen oder Afghanen, hat er doch seine Begeisterung für Künste und Wissenschaften beibehalten. Er liebt, sich zu unterrichten, die Ausländer über die Sitten und Gebräuche ihrer Heimath, über ihre Literatur, Künste und Geistesbildung auszuforschen. Er erkennt in ihnen die Ueberlegenheit der Cultur, und findet sich dadurch veranlaßt, sie zu schätzen, wiewohl sie andere Dogmen haben. Er ist abergläubisch, weil ihm die Religion gleichgültig ist; er ist duldsam und doch aufmerksam auf die Ceremonien seines Glaubens. Großmuth besitzt er nicht; bei aller Tapferkeit ist er gleichgültig und grausam, während hingegen der Osmane Gefühl hat, das vom Herzen kommt und oft das Schicksal seines Gleichen erleichtert. Des Persers Gefühl sitzt nur im Kopfe; seine Seele ist empfindungslos, selten reicht er dem Unglücklichen hülfreich die Hand, meist würdigt er ihn nicht eines

Blickes. In den Handlungsverbindungen ist der Osmane rechtlich, und bricht selten sein Wort. Der Perser treibt mit seinen Eiden Handel wie mit einer Waare; die heutigen Perser sind das lügenhafteste Volk auf Erden. Schon die Kinder werden gewöhnt, sich zu verstellen, bei jeder Frage und jedem Vorwurf unverschämt zu antworten, und sich durch Ausflüchte aus der Schlinge zu ziehen. Jede Lüge ist bei ihnen tadellos, wenn sie Nutzen bringt. Geschickt und arglistig, fürchtet sich der Perser nicht, seine Verbindlichkeiten zu brechen; hält er sein Wort, so geschieht es nur, weil er bei dem Gegentheile verlieren würde. Er verschmäht kein Mittel, sich der Erfüllung eines Versprechens, das ihm lästig ist, zu entziehen. Leicht findet er Zeugen, die ihm dabei dienen; und diese verabscheuungswürdigen Menschen sind in Persien noch weit leichter zu haben als bei den Osmanen. Der Osmane verabscheut den Diebstahl, bei den Persern ist er gemein. Der Osmane ist habsüchtig, er liebt das Geld; aber der Perser treibt die Habsucht auf den höchsten Grad; man kauft in Persien den geringsten Dienst nur nach Goldgewicht. Nirgends sind stinkender Geiz und niedrige Habsucht so gemein als bei den Großen dieser Nation. Man erscheint nie vor einem Höhern, ohne ihm ein Geschenk zu bringen, besonders wenn man seines Schutzes bedarf; und die Hand des Höhern ist auch immer bereit zu empfangen, nie zu geben; und wenn dieß ja geschieht, so sind es doch nur Kleinigkeiten, und der Perser ruinirt sich lediglich durch Versprechungen. Weder der Perser, noch der Osmane kennen das süße Gefühl der Liebe, eines gebildeten Menschen höchstes Glück. Die meisten betrachten die Frauen nur als Sclavinnen ihrer Lüste und ihrer Launen, welche nur da sind, um für die Fortpflanzung des Geschlechts zu sorgen. Die Ruhe liebend, beschäftigen sich die Frauen bloß mit ihrem Hauswesen, in dessen Innern sie eine despotische Herrschaft ausüben, so daß der Mann ohne ihre Zuziehung keine Dienst-

boten entlassen darf. Auch haben sie über ihre Kinder sehr große Gewalt; ihnen ist die ganze Erziehung derselben anvertraut; sie haben das Recht, die Töchter zu vermählen rc.

Offenbar ist diese Schilderung, was die Schattenseite betrifft, in vielen Punkten übertrieben, z. B. in Ansehung des Diebstahls, der, wie wir nach den übereinstimmenden Aussagen mehrerer Reisenden weiter unten finden werden, nichts weniger als häufig vorkommt. Billiger und ruhiger urtheilt der Britte Malcolm, den wir noch vernehmen wollen. Im Allgemeinen (lautet es bei diesem Beobachter) ist der Perser ein schöner, thätiger, starker Schlag von Menschen, von lebhafter Einbildungskraft, von schneller Fassung und von angenehmen und einnehmenden Manieren. Seine Laster sind jedoch weit hervorragender als seine Tugenden (was wohl nicht bloß bei den Franzosen Asiens der Fall ist). Durch die Natur seiner Regierung bei jeder Gelegenheit zu der Zuflucht von List und Gewalt gezwungen, ist er abwechselnd unterwürfig und tyrannisch. Falschheit, Lügenhaftigkeit und Wortbrüchigkeit sind gewöhnliche Fehler seines Charakters, wenn ihm gleich mehrere gesellschaftliche Vorzüge, als z. B. angenehmer Fluß der Rede und große Leichtigkeit im Umgange eigen sind, und seinen kriegerischen Stämmen Großmuth und Tapferkeit nicht abgesprochen werden können.

Seit der Vermischung mit georgianischem und circassischem Geblüte hat der persische Menschenschlag an Schönheit bedeutend gewonnen. Die Männer sind von hohem, geraden Wuchs, lebhaft, gewandt und von schönem Ansehen. Die Frauen, ohne mit den Georgianerinnen eben zu wetteifern, sind im Ganzen genommen schön geformt und von einer verführerischen Gesichtsbildung.

Betrachtet man die Natur des persischen Klima's und Bodens, und erwägt man die Wirkungen, welche die fast ununterbrochenen politischen Unruhen haben erzeugen müssen, wodurch die

Bevölkerung eines so ausgedehnten Landes auf etwa sieben Millionen herabgebracht worden, so wird man leicht einsehen, daß sich diese Population nach Verhältniß der größern oder mindern Sicherheit in die verschiedenen Provinzen des Reichs vertheilen mußte. Hierdurch nun ist eine Theilung der Volksmasse in zwei Classen entstanden. Die eine besteht aus Nomaden, und bewohnt die Gebirge oder durchstreift die Wüsten, während die andere unter dem Namen Tadschiks in den Gefilden und bewässerten Gegenden oder in den Städten sich aufhält.

Wollte man die Nomaden Persiens lediglich nach ihren Sitten und Gebräuchen beurtheilen, so könnte man leicht versucht werden, sie mit den Turkomanen-Horden und den arabischen Stämmen zu vergleichen, welche in den Gebirgen längs den Flüssen in Klein-Asiens und Mesopotamiens Wüsten umher streifen. Allein Erstere sind einem Fürsten unterthan, und nehmen mitten in ihren Lagerplätzen etwas von den sanfteren, feineren Sitten der Städte an, während die Andern unabhängig und wild sich herum treiben.

Gleich den türkischen, ziehen auch die persischen Nomaden die Wüsten, Heiden und hohen Gebirge den von der Natur begünstigten Gegenden vor. Ihr größtes Vergnügen besteht darin, ihren Aufenthalt und die Luft von Zeit zu Zeit zu verändern, und dadurch das Gefühl einer gewissen Unabhängigkeit aufzufrischen. „Um die Freude der Ruhe zu genießen," sagen diese Nomaden, „muß man sie mit Arbeit und Anstrengungen erkauft haben." Gerade aus den Nomadenzelten gehen auch die schönsten und kraftvollsten Leute und beinahe alle Krieger hervor. Hingegen sind die Stadtbewohner träge, weichlich, verzärtelt, und ergreifen die Waffen nur bei dringender Gefahr, oder wenn sie zu einem entfernten Stamme gehören, zu welchem Ende mehrere Städte verbunden sind. Die Bewohner der Wüste halten sich stets in Waffen und schlagfertig. Es sind diese Miethtruppen, welche bloß für Sold oder Beute sich

schlagen, die einzigen, auf deren Muth und Tapferkeit der Schah rechnen kann. Im Frühling verlassen sie ihre Zufluchtsörter, um sich auf jenen Punkten zu versammeln, welche die Firmans der Regierung vorschreiben. Sie verbinden sich nur für einen einzigen Feldzug, und kehren im Winter zu ihren Stämmen zurück.

Die vorzüglichsten dieser Stämme, türkischer Zunge, sind die Affscharen, Kadjaren, Turkomanen, Bejaten, Talidjs, Cava-Tschorlus, die Karan-Gheuzglus (Schwarzäugigen), und die Schah-Sevens (des Königs Freunde), ferner die Rechvends unter den Kurden, einige arabische und andere Stämme. Noch gehören mehrere andere, in den verschiedenen Provinzen zerstreut, hierher, wovon einige von Medern, Parthern oder Baktrianern, andere von den Dahiern, Mardern oder Hyrkanern abstammen. Von den Affscharen sind Salmak, Ormiah, Tauris, Aserbaidjan rc. bewohnt; Kadjaren leben bei Teheran, Erivan, Masenderan und Khorassan; die Turkomanen durchstreifen die Gegend zwischen dem Thale Boghara und dem südwestlichen Ufer des caspischen Meeres; auch finden sie sich in Fars rc.; die Bejaten halten ihre Lager in der Nähe von Nichapur, Teheran und Schiras; das Land Kerman und Khorassan wird von den Araber-Stämmen bewohnt. Wiewohl fremder Abkunft, reden diese Völkerschaften persisch, und der Wechabismus hat bei ihnen noch nicht den geringsten Eingang gefunden.

Diese sämmtlichen Stämme beschränken sich inzwischen nicht darauf, die angeführten Gegenden zu durchziehen. Gegen den Newruz, als den ersten Tag des persischen Jahres, gehen die Couriere von Teheran ab, um den Oberhäuptern der Stämme den Ort der Truppenmusterung anzuzeigen, welcher bald in Khorassan, bald in Fars, meist jedoch im persischen Irak ist. Obgleich diese Nomaden-Stämme fast alle Persisch verstehen, das in ihren Augen eine gelehrte Sprache ist, so besitzen sie doch ihre eigene mit Idiomen, die nicht sehr von einander abweichen; nämlich das Djagat-

haische, das Türkische, Kurdische und Lurische; in welchem Anbetrachte man sie als eigenthümliche Völker kann gelten lassen. Stets im Reisen begriffen, kümmern sich diese Nomaden um keine Zukunft, und erreichen ihr Lebensziel, ohne das Ende ihrer Wanderungen vor Augen zu haben. Fremd in allen Gegenden, aber trotz aller Unwissenheit ohne Fanatismus, hegen sie einen lebhaften Eifer für den Islamismus. Ihr Grundsatz ist: die Welt durchwandern, heißt ein neues Daseyn erringen; bleibt das Wasser im Teiche stehen, so wird es trübe und ungesund; erst wenn es von dannen läuft, gewinnt es gedeihliche Milde und angenehme Klarheit. — In Ansehung des Staates und der daraus hervorgehenden Gewohnheiten hält der persische Bauer die Mitte zwischen den Nomaden und Städtebewohnern.

Wir beschränken uns hier auf die allgemeine Eintheilung des persischen Volkes in Tadschiks und Nomaden, und unterlassen die Schilderungen einzelner Stämme, als der Gebern, Armenier, Kiurden &c. nach ihren Eigenthümlichkeiten in Sitten und Gebräuchen &c., als nicht hierher gehörend.

Titel und Hofstaat des Schah.

Persiens Monarch führt den Titel Schah, so viel als König oder oberster Herrscher. Sein einfacher Titel ist: Schah von Persien; von den Unterthanen aber wird er auf die pomphafte Weise angeredet: „Erhabenster unter den Lebendigen, Quell der Majestät, der Größe, der Macht und des Ruhms, Ebenbild der Sonne, Bruder des Mondes und der Sterne, Oberhaupt großer Könige, dessen Thron der Gürtel des Himmels ist, Abgesandter des Himmels, Gegenstand der Wünsche aller Sterblichen, Ausspen-

der der Güter und großen Namen, Haupt der trefflichen Secte des Weltalls, sitzend auf dem Stuhle des ersten zeitlichen Wesens, der größte und strahlende Fürst der Gläubigen, geboren und ausgegangen von dem Throne, welcher der einzige Thron auf Erden ist, König vom ersten Range, Monarch der Sultane und der Herrscher des Weltalls, Schatten Gottes, erster Edler und vom ältesten Adel, König, Sohn des Königs, Sprößling der edelsten Könige, Kaiser aller körperlichen Wesen, Herr der Zeiten und Welten, Zuflucht der Nationen, Vater der Siege u. s. w."

Der Schah ernennt unter seinen Söhnen denjenigen zum Nachfolger, den er für den fähigsten hält, oder dem er am gewogensten ist. Der Thronfolger, selbst wenn er schon bestimmt worden, genießt keinen weitern Vorzug, als der erste seiner Brüder zu seyn. Ihrem Namen hängen alle Prinzen das Wort Mirza an, wo es dann Königs- oder Fürstensohn bedeutet. Der Thronfolger und die andern volljährigen Prinzen erhalten in der Regel Statthalterschaften. Mit dem 20sten Jahre ist der Prinz volljährig, doch besteht kein Gesetz über das Alter eines Prinzen in Hinsicht seiner Thronbesteigung. Der Schah residirt gewöhnlich zu Teheran; während der großen Hitze vertauscht er diese Stadt mit Sultanieh, wo er den prachtvollen Pallast Kullei Frengi bewohnt. Sonstige Lusthäuser von ihm sind zu Tacht Katschar bei Teheran, zu Udschan, Dschairud, Teschin Ali in Khorassan, zu Sawie, zu Semrud ꝛc.

Der Erste des überaus zahlreichen und glänzenden Hofstaates ist der Nassak Tschibaschi oder Hofmarschall. Er ist zugleich Minister der vollstreckenden Gewalt, Großmeister des Pallastes, Oberintendant der Finanzen des Monarchen, Verwalter seiner Domänen und Aufseher über alle andern Hofchargen von Rang. Alle, für Wissenschaften und Künste, auf Kosten des königlichen Schatzes unterhaltenen Personen hängen von ihm ab; alle Fremden, welche in Handelsangelegenheiten nach Persien kommen, müssen sich an

ihn wenden. Auch hat er die Freihaltung der Gesandtenhäuser zu besorgen. Der Zweite des Hofstaates ist der Ischik-Agassi, oder Ober-Ceremonienmeister. Er führt diejenigen, welche Audienz erhalten, vor den Thron, ist zugleich Aufseher der Garden, Huissiers und aller hierher einschlagenden Aemter und Individuen. Es wird ihm ein mit Gestein bedeckter goldener Stab vorgetragen. Wenn der König aus dem Serail tritt, nimmt er ihn, seine Person in einiger Entfernung haltend, bei der Hand, und sucht in seinen Augen den Willen zu lesen, welchen er kund zu geben im Begriffe ist. Wie der König seinen Ischik Agassi wahrnimmt, schreitet dieser vorwärts, empfängt die Befehle, legt seinen Stab ab, veranlaßt die Vollziehung jener, und verfügt sich, nachdem er seinen Stab wieder zur Hand genommen, an seine vorige Stelle. Er übernimmt alle an den König gerichteten Bittschriften, unterlegt sie ihm, und lieset sie vor, oder erstattet Bericht darüber. Sein Posten verpflichtet ihn, alle Nächte an der Pallastpforte zu schlafen; allein er begnügt sich damit, statt seiner, Wachen dahin zu stellen. Die Yesauls und die Yesauls-sohbet hängen unmittelbar von dem Ober-Ceremonienmeister ab. Erstere sind eine Gattung Huissiers; die andern, welche man Ceremoniengehülfen nennen könnte, bilden ein aus jungen Vornehmen zusammengesetztes Corps. Dem Ober-Ceremonienmeister folgen im Range der Miraker oder Groß-Stallmeister, der Tschikkias Baschi oder Ober-Jägermeister, welchen wieder Subaltern-Diener unterstehen, wie der Djeladar Baschi als Chef der Stallbedienten, der Zindartschi-Baschi, Chef der Sattler, der Üzengu-Churtchidji Baschi, Chef derer, welche den Steigbügel halten, der Thauskanch Agassi, Chef der Raubvögel-Häuser rc. Zu den vornehmsten Hofchargen gehören weiter der Hakin Baschi oder Leibarzt, der Monadschi Baschi oder Hofastrolog, und der Hofpoet oder Fürst der Dichter. Hofdiener niedern Ranges sind der Meschelbar Baschi oder Ober-Lampenträger, welcher, eine gol-

dene Lampenfackel in der Hand, vor dem Schah herreitet, und überhaupt die Fackel-Erleuchtung im Innern des Pallastes über sich hat; ferner der Michmender Baschi, Chef derer, von welchen die Gesandten außerhalb der Stadt empfangen, in ihre bereit gehaltene Wohnung geführt, und auf der Reise begleitet werden; denn jeder ausgezeichnete Fremde, der in Persien anlangt, erhält gleich bei der Ankunft auf dem Boden des Reiches einen Officier, der ihm auf dem ganzen Wege folgen, ihn vor Unbilden schützen, und ihm in allen Bedürfnissen an die Hand gehen muß. Der Michmender Baschi stattet auch bei den fremden Gesandten von Zeit zu Zeit Besuche ab, um sich von dem Betragen der ihnen beigegebenen Michmenders zu unterrichten. Der Mehter oder Ober-Kammerherr, stets ein weißer Verschnittener, ist immer in der Nähe des Schah. Bei der Tafel bedient er ihn auf beiden Knien, und kleidet ihn, was den Schmuck betrifft, an und aus. Unter dem Gürtel trägt der Ober-Kammerherr einen kleinen gondelförmigen Koffer von Gold, in welchem sich zwei bis drei außerordentlich feine Schnupftücher, Cachou (ein gummiartiger, mit Gewürzen versehener Saft), Opium, Parfum und kleine Labungsmittel befinden. Der Schwertträger, der Träger des Kaliuh, der Schildträger, Siegelhalter, oberste Kaffeeeinschenker rc., heißen sämmtlich Pisch Khidmet, wie alle andern Hofdiener, welche den König bei der Audienz umgeben. Seine Leibwache heißt Keschek Dschi.

Eine Gattung Ritterorden trägt zum Glanze des Hofstaates bei. Es ist dies der von dem Schah Feth-Ali gestiftete Sonnenorden, zugleich Verdienstorden, und hat drei Grade: große, mittlere und kleine Medaillen. Die Devise des ersten drückt in persischer Sprache aus, daß der Schah den Betheilten vom Fische zum Monde erhebe; auf der kleinen enthalten Verse den Sinn folgender Worte: „Zeichen des Wohlwollens eines Monarchen, der seine Freunde liebt. Feth-Ali Schah, Selbstherrscher,

welcher seine Feinde zerstreut und vernichtet." Für die vorzüglichste Auszeichnung aber gilt das Kalaat, oder Ehrenkleid.

Persiens Wappen ist eine aufgehende Sonne; das Reich bedient sich aber dessen nicht. Die Rescripte des Schah haben ein Siegel mit seinem Namen und dem Zusatze: Schah von Iran rc.

Der Harem.

Der Harem ist in Persien, und im Orient überhaupt, gewöhnlich der herrlichste Ort und der genußvollste üppigste Aufenthalt in den Pallästen, daher die Fürsten ihn während des größten Theils ihres Lebens bewohnen. Alles, was darin vorgeht, ist in das tiefste Geheimniß gehüllt. Der Harem ist die Freistätte der Vergnügungen, der Intriguen, der Schauplatz der Verbrechen, und oft werden in ihm die wichtigsten Geschäfte entschieden. Hier werden fast alle Dienste und Hofchargen von Frauen verrichtet. Der König hat da seinen großen und kleinen Waffenträger, seinen Thorhauptmann und Gardecapitain, Huissiers, Edelleute, lauter Weiber; andere verrichten das öffentliche Gebet, oder sind Religionslehrerinnen. Die Einen treiben nützliche Verrichtungen; die Andern bereiten Medicamente, oder üben die Arzneikunst aus; wieder Andere begraben die Todten, denn ein Harem enthält eine Moschee, einen Begräbnißplatz, mit Einem Worte, Alles, was zu einer Stadt gehört; es ist hier wie in einem Amazonenlande.

Man unterscheidet im Harem drei Classen von Frauen, durch drei verschiedene Titel. Die Prinzessinnen vom Geblüte heißen Begum; die, welche dem Könige Kinder gebracht, seine Maitressen, haben den Namen Kanum. Unter der Benennung Katun versteht man die Frauen niedern Ranges. Der Harem hat eine Vorste-

herin, welche den Ehrentitel: Bannui Harem, oder Gebieterin des Frauengemachs, führt. Die Matronen oder Aufseherinnen heißen Rischsesid. Alle übrigen Bewohnerinnen des Harems haben den Namen Sclavin. Jedes Mädchen bewohnt ein eigenes Zimmer, und das nur mit einer bejahrten Frau; ohne Erlaubniß kann es seine Gefährtinnen nicht besuchen. Außer der Kost erhält es eine Pension, die eine Hälfte in Geld, die andere an Stoffen.

Der Harem ist in mehrere Quartiere abgetheilt; jedes Quartier hat seinen eigenen Vorsteher oder Gouverneur, und diese Vorsteher gehorchen insgesammt einem Daroga oder Obervorsteher. Dieser Daroga ist ein wahrer Argus; 50 Augen schließen sich, während er mit andern 50 wacht. Seine Verantwortlichkeit ist unendlich, und daher seine Wachsamkeit so außerordentlich streng, daß es in unserer Sprache gar keinen Ausdruck dafür gibt. Die erste Eigenschaft, einen so wichtigen Platz auszufüllen, ist, auf die Natur verzichtet zu haben. Schönheit, angenehmes Aeußeres, Jugend schließen von dieser Charge aus. Zeigt sich hingegen ein solcher Eunuch gebeugt von der Last der Jahre, mißgestaltet und wunderlich, so wird die Wahl des Fürsten ihn auf den Posten des Daroga erheben.

Glaubt man den Persern, so verschließt der Harem ihres Königs die auserlesensten Schönheiten des ganzen Orients. Sobald eine weibliche Schönheit in irgend einer Gegend des Reiches aufblüht, nimmt man sie ihrer Familie weg, oder vielmehr diese Familie selbst bietet das Mädchen an, und es zieht aus der Eltern Hause in den königlichen Harem. Gunst und Glück der Eltern folgen der Liebe des Königs seiner neuen Huldin, und wird sie Mutter, so sind dem Vater die höchsten Würden gewiß. Inzwischen wird dieser Muttername, während er das Glück derjenigen begründet, die dem Schah den ersten Sohn schenkt, für die andern Frauen oft eine Quelle von Schmerz und Kummer. Mit ihren Kindern

in einen Winkel des Serails verbannt, sind sie da der Furcht überliefert, daß ein Befehl ihrem Sprößling das Leben oder das Gesicht raube. Von diesen Umständen rührt es her, daß das Serail so oft der Schauplatz solcher verbrecherischen Vorfälle wird, welche Alles, was die Einbildungskraft erschaffen kann, übertreffen, und die daher kein Gegenstand schriftlicher Schilderung seyn können. Man zerstört die ersten Keime des Daseyns, sucht sich der unreifen Frucht zu entledigen; das junge Leben empfängt den Tod, noch ehe es wirklich ein Leben ist. Widersteht es aber allen diesen Anfällen glücklich, so entzieht man dem Kinde die Nahrungsmittel, und sein verzögerter Tod ist dadurch nur noch grausamer. Dieß sind aber nicht die einzigen Unnatürlichkeiten. Sobald die Zahl der Kinder zu sehr angewachsen ist, verhängt die Königin Mutter, welche im Harem unumschränkt herrscht, ihr künstliches Absterben, ohne, durch Gewohnheit abgestumpft, die mindesten Gewissensbisse dabei zu verspüren.

Das einzige Glück, welches einem Mädchen des Harems unter solchen Umständen werden kann, besteht darin, daß es aus dem königlichen Harem in den irgend eines andern Vornehmen übertritt, denn der König, um seinen Günstlingen sein Wohlwollen auszudrücken, macht ihnen mit einer Frau seines Harems ein Geschenk. Mancher Große bewirbt sich bei der Königin Mutter um eine solche Gunst. Einem solchen Mädchen wird dann ein glückliches Loos zu Theil; es erhält den Titel einer legitimen Frau mit allen seinen Vortheilen, und wird in allen Stücken wie eine Prinzessin behandelt. Indessen geschieht es oft, daß eine solche Bewohnerin des königlichen Harems, wenn sie das Mißfallen des Schah oder der Königin Mutter erregt hat, ebenfalls aus dem Harem entlassen wird, um verheirathet zu werden; allein dieß ist dann mit einem untergeordneten Pallastbeamten der Fall, und solches wird für die schandhafteste Züchtigung angesehen.

Die Aufsicht des Harems ist dreierlei Arten von Wächtern anvertraut; den weißen Verschnittenen, den schwarzen Eunuchen und den Frauen. Die Ersten bewachen das Aeußere des Harems, ohne sich je dem Innern zu nähern. Sollte man glauben, daß die Eifersucht es ist, welche macht, daß sie mit dem Innern nicht in Berührung kommen dürfen? Und doch ist es so! Wiewohl es Verschnittene sind (combinirt die orientalische Klugheit), könnte doch eine oder die andere der Frauen diesen oder jenen schöner als ihren Gebieter finden, und das darf nicht seyn, da er in ihren Augen stets als eine Art von Gottheit und als das höchste Ideal männlicher Schönheit erscheinen muß. Die schwarzen Eunuchen, in großer Anzahl von der malabarischen Küste genommen, wohnen außerhalb des zweiten Umkreises des Harems. Nur die Alten und Krüppelhaften haben das Vorrecht, sich den Frauen zu nähern und ihnen Dienste zu leisten. Die weibliche Commandantin (Bannui Harem) ist stets eine Megära, deren Alter ihr nichts mehr erlaubt, als die Jugend zu plagen.

Die Perser geben den Eunuchen den Namen Kodja, welcher von dem Worte: alt, herkommt. Ihre Macht ist sehr bedeutend, denn sie genießen das volle Vertrauen ihres Herrn, behandeln seine Angelegenheiten und verwalten oft seine Gelder und Güter. In großen Häusern haben sie sogar die Erziehung der Kinder auf sich, und unterrichten sie selbst in den Anfangsgründen der Religion und Wissenschaften. Bis zu dem Augenblicke, wo die Prinzen von Geblüt den Harem verlassen, um ihre Würde in der Provinz anzutreten, oder den Thron zu besteigen, sind ihre Personen einem Eunuchen anvertraut, der zugleich ihr Gebieter ist.

Die Eunuchen sind in Persien sehr theuer. Man kauft sie noch im zarten Alter, denn am dereinst nach Wunsch zu gehorchen, müssen sie sich zeitlich in den Willen ihres Herrn schicken lernen. Trotz des Vertrauens desselben, und der mancherlei Vorrechte und Auszeichnun-

gen, die ihnen bei ihrem Dienste im Harem zu Theil werden, kann es doch nicht wohl ein unglücklicheres Geschöpf geben, als ein solcher Eunuche ist. Der erste Eunuche schrieb in dieser Hinsicht einst seine Empfindungen nieder, und diese lauteten ungefähr folgendermaßen: Ich erseufze unter der Last 50jähriger Sorgen und Unruhen aller Art. Ich kann sagen, daß ich im Laufe eines langen Lebens nicht einen heitern Tag, nicht einen ruhigen Augenblick gehabt habe. Ich trat ein in den Harem, wo Alles mich schmerzhaft an das erinnerte, was ich verloren; tausend natürliche Reize schienen sich nur zu enthüllen, um mich zu betrüben; und um mein Unglück vollständig zu machen, sah ich täglich vor meinen Augen einen beglückten Mann. Auf diese Weise habe ich meine Jugend hingebracht. Ich hatte keinen andern Vertrauten als mich selbst. Die nämlichen Frauen, welche ich versucht war mit so zärtlichen Augen zu betrachten, mußte ich nur mit den strengsten Blicken ansehen; verloren wäre ich gewesen, wenn sie meine Empfindungen errathen hätten! Das Feuer der Jugend ist verflogen; ich betrachte die Weiber mit Gleichgültigkeit und lasse sie all die Verachtung und Qualen entgelten, welche sie mich haben fühlen lassen. Obschon ich sie für einen Andern hüte, flößt mir doch die Macht des Befehlens ein heimliches Vergnügen ein. Intriguen und rachsüchtige Streiche, Herrschaft und Unterwürfigkeit wechseln unter diesen Weibern hundert Mal des Tages; sie belästigen mich mit den demüthigsten Aufträgen, affectiren eine beispiellose empörende Verachtung, und ohne Rücksicht auf mein Alter machen sie mich wegen der geringsten Kleinigkeiten manche Nacht wohl zehn Mal aufstehen. Das ist noch nicht Alles. Der Gunst meines Herrn bin ich nicht einen Augenblick gewiß, denn ich habe eine Menge Feindinnen, die auf meinen Untergang sinnen, und sie haben Momente, wo ich nicht gehört werde, Augenblicke, wo man nichts verweigert, und wo ich immer Unrecht habe. Wie oft ist es mir begegnet,

daß ich mich als Günstling zu Bette gelegt, und als ein Gestürzter aufgestanden bin u. s. w.

Der Harem ist ein geheiligter Ort; wer in seine Geheimnisse eindringen wollte, würde es mit dem Leben bezahlen müssen. Die Freunde Tancoigne's, Attaché bei einer französischen Gesandtschaft in Persien, konnten nur mit Mühe der Gefahr entrinnen, wiewohl sie nichts weniger als in das Innere eingedrungen waren. Sie spazierten ganz friedlich im Garten, weit entfernt, der Ehre und dem Geheimniß des Harem zu nahe treten zu wollen. Die offene Thüre eines Badesaals reizt ihre Neugier; sie treten ein, und nach wenigen Schritten befinden sie sich in der Mitte eines Harems. Plötzlich erhebt sich ein fürchterliches Weibergeschrei; die Eunuchen und Sklaven eilen bewaffnet herzu; die Franzosen ziehen die Säbel, da sie aber die ganz verhältnißlose Uebermacht ihrer wüthenden Feinde gewahren, erachten sie es für das Klügste, den Rückzug anzutreten. Aber alle Ausgänge waren verschlossen, und es blieb ihnen nichts übrig, als sich über die Mauern davon zu machen, was glücklicherweise nicht mißlang.

Wenn die königlichen Frauen den Harem verlassen, um sich auf das Land zu begeben, so wird ihr Weg fünf oder sechs Stunden voraus angezeigt, damit Jedermann sich entferne, denn ein Unglück wäre es für Jeden, der in einer Gegend blieb, wo er ein Kameel oder Pferd, welches eine dieser Frauen trägt, gewahren könnte. Der ganze Weg muß einer Wüste gleichen, die Dörfer müssen völlig menschenleer seyn. Sobald die Stunde der Abreise gekommen ist, begibt sich ein Trupp Reuter weit vor das Staatsgefolge voraus, und schreit: „Kuruk! Kuruk! Vertheidigung, Vertheidigung!" welches bedeutet, daß Jedermann sich zurückziehe. Eunuchen, gleichfalls zu Pferde, marschiren zwischen diesen Reutern und den Frauen, und schlagen mit einem großen Stocke tüchtig auf jene los, welche sich nicht gehörig zurück gezogen haben. Ge-

wöhnlich sind auch die Frauen zu Pferde; einige, die Favorite z. B., reisen in einer Gattung Bette, ein wandelnder Thron, bei den Persern Takti-Rewan genannt, getragen von zwei Kameelen und zwei Maulthieren. Vom siebenten Jahre an muß Jeder bei dem Rufe Kuruk entweichen.

Die Sorge für die Bedürfnisse des königlichen Harem, so wie jener der Prinzen, ist dem Finanzminister übertragen, welcher dafür über die Magazine des Monarchen verfügt.

Der Hof versammelt sich jeden Abend bei Sonnenuntergang im Pallast des Schah. Mit Stillschweigen wird des Herrschers Ankunft erwartet, die durch die Stimme eines Herolds verkündet wird. Der Schah besteigt den Thron, und man bringt ihm einen reich besetzten Nargil (Tabakspfeife). Bis etwa 100 Schritte nahen sich die vornehmsten Hofleute dem Thron unter tiefen Verbeugungen. In einer geringen Entfernung wiederholen sie dieß, und ziehen, ehe sie sich das dritte Mal verbeugen, ihre Schuhe aus. Während dieser Huldigung bleibt der König völlig unbeweglich. Am Ende der Audienz, die der Selam heißt, verfügt er über Bittgesuche, und die Minister machen die Gunstbezeigungen bekannt.

Im Innern des Harems soll auch eine ähnliche Ceremonie vor sich gehen. Mit Tagesanbruch nach dem Gebete versammeln sich die Frauen des Schah, über 300 an der Zahl, in einem großen Garten, ihn zu begrüßen. Stillschweigend erwarten sie die Verkündung seines Willens. Der ausgezeichneten Frau ertheilt er gewöhnlich die Erlaubniß, sich zu setzen. Hierauf werden von Sclavinnen Toiletten herbei gebracht, um die langen mit Perlen durchzogenen Haare der Frauen zu tragen. Alle huldigen dann dem Herrscher, und bringen ihre Wünsche für die Erhaltung seiner Tage vor. Weiber, Verschnittene, junge Knaben, Alles ist in den reichsten Stoff gekleidet.

Thronsaal des Schah; Audienz; königliche Garden.

An dem Hofe zu Teheran, der Hauptstadt des persischen Reichs, herrscht ein Aufwand und strahlt eine Pracht, welche einen großen Monarchen ankündigen. Wenn der Schah mit all seinem Schmuck angethan ist, so kann das Auge seinen schimmernden Anblick nicht ertragen, sobald die Sonne ihn bescheint. Besonders unterscheidet sich der Thron, Takti-Taus, Pfauenthron genannt, durch seinen außerordentlichen Reichthum; man sagt, er habe 100 Millionen Tomans (ein Toman hält ungefähr 10 fl. C. M.) gekostet.

Gibt der König von Persien feierliche Audienz, so ist die gesammte Garde unter den Waffen, in langen Reihen aufgestellt, und in alle Gänge, welche den Thronsaal umgeben, vertheilt. Die schönsten Pferde mit den kostbarsten Decken und reichem Zaumwerk, Alles mit herrlichem Gestein geschmückt, sind da ausgestellt, mit seidenen Stricken an große goldene in der Erde befestigte Ringe angebunden; neben ihnen ist das Stallgeräth, von demselben Metalle ausgelegt. Löwen, Bären und andere bedeutsame Thiere, an Pfosten gebunden, figuriren gleichfalls bei einer solchen Parade. Der Hof, welcher unmittelbar zum Audienzsaal führt, ist mit den Großofficieren des Reichs angefüllt, deren an Reichthum, Pracht und Schimmer wetteifernde Kleidung einen unbeschreiblich imposanten Anblick darbietet. Der Audienzsaal, Divan-Kaneh, besteht aus mehreren Stockwerken und ist gegen den Vordertheil zu ganz offen. Der Retraitesaal zu Teheran, Kalvet-Kaneh, ist ganz mit Malereien und Vergoldungen bedeckt. Eines der Gemälde stellt eine Schlacht zwischen Persern und Russen vor, der König erscheint hier im Begriffe, das Pferd zu besteigen. Ein zweites ist eine Jagdscene; andere stellen weibliche Tänze vor.

Der Pfauenthron scheint nach dem Vorbilde dessen des Nadir

Schah errichtet. Dieser Nadir Schah hatte sich bei der Plünderung von Delhi aller Kostbarkeiten bemächtigt, welche hier von den Großmoguln während eines Zeitraums von drei Jahrhunderten aufgehäuft worden waren. Einen großen Theil dieser Schätze nahm er mit nach Persien, und ließ davon ein ungeheures Zelt und einen Thron mit einem Himmel bauen, von vier Säulen getragen, auf denen vier Pfauen befindlich, welchen er dann den Pfauenthron nannte. Er war von massivem Golde, und ganz mit den kostbarsten Steinen verziert. Nach Nadirs Tode gerieth ein Theil dieser Reichthümer vereinzelt in fremde Hände; der andere wurde in dem königlichen Schatze aufbewahrt. Diese herrlichen Ueberbleibsel besitzt der jetzige Schah; auch hat er viele bei den früheren Umwälzungen verloren gegangene Kostbarkeiten wieder an sich gebracht. Der Pfauenthron befindet sich jetzt am äußersten Ende des Audienzsaales. Er erhebt sich drei Fuß über dem Boden, ein langes Viereck von 4 Fuß Breite und 12 Fuß Länge; ein hohes Geländer umgibt ihn, seine äußern Theile sind mit Vasen und andern Verzierungen geschmückt. Der Rücktheil ist viel höher; auf jeder Seite erheben sich zwei Pfeiler, auf welch jedem ein pfauenähnlicher Vogel sitzt, von den kostbarsten Steinen strahlend und im Schnabel einen Rubin haltend. Der Himmel dieses Thrones ist ein ovales Feld, von tausend Diamantstrahlen funkelnd.

Auf den Kissen dieses Throns, überreich mit Bordüren und Perlen geschmückt, sitzt der König. Bei den feierlichen Audienzen ist sein Anzug mit der Pracht des Throns völlig übereinstimmend. Er trägt ein leichtes Kleid von Goldstoff; auf seinen Achseln erglänzen breite Platten, mit Perlen und Edelsteinen besetzt, seinen Vorderarm umschließen dreifache Bracelets, gleichfalls mit den kostbarsten Steinen ausgelegt. Jedes dieser Armbänder enthält eine Platte, worauf zwei Diamanten, durch ihre Größe und reines Wasser die schönsten der Welt, angebracht sind. Der eine heißt

Lichtberg, der andere Lichtmeer. Den Leib des Königs umgibt ein Gürtel von Perlen, dessen beide Enden mit einer Agraffe zusammengehalten sind, und in dessen Mitte ein Smaragd von außerordentlicher Größe bewunderungswürdig ist. Seine Hand stützt der König gewöhnlich auf einen mit Diamanten bedeckten Dolch. Das Haupt ist mit einer Art Krone von cylinderartiger Form bedeckt, mit Perlen und Edelsteinen besäet, worauf ein diamantener Reiher prangt. Der Kaliuh, eine Gattung Tabakspfeife, zu seiner Linken, strahlt von einer unermeßlichen Menge von Edelsteinen.

Zur Linken des Thrones springt das klarste Wasser aus mehreren Fontainen in marmorne Bassins, deren Ränder mit Vasen besetzt sind, an denen kostbare Steine prangen. Zur Rechten des Königs halten sich in ehrfurchtsvoller Stellung einige seiner Söhne in prachtvollem Anzug.

Vor dem Throne in einiger Entfernung sind die Großoffiziere der Krone nach ihrem Range aufgestellt. Fünf kleine Pagen, in Sammt und Seide gekleidet, halten verschiedene Gegenstände. Der eine nämlich eine Krone, der des Königs ähnlich, der zweite ein schimmerndes Schwert, der dritte einen Schild und eine Masse Gold und Perlen, der vierte einen Bogen und Pfeil, mit Edelsteinen reich besetzt, der fünfte einen eben so sehr geschmückten Spucknapf.

Die Pracht des Ganzen kann ihrer Bedeutung nach nur mit der unterthänigen Haltung dieser Umgebung verglichen werden. Des Königs Gegenwart erfüllt alle Anwesenden mit Furcht und Huldigung. Jupiter selbst, der mit einer einzigen Bewegung seines Hauptes die Himmel erzittern machte, konnte nicht imposanter gewesen seyn, als ein persischer Monarch es auf dem Throne ist, von seinem Hofe umgeben. Man nähert sich dem Throne nicht ohne ununterbrochenes Verneigen, und ohne vorher die Fußbekleidung abgelegt zu haben. Niemand setzt sich, außer die Dichter, Personen eines geheiligten Wandels, Männer von Wissenschaft (welch

ein edles gebührendes Vorrecht dieser drei Kategorien!) und die Gesandten; die eigenen Minister genießen niemals dieser Freiheit. Jeder hält sich abseits, daß es scheint, der Monarch sey ein von der Gesellschaft abgesondertes Wesen, dem zu nähern, man sich fürchtet. Sowohl wenn er spricht, als wenn er angeredet wird, überall zeigt sich der Einfluß des Despotismus auf der einen und die Niedrigkeit der Knechtschaft auf der andern Seite.

Den ersten Rang der Truppen, welche den Militäretat des königlichen Pallastes ausmachen, nehmen die Golamischah oder Golam-Schahi, königliche Sclaven, ein. So heißen die Mitglieder eines zahlreichen Truppencorps, gebildet aus den Söhnen junger Vornehmer und Georgierinnen. Der Titel Golam, Sclave, weiset weniger auf Knechtschaft als auf blinde Ergebenheit im Dienste des Fürsten hin. Nach der Erzählung mehrerer Reisenden betrachtet man die Golam-Schahi als die besten persischen Truppen. Sie bestehen aus 20,000 Mann, wovon 4000 Ausgewählte, ein Elitencorps bildend, für die besondere Garde des Königs und zur Vollziehung seiner Befehle bestimmt sind; sie werden besser bezahlt und bekleidet als die Armeetruppen. Dafür unterscheiden sie sich auch durch Anmaßung, Ausschweifungen und Wohlhabenheit.

Außer diesen Truppen, welche man Garde du Corps nennen könnte, gibt es vier Regimenter Keschek-Dschi, jedes von 3000 Mann, befehligt von einem Ser-Keschek-Dschi, meist aus tributirenden Kadjars genommen. Die eine Hälfte ist auf europäische Art disciplinirt, die andere nach persischer. Die erstern, zum Pallast des Königs gehörend, haben den Namen Djan-baz, als Gegensatz zu denen, welche von den königlichen Prinzen dressirt sind, und Ser-baz heißen. Die Keschek-Dschi haben ihre Familie und Wohnung in Teheran oder in den benachbarten Dörfern; sie müssen auf das erste Losungszeichen versammelt seyn. Ihr Dienst besteht in der Runde. Sobald die Wache abgelöst, hält ein Mirza (oder Prinz)

Revue. Ein abwesender Officier oder Gemeiner wird sofort scharf gestraft. Der Rang eines Keschek-Dschi ist sehr gesucht; selbst Prinzen von Geblüt rechnen es sich zur Ehre, Zöglinge dieser Garde zu seyn. Sie bildet die Infanterie, während die Golam-Schahi die Reuterei der königlichen Garde ausmachen. Diese Truppen werden auf Kosten des Schah unterhalten und gekleidet.

Die Minister und der Staatssecretär.

Die erste Person des Reiches nach dem Könige ist der Itimad-eddaulah, dessen Würde der des Großwessirs bei den Türken gleich kommt; es ist der erste Minister. In den Bittschriften an ihn erhält er sogar den Titel Vezir-azem, oberster Wessir; in der gewöhnlichen Sprache jedoch nennt man ihn Itimad-eddaulah, welches Wort: Stütze des Reichs, bedeutet. In der That ist dieser Minister die Achse, um welche die ungeheure Masse der Staatsgeschäfte sich bewegt. Von seiner Gunst allein hängt die Aussicht ab, eine Stelle oder Wohlthat vom Schah zu erlangen; keine Bitte gelangt zu den Ohren des Monarchen, ohne durch dieses Ministers Hände gelangt zu seyn; keine wird ohne seine Gutheißung oder Unterstützung bewilligt. Er vernimmt die Gesandten der fremden Mächte, unterhandelt mit ihnen, erfüllt oder bricht die Verträge. Unter seiner Leitung stehen die Finanzen; ohne seine Theilnahme kann weder eine öffentliche, noch königliche Domäne veräußert werden, keine Neuerung in der Regierung, keine Art von Befreiung stattfinden. Kein Act ist gültig, wenn er nicht mit seinem Siegel bekräftigt ist, und die Gouverneurs in den Provinzen handeln lediglich nach seinen Vorschriften.

Der Itimad-eddaulah begibt sich bei Anbruch des Morgens in den Divan-Kaneh. Hier untersucht er die Bittschriften, lies't

die Depeschen der Gouverneurs, expedirt die Befehle in die Provinzen, mit einem Worte, ordnet und schlichtet alle Geschäfte; hier erwartet er die Befehle des Königs. Selten verkehrt er mit diesem unmittelbar, sondern durch die Zwischenperson eines Eunuchen, oder mittelst irgend eines Officiers, der das Recht hat, das Innere des Pallastes zu betreten. Bei den feierlichen Audienzen hält er sich in einiger Entfernung rechts vom Throne, bringt die Geschäfte, die verhandelt werden sollen, vor, lies't betreffende Stücke ab, äußert sein Gutachten, und empfängt die Entscheidung des Königs. Bei den Spaziergängen, welche der Schah macht, es sey zu seiner Unterhaltung, oder um sich dem Volke zu zeigen, wandelt der Itimad-eddaulah gewöhnlich zur Rechten des Gebieters einher, bei welcher Gelegenheit nicht selten die Gewährung längst gehegter Wünsche erfüllt wird, vorzüglich wenn er Geist und Gewandtheit besitzt, denn auf solchen Spaziergängen hat er den meisten Spielraum, durch die Begünstigung eines ungebundeneren Gespräches Manches vorzubringen, und die Stimmung seines Herrn zu lenken. Aber durch welche unzählige Entbehrungen, Mühen und Sorgen muß er nicht das Glück erkaufen, die zweite Person des Reichs oder vielmehr der erste Sclave desselben zu seyn! Kaum hat die Gunst des Königs ein Individuum zu der Würde eines Itimad-eddaulah erhoben, kaum ist eines solchen Eitelkeit befriedigt, so flieht die Ruhe und das Glück. Seine Tage gehören dem Staat; er bringt sie im Pallast, fern von seinen Frauen und Kindern, den Gegenständen seiner Lust und Zärtlichkeit, zu. Seine Nächte sind von der unaufhörlichen Vorstellung beunruhigt, daß jener Höfling, welcher die Gnade des Königs bei einem Feste sich erworben, sein Feind, daß dieser Eunuch, dem er zu nahe getreten, daß jenes Frauenzimmer, welches das königliche Bette theilt und dessen Vater eine abschlägige Geschäftsantwort erhalten, oder aber daß die Königin Mutter an seinem Untergange arbeite. Stets schwebt das

Schwert des Damocles über seinem Haupte. Oft verdankt er seine Erhebung dem Zufall, warum sollte dieser nicht auch seinen Sturz herbeiführen können?!

Der Itimad-eddaulah hat zwei Mittel, sich in seiner Würde zu behaupten; die Dauer seines Glücks hängt von der Geschicklichkeit ab, womit er sich dieser Mittel bedient. Sie bestehen darin, durch Verweisung oder Tod diejenigen zu entfernen, welche er zu fürchten hat, oder der Eitelkeit, den Leidenschaften des Königs auf eine kluge Weise zu schmeicheln, und ihn in einem gewissen Grade von sich abhängig, wo möglich, sich ihm unentbehrlich zu machen. Auf diese freilich eben so einfachen als verwerflichen Mittel ist dieser Minister verwiesen, wenn er seine Stelle behaupten will.

Der Titel des zweiten persischen Ministers ist heut zu Tage Amin-eddaulah, eine Benennung, welche neu und daher in den ältern Reisebeschreibungen nicht anzutreffen ist. Der Amin-eddaulah besorgt die Ausgaben des königlichen Pallastes, liefert die Kilats, Ehrenpelze, und hat den Unterhalt der Prinzen und Frauen auf sich. Sobald eine der Frauen sich dem fünften Monat der Schwangerschaft nähert, schickt sie ihm ein Verzeichniß aller zu ihrer Niederkunft nöthigen Gegenstände, die er dann auf der Stelle liefern muß. Um seinen Dienst mit der größtmöglichen Genauigkeit versehen zu können, hat er unermeßliche Vorräthe von Kleidungsstücken für jedes Alter. Auch muß dieser Minister jedes Jahr mehrere Wohnungen im Serail für die neu hinzugekommenen Mädchen bauen lassen, und mit allen Effecten, als Bassins, Töpfen, Leuchtern und anderm Hausrath, Alles von Gold, versorgen.

Der Pich-Khidmet-Baschi, oder erster Kammerdiener des Königs, versieht die Geschäfte des Kriegsministers. Alle untergeordneten Civilstellen sind mit einer unendlichen Menge von Mirzas oder Schreibern besetzt, und bei dem Militär von Chans.

Vaca-neves ist der Titel des Staatssecretärs, von Einigen

Groß-Staatssecretär genannt, wohl auch Viziri-chep, oder Wessir zur Linken, weil er gewöhnlich beim König die linke Seite einnimmt. Er ist zugleich königlicher Historiograph. Er führt ein genaues Verzeichniß über alle Entscheidungen und alle Decrete des Königs, hat sämmtliche Actenstücke zu visiren, dem König oder den Ministern Bericht über alle im Reiche vorgefallenen Begebenheiten zu erstatten, und diese Berichte sorgfältig zu verfassen. Er ist auch Staatsarchivar, und hat die Briefe und Noten fremder Mächte und ihrer Minister, die Friedensabschlüsse und alle diplomatischen Piecen in Verwahrung. Zeigt sich in der Administration irgend ein Zweifel, so zieht man den Vaca-neves zu Rathe, auf daß er aus frühern ähnlichen Fällen die dabei ergriffenen Maßregeln zur Darnachachtung bei dem jetzt eingetretenen erhebe. Er ist demnach zugleich Secretär, Archivar und Historiograph des Reichs. Es heißt, daß er am ersten Tage des Jahres dem Könige und dem ganzen Hofe einen kurzen Abriß der Geschichte des verflossenen Jahres vorlege.

Die Mirzas, Chans, Beglerbegs und Mirabs oder Wasserfürsten.

In Persien gibt es keinen Adel in dem Sinne, welchen wir mit diesem Worte verbinden, und keine Würde oder Stelle ist erblich. Indeß hat man Titel, welche die Geburt oder Eigenschaften der Personen bezeichnen, die sie tragen; das sind die Titel Mirza und Chan.

Der erstere ist in Person so gemein, als in der Türkei Effendi. Das Wort Mirza hat in Persien eine zweifache Bedeutung, je nachdem es vor oder hinter dem Namen der betheiligten Person

steht: Im ersteren Falle gebührt dieser Titel der gesammten Classe der Gelehrten, Schriftsteller und Diplomaten, ja selbst den geringen Commis oder Schreibern; im zweiten Fall ist er lediglich den Schahzades, das ist den Söhnen des Königs und den Prinzen seiner Familie vorbehalten.

Außer den Wessirs und solchen, die einen hohen Rang bei der Administration bekleiden, oder durch irgend eine Charge bei Hofe attachirt sind, genießt Keiner, der den Titel Mirza führt, dadurch ein besonderes Vorrecht. Der größte Theil sogenannter Mirzas dieser Art ist arm und unwissend, aber nichts desto weniger überaus eifersüchtig auf einen Titel, dessen Wortbedeutung, aus dem persischen Mirzadeh zusammengezogen, in nichts Geringerem als Sohn des Emir oder des Prinzen besteht.

Der Titel Chan (welcher nach Tancoignes Meinung erblich seyn soll) ist nur militärischen Oberhäuptern, den Großen des Reichs, welche einer kriegerischen Laufbahn folgen, und den Gouverneurs der Städte und Provinzen verliehen. Die Politik des Schah, die dahin zielt, die Macht und das Ansehen dieser Individuen nach und nach zu schwächen, verleiht diesen Titel jetzt auch an Leute jeder Classe, worüber die hohen Militärs höchst unzufrieden sind. Der Titel Chan wurde vor nicht langer Zeit durch Patentbriefe vom Schah zu Teheran einigen Mitgliedern der französischen Gesandtschaft ertheilt.

Die Erhebung zum Chan geschieht durch eine sehr einfache Ceremonie. Der König schickt dem Erwählten ein Kilat oder Ehrenkleid zu, begleitet von zwei königlichen Schreiben oder Firmanen, wovon das eine das Geschenk des Kilat, das andere den neuen Titel ausdrückt. Dieser Firman muß dann durch drei Tage auf dem Turban getragen werden.

Chan ist eigentlich ein bloßer militärischer Titel, und bedeutet im Wortsinne eine sehr hohe Würde, eine bedeutende Macht, ja selbst die Souveränität. Man findet ihn bei allen asiatischen

Völkern; die tartarischen Mandarine in China führen ihn; so wie die meisten orientalischen Monarchen, den Großherrn dabei einbegriffen, ihn in ihren Diplomen annehmen.

Die verschiedenen Departements des Reiches werden von Prinzen des königlichen Hauses und von Beglerbegs (Großoffizieren, auch Beglerbeys oder Bey der Beys) regiert, die auch Arkaneddaulah: Säulen des Reichs, heißen. Nach dem Itimad = und Amin=eddaulah, den beiden ersten Ministern, nimmt ein Beglerbeg den ersten Rang im Reiche ein; er ist oft noch mächtiger als jene, denn er ist in diesem Anbetrachte unumschränkt, widersetzt sich nicht selten der herrschenden Autorität, und bildet häufig einen ganz unabhängigen Fürsten. Der Glanz der Beglerbeghöfe gibt dem des Königs zuweilen wenig nach; ein solcher Hof hat die nämlichen Officiere und Stellen wie der königliche, nur in geringerer Anzahl der Individuen. Besonders beschäftigt sich der Beglerbeg mit dem guten Unterhalte der Truppen seiner Provinz, da diese auch für jeden Fall sein Hauptinstrument und die zuverlässigste Stütze seiner Macht sind. Zur Kriegszeit führt er den Titel Serdar, oder General, weil er die gesammte Miliz seines Gouverneurs befehligt.

So wie die türkischen Paschen müssen auch die Beglerbegs zu gewissen Zeiten sich nach Hofe begeben, wo es dann nie an Leuten fehlt, von denen sie der Ungerechtigkeit oder Erpressungen beschuldigt werden. Da ist denn das Geld das einzige Mittel, solche gegründete oder vorausgesetzte Anschuldigungen unwirksam zu machen. Unterließe ein solcher Beglerbeg, der Habsucht der Minister zu fröhnen, so würde er sich den größten Gefahren aussetzen. Dessen ungeachtet kennen die Beglerbegs in ihren Provinzen keine Grenzen bei ihren Erpressungen; und so kommt es, daß ihre Unterthanen gewöhnlich die Gunst bezahlen, welcher der Beglerbeg bei Hofe genießt. Selbst unter dem unmittelbaren Gouvernement eines Prin=

zen von Geblüt, dem ein solcher Beglerbeg untersteht, erlaubt sich dieser die ärgsten Gewaltthätigkeiten und Räubereien; und da solches von diesem bis zum Ket=Koda oder Kalenter, Befehlshaber einer Stadt oder eines Dorfes, durch alle Classen von Beamten stattfindet, so muß man in der That die Nachgiebigkeit und Geduld anerkennen, womit die Unterthanen, vorzüglich die Bauern, sich in dieses tyrannische Loos fügen.

Mir=ab, oder Wasserfürst, heißt derjenige Beamte, welcher die Aufsicht über die Bewässerung hat. Bei der außerordentlichen Trockenheit des persischen Bodens, wo jeder Tropfen Wassers ein mildes, gnädiges Geschenk des Himmels ist, und man mit der vorhandenen Bewässerung durch die wenigen Flüsse und Canäle Ursache hat, auf das vorsichtigste und in Ansehung der gemeinnützigen Vertheilung auf das billigste und gerechteste Haus zu halten, ist auch wirklich eine eigene autorisirte Aufsicht nothwendig. Zu diesem Behuf ist von der Regierung der Mir=ab aufgestellt, daß er über die genaue Vertheilung des Wassers wache. Diese Vertheilung findet monatlich oder wöchentlich, und zwar auf eine ganz eigenthümliche Weise, statt. Jede Provinz hat ihren Mir=aba, dem wieder zahlreiche Leute untergeben sind, welche die Rinnen von Bezirk zu Bezirk, von Feld zu Feld leiten. Die Einkünfte des Wasserfürsten sind unermeßlich, und seine Gunst ist für den Feldbauer wichtiger als die des ersten Ministers, weßhalb er sie auch um jeden Preis zu gewinnen und zu erhalten sucht.

Regierung; Provinzen und Städte.

Die persische Regierung ist rein despotisch, d. h. der Schah ist vollkommen unabhängig und seine Willkür und Macht haben keine Grenzen, welcher Umstand auch durch die Begriffe der Perser begünstigt wird. Ueberzeugt, daß, worin nicht widersprochen werden kann, die Krone von Gott kommt, und der, welcher sie trägt, er möge was immer für einem Stamm angehören, folglich von Mahomed abstammen oder nicht, doch immer der Verweser dieses Gesetzgebers, der Nachfolger des Apostels Gottes sey, kennt die Unterwürfigkeit des persischen Volkes keine Schranken, als die des Fanatismus. Inzwischen ist es dennoch der Fall, das es den Fürsten der Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit zeihet; es ist dies aber ein Ausdruck, welcher in der Sprache liegt, denn sobald Jemand ein arges Unrecht erlitten hat, beklagt er sich beim Richter mit den Worten: Er hat den König mit mir gemacht. Man murrt gegen den Menschen, gehorcht aber dem göttlichen Willen, dessen Organ der König ist. Welchen Befehl er auch im Zorn, in der Trunkenheit oder in was immer für einer leidenschaftlichen Aufbrausung geben mag: er wird auf der Stelle vollzogen. Ein Wort, ein Blick von ihm, und der Kopf des geschicktesten Ministers, oder des bravsten Generals fliegt auf den Säbelhieb des allezeit fertigen Golam vom Rumpfe. Diese Willkür findet nur in der Religion ihre Gränze. Derselbe Perser, welcher auf Befehl eines Firman einen Wohlthäter, einen Sohn oder Vater, einen Bruder oder eine Geliebte geopfert hat, würde lieber auf das Leben verzichten, als daß er Wein tränke, oder sonst gegen die Aussprüche des Korans handelte. So konnte Nadir-Schah Indien erobern, die Türken bedrohen, den Orient zittern machen, aber Alles blieb ohne Erfolg, weil er die religiösen Meinungen ändern wollte. Unterdessen muß man gestehen, daß

nur sehr wenige persische Könige ihre unumschränkte Gewalt so bis auf das äußerste mißbraucht haben; vorzüglich bietet der jetzige Beherrscher im Ganzen das Bild der Weisheit, Milde und einer gewissen Humanität dar, ohne seiner übrigen schätzenswerthen Eigenschaften zu gedenken.

Die vielerlei Beglerbegschaften des persischen Reichs zerfallen wieder in kleinere Districte, Baluks genannt, wo Officiere befehligen, welche nach Maßgabe des Umfangs ihrer Gerichtsbarkeit den Titel Chan, Zabit, oder Haki führen.

Jede bedeutende Stadt hat außer dem Gouverneur einen Kalenter oder Friedensrichter, welchem die Eintreibung der Steuern übertragen ist; er ist eine Magistratsperson von hohem Range, von der Krone eingesetzt und muß sich alljährlich dem Könige vorstellen; seinen Gehalt bezieht er aus dem königlichen Schatze. Der Kalenter ist der Canal, durch den die Bitten des Volks nach Hofe gelangen; er ist in jedem Verhältniß der Repräsentant der Rayas oder Unterthanen. Sein Amt verpflichtet ihn, den Grad des Wohlstandes der Unterthanen zu kennen, denn er bemißt die Steuern. Als Friedensrichter ist er auch competent in kleinen Händeln und Diebstählen, die er auf der Stelle schlichtet. In diesem Sinne nennt man ihn Haki mi-urf, gewöhnlicher Richter. Auch hat er die Sentenzen des Civilmagistrates zu vollziehen.

Die persischen Städte sind der Regel nach in Quartiere oder Mahals eingetheilt. Jedes Mahal steht unter der Aufsicht eines Ket-Koda, der an den Kalenter seine Berichte erstattet. Diesem Posten klebt keine Besoldung an; sie ist ganz ad honores, und von einem Manne bekleidet, der des besten Rufes genießt. Von allen Geburten, Todesfällen, Heirathen, Diebstählen, Zänkereien muß er Bericht geben, und in alle Verhältnisse der Bewohner seines Quartiers aufs genaueste eingeweiht seyn. Kommen Truppen in die Stadt, so läßt der Gouverneur die Ket-Kodab rufen,

und zeigt ihnen die nöthige Zahl der Wohnungen, Lebensmittel und andrer zu liefernden Bedürfnisse an.

Außer dem Kalenter, dem Ket-Koda und dem Kotual, welch letzterer unmittelbar vom König ernannt, die Schloßwache befehligt, gibt es in jeder Stadt noch andere Beamte zur Aufrechthaltung der Ordnung, als den Daroga, den Mir-assas und den Mohtessibs. Der Daroga, der Oberintendant der Basars oder Marktplätze, erhält seine Stelle vom Gouverneur; er schlichtet die Klagen, Händel xc. ohne weitere Anfrage. Dieser Beamte wacht über die Marktpolizei und die öffentlichen Sitten, läßt sich aber dabei die Erlaubniß, Wein zu trinken und Lustmädchen zu genießen, theuer bezahlen, woraus die Einträglichkeit seiner Stelle leicht erklärbar wird. Die von ihm in vieler Hinsicht abhängigen Kaufleute versehen ihn unentgeltlich mit allen möglichen Bedürfnissen, und trachten auf alle Weise, seine Gönnerschaft zu erhalten. Der Mir-assas, Commandant der Scharwache, hat dieselben Verrichtungen bei Nacht über sich, welche dem Daroga bei Tage obliegen. Er muß über die öffentliche Ruhe wachen, die Leute, welche sich noch zu unrechter Zeit auf der Straße zeigen, arretiren, dem Diebstahl zuvorkommen, oder ihn bestrafen, nämlich wenn er mit den Dieben nicht selbst einverstanden ist. Der Mohtessib hat die Marktpreise zu reguliren, und auf die Richtigkeit des Maßes und Gewichtes Acht zu haben.

Die kleinen Städte und Dörfer sind von einem Ket-koda verwaltet, der von einem Pak-kiar, oder Geschäftsträger, substituirt wird. Dieser hat das Detail der Verwaltung zu besorgen, und dem Ket-koda darüber Bericht abzulegen. Endlich ist kein auch noch so kleines Dorf, welches nicht unter der Aufsicht eines Chefs, Réis genannt, stände.



SULTANIEH

Sultanieh.

In der Provinz Irak, Beglerbegschaft Sendschan, südwestlich von der gleichnamigen Hauptstadt der letztern, liegt Sultanieh, mit dem vornehmsten Sommerpallaste des Schah. Sultanieh war einst eine der schönsten persischen Städte, deren Ruinen noch vorhanden sind. Seit wenigen Jahren hat der König hier eine neue Stadt, unter dem Namen Sultanabad, angelegt. Die Ebene von Sultanieh bildet ein Oval, acht bis neun Stunden lang, von Osten nach Westen zu. Kahle, unfruchtbare Hügel, die eine Menge Bäche ausgießen, umschließen es. Der Boden ist mit Wiesen, sämmtlich reich bewässert, bedeckt. Sultanieh ist eine Sommerresidenz des Schah. Das Schloß liegt hoch, gewährt aber nichts weniger als einen heitern Anblick, oder den Eindruck eines königlichen Pallastes; die ganze Lage zeichnet sich durch nichts, als durch eine kühlere Temperatur aus. Das Audienzzimmer bildet die offene Seite des Schlosses, von wo aus eine schöne Aussicht sich aufthut; sonst aber ist kein einziges Gemach da, welches einen königlichen Aufenthalt verriethe, denn es sind kleine unansehnliche Zellen, durch Thüren und Gänge eng verbunden. Rückwärts führt ein bedeckter Gang eine Treppe hinan, wo man sich in einer weiten Ringmauer befindet. In der Mitte derselben erhebt sich ein achteckiges Gebäude

mit einer Kuppel. Ringsum sind eine Menge Thüren und kleine Zimmer angebracht; das eine größere Gemach in der Mitte ist mit Stellen aus persischen Dichtern angefüllt. Hier wohnen die Frauen, welche von einem Thurme aus das Lager übersehen können.

Dieses königliche Lager hat gewöhnlich die Gestalt eines Zirkels, und die Zelte des Schah sind gegen die Mitte hin und nach Mecca zu offen. Das Hauptzelt bildet das Audienzzimmer. Meist ist es von acht Säulen getragen; 25 bis 30 Fuß hoch, oben mit vergoldeten Kugeln geziert. Die Zelte sind etwa zehn Schritte von einander entfernt. Die Zeltwände bestehen aus seidenen, goldgestickten Stoffen, und den Boden bedecken eben so reiche Teppiche. Das Audienzzelt hat, wie die meisten Zelte des Schah, drei Wände. Die erste, von Leinwand, ist mit Stricken und Pflöcken befestigt; die zweite, von Taffetstoff, zum Aufschlagen eingerichtet; die dritte ist ein Netz von Bändern und Seidenschnüren. Ohne Erlaubniß des Schah darf Niemand in diese Art Heiligthum eintreten, das mit Tagesanbruch an der Seite, von welcher der Wind herwehet, geöffnet wird. Bei dem Eingang des Zeltes stehend, erwarten die Minister die Befehle des Königs. In geringer Entfernung von diesem Audienzzelt (Divan-Kaneh) sind die Zelte des Harem, die noch weit prächtiger ausgestattet seyn mögen. Die Jagd ist ein Hauptvergnügen des Schah zu Sultanieh; er pflegt aber nur etwa alle vier Jahre diesen Sommeraufenthalt zu bewohnen.



Stich u. Druck durch E. Grünewald Darmstadt

SCHIRAS.

Schiras und Persepolis.

Die Lage von Schiras, Hauptstadt der Provinz Fars, ist durch ihre vielfachen Reize der Begeisterung werth, die den gefeierten Dichter Hafiz, Persiens Anakreon, erfüllte, sie zu besingen. Er nennt Schiras ein irdisches Paradies, und das ist, auf das wüste Persien an und für sich angewendet, nicht ohne Grund. Der weise Sadi, wie jener hier geboren und begraben, ergießt sich nicht minder in Lobeserhebungen dieses Bodens. „Die Erde," sagt er, „wird nie aufhören, Rosen hervorzubringen; nie wird da die Nachtigall ihren Gesang unterbrechen, nie diese Lüfte verlassen." Das Innere der Stadt selbst ist weit entfernt, anziehend zu seyn; aber die Fruchtbarkeit des Bodens, die Schönheit der Gärten, die Menge und Größe der Platanen, die Reinheit der Luft und so viele andere Vorzüge verdienen allerdings Anerkennung. Ist es ja für einen Perser schon etwas Bewunderungswerthes um den Schatten eines Baumes, und eine lange symetrische Platanenallee, die das Auge eines Europäers nur ermüden würde, um einen langen Wasserstreifen und dergleichen! Bringt man dieß und Aehnliches in Anschlag, so wird man die exaltirten Huldigungen eines Dichters am allerwenigsten mißdeuten können.

Nordwestlich von Schiras durch das Thor Mirza Hamzah gelangt man in einer Entfernung von etwa 2000 Schritten zu

Hafiz Grabmal. Es liegt in einem schönen Garten, im Hintergrunde eines Hauses auf demselben Boden, auf dem der berühmte Dichter sich einst aufgehalten. Ein Hof und ein elegantes von vier Säulen getragenes Vorhaus, das auf beiden Seiten zwei Gemächer hat, führt zu diesem Monumente. Es ist von dem dunklen melancholischen Schatten alter Cypressen bedeckt, die, wie es heißt, der Dichter selbst gepflanzt hat. Die Bauart ist einfach; es ist ein Parallelogramm von weißem Marmor, acht Fuß lang, und vier Fuß breit. Unter dem Block schlummert des Dichters Asche; oben und auf den Seiten des Grabmals sind in prächtigen Charakteren (Nestaalik) seine schönsten Oden eingegraben. Zur Zeit des Frühlings und Sommers wird dieses Grabmal häufig von Schiras Einwohnern besucht. Dieser Garten ist für sie der Garten Edens; hier lesen sie Hafiz Schriften, und vergnügen sich mit kleinen Schmausereien, Tabakschmauchen und Schachspielen.

Neben diesem Garten schlängelt sich der Bach Roke-abad, oder Rokei dahin, gleichfalls ein Gegenstand der pomphaftesten Lobeserhebungen, der aber jetzt sehr schmal und unansehnlich ist. Nördlich von Hafiz Mausoleum liegt das ebenfalls berühmte Gebäude Heftten, die sieben Leiber. Die Tradition erzählt, daß sieben Derwische aus weiter Ferne hierher gekommen, und bis zu ihrem Tode da verweilt hätten; einer begrub den andern. Ihnen zu Ehren wurde in der Folge ein schöner Saal mit Nebengemächern erbaut. Alles ist artig verziert. Unter den Gemälden, welche die Mauern bedecken, zeichnen sich die Bildnisse des Hafiz und Sadi aus. Auf der Terrasse dieses Gebäudes genießt man eine offene Aussicht über die ganze Stadt Schiras. Jeder der sieben Derwische hat sein eigenes Grabmal in dem Garten, der eine Cypressenallee und mehrere Bassins enthält.

Ungefähr eine Viertelmeile von Heftten liegt das Djan-numa, Wunder der Welt. Der jetzige Schah ließ an diesem Orte ein



RUINEN VON PERSEPOLIS

Ruines de Persepolis.

Haus als Sommerresidenz bauen. Es liegt auf einem hohen Berge, von welchem klares Wasser von Bassin zu Bassin herabfällt, wie eine Cascade, was ein ansprechendes Schauspiel gewährt. Eine schöne Mauer umfaßt den Garten, welcher Cypressen- und Platanenalleen, Canäle von weißem Marmor, kunstvolle Cascaden u. dgl. enthält. Am Eingange des Gartens prangt ein Lusthaus mit so herrlichen Verzierungen, Gemälden und von einem solchen Reichthum, daß keine Beschreibung sie schildern könnte. In der Mitte des Gartens befindet sich ein anderes kleineres Gebäude, Kulakifrank, fränkische Nachtmütze genannt, wegen der Aehnlichkeit mit europäischer Kopfbedeckung. Im Mittelpunct strömt eine große Fontaine klares erfrischendes Wasser aus. In diesem herrlichen Pavillon wetteifern die kunstvollsten und prächtigsten Verzierungen zu einem feenartigen Ganzen.

Eine Meile davon entfernt, kommt man zu dem Grabmale des Philosophen Sadi. Kerim Chan verwendete 10,000 Piaster auf die Ausbesserung und Verschönerung desselben; seitdem ist es in Trümmer verfallen. Fromme Personen und Sadi's Bewunderer überhaupt besuchen sein Grab nie, ohne einige Blumen darauf zu streuen, einige Stellen seiner Werke zu lesen, und einige seiner bewunderungswerthen Sprüche an die Mauern zu schreiben. Man thut sich auch nicht wenig darauf zu gute, in der Nähe dieses Monuments begraben zu werden. Dieß sind die merkwürdigsten Orte der Umgebungen von Schiras. Ueber alle Schilderung hinaus sind die reizvollen Schönheiten der Ebene, in der sie liegt, ihr köstlicher Wein, der Reichthum ihrer unvergleichlichen Rosen, ihre anmuthigen Boskette 2c.

Die Trümmer von Persepolis liegen in der Ebene von Merdacht, zur Linken des Weges, welcher von Isfahan nach Schiras führt. Auf dieser fruchtbaren und wohlbewässerten Fläche erheben sich diese ehrwürdigen Ruinen amphitheatralisch gegen den Halbzir-

kel, welchen der Kuhiramet, oder Berg der Barmherzigkeit, bildet. Hier kann man betrachten und anstaunen, was die Hand des Menschen errichtet und der Zahn der Zeit zernagt, ihr Hauch niedergestürzt hat! Man denke sich einen Bergabhang vom härtesten Marmor, umringt mit einer Mauer desselben Gesteins; auf diese Terrasse versetze man Pforten, Säulen, Palläste, Tempel, Stiegen, Alles von Marmor, majestätische Bauten, Wasserleitungen, Schwibbögen, alles das neben und über einander in Gestalt eines ungeheuren Berges aufgethürmt, und man hat ein schwaches Bild des ehemaligen Tempels oder Pallastes von Persepolis. Jetzt herrscht dort der Geist der Vernichtung, Erderschütterungen haben Alles entstellt, und die Hand des Menschen gefällt sich, das Uebriggebliebene zu zerstören. Das Auge der Sonne trifft nur auf umgestürzte Mauern, zerbrochene Säulen, verbröckelte Bogen, zersprungene Capitäle, die da den Karavanserais und persischen Wohnhäusern als Materialien dienen müssen. Kameele und Maulthiere weiden zwischen diesen Trümmern der Herrlichkeit, und friedlich baut der Storch sein Nest auf den Säulen der Gottestempel und der königlichen Palläste.

Seit langer Zeit hat man von diesen Trümmern eine große Menge zur Verwendung bei andern Bauwerken hinweggeschleppt; und was auch der Arm der Zeit seit Jahrtausenden zerstört hat, flößen diese ehrwürdigen Ruinen gleichwohl noch Bewunderung ein. Sie zeugen von dem hohen Grad der Kunst, welcher die Perser lang vor den Griechen auszeichnete. Die Ruinen von Persepolis tragen gegenwärtig die Namen Takti-Djemchid (Thron des Djemchid), Kanehi Daral (Haus des Daran oder Darius), Hezar Sulen (die tausend Säulen), Tschehel Minar (die 40 Säulen). Djemchids Figur kommt an den Mauern häufig vor, daher mehrere Schriftsteller ihn für den Erbauer des Tempels von Persepolis halten.



Stich und Druck bei F. Grunewald in Darmstadt

IMAN REZA'S MAUSOLEUM ZU MUSCHED

Das Mausoleum zu Musched.

Musched, die Hauptstadt der persischen Provinz Khorassan, erhob sich aus den Trümmern des alten Toos, die nur 7 (engl.) Meilen davon entfernt liegen, ihre Größe aber verdankt sie ohne Zweifel dem Zuströmen der Gläubigen zu dem Grabe des Iman Reza. Ob sie gleich kaum 100,000 Einwohner hat, besitzt sie doch zahlreiche Moscheen und Mollahs.

Das Denkmal des Iman Reza und was dazu gehört, befindet sich in der Mitte der Hauptstraße, welche breit ist und in der Mitte einen Canal hat, welcher sonst von Bäumen beschattet wurde. Der Eingang befindet sich auf einem viereckigen Platze, der Sahn genannt, der über und über mit Grabsteinen bedeckt ist, denn alle Großen und Frommen im Lande wollen daselbst begraben seyn. Um das Gebäude herum läuft eine Doppelreihe Bogennischen, die alle kostbar mit lackirten Ziegeln verziert sind, und an jedem Ende steht ein hohes, eben so verziertes Thor, wahrscheinlich in seiner Art das vollkommenste in der Welt. Kein Jude und kein Christ darf sich auf diesen Platz wagen, bei Todesstrafe. Von der Seite des Sahn führt ein vergoldetes Thor den Pilger in das Mausoleum, dessen eigentliche Gestalt sich wegen der Menge geringerer Gebäude darum nicht angeben läßt. Ein silbernes Thor, das Ge-

schenk Nadir Schahs, öffnet sich in das Hauptgemach, welches sich, wie das Mittelschiff einer Kathedrale, in eine edle Kuppel erhebt und in der Gestalt eines Kreuzes sich ausdehnt. Das Ganze ist mit Ziegeln* von den reichsten Farben, vergoldet und so belegt, daß geschmackvolle Devisen entstehen, während in der Mitte ein großer Armleuchter von massivem Silber herabhängt. Die Kuppel ist mit vergoldeten Ziegeln belegt, und auf zwei Seiten erheben sich hohe Minarets, die unten blau gemalt, oben aber sammt den Gallerien um die Spitze herum reich vergoldet sind, gewiß das Prachtvollste in ganz Persien. Ein Thor in dem linken Bogen nach Nordwesten führt in ein anderes Gemach, das ebenfalls reich verziert und mit einer Kuppel versehen ist, unter welcher die Ueberreste des Iman Reza und des berühmten Harun al Raschid ruhen. Dieß Heiligthum ist von einem Geländer aus Stahl umgeben, und innerhalb desselben befindet sich ein goldenes Becken nebst mehrern andern glänzenden Gegenständen. Wir würden nicht endigen können, wollten wir die Pracht der verschiedenen Theile dieses Mausoleums beschreiben, das nur schwach von Ampellicht erleuchtet wird. Dieß, nebst dem ehrerbietigen Schweigen, welches nur durch arabische Gebete und Vorlesungen aus dem Koran unterbrochen wird, und die feierliche Kleidung des Mollahs macht den tiefsten Eindruck auf die unwissenden Pilger, welche andächtig in großen Schaaren hierher wallfahrten.



ABUSCHAR.

Abutschar.

Eine der Hauptniederlagen persischer und indischer Waaren ist die Hafenstadt Abuschär, von den Engländern in ihrer Matrosensprache verstümmelt Buschir genannt. Sie liegt sehr malerisch auf einer Erdzunge am persischen Meerbusen. Der Hafen, der sich zugleich als Hafen von Schiras ansehen läßt, kann aber nur bei der Fluth von etwas größeren Schiffen besucht werden. Die Engländer halten hier einen Handelsagenten.

Das Fort Lasgird.

Die Provinz Khorassan besitzt, außer manchen Städten und Dörfern, vorzüglich in den Districten, welche an die Wüste stoßen, viel kleine runde Forts, deren eins, Namens Lasgird, unweit Semnun, die beigefügte Abbildung darstellt. Diese Forts haben seit undenklichen Zeiten den Bewohnern zum Schutz gegen die Angriffe wilder Horden, namentlich der Turkomannen, gedient; ihre Bauart brauchen wir nicht weiter zu beschreiben; das Material, woraus sie zum größten Theil bestehen, ist Schlamm und Erde. Eigentlich bilden sie abgerundete Anhöhen, auf und in welchen die dürftigen Bewohner ihre Hütten und Höhlen haben, und hier sind erstere, vermöge der steilen hohen Seiten, welche auf die Schlammfestung führen, gegen die rohen Angriffe der von Zeit zu Zeit in ihr Gebiet einfallenden Räuber ziemlich gesichert.



[illegible]



ETS MIAZIN oder DREI KIRCHEN

Ecs-Miazin.

Zwei Meilen von Erivan liegt das berühmte Kloster Dreikirchen. Die Armenier nennen es Ecs-Miazin, so viel als die Niederkunft des Sohnes Gottes, weil hier Christus dem heiligen Gregor erschienen seyn soll; die Türken aber Utch-clissin, d. i. drei Kirchen, weil nahe bei der Hauptkirche des Klosters noch zwei Kirchen liegen. Die erste und vorzüglichste ist ein großes, dunkles Gebäude aus großen Quadersteinen, inwendig ohne das geringste Bild und Schnitzwerk. Die Kapellen sind gegen Ost, und zwar drei derselben am äußersten Theile der Kirche. In der Sakristei zeigen die Mönche viele Schätze, zum Theile von der Freigebigkeit der Päbste.

VIII. Ostindien.

India, jetzt Hindostan oder Ostindien genannt, ist ein sehr großes Land im südlichen Theile von Asien, welches von Persien, der Tartarei, Tibet, China und dem indischen Meere begränzt und umgeben ist. Es hat seinen Namen, wie Einige wollen, von dem Namen des Volkes Hindi oder Indi erhalten; nach Andern aber von dem großen Fluß Indus oder Sindus, jetzt Sind. Im weiteren Sinne begreift es die beiden großen Halbinseln diesseits und jenseits des Ganges nebst allen Inseln des indischen Meeres, und zwar von den philippinischen Inseln bis zur Insel Ceylon. Das India der Alten aber, von dem jetzt nur die Rede seyn kann, war der Theil, welcher von den Bergen Parapamisus, Emodus und Imaus (Himmaleth), Zweige des taurischen Gebirgs, gegen Norden begränzt wurde; das indische Meer machte die Süd- und der Fluß Indus die Westgränze; gegen Osten gab es gar keine Gränze, oder sie war vielmehr ganz unbestimmt und ungewiß. Das Ganze mochte ungefähr die heutigen Länder: Sinde, Delhi, Auhd, Agra und Bahor in sich begreifen, also die Gegenden des nördlichen Theils zwischen dem Indus und dem Ganges. Die Alten theilten es zwar nach dem Ganges in ein diesseitiges oder westliches und jenseitiges oder östliches India (intra und extra

EINE LÖWEN GRUPPE.



Gangem) ein; allein von letzterem liefert nur Ptolomäus einige Nachrichten. Das Land war damals schon als sehr blühend und fruchtbar und reich bevölkert bekannt, und war besonders wegen seiner trefflichen Gewürze berühmt, welche einen sehr einträglichen Handelsartikel für die Egypter ausmachten. — Die bekanntesten Völker dieses Landes waren erstens: die Indosinthä, welche im nördlichen Theile am Gebirge Parapamisus wohnten und die Stadt Nagara oder Nyssa besaßen, die Bachus erbaut haben soll. Südlicher lebte das Volk der Sodgi, und noch tiefer die Musikani, deren Hauptstadt Minagara hieß. Am Ganges selbst wohnte das mächtige Volk der Prasi, deren Hauptstadt Palimbothra hieß, und die am Ausfluß des Erannoboas in den Ganges lag; am Ausfluß dieses Stromes wohnten die Gangaridä. Das Land Sabaran, in der Gegend des jetzigen Samelpur, war schon in den frühesten Zeiten seiner vielen Diamanten wegen berühmt. Außerdem war noch diesseits des Ganges das Reich Pandion; das Volk der Sorä haus'te in dem jetzigen Coromandel; das Reich Deccan, die Küste Cottonara war wegen dem trefflichen Pfeffer bekannt. Auch die Perlenbänke Colymbesis Pinnici, im Meerbusen von Kolchis, waren schon berühmt. Außerdem kannte man wenig mehr, und selbst diese Länder waren nur sehr oberflächlich und unvollständig gekannt.

Das Clima dieses Landes ist sehr verschieden; in den Gebirgen, besonders in den nordischen, herrscht nicht selten eine strenge Kälte, während in den Thälern die Hitze oft kaum mehr zu ertragen und die Luft an manchen Orten kochend ist. Dennoch liefert der Boden die kostbarsten Producte aller Art. Das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich wetteifern im Hervorbringen der seltensten Erzeugnisse. Gold und Silber, Edelsteine und Perlen, die feinsten Gewürze, die außerordentlichsten und schönsten Thiere, die herrlichsten Palmbäume und Gewächse sind fast allenthalben im Ueberfluß anzutreffen.

Seit undenklichen Zeiten ist das Volk der Hindus in fünf Hauptkasten eingetheilt, von denen jede die ihr eigenthümlichen Vorrechte hat und sich nicht mit der andern vermischen, noch in deren Verrichtungen eingreifen darf. Die vier ersten dieser Kasten werden die Edlen genannt, und bestehen 1) aus der Priesterkaste, Braminen; 2) den Kschetrija oder Rajahs (Fürsten) und Krieger; 3) den Waischju oder Handelsleuten und Landwirthen. Diese drei Kasten sind die weißen Inder, wahrscheinlich von nordischer Abkunft, und zeichnen sich durch ihre helle Farbe, durch edlen und feinen Körperbau, durch ausdrucksvolle Gesichtszüge ganz besonders von den übrigen aus. Die vierte Kaste der Schudra oder Künstler und Handwerker ist dunkelfarbig und darf die heiligen Bücher nicht lesen. Schon Herodot berichtet den Unterschied der Farben und der Bildung der Bewohner Indiens. Die fünfte Kaste ist die der Parria oder der Unreinen, auf welcher die allgemeine Verachtung aller übrigen mit furchtbarer Schwere lastet, und durch deren bloße Berührung Alles verunreinigt wird, so daß jeder Ort, einem Inder aus der andern Kaste zugehörig, den sie betreten, wieder von neuem eingeweiht und gereinigt werden muß. Sie dürfen weder in Städten, noch in Dörfern wohnen und ihre in wüsten Gegenden liegende Hütten sind die Wohnungen des schmutzigsten Elends. Die Brunnen, aus denen sie nur allein trinken dürfen, müssen mit Knochen von Thieren eingefaßt seyn, damit sie Jedermann kennt; dagegen haben sie das Vorrecht, jede Art Fleisch genießen zu dürfen, während die drei ersten gar keins, die vierte aber nur kein Ochsenfleisch essen darf. Die Kaste der Parrias oder Chandalas soll aus der unerlaubten Vermischung der drei oberen Kasten mit der vierten entstanden seyn.

Unter allen Religionen, welche auf unserer Erde heimisch sind, ist die der Indier oder Hindu, die braminische, gewiß eine der ältesten, da sie schon gegen 5000 Jahre und noch jetzt in Ostindien besteht.

Die heiligen Bücher und die Schriften der indischen Weltweisen geben zum Theil von der Gottheit höchst erhabene Begriffe; von dem allerhöchsten Urwesen aller Dinge und dessen Schöpfungen, Belohnungen und Strafen lehren sie buchstäblich Folgendes *):

Gott ist Ewig und Einer. Gott ist Schöpfer alles dessen, was ist. Er gleicht einer vollkommenen Kugel, ohne Anfang und ohne Ende. Er beherrscht und regiert die ganze Schöpfung durch eine allgemeine Vorsehung, nach vorausbestimmten unwandelbaren Gesetzen. Forsche nicht über das Wesen und die Natur der Existenz des Ewigen, noch über die Gesetze, nach welchen er regiert. Beides ist eitel und strafbar. Genug, daß du jeden Tag und jede Nacht seine Weisheit, Macht und Güte in seinen Werken schauest. Dies sey dir Heil.

Der Ewige und Eine, verschlungen in dem Anschauen seiner eigenen Existenz, entschloß sich, in der Fülle der Zeit, seine Herrlichkeit und Natur Wesen mitzutheilen, die des Genusses und der Theilnahme seiner Seligkeit und zum Dienste seiner Herrlichkeit fähig wären. Noch waren die Wesen nicht; aber der Ewige wollte, und sie waren. Er bildete sie zum Theil aus seiner eigenen Natur, fähig der Vollkommenheit, aber mit Kräften der Unvollkommenheit, beides abhängig von ihrer freien Wahl.

Der Ewige schuf zuerst den Brama, Wischnu und Schiwa, dann den Moisasur und die Schaar der Geister. Die höchste Würde gab er dem Brama, Wischnu und Schiwa. Den Brama setzte er zum Oberhaupte der Geisterschaaren und machte die Geister ihm unterthan; auch bestellte er ihn zu seinem Statthalter im Himmel, und gab ihm Wischnu und Schiwa zu Gehülfen.

Der Ewige theilte die Geister in verschiedene Schaaren und

*) Nach einer vorzüglichen, verständlichen und klaren Uebertragung aus den Urschriften.

Ordnungen und setzte ein Oberhaupt über jede. Sie beteten um den Thron des Ewigen nach Ordnung und Würde, und Harmonie war im Himmel. Moisasur, das Haupt der ersten Engelschaar, führte den himmlischen Gesang des Preises und der Anbetung vor dem Schöpfer und den Gesang des Gehorsams gegen Brama, seinen Erstgeschaffenen, und der Ewige freute sich seiner neuen Schöpfung.

Freude und Harmonie umgab den Thron des Ewigen seit der Schöpfung der Geisterschaaren. Dies währte eine unendliche Reihe von Jahren, und würde bis an's Ende der Zeiten gewährt haben, hätten sich nicht Neid und Eifersucht des Moisasur und anderer Häupter der himmlischen Schaaren bemächtigt; unter diesen war Rhabun, der nächste an Würde nach dem Moisasur.

Uneingedenk des heiligen Geschenks ihrer Schöpfung und der ihnen auferlegten Pflichten, verwarfen sie die Kräfte der Vollkommenheit, die der Ewige ihnen gnädig verliehen hatte. Sie äußerten ihre Kräfte der Unvollkommenheit und thaten Böses vor dem Angesicht des Ewigen. Sie versagten ihm ihren Gehorsam, entzogen sich der Unterwerfung gegen seinen Statthalter und dessen Gehülfen Wischnu und Schiwa, und sprachen bei sich selbst: wir wollen herrschen! Ohne Furcht vor der Allmacht und dem Zorn ihres Schöpfers verbreiteten sie ihre bösen Gedanken unter den himmlischen Schaaren, betrogen sie und brachten einen großen Theil derselben zum Abfall von ihrer Pflicht; und es war Trennung vor dem Thron des Ewigen. Schmerz und Bekümmerniß bemächtigten sich der treuen himmlischen Geister, und jetzt zum ersten Mal war Jammer im Himmel.

Der Ewige, dessen Allwissenheit, Vorherwissen und Einfluß sich über alle Dinge erstreckt, außer über die Handlungen der von ihm freigeschaffenen Wesen, sah bekümmert und mit Zorn den Abfall des Moisasur, Rhabun und der andern himmlischen Anführer

und Geister. Selbst im Zorn voll Erbarmen, gab er Brama, Wischnu und Schiwa den Auftrag, ihnen ihr Verbrechen zu verweisen und sie durch Ueberredung zu ihrer Pflicht zurückzubringen; aber sie, in der Einbildung ihrer Unabhängigkeit stolz frohlockend, beharrten im Ungehorsam.

Der Ewige gab hierauf dem Schiwa Befehl, mit seiner Allmacht bewaffnet gegen sie auszuziehen, sie aus dem höchsten Himmel zu verjagen und sie in die Tiefe der Finsterniß hinabzustürzen, verdammt zu unaufhörlichem Jammer auf eine unendliche Reihe von Jahren.

Die ungehorsamen Geister seufzten unter dem Mißfallen ihres Schöpfers in der Finsterniß eine Ewigkeit lang. Während dieser Zeit hörten Brama, Wischnu und Schiwa und die übrigen treugebliebenen Geister niemals auf, den Ewigen um Verzeihung und Wiederherstellung für sie anzuflehen. Der Ewige ließ sich endlich durch ihre Fürbitte erweichen. Obgleich er die Wirkung seiner Gnade auf das künftige Verhalten der Verbrecher nicht voraussehen konnte, so erklärte er doch in der Hoffnung, daß sie Buße thun würden, seinen Willen folgendermaßen: „daß sie aus der Tiefe der Finsterniß (Onderah) befreit und in einen solchen Zustand der Prüfung versetzt werden sollten, wo es in ihre Macht gegeben wäre, ihre Rettung und Seligkeit zu bewirken." Der Ewige machte hierauf seine gnädigen Absichten bekannt, übergab die höchste Gewalt und Regierung des Mahasurgo dem Brama, zog sich in sich selbst zurück und wurde allen himmlischen Schaaren unsichtbar auf 5000 Jahre.

Nach Verlauf dieses Zeitraums offenbarte er sich aufs neue, indem er den Thron des Lichtes wieder in Besitz nahm und in seiner Herrlichkeit erschien; und die getreuen himmlischen Schaaren feierten seine Wiedererscheinung in Gesängen der Freude. Als Alles schwieg, sprach der Ewige: „Es werde das Universum der 15 Regionen

der Läuterung und Reinigung zur Wohnung der ungehorsamen Götter." Und es ward.

Der Ewige sprach: „Wischnu, mit meiner Macht bewaffnet, steige hinab zu der neuen Schöpfung des Universums und erlöse die ungehorsamen Geister aus der Onderah und versetze sie auf den niedrigsten der 15 Bobuns (Regionen)." Wischnu trat vor den Thron und sagte: „Ewiger, ich habe gethan, wie du mir befohlen hast." Und alle getreuen himmlischen Schaaren standen voll Erstaunen und schauten die Wunder und den Glanz der neuen Schöpfung des Universums.

Der Ewige sprach aufs neue zu Wischnu: „Ich will Körper bilden für jeden der gefallenen Geister, zum Kerker und zur Wohnung, worin sie eine Zeitlang, je nach der Größe ihres Verbrechens, natürlichen Uebeln unterworfen seyn sollen. Geh' und gebiete ihnen, daß sie sich dazu bereiten, und sie werden dir gehorchen." Wischnu trat abermals vor den Thron, neigte sich und sagte: „Ewiger, deine Befehle sind vollzogen." Und die getreuen himmlischen Schaaren standen wieder voll Erstaunen über die Wunder, die sie hörten, und sangen das Lob und die Gnade des Ewigen.

Als Alles schwieg, sprach der Ewige abermals zu Wischnu: „Die Körper, die ich den ungehorsamen Geistern zur Wohnung bereiten will, sollen vermöge des Grundstoffs, aus dem ich sie bilden werde, der Veränderung, dem Verfall, dem Tode und der Erneuerung unterworfen seyn. Durch diese sterblichen Körper sollen die gefallenen Geister nach und nach 89 Wechsel oder Wanderungen vollbringen und den Folgen des natürlichen und moralischen Uebels mehr oder weniger unterworfen seyn, im genauesten Verhältnisse zu der Größe ihres Verbrechens, und je nachdem ihre Handlungen in diesen wechselnden Körpern den eingeschränkten Kräften, womit ich jeden begaben werde, entsprechen. Dies sey ihr Stand der Strafe und Läuterung. Haben die ungehorsamen

Geister 89 Wanderungen vollendet und durchgegangen, dann sollen sie nach meiner überschwänglichen Gnade einen neuen Körper bewohnen, und du, Wischnu, sollst denselben Ghoij, d. h. Kuh, nennen, und wenn der sterbliche Leib der Kuh durch natürlichen Verfall zu leben aufhört, dann sollen die gefallenen Geister nach meiner noch größeren Gnade den Körper des Mhurd, d. i. des Menschen, beleben. In diesem Körper will ich ihre Verstandeskräfte erweitern, gleich als da ich sie zuerst frei erschuf. Dies sey der höchste Stand ihrer Prüfung und Bewährung.

Die Kuh soll von den gefallenen Geistern für heilig gehalten werden; denn sie soll ihnen eine neue und liebliche Nahrung geben, und ihnen einen Theil der Arbeit erleichtern, die ihnen von mir auferlegt werden wird. Und sie sollen nicht essen von der Kuh, noch von dem Fleisch irgend eines der sterblichen Körper, die ich zu ihrer Wohnung bereiten werde, er krieche auf der Erde (Murto), oder schwimme im Wasser (Jhoale) und fliege in der Luft (Dustman). Ihre Nahrung bestehe in der Milch der Kuh und den Früchten der Erde.

Die sterblichen Körper, in welche ich die gefallenen Geister einschließen werde, sind das Werk meiner Hand; darum soll man sie nicht zerstören, sondern ihrem natürlichen Verfall überlassen. Wer von den gefallenen Geistern also durch vorsätzliche Gewaltthätigkeit sterbliche, von seinen gefallenen Brüdern bewohnte Körper zerstört, dessen wiederspenstige Seele sollst du, Schiwa, in die Onderah hinabstürzen. Hier soll er einige Zeit verweilen, und dann auf's neue die 89 Wanderungen durchgehen, zu welcher Stufe er auch zu der Zeit, da er ein solches Verbrechen begeht, gelangt seyn mag. Wer aber von den gefallenen Geistern es wagen wird, sich selbst durch Gewaltthätigkeit von dem sterblichen Körper zu befreien, in welchen ich ihn eingeschlossen habe, den sollst du, Schiwa, auf ewig in die Tiefe der Finsterniß hinabstürzen. Die Wohlthat

der 15 Regionen der Läuterung, Prüfung und Reinigung soll ihm nicht wieder zu Theil werden.

Ich will die sterblichen Körper, die ich den gefallenen Geistern zur Strafe bestimmt habe, durch Geschlechter und Arten unterscheiden, und will diesen Körpern verschiedene Gestalten, Eigenschaften und Fähigkeiten geben. Und sie sollen sich vermischen und fortpflanzen in ihrer Art nach einem natürlichen Triebe, den ich ihnen einpflanzen werde; und aus dieser natürlichen Vermischung soll eine Reihe von Körpern entstehen, jeder in seiner Gattung und Art, damit die Stufenfolge der Wanderungen gefallener Geister nie still stehe. Wenn aber einer derselben sich mit einem Körper außer seiner Art vermischt, so sollst du, Schiwa, den verbrecherischen Geist auf eine Zeitlang in die Tiefe der Finsterniß hinabstürzen, und er soll verurtheilt seyn, die 89 Wanderungen auf's neue wieder durchzugehen, zu welcher Stufe er auch gelangt seyn mag, als er das Verbrechen beging. Und wenn einer der gefallenen Geister es wagt, dem natürlichen von mir ihren Wohnkörpern eingepflanzten Triebe zuwider, sich auf eine so unnatürliche Weise zu vermischen, daß die Fortpflanzung seiner Gattung und Art dadurch vereitelt wird; so sollst du, Schiwa, ihn auf ewig in die Tiefe der Finsterniß hinabstürzen. Und die Wohlthat der 15 Regionen der Läuterung, Prüfung und Reinigung soll ihm nie wieder zu Theil werden.

Doch soll es in der Gewalt der gefallenen und unglücklichen Geister stehen, ihre Schmerzen und Strafen zu mildern und zu versüßen durch den lieblichen Verkehr geselliger Verbindungen. Und wenn sie sich unter einander Liebe und Zärtlichkeit und gegenseitige Dienste beweisen, und einander beistehen und aufmuntern in der Reue über das Verbrechen ihres Ungehorsams; so will ich ihre guten Vorsätze stärken und sie sollen Gnade finden vor mir. Verfolgen sie aber einander, so will ich die Verfolgten trösten, und

die Verfolger sollen nie in die neunte Region, die erste Region der Reinigung, gelangen.

Wenn die Geister in ihrer 89sten Wanderung in dem Körper des Menschen sich meine Gnade durch Reue und gute Werke zu Nutzen machen, so sollst du, Wischnu, sie in deinen Busen nehmen, und sie tragen in die zweite Region der Strafe und Läuterung, und so sollst du thun, bis sie stufenweise die acht Regionen der Strafe, Läuterung und Prüfung durchgegangen sind. Dann soll ihre Strafe aufhören und du sollst sie in die neunte, in die erste Region der Reinigung, hinüberbringen.

Wenn aber die widerspenstigen Geister in der 89sten Wanderung in dem Körper des Menschen vermöge der Kräfte, mit welchen ich sie begaben werde, meine Gnade nicht benutzen, so sollst du, Schiwa, sie eine Zeitlang in die Onderah hinabstürzen, und du, Wischnu, sollst sie von da, nach einer Zeit, die ich bestimmen werde, wieder in die niedrigste Region der Strafe und Läuterung zu einer zweiten Prüfung versetzen. Auf solche Weise sollen sie leiden, bis sie durch ihre Reue und Beharrlichkeit in guten Werken, während ihrer 89sten Wanderung in dem Körper des Menschen, in die neunte Region, die erste der sieben Regionen der Reinigung, gelangen. Denn es ist mein fester Schluß, daß die widerspenstigen Geister nicht in den höchsten Himmel zurückkehren, noch mein Angesicht schauen sollen, bis sie die acht Regionen der Strafe und die sieben Regionen der Reinigung durchgegangen sind."

Die treugebliebenen himmlischen Schaaren, als sie hörten Alles, was der Ewige gesprochen und beschlossen hatte über die widerspenstigen Geister, sangen sie sein Lob, seine Macht und Gerechtigkeit.

Als Alles still war, sprach der Ewige zu den himmlischen Schaaren: „Ich will zu meiner Gnade gegen die widerspenstigen Geister einen gewissen Zeitraum festsetzen, den ich in vier Weltpe-

rioden (Jogues, Joga) eintheilen werde. In der ersten der vier Joga soll die Zeit ihrer Prüfung in der **89sten** Wanderung in dem Körper des Menschen sich auf **100,000** Jahre erstrecken; in der zweiten der vier Joga werde ich die Zeit ihrer Prüfung im Menschen auf **10,000** Jahre verkürzen; in der dritten auf **1000** Jahre, und in der vierten auf **100**." Und die himmlischen Schaaren priesen mit jauchzendem Frohlocken das Erbarmen und die duldende Langmuth des Ewigen.

Als Alles still war, sprach der Ewige: „Fände sich an dem Tage, wenn der Zeitraum, den ich der Dauer des Universums bestimmt habe, und der Zeitraum, den mein Erbarmen zur Prüfung der gefallenen Geister bewilligt hat, durch den Umlauf der vier Joga vollendet seyn wird, einer von ihnen, der, beharrend in seinem Verbrechen, die achte Region der Strafe und Prüfung nicht durchgegangen, und nicht in die neunte, die erste Region der Reinigung, gelangt wäre; so sollst du, Schiwa, mit meiner Macht bewaffnet, ihn hinabstürzen in die Onderah auf ewig. Und dann sollst du vertilgen die acht Regionen der Strafe, Läuterung und Prüfung, und sie sollen nicht mehr seyn. Du aber, Wischnu, sollst noch auf eine Zeitlang die sieben Regionen der Reinigung erhalten, bis die Geister, die sich meine Gnade und mein Erbarmen zu Nutzen gemacht haben, durch dich von ihrer Sünde gereinigt werden; und an dem Tage, da dieses vollbracht seyn wird, und sie in ihren verlornen Zustand wieder hergestellt und in meine Gegenwart zugelassen seyn werden, sollst du, Schiwa, vertilgen die sieben Regionen der Reinigung, und sie sollen nicht mehr seyn."

Und die treuen himmlischen Schaaren zitterten vor der Macht und den Worten des Ewigen.

Der Ewige redete ferner: „Ich entziehe nicht mein Erbarmen dem Moisasur, Rhäbun und den andern Häuptern der widerspenstigen Geister; aber weil sie dürsteten nach Macht, so will ich ihre

Kräfte des Bösen erweitern. Es soll ihnen freistehen, die acht Regionen der Läuterung und Prüfung zu durchwandern, und die gefallenen Geister sollen denselben Versuchungen ausgesetzt seyn, welche sie zuerst zur Empörung reizten. Aber der Gebrauch jener erweiterten Kräfte, die ich den widerspenstigen Führern geben werde, sey für sie die Quelle desto größerer Verschuldung und Strafe; und der Widerstand der verführten Geister gegen ihre Versuchungen sey für mich die große Probe der Aufrichtigkeit ihrer Bekümmerniß und Reue."

Der Ewige schwieg. Und die treuen Schaaren sangen Lieder des Preises und der Anbetung, vermischt mit Schmerz und Klage über das Schicksal ihrer gefallenen Brüder. Sie hielten Rath unter sich, und mit einer Stimme, durch den Mund des Wischnu, flehten sie zu dem Ewigen, daß es ihnen vergönnt seyn möchte, gelegentlich hinabzusteigen in die acht Regionen der Strafe und Läuterung, dort die Gestalt des Menschen anzunehmen, und durch ihre Gegenwart, ihren Rath und ihr Beispiel die unglückseligen verderbten Geister gegen die fernern Versuchungen des Moisasur und der widerspenstigen Führer zu schützen. Der Ewige gewährte ihre Bitte, und die treuen himmlischen Schaaren sangen mit lautem Frohlocken Lieder der Freude und des Dankes.

Als Alles still war, sprach der Ewige aufs neue: „Du, Brama, bekleidet mit dem Glanze meiner Herrlichkeit, und bewaffnet mit meiner Macht, steige hinab in die tiefste Region der Strafe und Läuterung, und verkündige den ungehorsamen Geistern die Worte, die ich gesagt, und das Urtheil, das ich über sie gesprochen, und siehe sie einziehen in die Körper, die ich ihnen bereitet habe." Und Brama trat vor den Thron und sprach: „Ewiger, ich that, wie du befohlen hast; die gefallenen Geister frohlocken über dein Erbarmen, bekennen die Gerechtigkeit deiner Rathschlüsse, bezeugen ihre Bekümmerniß und Reue und sind eingezogen in die sterblichen Körper, die du ihnen bereitet hast."

Ein heiliger Schauer ergreift die Seele bei dieser aus alten Zeiten zu uns gekommenen Darstellung des unendlichen, ewigen, von sich selbst kommenden, unergründlichen Urwesens und Urhebers aller Dinge, in seinem Daseyn, Ordnen und Wirken. In kindlichen Zeiten hat die bescheidene Weisheit des Morgenlandes die alten Erinnerungen des Menschengeistes an ein ewiges Daseyn in diesen erhabenen Dichtungen auszusprechen versucht. Diese Ideen von dem höchsten Wesen waren keines Bildes fähig. Man hatte keine Abbildungen von dem Ewigen, keine Tempel waren ihm insbesondere gewidmet, denn er wurde ja in allen Namen der Tausende seiner Hervorbringungen mit genannt, mit vorgestellt und zugleich mit verehrt und angebetet. Aber die Schwachheit des großen Haufens der Menschen verlangte eine ihrer Fassungskraft angemessene und der Sichtbarkeit fähige Vorstellung von dem unsichtbaren Urheber des Weltalls. Man zergliederte diese metaphysischen und spekulativen Ideen der sinnlichen Beobachtung und Erforschung einer überall sichtbaren dreifachen Kraftäußerung des höchsten Wesens gemäß. Durch Personification dieser Dreiheit vereinigter Mächte erhielt man drei ersterzeugte Götter, deren Character, nach seinen Eigenschaften und Wirkungen zusammengenommen, den unendlichen Gott als erkennbar, im Zustand seiner Offenbarung und Wirksamkeit außer sich, vorstellen sollte. Diese Offenbarung und Wirksamkeit zeigt sich in einer schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Kraft, wie es das Weltall in allen seinen Theilen vom weiten Raume des Himmels mit seinen leuchtenden Körpern bis zum kleinsten Moos am nackten Felsen unserer Erde lehrt und bestätigt. Man verehrte sie in jenen ersterschaffenen Göttern, in Brama, dem Schöpfer, in Wischnu, dem durchdringenden Erhalter, und in Schiwa, dem Zerstörer.

Die verschiedenen Sagen der Indier von der Schöpfung.

Geschichte der Schöpfung nach dem Bagavadam *).

In der Fülle der Zeit war das Weltall noch im Schoße des Wischnu. In betrachtenden Schlummer versenkt, auf der Schlange Adiseschen ruhend, schwebte dieser Gott auf dem Milchmeer. Seine Begleiter waren Macht und Weisheit; denn das Verhängniß und die übrigen Dinge waren noch nicht vorhanden, sondern in seinem Schoße verschlossen. **1000** göttliche Jahre brachte er in diesem Schlummer zu. Nach Verlauf derselben faßte er den Entschluß, die Welt hervorzubringen.

Indem Wischnu sich selbst durch seine anschauende Kenntniß betrachtete, erzeugte er in dieser Anschauung das Wollen zu schaffen, und der Act dieses Wollens war das Verhängniß. Das Verhängniß, nachdem es aus ihm hervorgegangen war, wurde die einzige Ursache aller Erschaffungen, Erhaltungen und Zerstörungen; denn es ließ durch die Eigenschaft, Sinnlichkeit hervor zu bringen (Rascha), einen Stengel der Tamara- oder Lotospflanze aus dem Nabel des Wischnu wachsen. Auf diesem Stengel erschien eine Blumenknospe, welche sich durch die Strahlen der höchsten Sonne, die Wischnu selbst ist, aufschloß. In dieser Blume wurde Brama erschaffen mit vier Gesichtern, welche ein Bild der vier Vedas sind.

Voll Begierde, das Geheimniß seines Ursprungs zu erforschen, wandelte Brama lange in dem hohlen Stengel herum, welcher die Blumen trug. Endlich müde, eine vergebliche Untersuchung fort-

*) Eine der heiligen Schriften der Indier.

zusetzen, setzte er sich wieder auf ihr nieder. Er rief den Namen seines Schöpfers an, und hörte eine Stimme, die sagte: „Daba' Daba." Obgleich er Niemand sah, noch die Worte verstand, begriff er doch, daß ihm eine Büßung befohlen werde; und er verrichtete sie tausend göttliche Jahre lang. Am Ende derselben fühlte er sich von himmlischem Lichte erfüllt. Er betete seinen Gott an, dessen Gegenwart er in seinem Herzen bemerkte, und lobte ihn durch Gebete und Gesänge, die in dem Veda enthalten sind. Da kam er zum Besitz aller der Kenntnisse, die zu dem großen, ihm anvertrauten Werk der Schöpfung nöthig waren. Nur die Eitelkeit konnte ihn der Unwahrheit und Ausschweifung fähig machen und also sein Werk verderben.

Wischnu, um ihn gnädig vor diesem Unglück zu bewahren, erschien ihm und sagte: „O Brama, geliebter Sohn, ich schenke dir meine Gnade, und gebe dir Macht, die Welt zu erschaffen. Diese Welt und alle Leben liegen noch in meinem Schoße verborgen; aber ich befehle dir, sie zu unserm Vergnügen hervorzuziehen und zu entwickeln; denn ich bin das Leben und alle Leben sind in mir."

Brama, durch diese außerordentliche Gnade aufgemuntert, fing seine Büßung von neuem an, um sich zu dem wichtigen Werke, das er ausführen sollte, vorzubereiten. Hundert göttliche Jahre unter Beschauung und Gebet verbracht, vermehrten seine Weisheit und Kraft. Er trank die Wasser des Meeres, in welchen die Welt versammelt lag, und sah sie wie aus dem Wasser hervorsteigen. Er setzte den Abgrund und die Principien der Dinge, und brachte Berge, Bäume und Pflanzen, Götter, Menschen, Riesen und Thiere hervor.

Indem er aber mit der Schöpfung beschäftigt war, empfand er einige Bewegungen einer unordentlichen Leidenschaft, und so schuf

er einige Wesen, die zur Sünde geneigt waren. Aber sogleich von Reue ergriffen, nahm er seine Zuflucht wieder zu Gott, und hierauf ließ er vier tugendhafte Wesen hervorgehen, Sonagen, Sonaden, Sanartschussadanen und Sanarkumaren, und befahl ihnen, das menschliche Geschlecht hervorzubringen. Allein von ihrer Geburt an einem beschaulichen Leben ergeben, unterließen sie es, diesen Auftrag zu erfüllen.

Brama, darüber erzürnt, brachte aus seiner Stirne den Rutren hervor, und befahl ihm, in der Sonne, dem Mond, dem Winde, dem Feuer, dem Raum, der Erde, dem Wasser, dem Leben, der Buße, dem Herzen und den Sinnen zu wohnen. Sogleich erschien Rutren, wie ihm geboten war, unter den **11** Gestalten, welche mit dem Namen der **11** Rutren belegt werden. Diese durch einen Willensact des Rutren hervorgebrachten Geschöpfe brachten von selbst eine unzählige Menge andrer auf gleiche Weise hervor. Diese wurden bald lasterhaft und führten ein verkehrtes Leben, bis sie, von Brama erinnert, Buße thaten.

Nun entschloß sich Brama, Menschen zu schaffen, welche sanft, liebenswürdig, weise und mit allen Tugenden erfüllt wären. Er zog also aus den verschiedenen Theilen seines Körpers neun Personen hervor, den Maritschi, Dakschen oder Prachetas, Pulagen, Pulastia, Bhrigu, Cratu, Akni oder Angiras, Vasischta und den Atri oder Atterien. Sie sind unter dem Namen der neun Bramen bekannt. Auf gleiche Weise brachte er die Tugend, das Laster, die Liebe, den Zorn, den Geiz, Saraswati, die Göttin der Wissenschaften, die Götter Nirudi und Samutraien und den Altvater Kartamen hervor. Die Tugend kam aus der rechten Seite seiner Brust, die Liebe aus dem Herzen, der Zorn aus den Augenbraunen, der Geiz aus den Lippen, Saraswati aus seinem Angesicht, und Kartamen aus den Bewegungen desselben.

Brama verliebte sich in die Saraswati und wohnte ihr bei. Die neun Bramen verachteten ihn deßwegen, und er, durch ihre Vorwürfe gekränkt, und von seinem Gewissen gepeinigt, verließ den Körper, welcher ihn zu dieser Handlung verleitet hatte. Dieser verlassene Körper veranlaßte Finsterniß und Nebel. Gleich darauf nahm er einen neuen Leib an, mit vier Gesichtern, welche die vier Vedas erzeugt haben. Er verließ aber auch diesen wieder, und nahm abermals einen andern an. Um durch eine Vereinigung beider Geschlechter die Fortpflanzung des Menschengeschlechts zu befördern, schuf er einen Mann und ein Weib, den Suyambu oder Svayambhu und die Sadadrubai. Diese zeugten Söhne und Töchter mit einander, und von ihnen, und zwar durch drei Paare, wurde die Erde mit Menschen bevölkert.

Brama nahm hernach noch mehrere und immer vollkommenere Körper an, ja endlich einen so leichten und feinen, daß er unsichtbar war. In jedem derselben brachte er eine neue Schöpfung hervor. Einer der von ihm verlassenen Leiber gab einem Mädchen von blendender Schönheit das Daseyn. Sie hieß Sandiadewi, und die Riesen bemächtigten sich ihrer. Er selbst zeugte in diesen verschiedenen Schöpfungen zuerst eine unendliche Menge von Göttern; dann die Gandharwas, Genien beiderlei Geschlechts; dann die Genien Bitru, welche unsichtbare Körper hatten und sich von dem Dampf der Opfer nähren sollten. Mit einem andern Leib schuf er die Genien Weliadarer, und abermals mit einem andern die Kinnarer und Kimburuder.

Als er sah, daß diese Geschöpfe nicht allen seinen Absichten entsprachen, wurde er unzufrieden, und indem diese Regung des Zornes einige seiner Haare zittern machte, wurde dadurch die Bewegung der Zeiten und Jahrhunderte hervorgebracht. Diese letzte Schöpfung erfüllte ihn mit Freude, und diese Freude brachte in seinem Herzen die Bramareschien hervor.

Auf solche Weise ist dieser Gott in verschiedenen Körpern und unter verschiedenen Gestalten erschienen, um die verschiedenen Arten von Wesen zu erschaffen, deren jedem er einen Körper gab, welcher an Gestalt und Qualität demjenigen ähnlich war, dessen er sich zu seiner Erzeugung bedient hatte.

Geschichte der Schöpfung nach dem Gesetzbuch des Menu.

Das Universum befand sich ursprünglich bloß in der ersten göttlichen Vorstellung, noch unausgebrütet und gleichsam in Dunkel gehüllt, der Vernunft eben so wenig bemerkbar als erklärbar, durch Offenbarung noch nicht entdeckt, als wäre es gänzlich in Schlummer versenkt. Dann erschien die einige, durch sich selbst bestehende Macht in unverringerter Majestät, ließ, obwohl selbst unbemerkt, diese Welt mit fünf Elementen und andern Principien der Natur bemerkbar werden, und dehnte ihre Vorstellung aus, indem sie das Dunkel verscheuchte. Da ging er, der von Ewigkeit und selbst die Seele aller Wesen ist, den sich der Geist bloß denken kann, dessen Wesen, da er keine sichtbaren Theile hat, für die Werkzeuge der äußern Sinne nicht da und für kein anderes Wesen begreiflich ist, glänzend hervor in eigener Person.

Als er beschlossen hatte, verschiedene Wesen aus seiner eigenen göttlichen Substanz hervorzubringen, schuf er zuerst mit einem Gedanken die Wasser und legte einen Keim der Fruchtbarkeit in sie. Dieser fruchtbare Samen wurde ein Ei, glänzend wie Gold und in tausend Strahlen flammend, wie das Licht der Sonne; und in diesem Ei wurde er, der von Ewigkeit ist, selbst geboren in der Gestalt des Brama, des großen Urvaters aller Geister. Die Was-

ser heißen Nara, weil sie von Nara, dem Geiste Gottes, hervorgebracht wurden, und da sie seine erste Ayana oder Bewegungsart waren, so heißt er davon Narayana, d. i. der sich auf dem Wasser bewegt.

Aus keinem Gegenstand der Sinne, sondern aus der ersten Ursache, die überall dem Wesen nach gegenwärtig, für unsere Wahrnehmung aber abwesend ist, wurde der in allen Welten unter dem Namen Brama berühmte göttliche Mann geboren. In diesem Ei saß die große Macht unthätig ein ganzes Götterjahr, nach dessen Verlauf aber ließ er bloß durch die Kraft seiner Gedanken das Ei sich auseinander thun. Aus den beiden Hälften bildete er oben den Himmel und unten die Erde, und in der Mitte den feinen Aether, die acht Gegenden des Himmels und den bleibenden Wasserbehälter.

Er schuf das große Princip der Seele oder die erste Ausdehnung der göttlichen Vorstellung, und alle Lebensgestalten, mit den drei Eigenschaften, Güte, Affect und Dunkelheit, den fünf Sinnen und den fünf Werkzeugen sinnlicher Wahrnehmung. Darnach brachte er das Bewußtseyn, den innern Ermahner nnd Regierer, und alsdann die Seele oder Vernunft hervor, welche dem Wesen nach vorhanden, aber nicht sinnlich bemerkbar, also nicht Materie ist. Nachdem er die kleinsten Theilchen jener sechs unermeßlich wirksamen Principe des Bewußtseyns und der fünf Sinne auf ein Mal mit Ausflüssen des höchsten Geistes durchdrungen hatte, bildete er alle Geschöpfe. Die kleinsten Theilchen der sichtbaren Natur hängen von diesen sechs Ausflüssen aus Gott ab, die zehn Organe vom Bewußtseyn, und die fünf Elemente von eben so vielen Wahrnehmungen. Die großen Grundstoffe, mit besondern Kräften begabt, entstehen daraus, auch die Seele mit unendlich feinen Wirkungen, die unvergängliche Ursache aller äußern Formen. Daher ist dieses Ganze aus kleinen Theilen der sieben

göttlichen und wirksamen Principe, nämlich aus der großen Seele oder dem ersten Ausflusse, dem Bewußtseyn und den fünf Wahrnehmungen zusammengesetzt; ein veränderliches Ganzes aus unveränderlichen Vorstellungen. Jedes dieser Elemente nimmt die Beschaffenheit des vorhergehenden an, und man schreibt jedem derselben eben so viele Eigenschaften zu, als es Grade vorgedrungen ist.

Er gab auch zuerst allen Geschöpfen besondere Namen, wies ihnen besondere Handlungen und besondere Beschäftigungen an, so wie sie in den vorher existirenden Vedas geoffenbart waren. Er schuf eine Menge Untergottheiten mit reinen Seelen und göttlichen Eigenschaften und viele sehr reizbare Genien. Er schrieb das Opfer vor, welches von Anfang verordnet war, und melkte gleichsam aus dem Feuer, der Luft und der Sonne die drei ursprünglichen Veda's, welche die Vorschriften zu gehöriger Verrichtung des Opfers enthalten. Er gab das Daseyn der Zeit und den Abtheilungen derselben, den Fixsternen und Planeten, den Flüssen, Meeren und Bergen, den ebenen Gefilden und unebenen Thälern. Auch Andacht, Sprache, Freundlichkeit, Verlangen, Zorn entstanden; denn er wollte das Daseyn aller dieser geschaffenen Dinge.

Zur Beurtheilung der Handlungen machte er einen gänzlichen Unterschied zwischen Recht und Unrecht, und gewöhnte die empfindenden Geschöpfe an Vergnügen und Schmerz, Hitze und Kälte und an andere entgegengesetzte Dinge. Mit sehr kleinen veränderlichen Theilen (Matras) der fünf Elemente wurde diese ganze sichtbare Welt in gehöriger Ordnung zusammengesetzt. So oft eine Lebensseele einen neuen Körper erhält, hält sie sich von selbst an die Beschäftigung, welche ihr der Schöpfer zuerst angewiesen hat. Wie die sechs Jahreszeiten ihre Kennzeichen zur gehörigen Stunde von selbst annehmen, so sind jedem bekörperten Geiste seine Handlungen gleichsam von Natur zugesellt.

Damit das Menschengeschlecht vermehrt werde, ließ er den Bramin, den Eschatriya, den Vaisya und den Sudra, so genannt von Schrift, Schutz, Reichthum und Arbeit, aus seinem Munde, seinen Armen, seinen Hüften und seinem Fuße hervorgehen. Die gewaltige Macht theilte ihr eigenes Wesen und wurde halb Mann, halb Weib, oder wirkende und leidende Natur, und aus dieser weiblichen Hälfte wurde Viraj gezeugt. Der, welcher die männliche Macht Viraj nach strenger Andachtsübung aus sich selbst zeugte (also die männliche Hälfte von Brama), war Menu (mit dem Beinamen Suayambhuva, d. i. entsprossen von dem Selbstbestehenden), der zweite Urheber dieser ganzen sichtbaren Welt. Er war es, welcher aus Verlangen, ein Menschengeschlecht hervorzubringen, sehr strenge religiöse Pflichten erfüllte und zuerst zehn Herren der erschaffenen Wesen von vorzüglicher Heiligkeit werden ließ, nämlich: Maritschi, Atni, Angiras, Pulastya, Pulaha, Cratu, Dakscha, Vasischta, Bhrigu und Narada.

Diese voller Majestät brachten sieben andere Menus hervor und Gottheiten und Wohnungen der Gottheiten, und andere große Wesen von unbegrenzter Macht, wohlwollende Genien und wüthende Riesen, blutdürstige Barbaren, himmlische Sänger, Nymphen und Dämonen, große und kleinere Schlangen, Vögel mächtigen Fittigs und besondere Gesellschaften von Pitris oder Erzeugern des Menschengeschlechts; Blitze und Donnerkeile, Wolken und farbige Bogen des Indra, fallende Meteore, die zerreißenden Dünste, Kometen und Lichtkörper verschiedener Grade; Sylvane mit Pferdegesichtern, Affen, Fische, zahmes Vieh, Rehe, Menschen und reißende Thiere mit zwei Reihen Zähne, kleine und große kriechende Thiere, allerlei Insecten und bewegliche Dinge verschiedener Art.

So wurde die ganze Menge fester und unbeweglicher Körper von jenen großdenkenden Wesen durch die Stärke ihrer eigenen Andacht und auf Menu's Befehl mit besondern, einem jeden

zugetheilten Verrichtungen geformt. Jedem dieser Geschöpfe sind bestimmte Beschäftigungen hienieden angewiesen und sie werden in folgender Ordnung nach einander geboren: Vieh und wilde Thiere mit zwei Reihen Zähnen, Riesen und blutdürstige Barbaren und das Menschengeschlecht werden aus einer Bärmutter an's Licht gebracht. Vögel, Schlangen, Crocodile, Schalthieren, Fische, Schildkröten, auch andere Thierarten auf der Erde, zum Beispiel Chamäleons, werden aus Eiern und im Wasser gebrütet. Aus erhitzter Feuchtigkeit erzeugen sich Mücken, gemeine Fliegen und andere Insecten. Sie und alle andere von der nämlichen Gattung werden durch Hitze hervorgebracht. Alle Gewächse, welche durch Samen oder Schößlinge fortgepflanzt werden, wachsen aus Stengeln. Einige Kräuter mit vielen Blumen und Früchten vergehen, wenn ihre Frucht reif ist; andere Gewächse, genannt Herren des Waldes, haben keine Blüthen, tragen aber Früchte, und große Holzpflanzen, die entweder auch Blüthen, oder bloß Frucht tragen, werden in beiden Fällen Bäume genannt. Kleine Gestrüppe, mit vielen Stengeln aus der Wurzel aufschießend, und Rohre, mit einfachen Wurzeln, aber zusammengewachsenen Stengeln, alle von verschiedener Gattung, und Grasarten und Weinstöcke, oder an andern hinauflaufende oder kriechende Gewächse, wachsen aus einem Samenkorn, oder aus abgeschnittenen Sprößlingen.

Alle diese Thiere und Pflanzen, umringt mit vielgestaltiger Finsterniß, haben wegen voriger Handlungen inneres Bewußtseyn und fühlen Vergnügen und Schmerz. Alle Umwandlungen, deren die heiligen Bücher erwähnen, vom Zustande des Brama an bis zu dem der Pflanzen, ereignen sich beständig und fortdauernd in dieser schrecklichen Wesenwelt, einer Welt, die sich immer dem Untergange nähert.

Nachdem nun Brama, dessen Kräfte unbegreiflich sind, auf diese Art den Menu und dieses Ganze geschaffen hatte, wurde er

wieder in den höchsten Geist verschlungen, und vertauschte die Zeit der Thätigkeit mit der Zeit der Ruhe. Wenn diese Macht erwacht, dann hat diese Welt ihre völlige Ausdehnung; aber wenn er mit ruhigem Gemüthe schlummert, dann verschwindet das ganze System;*) denn wenn er, so zu sagen, im sanften Schlummer ruhet, so verlassen die bekörperten Geister, welche Fähigkeit zu handeln erhalten, ihre angewiesenen Beschäftigungen, und die Seele selbst wird kraftlos.

Sind sie ein Mal in das erhabene Wesen verschlungen, dann nimmt die göttliche Seele aller Wesen ihre Kraft zurück und schlummert in Ruhe. Nun bleibt die Lebensseele erschaffener Körper, mit allen sinnlichen und Handlungsorganen, lange in der ersten Vorstellung oder in Dunkelheit versenkt und verrichtet ihre natürlichen Geschäfte nicht, denn sie ist aus ihrer natürlichen Gestalt gewandert, bis sie, aus kleinen Urprincipien zusammengesetzt, ein Mal wieder in Pflanzen- oder Thierkeime eintritt. So wiederbelebt und zerstört die unveränderliche Macht, in ewiger Aufeinanderfolge, durch abwechselndes Wachen und Ruhen, die ganze Menge beweglicher und unbeweglicher Geschöpfe.

Geschichte der Schöpfung nach dem Bedang Schaster.**)

Brama, welcher der Schöpfer der Welt seyn soll, ist nur ein Werkzeug des großen Willens (Isch-Bur) und als ein Theil seines Wesens zu betrachten, den er, das große ursprüngliche Wesen, her-

*) Obwohl Schlummer der einigen ewigen Seele, die unendlich weise und wohlwollend ist, nicht zugeschrieben werden kann, so wird er doch im bildlichen Sinne dem Brama, als eine allgemeine Eigenschaft des Lebens, beigelegt, sagt Calluca Bhatta, der Erklärer dieses Gesetzbuchs.

**) Ein heiliges Buch der Indier.

vorrief, seine ewigen Absichten zu vollziehen. Da er der ewige Gott ohne Materie ist, so kann er keine Gestalt haben; aber aus dem, was wir in seinen Werken sehen, können wir schließen, daß er ewig, allmächtig, allwissend und allgegenwärtig ist.

Von Ewigkeit her wohnte die Liebe (Majah) bei Gott. Sie war von drei verschiedenen Arten, die schaffende, die erhaltende und die verderbende. Die erste wird vorgestellt durch Brama, die zweite durch Wischnu und die dritte durch Schiwa. Man wird gelehrt, alle drei anzubeten in verschiedenen Gestalten und Gleichheiten, als den Schöpfer, den Erhalter und den Verderber. Die Liebe Gottes nun brachte die Macht (Jotna) hervor, und die Macht in gehöriger Verbindung der Zeit (Kaal) und des Schicksals (Adaristo) umarmte die Güte (Pirkirti oder Parkuti), und brachte die Materie (Mohat) hervor. Alsdann wirkten die drei Eigenschaften auf die Materie, und brachten das Ganze auf folgende Weise hervor. Aus den entgegengesetzten Handlungen der schaffenden und verderbenden Eigenschaft entstand zuerst die Selbstbewegung (Ahankar) in der Materie. Die Selbstbewegung war von dreierlei Art. Die erste neigte sich zur bildenden Kraft (Rajas oder Rascha), die zweite zur Trennung (Tama), und die dritte zur Ruhe (Satig, vielleicht Satwa). Die uneinigen Kräfte brachten alsdann das Akasch (den Aether) hervor, welches unsichtbare Element die Eigenschaft besaß, den Schall zu führen. Das Akasch brachte hervor die Luft, ein handgreifliches Element; das Feuer, ein sichtbares Element; das Wasser, ein flüchtiges Element, und die Erde, ein festes Element.

Das Akasch breitete sich selbst aus. Die Luft bildete die Atmosphäre; das Feuer sammelte sich selbst, und schien hervor in dem Heere des Himmels (Dewta, von welchem Surga, die Sonne, das erste dem Range nach ist); das Wasser entstand auf der Oberfläche der Erde, indem es von unten heraus durch die Schwere

des letztern Elements getrieben wurde. Auf solche Weise brach das Weltall aus dem Schleier der Dunkelheit hervor, worin es ehemals von Gott zusammengefaßt war. Die Ordnung wurde über das Ganze. Die sieben Himmel, Bu, Buba, Surg, Moha, Junnoh, Tapu und Sutteh, wurden gebildet, und die sieben Welten, Ottal, Bittal, Suttal, Joal, Talattal, Rissatal und Pattal, wurden an ihren Orten festgestellt, um daselbst bis zur großen Trennung (Mah=pirli) zu bleiben, wenn alle Dinge in Gott sollen verschlungen werden.

Gott, welcher sah, daß die Erde in voller Blüthe und die Befruchtung aus ihren Samen sehr stark war, rief zum ersten Male den Verstand (Mun) hervor, und begabte ihn mit mannigfaltigen Organen und Gestalten, um daraus eine Verschiedenheit der Thiere auf der Erde zu bilden. Die Thiere begabte er mit fünf Sinnen, dem Gefühl, Gesicht, Geruch, Geschmack und Gehör. Dem Menschen aber gab er noch die Ueberlegung (Manus), um ihn über die Thiere des Feldes zu erheben.

Die Geschöpfe wurden als männliche (Nir) und weibliche (Madda) geschaffen, damit sie ihr Geschlecht auf Erden fortpflanzen möchten. Ein jedes trug den Samen von seiner Art, damit die Welt mit Grün bekleidet, und alle Thiere mit Futter versehen würden.

Der Verstand, der allen Geschöpfen eingeflößt ist, um sie auf eine gewisse Art zu beleben, ist ein Theil von der großen Seele des Ganzen (Purmattima). Nach dem Tode der Geschöpfe belebt er andere Körper, oder kehret wie ein Tropfen in das unbegrenzte Meer zurück, woraus er zuerst entstand. Die Seelen der Menschen sind von den Seelen der andern Thiere unterschieden; denn die ersten sind mit Vernunft und mit einem Bewußtseyn des Rechts und Unrechts begabt. Wenn daher ein Mensch dem Recht anhängen wird, so weit als es seine Kräfte gestatten,

so wird seine Seele, wenn sie durch den Tod von dem Körper getrennt ist, in dem göttlichen Wesen verschlungen werden, und niemals mehr das Fleisch beleben. Die Seelen derer aber, die Böses thun und dem Unrecht anhängen, werden bei dem Tode nicht von allen Elementen befreit. Sie werden sogleich mit einem Körper von Feuer, Luft und Akasch bekleidet, in welchem sie auf einige Zeit in der Hölle (Nirik) gestraft werden. Sobald aber die Zeit ihres Grams vorüber ist, beleben sie andere Körper, und bis sie zum Stande der Reinigkeit gelangen, können sie niemals in Gott verschlungen werden. Die Beschaffenheit dieses verschlungenen Zustandes, welchen die Seelen der guten Menschen nach dem Tode genießen, ist eine Theilnehmung der göttlichen Natur, wo alle Leidenschaften gänzlich unbekannt sind, und wo das Bewußtseyn in der Glückseligkeit ganz verloren ist.

Erklärung der Hervorbringung der Welt nach den Veda's.

Zuerst war Etwas nicht. Dies Etwas war das Wesen, das Existirende, das Allgemeine, Absolute. Es wollte, daß es offenbar werde, und es erschien ein Ei. Das Ei blieb ein Jahr. Nach Verlauf desselben wurde es zerspalten. Die eine Hälfte seiner Schaale war Gold und die andere Hälfte Silber.

Die Hälfte, welche Silber war, ist die Erde, und die Hälfte, welche Gold war, ist der Himmel. Aus dem, worin das Junge enthalten war, wurden die Berge; aus dem dünnen Häutchen, in welchem das Junge und Feuchtigkeit enthalten war, wurden die Wolken und der Blitz; aus den Adern die Meere, und aus der, in der das Junge enthaltenden Hülle befindlichen Feuchtigkeit oder Wasser wurde der Ocean; das Junge aber, welches hervorkam, ist die Sonne.

So wie nun diese Sonne hervorging und sichtbar wurde, fiel

eine ungeheure Hitze auf die Erde, und die ganze Menge aus trockenen, vegetabilischen und animalischen Theilen bestehender Geschöpfe ging mit allen ihren Wünschen, Begierden und Neigungen hervor, und wurde gegenwärtig.

Die Götter der Indier.

Brama war nach der indischen Mythologie das erste unter den drei erst erzeugten göttlichen Wesen, die Personification desjenigen Theils von dem Wesen des allmächtigen Gottes, den er zuerst hervorrief, seine ewigen Absichten zu vollziehen. Das Wort Brama bedeutet sonst in der sanscritanischen Sprache die Wissenschaft der Gesetze, und mit Recht gibt man dem als Schöpfer verehrten Wesen diesen Namen, weil er die ganze Schöpfung nach den Gesetzen der Natur ordnete. Dieser Obergott Brama war zugleich der Gott der Erde; ihm kam eines Tages der verwegene Gedanke, mit seinem Collegen Wischnu, der auch der Gott des Wassers war, das Wesen des Urgeistes und dessen Macht erforschen zu wollen. Er bestieg deßhalb einen Schwan, flog in gerader Richtung hoch über alle Welten hinaus und wollte die 100,000 Himmel der Indier besuchen. Doch sein Unternehmen mißlang, und Parabrama, das unergründliche Urwesen, bestrafte seinen Vorwitz dadurch, daß er verbot, daß dem Brama zu Ehren Tempel und Pagoden errichtet würden; jedoch billigte er später, als der eitle Obergott vor dem Allerhöchsten seine Thorheit bereute und demüthig um Vergebung bat, daß ihm zu Ehren eigne Feste veranstaltet werden durften. Um ihn aber für alle Zukunft vor dergleichen Versuchen zu behüten, wurde ihm nun die aus einem Milchmeere hervorgegangene Göttin der Weisheit und Wissenschaften, Saraswadi, als Gattin beigegeben. Zuerst wird Brama in

der indischen Religionslehre als Schöpfer, als die Personification der schaffenden Wirksamkeit des ewigen Gottes vorgestellt. Ueber seine Theilnahme an der Schöpfung und die Art und Weise derselben sind die Mythen von der Schöpfung nachzusehen.

Zweitens erkennt man in ihm den Gott des Schicksals, der zwar nach dem Willen des ewigen Gottes, der seine unwandelbare Richtschnur ist, die von demselben angefangene Schöpfung fortsetzt, und allen Geschöpfen das Daseyn gibt; zugleich aber auch die Zeit und das Alter dieses Daseyns bestimmt, und nicht allein das Leben, sondern auch den Tod gibt. Indem er alle die Millionen Arten lebendiger Geschöpfe geboren werden und wieder sterben läßt, bestimmt er ihnen, und insbesondere auch den Menschen, nicht nur eine gewisse Zeit, sondern auch das Schicksal ihres Daseyns; indem er in gewissen Charakteren aufschreibt, was ihnen während desselben Gutes begegnen und Böses widerfahren soll. Nach dem Tode richtet er sie nach ihren Werken. Zu seinem Dienst sind ihm unzählige Genien, Emadudaka genannt, untergeordnet, die sich in Allem nach seinem Willen richten müssen, als seine Abgeordneten ewig hin und herwandeln, und insbesondere von ihm gebraucht werden, das Leben der Menschen von der Erde abzuholen.

Drittens hat dem Brama der ewige Gott die unsterblichen Vedas, d. i. Lehren oder Verordnungen Gottes, die den Inhalt der unter ihrem Namen verehrten und noch vorhandenen heiligsten Sastras der Indier ausmachen, zuerst offenbart, und ihm aufgetragen, sie den Erdbewohnern mitzutheilen. Die merkwürdigste von den Braminen angenommene Tradition über den Ursprung und die Schicksale dieser uralten, als göttliche Worte und Offenbarungen verehrten heiligen Schriften ist folgende: „Als ein Theil der himmlischen Geister, weil er Aufruhr erregt hatte, von dem Angesicht Gottes verstoßen und aus dem Himmel verjagt wurde, verdammte sie Gott in seinem Zorn zu ewiger Strafe und Ver-

bannung. Aber durch die Vermittlung der übrigen treugebliebenen Schaaren wurde er endlich bewogen, sich ihrer zu erbarmen und das Urtheil ihrer Verdammung zu mildern. Deßwegen ordnete er eine Stufenfolge von Strafe, Läuterung und Reinigung an, wodurch sie vermöge schuldiger Unterwerfung die durch Ungehorsam verlorne Glückseligkeit und himmlische Wohnung wieder erlangen könnten."

„Gott erklärte sich über diese Stufenfolge von Strafe, Läuterung und Reinigung in der vollen Versammlung der treugebliebenen Schaaren, trug seinen Rathschluß als unveränderlich und unwiderruflich in sein Buch ein, und befahl dem Birmah, zu den verbannten Verbrechern hinabzusteigen und ihnen die Erbarmung und den Entschluß ihres Schöpfers kund zu thun."

„Birmah vollzog Gottes Befehl, stieg zu den gefallenen Geistern hinab, und verkündigte ihnen die Erbarmung und den unveränderlichen Richterspruch, welchen Gott, ihr Schöpfer, über sie ausgesprochen und in sein Buch eingetragen hatte. Diese große und unerwartete Gnade machte anfangs tiefen Eindruck auf alle Verbrecher, die Anführer der Empörung ausgenommen. Mit der Zeit aber gewannen diese ihr Ansehen wieder; sie bestärkten den größten Theil der Gefallenen in ihrem Ungehorsam, und dadurch wurden die gnädigen Absichten des Schöpfers größtentheils vereitelt."

„Im Anfang des gegenwärtigen Weltalters kamen die drei ersterschaffenen Wesen und die übrigen treu gebliebenen himmlischen Geister, von dem tiefsten Schmerz über die immer zunehmende Bosheit ihrer gefallenen Brüder durchdrungen, auf den Gedanken, ihr Verderben sey darin gegründet, daß sie die durch Birmah ihnen nur mündlich bekannt gemachten Bedingungen ihrer Rettung nach und nach wieder vergessen hätten. Sie baten daher den Allmächtigen um die Erlaubniß, daß sein Ausspruch und die Bedingungen der Wiederherstellung der Gefallenen zu ihrem Unterricht in ein

förmliches Gesetzbuch verfaßt würden, und daß einige der himmlischen Geister hinabsteigen dürften, ihnen dieß Gesetzbuch bekannt zu machen, damit sie dergestalt, wenn sie ferner im Ungehorsam beharrten, keine Entschuldigung und keinen Vorwand für sich anzuführen hätten."

„Gott willigte in die Bitte der himmlischen Schaaren. Alle, ohne Ausnahme, boten sich an, diese Gesandtschaft zu übernehmen; aber Gott wählte aus ihnen diejenigen, die er zu diesem Werke der Rettung am geschicktesten fand, und wies ihnen die verschiedenen Regionen der bewohnten Welt zu ihrem Geschäft an. Für den östlichen Theil dieser Erde bestimmte Gott einen aus der ersten Ordnung der himmlischen Geister und beehrte ihn mit dem Namen Brama oder Brahma, welcher das Göttliche seiner Sendung und Lehre bezeichnet."

„Auf Befehl Gottes theilte Birmah dem Brama und den übrigen abgeordneten Boten Gottes die Gebote und Bedingungen mit, die er anfangs mündlich den Verbrechern verkündigt hatte. Brama empfing die Gesetze Gottes und schrieb sie in Debtah Nagur (buchstäblich: Sprache der Genien oder himmlischen Geister) nieder; und als er zu Anfang des jetzigen Zeitalters herabstieg und die Regierung von Hindostan übernahm, übersetzte er sie in Sanskrit, eine Sprache, die damals in ganz Hindostan allgemein war, und nannte das Gesetzbuch, welches er den Gefallenen als das einzige Bedingungsmittel ihrer Wiederherstellung und Seligkeit bekannt machte: Chartah Bhade Schastah des Brama, d. i. buchstäblich: die vier Schriften göttlicher Worte des mächtigen Geistes."

Nach der Sage raubte gegen Ende des dritten Weltalters, während Brama sich am Schlusse eines göttlichen Zeitalters zur Ruhe begeben hatte, der Dämon oder Riese Kanagakschen oder Hajagriva die Vedas, die von des Gottes Lippen geflossen waren, aus der Verwahrung desselben und verschlang sie. Als nun das

Menschengeschlecht die göttlichen Lehren verloren hatte, verdarb es bald ganz und gar, ausgenommen die sieben Rischis und Satjavrata, der König und Beherrscher von Dravira, einer südlich von Carnata am Meere gelegenen Gegend. Wischnu beschloß, das lasterhafte und verdorbene Geschlecht der Menschen durch eine Fluth zu vertilgen. Die Schleusen des Himmels öffneten sich, und die Wolken gossen einen solchen Platzregen herab, daß das Meer aus seinen Ufern trat, und die ganze Erde überschwemmte. Als die Fluth zu Ende war und Brama erwachte, fing er sogleich an, die Welt wieder zu bevölkern; Wischnu aber in der Gestalt eines gehörnten Fisches, tödtete den Riesen Hajagriva, riß ihm mit seinem Horn den Bauch auf, nahm die Vedas, die derselbe verschlungen hatte, heraus und gab sie dem Brama zurück. Nach einer andern Sage fand er nur noch drei, der vierte war schon verdaut.

Viertens wird dem Brama jene merkwürdige Einrichtung zugeschrieben, vermöge welcher das indische Volk seit den ältesten Zeiten in mehrere Stämme oder Classen getheilt ist, deren Glieder erblich zu dem Beruf und der Lebensart ihrer Väter verpflichtet sind. Dieser Stämme, welche von den Indiern Giadi oder Varna, von den Europäern aber, nach einem portugiesischen Worte, ganz irrig Casten genannt werden, gibt es mancherlei. Die vier vornehmsten kommen von Brama. Er, das Wesen ohne Anfang und Ende, ließ vier Menschen, Bramin, Cschatriya, Vaisya und Sudra, so genannt von Schrift, Schutz, Reichthum und Arbeit, aus dem Munde, den Armen, der Hüfte und den Füßen hervorgehen. Diese sollten das Menschengeschlecht vermehren, und von ihnen stammen die vier reinen oder edlen, nach ihren Urvätern benannten Giadi der Indier ab. Der erste Theil in dem zusammengesetzten Namen eines Braminen bedeutet Heiligkeit, der zweite Heil; in dem eines Cschatriya oder Kriegers der erste Macht, der

andere Erhaltung; in dem eines Waisya oder Handelsmannes der erste Reichthum, der andere Nahrung; und in dem eines Sudra oder Dieners der erste Verachtung, der andere unterthänige Aufwartung.

Unter den alten Fabeln, welche auf Brama Bezug haben, bemerken wir vor allen folgende: Brama, weil er die Macht zu erschaffen hatte, bildete sich ein, er sey eben so viel als Schiwa, und wollte auch den Rang von Wischnu behaupten. Er beleidigte ihn, Wischnu aber wollte sich rächen, und nun entstand ein fürchterliches Gefecht zwischen beiden. Die Gestirne fielen vom Himmel, die Andoni oder Sonnensysteme zersprangen, und die Erde zitterte. Die Dewetas schlossen vor Schrecken ihre Augen, und flohen im Taumel ihrer Angst zu Dewandren, der sie nach Cailâsa, den Himmel des Schiwa, führte. Sie baten den Herrn, sie zu unterstützen, und Gott, der in Aller Seelen ausgegossen ist, wie das Oel im Körnchen von Gengeli, fühlend, was die Dewetas leiden mußten, stellte sich in Gestalt einer Feuersäule, die weder Anfang, noch Ende hatte, vor die Streitenden hin. Der Anblick derselben stillte ihre Wuth. Um ihre Streitigkeit zu entscheiden, kamen sie dahin überein, daß derjenige den Rang vor dem andern haben sollte, der den Gipfel oder den Fuß dieser Säule ausfindig machen könnte.

Wischnu nahm die Gestalt eines Ebers an, und machte mit seinen Hauzähnen Löcher in die Erde, die bis in das Padalon (eine Unterwelt) eindrangen. Er durchlief in einem Augenblicke 1000 Kadons, *) und suchte auf diese Art 1000 Jahre lang, ohne den Fuß der Feuersäule entdecken zu können. Endlich ermüdet, ließ er von seinem Vorhaben ab, und nur mit vieler Mühe

*) Ein Kadon macht drei französische Meilen.

konnte er wieder an den Platz kommen, von dem er ausgegangen war. Er erkannte nun die Macht des Schiwa und betete ihn an.

Brama im Gegentheile wollte die Spitze der Säule aufsuchen, war aber eben nicht glücklicher. Er nahm die Gestalt des Vogels Annon oder Hamsa, eines Schwans, an, und erhob sich in einem Augenblicke 2000 Kadons hoch in die Lüfte. Auf diese Weise durchflog er sie 100,000 Jahre lang, aber vergeblich; denn nun waren seine Kräfte erschöpft und er konnte nicht mehr fliegen. Da sah er seine Thorheit ein und erkannte den Herrn. Ihn zu prüfen, ließ Schiwa eine Blüthe vom Baume Kaldeir herabfallen. Brama fing sie mit der Hand auf; die Blüthe aber, welche die Gabe zu reden hatte, bat ihn, ihr die Freiheit zu schenken. Brama versprach es ihr unter der Bedingung, daß sie ihn zu Wischnu begleiten und dort Zeugniß geben sollte, er habe die Spitze der Säule gesehen. Sie gingen hierauf zu Wischnu und er behauptete dieses, indem er hinzusetzte, die Blüthe des Kaldeir, die er mit sich brächte, wäre Zeuge davon. Die Blüthe sagte auch wirklich: ja; aber noch ehe sie das Wort geendet hatte, berstete die Säule von einander, die acht Elephanten, welche die Welt unterstützen (Aschtequedjams), spien Blut, und die Wolken wurden vom Feuer verzehrt. Schiwa erschien in der Mitte der Säule und lachte. Wischnu warf sich vor ihm nieder und lobte den Herrn. Schiwa, durch seine Reue gerührt, verzieh ihm seinen Fehler und erwies ihm mehrere Gnadenbezeigungen. Den Brama aber, der ganz erschrocken da stand, verwünschte er und bedeutete ihm, daß er zur Strafe für die gesprochene Unwahrheit niemals weder Tempel, noch heilige Ceremonien (Putsche) auf Erden haben sollte; und die Blüthe des Kaldeir, sagte er, solle künftighin nie mehr in seinem Tempel gebraucht werden. Brama erholte sich wieder, zeigte ernstliche Reue, warf sich zu den Füßen des Schiwa und bat um seine Verzeihung. Die Güte desselben gewährte sie

ihm, indem er hinzusetzte: „Dein Stolz hat verursacht, daß du das Putsche verloren hast; aber zum Lohn deiner Reue sollen alle Ceremonien der Braminen für dich seyn." Mit diesen Worten verschwand er.

Man glaubt in dieser Fabel eine Andeutung der gänzlichen Vertilgung der Sekte des Brama zu finden, welche durch eine Vereinigung der Sekte des Schiwa und der des Wischnu soll bemerkt worden seyn. Zum Andenken dieser Begebenheit pflegt man in einigen Tempeln die Gottheit unter dem Namen Sangara-Narainem, welches heißt Schiwa und Wischnu, anzubeten, und ihr Bildniß halb weiß und halb blau vorzustellen, um dadurch die Vereinigung dieser Götter, die nun Einen ausmachen, anzuzeigen. Da diejenigen Bramanisten oder Anhänger des Brama, die der allgemeinen Niederlage entgingen, in die Secte des Schiwa eintraten, so hat man erdichtet, Brama habe Buße gethan.

Nach einer andern Sage schlug Schiwa dem Brama, über die unwahre Behauptung desselben, daß er die Spitze der Feuersäule, in welche er sich verwandelt hatte, gesehen hätte, erzürnt, mit seiner himmlischen Waffe eines seiner Häupter ab. Aus dem Blute, welches aus dem abgeschlagenen Haupte floß, entsprang ein ungeheurer Riese mit 500 Köpfen und 1000 Händen, Sagatrakavachsen genannt. Der Tag, an welchem dieses geschah, hieß Pongalacha, und ist als ein unglücklicher und verworfener Tag aus dem Kalender gestrichen worden.

Noch Andere erzählen, Brama sey dadurch, daß er fünf Häupter gehabt habe, und wegen der Macht, die ihm gegeben war, hochmüthig geworden, und habe sich nicht gescheuet, sich gegen Schiwa aufzulehnen. Dieser, darüber erzürnt, hätte einen mächtigen bösen Dämon, Beirewa, hervorgebracht, der dem Brama mit seinen Nägeln den mittelsten Kopf abgerissen hätte. Brama, um seinen Fehler wieder gut zu machen, machte Lobgedichte zu Ehren

des Schiwa, an welchen dieser ein solches Wohlgefallen hatte, daß er ihm versprach, er solle von nun an mit seinen vier noch übrigen Häuptern in allen Ehren und Ansehen leben. Das fünfte, welches ihm abgeschlagen worden war, nahm Schiwa und setzte es auf sein eigenes.

Man glaubt, Brama sterbe nach gewissen Perioden und werde dann wieder lebendig; ja, nach Andern stirbt er alle Jahr einmal. Seine Welt und Wohnung, zu welchen diejenigen emporsteigen, die sich seinem Dienste vorzüglich widmeten, heißt Bramalôga und liegt dem höchsten Himmel am nächsten. Unter den Thieren ist ihm der Schwan, Hamsa, besonders gewidmet. Er ist der Thron und Wagen des Gottes, wenn er reiset. Der Schwan ist ein Symbol des Wassers, denn die Erde (Brama) schwimmt auf dem Wasser. Der Schwan schwimmt nur auf gutem, reinem und klarem Wasser, und von solchem Wasser will die Erde genährt seyn, um gesunde und heilsame Früchte hervorzubringen. Dieser Vogel ist daher den Indiern sehr heilig, ob er gleich nicht besonders verehrt wird.

In den ältesten Zeiten soll Brama, gleich Wischnu und Schiwa, eigene Tempel gehabt haben und durch einen besonderen Gottesdienst verehrt worden seyn. Die Anhänger der beiden letzten Gottheiten aber verbanden sich zusammen, vertilgten die Sekte des Brama und zerstörten ihre Tempel, um seine Verehrung auf immer in Vergessenheit zu versenken. Jetzt hat er weder Tempel, noch besonderen Gottesdienst. Nur die Braminen verrichten, ihres Ursprungs wegen, besonders ihm zu Ehren, das Sandiwane. Diese Ceremonie, welche von ihnen jeden Morgen zu beobachten ist, besteht darin, daß sie bei Aufgang der Sonne mit der hohlen Hand Wasser aus einem Teich schöpfen, und es bald vor, bald hinter sich, über die Schultern weg, ausgießen. Dabei rufen sie den Brama an, und preisen ihn durch Lobsprüche und Loblieder.

Dieses erwirbt ihnen seine Gnade und sie werden dadurch gereinigt. Hierauf spritzen sie auch gegen die Sonne Wasser, um derselben ihre Ehrfurcht und Dankbarkeit dafür zu bezeugen, daß sie sich wieder sehen läßt und die Finsterniß zerstreut hat. Zum Beschlusse reinigen sie sich noch durch ein Bad. Diese Art von Gottesdienst, die schon von den ersten Bewohnern der Erde soll eingeführt worden seyn, scheint der Erde, dem Feuer und dem Wasser zu gelten, und ist von den Indiern ununterbrochen beibehalten worden. Auch pflegen die Braminen dem Brama ein besonderes Opfer zu bringen, welches Bramajaga oder Bramajagnam genannt wird. Die Ceremonien dabei sind ganz dieselben wie jene bei dem Feueropfer Homam.

Brama wird gewöhnlich, auf dem Schwan Annon sitzend, mit vier Menschenköpfen abgebildet, in der einen Hand das Gesetzbuch haltend; seine Gattin Saraswadi aber hält das musikalische Instrument Kinneri und ebenfalls ein Buch in den Händen.

Der zweite Obergott Wischnu ist auch noch der besondere Beschützer der Welt, die er namentlich vor Tyrannei und Bosheit bewahren soll. Um dieses besser bewerkstelligen zu können, nahm er 21 verschiedene Gestalten an. Wie das heilige Buch Masabdorada berichtet, erschien er zuerst halb Fisch, halb Mensch, und rettete so die heiligen Bücher, Vedam genannt, bei der großen Ueberschwemmung, indem er zu gleicher Zeit den bösen Geist Ganagriva, den Hauptteufel der Indier, bekämpfte, der der Beförderer alles Bösen war. Dann verwandelte er sich in eine Schildkröte und erhielt so die Erde, die eben im Begriff war, in dem großen Milchmeere zu versinken. Sodann wurde er ein Halblöwe und Halbmensch, ferner Zwerg rc., und bekämpfte in allen diesen Gestalten die bösen Geister und Riesen, welche das Unheil der Welt wollten. Seine neunte Verwandlung war die merkwürdigste, nämlich die in den schwarzgelockten Gott Krishna. Als solcher

wurde er von der Prinzessin Camsar geboren, deren Bruder König von Madura war und dem man prophezeihete, dieses Kind würde ihn vom Throne stoßen. Es sollte nun sammt allen Kindern männlichen Geschlechts getödtet werden, wurde aber so gut unter Hirten verborgen und erzogen, daß es dem zugedachten Mord entging. Hier lernte der junge Gott die Flöte zum Bezaubern schön spielen, und tödtete das furchtbare Ungethüm, den Schlangendrachen Calengam. Er wurde aber dabei leider sehr ausschweifend, zeugte viele tausend Kinder und hatte außer seiner rechtmäßigen Gattin, der Lakschimi, die fruchtbare Göttin des Ueberflusses und der Schönheit, noch viele andere Frauen. — Wischnu wird meistens auf der Schlange Adisseshen und als Krishna, auf der Flöte spielend, abgebildet, so wie auch in allen seinen Verwandlungen. Seine Gattin aber findet man mit einem Kinde an der Brust, als Sinnbild des Ernährens.

Schiwa war der dritte Obergott der indischen Dreieinigkeit oder Trimurti, wie sie die Indier nennen, und zugleich der des Feuers und der Sonne, und unüberwindlicher Sieger des Todes; auch ist er Belohner des Guten, so wie der furchtbar schreckliche Bestrafer des Bösen. Nicht minder schrecklich ist seine Gattin Paraswadi, manchmal als die eine Hälfte seines, in diesem Falle zwitterartigen Körpers dargestellt, oft aber auch als für sich bestehend, und alsdann als die große Wohlthäterin und Belohnerin des Guten, oder auch als die schwarze Richterin des Bösen, mit vielen Schwertern bewaffnet. Oft sieht man den Schiwa mit einem Ochsenkopf abgebildet, als Zeichen männlicher Kraft, oft aber auch als den Schrecklichschwarzblauen mit drei Augen, von denen das größte auf der Stirne Mitte sitzt, und er ist von Blitzen umgeben. Dann aber hat er acht, mit Schilden, Schwertern, und andern Dingen bewaffnete Arme, und trägt ein gräuliches Halsband von lauter Menschenschädeln; eben so ist seine Gattin

mit diesem Schmucke versehen, wenn sie als Richterin dargestellt wird, und Schlangen verbinden und reihen diese Todtenköpfe. Auch ist Schiwa der Höllenrichter der Indier, und verdammt sie entweder zu ewigen Leiden oder ewigen Freuden; hierbei hat er den göttlichen Unterrichter Jama zum Gehülfen.

Eine Tochter von ihm war mit seinem göttlichen Kollegen Brama vermählt, dieser verwandelte aber seine Frau in eine Hirschkuh und sich in einen Hirsch, und entfloh mit ihr in die finstersten Urwälder. Aber der Schwiegervater, hierüber voll Zorn, wußte ihn doch aufzufinden, und hackte ihm mit seinen mächtig großen Finger-Nägeln einen von seinen fünf Köpfen ab, weßhalb ihm nur noch vier übrig geblieben sind.

Ein jeder von diesen drei Göttern hat sein eigenes Himmelreich, wo sie die von allen Schlacken gereinigten Geister aufnehmen; aber von diesen bis zum allerhöchsten Himmel des Parabrama ist noch eine unermeßliche schwindelnde und unerreichbare Höhe, denn sie liegen Millionen Klafter tiefer und stehen in keiner Berührung mit demselben.

Durch den Wischnu und Schiwa theilen sich die Indier in zwei Sekten, nämlich in die Wischnuiten und Schiwaniten (Verehrer des einen und des andern). Brama aber wird von Allen, und namentlich den Braminen insbesondere, verehrt. Diese Sekten unterscheiden sich sowohl durch Kleidung, als durch besondere Gebräuche.

Von den Untergottheiten wollen wir noch der bedeutendsten erwähnen. Budha, auch Bhavam genannt, der auch als Reformator bekannt ist, war eigentlich, nach der mythischen Geschichte der Indier, die neunte große Weltverkörperung des Wischnu, in der Person eines heiligen Weisen und Beschauers. Nach Einigen war er ein Sohn der Maje oder Maja, d. h. der Phantasie; nach Andern hat er weder Vater, noch Mutter. In der Regel ist er

unsichtbar. Diejenigen aber, denen er erscheint, erblicken ihn mit vier Armen. Seine Beschäftigung besteht unausgesetzt darin, daß er Tag und Nacht mit zur Erde gesenkten Blicken den höchsten Gott anbetet. Wenn er also 26,430 Jahre wird gesessen haben, ohne irgend ein Wunder gethan oder sich um weltliche Dinge bekümmert zu haben, so wird seine Zeit und mit ihr zugleich das vierte und letzte Weltalter, in welchem wir jetzt leben, zu Ende gehen. Jajadeva sagt von ihm in seiner berühmten Hymne auf die Verkörperung des Wischnu: „Du tadelst den ganzen Veda, wenn du siehst, o Freundlichherziger, das Blutvergießen des zahmen Viehes, vorgeschrieben wegen des Opfers, o Cesava, annehmend den Körper des Budha: sey siegreich, o Heri, Herr des Weltalls!"

Die Braminen sprechen von den Anhängern des Budha, der als Reformator ihrer alten den Veda's gemäßen Lehre auftrat, gewöhnlich mit dem Groll eines intoleranten Geistes, und doch betrachten die strengsten unter ihnen den Budha selbst als eine Menschwerdung des Wischnu. Man glaubt diesen Widerspruch dadurch gelös't zu haben, daß man annimmt, ein anderer Budha, vielleicht einer seiner Nachfolger in einem späteren Zeitalter, habe unter diesem Namen und Charakter den Versuch gemacht, das ganze System der Braminen über den Haufen zu werfen, und sey die Ursache jener Verfolgung geworden, durch welche die Anhänger des Budha aus Indien und in entfernte Gegenden getrieben wurden. Der Reformator des braminischen Religionssystems soll eine Person mit dem Fo der Chinesen, dem Gaudma der Birmanen und mit dem Sammonakhodom der Siamesen gewesen seyn; der Budha aber, welcher als eine Verkörperung des Wischnu in Indien verehrt wird, hieß eigentlich Sjaka. Gewöhnlich sieht man ihn auf einem Blatt der durch ihren Samen und ihre Wurzel sehr nahrhaften Lotus- oder egyptischen Seeblume sitzen. Dann gibt

es bei den Indiern, wie bei den Griechen, Götter der verschiedenen Wissenschaften und Künste, der Leidenschaften, der Winde, der Flüsse, der Seen, einen auf einem Krokodill reitenden Meeresgott, einen Gott der Sonne und des Mondes, Gottheiten für jeden Wochentag, auch einen Amor oder Liebesgott, den sie den Mamnadi nennen, d. h. den heimlichen Seelenberauschenden. Ein bedeutender Gott aber ist der des Wetters, der zugleich Donner und Blitz in seiner Gewalt hat und Indra oder Dewandren heißt, und als Oberhaupt der Untergötter eine gewaltige Herrschaft über dieselben ausübt; er wohnt in dem Himmel oder der Welt Indraloga und beherrscht den östlichen Theil des Weltalls. Er hat vier mit Donnerkeilen und Pfeilen bewaffnete Arme, hält einen Lotus und trägt eine Krone. Es heißt, daß auf dem heiligen Berge Meru, der den Mittelpunkt der Erde bezeichnet und im Norden von Indien liegen sollte, die Residenz des großen Indra war. Vermuthlich ist der ungeheure Berg Himaleh (Himalaya, ewiges Schneereich) damit gemeint, der die Scheidewand von Tibet und Indien macht und unstreitig das höchste Gebirg auf der ganzen Erde ist. Zwischen diesen Gebirgen befand sich das Thal Satissar (Groß-Kaschmir), ein ewig blühender Frühlingsgarten, und dieses Thal ist das heilige Land der Indier, und somit die Heimath der Braminen und der ersten und edelsten Menschen. Auch die Perser nennen diese Gegend das Land Sondergleichen, und sogar die Mahomedaner halten diesen herrlichen Garten des Ueberflusses für die Geburtsstätte und den Aufenthaltsort der ersten Menschen, und verlegen in ihren Mährchen hierhin die Residenz des orientalischen Zauberkönigs Salomon. Früher soll hier ein großer See gewesen seyn, den nach indischer Sage der heilige Greis Kuschup in einen Fluß, den Behud, verwandelte und durch den engen Felsengrund Baramcula leitete. Nachdem er das herrlichste Thal auf Erden reichlich bewässert, strömt er endlich in den Indus. Nach den

alten Geschichtsbüchern Kaschmirs war es auch dieser Greis, der die Braminen in den Besitz dieser Gegenden setzte, wo sie den würdigsten unter sich zum Fürsten erkoren, dessen Nachfolger eine lange Reihe von Jahren hier herrschten. Später war diese Gegend den Chorasmiern, einem paropamisischen Bergvolke, unterworfen, bis es unter die Herrschaft der alten Perser kam. Auch soll hier, wie die Chinesen behaupten, der heilige Religionsstifter Fo geboren worden seyn und seine göttlichen Gesetze gelehrt haben.

Eine viel verehrte Untergottheit der Indier war Ganeshar oder Pollear, einer von Schiwa's Söhnen, den er aber zuerst nicht anerkennen wollte, und ihm deßhalb ohne Weiteres den Kopf herunterriß. Nachher gereuete es ihn aber wieder, und er setzte ihm einen klugen Elephantenkopf auf, mit welchem man ihn auch häufig, und zwar auf einer Ratte reitend, abgebildet findet. Er wird als der Zahlengott und auch als Schicksalsgott verehrt, weßwegen man ihn besonders bei gewagten Unternehmungen und Spekulationen zu Hülfe ruft und, um das Gelingen zu befördern, ihm allerlei sonderbare Gelübde thut.

Der Subramanja ist ebenfalls einer der berühmtesten Söhne des kinderreichen Schiwa. Das Siebengestirn des Bären war seine Säugamme, die ihn mit silbernem Sternenschaum nährte, und seine Bildsäule ist in dem Tempel seines Vaters, auf einem Pfau reitend, zu finden und hat ein halbes Dutzend Köpfe, mit denen die Indier sehr freigebig sind. Er war ein gewaltiger, thätiger, thatenreicher Held, der Simson und Herkules der Indier.

Den Gott der Tugend, Derma-Dewa, verehren die Indier unter der seltsamen Gestalt eines brüllenden Stieres. Ihr Gott der Reichthümer kommt auf einem silberweißen Schimmel geritten, und der Gott Executor, der Vollzieher der göttlichen Strafurtheile, sitzt auf einem pechschwarzen Riesenraben. Sogar eine Göttin der Kinderpocken haben sie, welche früher viel höher im Rang stand

und die Göttin der Elemente war; da sie aber unkeusch wurde, mußte sie sterblich werden und sterben. Bald darauf soll sie aber wieder von den Todten auferweckt worden seyn, und es wurde ihr der Rang einer Halbgöttin nebst der Kraft verliehen, die Kinderpocken zu heilen. Die Braminenkaste verleugnet sie jedoch ganz, desto mehr verehrt sie das gemeine Volk und die Parias, welche ihr zu Ehren das tollste Fest der Welt feiern.

Agni oder Aghni, auch Pavaka, der Reiniger genannt, der Gott des Feuers, wohnt in Agnilòga, beherrscht und beschützt den südöstlichen Theil des Weltgebäudes.

Jama, der Genius, unter dessen besonderer Aufsicht die Verstorbenen stehen, der Gott des Todes, welcher Belohnungen und Strafen austheilt, wohnt in Jamalòga oder Jamapur, und beherrscht den südlichen Theil der Welt.

Niruti, ein König böser Geister und Dämonen, wohnt in Nirutilòga, und beherrscht den südwestlichen Theil der Welt.

Varuna, auch Borun, einer der Herren der Strafe, der die schuldigen Seelen mit ewigen Banden fesselt, auch der Gott der Meere und des Wassers, wohnt in Varunalòga, und gebietet dem westlichen Theil der Welt.

Wayu, auch Pavana, auch der Gott und Gebieter des Windes, der, wenn er sich bewegt, alle Geschöpfe durchdringt, wohnt in Wayulòga und beherrscht die nordwestliche Welt.

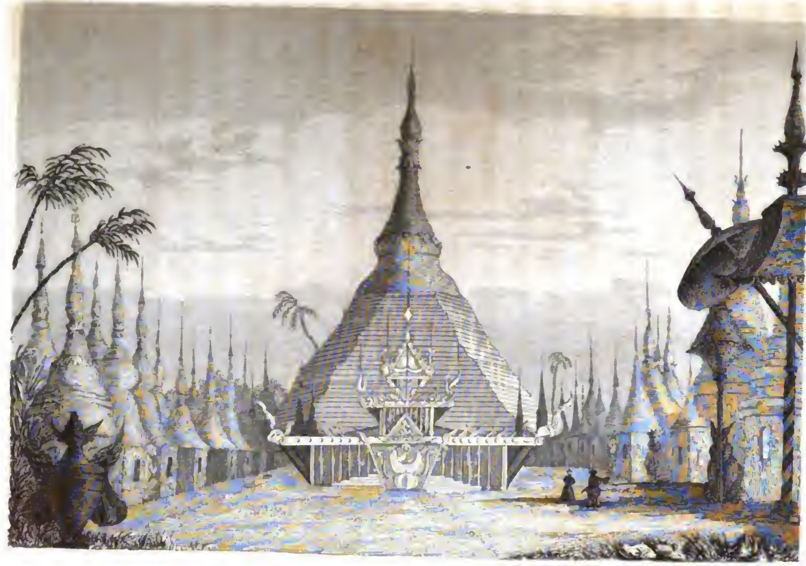
Cuvera oder Pulastya, der Gott des Reichthums, wohnt in Cuveralòga oder Alaca, und beherrscht den nördlichen Theil der Welt.

Isanja, welcher die Erlaubniß hat, unter der Gestalt des Schiwa zu erscheinen, wohnt in Isanjalòga, und herrscht im nordöstlichen Theil des Weltgebäudes.

Nach diesen und noch Hunderten von andern Göttern zweiten und dritten Ranges, deren Namen auch nur anzuführen ein Buch füllen würde, kommen noch mehr als 400 Millionen Geister aller

Art, böse und gute, Berg-, Wald-, Haus-, Brunnen-, Feuer- und Wassergeister, Gnomen, Riesen, Dämone, Nymphen, Elfen u. s. w., die sämmtlich in neun Klassen eingetheilt werden und die armen Menschen auf tausendfache Art zu verführen und ins Unglück zu bringen suchen, und sie sogar in Abgründe und die Tiefen des Meeres stürzen, wenn man ihnen nicht reichliche Opfergaben darbringt. Auch haben die Indier ihre Heiligen, die Muni heißen, und unter Menschengestalt von dem Urgotte unter die Menschen gesandt wurden, um ihnen die göttlichen Lehren beizubringen. Mehrere Könige, viele Weisen und indische Philosophen, so wie auch der Gesetzgeber Menu gehören zu diesen Heiligen. Außerdem werden noch viele Thiere und auch leblose Dinge von dem Volke für heilig gehalten, wie z. B. Ochsen und Kühe; ferner der Affenkönig Amumar nebst dem ganzen Affengeschlechte; auch die Elephanten, Adler, Schweine, Schlangen und allerlei Ungeziefer, eben so verschiedene Pflanzen, unter denen der Mangobaum und die Lotusblume, sind heilig. Auch der Fluß Ganges hat sich einer ganz besondern Verehrung zu erfreuen; sein Wasser ist heilig und es wird damit viel Handel im ganzen Lande getrieben, und glücklich sind die Sterbenden, die sich noch, bevor sie der Tod erreicht, mit demselben waschen können. Die Heiligkeit dieses Flusses rührt daher, weil derselbe nach der Sage der Wischnuiten aus dem Fuß des Wischnu entsprungen seyn soll; nach den Schiwaniten aber aus dem Schweif des Schiwa. In einem Arm des Ganges, dem Fluß Cachi, findet man auch einen sehr heiligen Stein, der wahrscheinlich nichts Anders als ein versteinertes Ammonshorn ist, und besonders bei den Gläubigen Wischnu's für eine heilige Reliquie gilt, so wie der Lingam bei den Anhängern des Schiwa.

Viele dieser Gottheiten, Dämonen und Geister hatten und haben zum Theil die ungeheuersten und prachtvollsten Tempel, Pagoden, Denkmäler, Altäre u. s. w.



EINGANG ZUR GROSSEN PAGODE ZU RANGUN

Kaum kann sich die ausschweifendste Phantasie einen Begriff von den noch vorhandenen Denkmälern der altindischen Baukunst machen, denen keine andere Werke der Art auf Erden gleichgestellt werden können. So findet man z. B. an den Küsten von Coromandel eine ganz ungeheure Stadt, Mawalipuram, in einem Gebirge von Granitfelsen eingehauen, und die sich meilenweit in das Land hineinzieht. Riesenpagoden, zum Theil in Pyramidenform, scheinen die Vorbilder der egyptischen Pyramiden gewesen zu seyn. In ungeheuren, in Felsen eingehauenen Grotten findet man wieder stehen gebliebene Felsen, deren einer abermals einen großen, für sich bestehenden Tempel bildet, und die auf das prächtigste verziert sind. Ganze Felsengebirge sind zu unermeßlichen Amphitheatern ausgehauen. In einzelnen Felsen von ungeheurem Umfange und furchtbarer Höhe sieht man große Vorhöfe, mit prachtvollen Säulenhallen, mit freien Plätzen, viele Stockwerke über und unter der Erde, Kapellen und Tempel, mit Treppen und Brücken, Wasserbehälter wie große Teiche, mit Obelisken, Brunnen, Riesenbildsäulen, Elephanten und andern Riesenthieren, nebst den mannichfaltigsten Verzierungen ausgehauen, so daß man allerdings und unwillkürlich auf den Gedanken fallen muß, diese Arbeiten konnte nur ein mächtiges Riesen- oder Zaubervolk vollbringen, wie denn auch die Braminen diese Monumente zum Theil für Werke der von Ramo bekämpften Riesen und bösen Geister ausgeben. Die Insel Elephante hat von einem ausgehauenen Riesenelephanten, der bei einem ebenfalls ausgehauenen Tempel steht, ihren Namen, und auf der Felseninsel Salsette sind ungeheure Pagoden von vielen Stockwerken ausgehöhlt und mit schwer zu entziffernden Inschriften versehen. An allen diesen Riesenwerken muß die Weisheit unsrer europäischen Gelehrten verstummen, und der ganze Vorrath ihrer Kenntnisse löſ't sich in mehr oder minder unwahrscheinliche Vermuthungen auf. Alles, was Rom und Griechenland und ganz Europa, ja die

übrige Welt von Bauwerken aufzuweisen hat, verschwindet gegen diese seit vielen Jahrtausenden dastehenden Riesengebäude, aus Felsen gehauen, wie Kartenhäuser der Kinder, und fast geräth bei deren Anschauung auch der Weiseste in Versuchung, an Zauberei und abenteuerliche Wesen zu glauben.

Von der Pagode von Jagrenat, deren Höhe über 350 Fuß beträgt, deren Umfang unermeßlich ist und zu welcher einzelne Quadersteine, 12000 Kubikfuß enthaltend, 50 Meilen weit herbeigeführt werden mußten, berichtet ein berühmter Reisender, daß man ohne Uebertreibung annehmen dürfe, daß dritthalb tausend Jahre zu ihrer Vollendung gehörten.

In vielen dieser Pagoden findet man oft sehr unanständige Scenen aus dem Götterleben abgebildet, was die Braminen damit entschuldigen, daß Alles, was da ist und war, von dem höchsten Gotte geschaffen, natürlich wäre und nicht anstößig seyn könne. In einem dieser Tempel ist das Bild Schiwa's und seiner Gemahlin, in der Seitenkapelle aber die seiner Familie. Auch ist daselbst der Tugendgott als liegender Stier zu erblicken. In Wischnu's Tempel findet man den Affenkönig; den Garudhas, das ist des Gottes Adler u. s. w. Gewöhnlich befindet sich eine Statüe des Gottes, dem die Pagode geweiht ist, im Vorhof derselben und eine andere im Innersten. Diese sind, nachdem der Tempel reich und angesehen ist, von Marmor, Kupfer oder vergoldetem Silber und manchmal sogar von reinem Golde. Wischnu's Bildsäule in dem obenerwähnten Riesentempel von Jagrenat, unter der Abbildung als Krishna, war von dem kostbaren Sandelholz, und hatte einen mit Gold- und Silbertafeln bedeckten Mantel an, in den sie bis auf das Haupt verhüllt war und nur noch die Extremitäten der Arme und Füße sehen ließ. Die beiden Augen desselben waren unschätzbar große Diamanten, und um den Hals hing

DAS INNERE DER PAGODE.



ein nicht minder kostbares Band von diesen Steinen. Eben so waren Arme und Beine mit kostbaren Perlen und Edelsteinen besetzt.

Den Tempeldienst versehen die Braminen ausschließlich, und unterhalten zu den Festen, welche zu Ehren der Götter stattfinden, ein ganzes Heer schöner Tänzerinnen, welche in den Pagoden oder in den anstoßenden Gebäuden wohnen. Das Allerheiligste im Innern der Tempel darf Niemand als die Priester selbst betreten; der Zugang in die übrigen Theile, die Wohnungen der Tänzerinnen ausgenommen, ist bis auf die Parias allen andern Kasten erlaubt.

Wer ein recht gutes Werk stiften und einer schnellen Himmelfahrt gewiß seyn will, stiftet bei den Indiern eine Pagode, wie man bei uns früher ein Kloster oder jetzt noch hin und wieder eine Kirche stiftet; doch das können natürlich nur sehr reiche Leute. Um aber den Platz genau zu wissen, der den Göttern zum Bau am angenehmsten ist, läßt man eine der heiligen Kühe über Nacht auf einem freien Felde weiden, und wo sich am andern Morgen der größte Haufen Dung befindet, da hat die Gottheit den ihr angenehmsten Platz bezeichnet. Ist der Tempel fertig, so wird er durch stattfindende Feste eingeweiht und ihm ein reich ausgestatteter Oberbramine nebst Unterbraminen zum Tempeldienst beigegeben.

Die bedeutendsten Feste der Indier sind das den Gestirnen und der Sonne gewidmete große Brandopfer, Jagam genannt, dessen Zweck ist, zur Verbrennung der Braminenleichname ein heiliges Feuer zu erhalten, wodurch dieselben so rein von allen Sünden werden, daß sie vom Scheiterhaufen in ganz gerader Richtung, freilich unsichtbar, in den Himmel des Brama einfliegen. Ueber 1000 Braminen, worunter wenigstens 100 von der gelehrten Klasse der Pundits seyn müssen, wohnen unter Zelten dieser Feier bei und lassen Gebete zu den Göttern ergehen, um jenes köstliche Feuer zu erhalten und die bösen Geister zu verscheuchen. In dem mittelsten Zelte, in welchem sich das Hundert Pundits befindet

und das nach den vier Weltgegenden liegt, werden nun auf einem Altar neun Holzarten, neun Wandersternen gewidmet, zu einem Holzstoß errichtet, darauf zwei Stücke seltenes Holz so lange gerieben, bis sie sich entzünden, und so ist nun das heilige Feuer entstanden. Jetzt wird ein untadelhafter Bock herbeigeführt, Gebete hergemurmelt und sodann dem Thiere etwas in das rechte Ohr geflüstert; dann aber werden ihm sogleich Maul und Naselöcher so fest zugehalten, daß er ersticken muß, wahrscheinlich damit er das ihm so eben vertraute Geheimniß nicht weiter ausplaudern kann. Sobald er todt niederstürzt, wird ihm der Bauch aufgeschlitzt und begierig nach der Leber gesehen, die, wenn sie durch Milch rein gewaschen und ohne Mackel befunden, erst an der Sonne und dann noch am Feuer gebraten wird. Hierauf wird nun der übrige Bock auf den hellodernden Holzstoß geworfen und mit wohlriechenden Gewürzen verbrannt; die Braminen verzehren einstweilen die gebratenen Leberstücke, oder beten murmelnd; der Obermamine trägt zuletzt von dem heiligen Feuer, das nun stets unterhalten werden muß, in den Tempel. Außer diesem Opfer fanden sogar auch öfter Menschenopfer statt, wozu man einen sogenannten geheiligten Menschen erkaufte, den man auf eine grausame Art sterben ließ und dann zu Ehren der Gottheit, der er geopfert ward, im Triumphe an eisernen Stangen herumtrug nnd dabei Lobgesänge ertönen ließ. Unter zahllosen andern Festen, von denen jeder Monat seine eigenen aufzuweisen hat, bemerken wir nur noch das Teroton oder Wagenfest, welches mit unsern Kirchweihfesten ziemlich die nämliche Bedeutung hat, indem es die Pagodenweihe ist und oft zehn Tage dauert, wobei Opfer, Processionen mit Musik und Tanz stattfinden, die Götter spazieren getragen und oft die kostbarsten Teppiche ausgehangen werden. Den zehnten Tag wird das Bild bekränzt und in einen ungeheuern Wagen gesetzt, an dem viele Tausend Menschen ziehen und mit allerlei Instrumenten einen

höllischen Lärmen machen. Noch haben sie auch ein Neujahrfest, das Feuer- und Wasserfest, das Fest der neunten Menschwerdung Wischnu's, wobei Nachts unter Beleuchtung von Stocklaternen rasende Tänze aufgeführt werden, und auch ein Fliegenfest, wobei den Fliegen Zucker, Holder, Honig und andere Süßigkeiten hingestreut werden müssen.

Die alten Sagen der Priester berichten, daß zwischen der Kaste der Braminen und der der Krieger (Kschetrija) ein langer, hartnäckiger und blutiger Krieg entstand, in welchem, wie die heiligen Bücher melden, die Priester durch göttliche Macht Sieger blieben, und die Krieger ihnen nun unterthänig waren und sie beschützen und zum Theil erhalten mußten. Als aber ein Theil des Volkes von den Braminen abfiel, wurden diese wieder Barbaren, wozu sie auch die Griechen, Meder und Chinesen zählten, wie ihr Gesetzbuch ausweis't. Aber noch mehr Abgaben mußte die dritte Kaste, die der Gewerbtreibenden, nun geben, die oft ein Viertheil des Ertrags ausmachten; dagegen wurden ihre Mitglieder nach der Lehre von der Seelenwanderung auch zu den Wiedergebornen gerechnet und durften den Gürtel Zanar um den Leib binden. Die dunkelfarbige Kaste aber, welche das Urvolk Indiens war, wurde von, den Hochgebirgen herabströmenden weißen Völkern durch die Macht des Schwertes und der Religion unterjocht und zur vierten Kaste ausgeschieden. Als nun der gewaltige Held Ramo, unter dem Schutze der Braminen, auch die Cohatriga, ein wildes Volk, besiegt hatte und sein Reich immer weiter ausdehnen wollte, da erhob sich ihm zu Gunsten Malabar aus den Fluthen des Meeres; nun wurde aber der edlen Kaste durch Menu verboten, ferner über den Fluß Indus zu setzen, und nur schwere Bußen, Wallfahrten an den Ganges, und zahlreiche Abwaschungen konnten von diesem Vergehen wieder reinigen.

Wie aber die bösen Geister zu viel Gewalt über die arme

Menschheit erlangten, da wurde Wischnu zum siebenten Male Mensch und bekämpfte sie mit Macht und Erfolg. Nun entstanden mehrere große Reiche, unter denen das von Kaschmir allein 191 Könige in einem Zeitraum von 4109 Jahren gehabt haben soll. Das Reich Ujadhya, eines der ältesten aber, wurde von den Sonnenkindern Surajas selbst beherrscht. Einer der ersten dieser Herrscher war der unter dem Namen Ramo zum Mensch gewordene Gott Wischnu, den Brama abgesandt hatte, um den Greuelthaten des gewaltigen Riesen Ravuna ein Ende zu machen. Allein einer Stiefmutter Ramo's gelang es, den ihr verhaßten Sohn zu verjagen, der mit seiner geliebten Gattin Sita und einem jüngern Bruder in die Wildniß unabsehbarer Wälder wandern mußte. Hier bekämpfte und erlegte er die fürchterlichen Riesen und befreite die geraubte Gattin des Fürsten der Affen, und herrschte nun mit seinem Bruder vereint wieder über das Reich Ujadhya. Vorher aber hatte er noch eine ungeheure Felsenbrücke über das Meer nach Lanka (der Insel Ceylan), das Reich des Riesenkönigs Ravuna, geschlagen, und diesen sammt den bösen Geistern vernichtet. Einer der Sonnenkinder aber verlegte später die Residenz von Ujadhya nach Canodge, wodurch die Religion Brama's vernachlässigt wurde und Abgötterei entstand. Zu derselben Zeit, als das Reich Ujadhya blühete, bestand noch ein mächtiges, Magada (das jetzige Bechar) genannt, dessen prachtvolle Hauptstadt Hastinapour Alles übertraf. Hier herrschte ein Enkel des Mondes, Berut geheißen, dessen Stamm sich in der siebenten Generation theilte. Der eine Theil, aus 101 Söhnen des Dertashtro bestehend, nannten sich die Coros und hauseten in Hastinapour; der andere, die Pandus, Söhne des Pandu, herrschten in Delhi. Hier gab es ebenfalls wieder Kämpfe ohne Ende, bis Wischnu auch hier wieder unter der Gestalt Krishnas zum Menschen wurde und seinen Verwandten, den Pandus, den Sieg verschaffte, dies war gerade, nachdem sich

Krishna längere Zeit vor den Tyrannen bei dem Schäfer Malhura verborgen hatte, wo er mitten unter einem Haufen Milchmädchen ein sehr unschuldiges Leben führte.

Das ganze Religionssystem der Hindus ist in ihren uralten heiligen Büchern enthalten, die in der Sanskrit geschrieben sind. Die ältesten und heiligsten derselben sind die Vedams, in vier Bücher vertheilt: 1) Rukuvedam, 2) Esurvedam, 3) Schamavedam, und 4) Andernavedam. Zu denselben sind vor 4800 Jahren Kommentare geschrieben worden, die den Namen Schasters führen, auch zu den heiligen Schriften gehören und sechs Bücher ausmachen, welche handeln: von der Astronomie, von der Astrologie, von den Prognostiken, von der Sittenlehre, vom Kultus, von der Arzneikunde und von der Rechtsgelehrtheit. Noch gehören zu den Kommentaren der Vedams: die Jagamons, 28 an der Zahl, die von Opfern und Gebeten, welche der Gottheit dargebracht werden, handeln, und die Puranoms, in 18 Büchern und 300,000 Strophen, welche die Göttergeschichte besingen, und die gleich Orakelsprüchen entscheiden. Die Vedams sind blos in den Händen der Braminen, und diesen allein zu lesen erlaubt.

Von der großen indischen Ueberschwemmung wird in einem heiligen Liede gesagt, daß, als die entsetzlichen Sünden der Menschen so wurden, daß sie die Götter nicht mehr mit ansehen konnten, dieselben dem sehr tugendhaften indischen Fürsten Sajavrata, d. h. dem Sonnengebornen, verkündeten, daß eine sieben Tage lang dauernde große Wasserfluth im Anzuge sey, welche alle bösen Menschen wegschwemmen würde, der Fürst aber solle die sieben heiligen Männer Rischi nebst ihren Weibern und von jeder Art Heilkräuter, so wie Fruchtkörner und von jeder Gattung Thiere ein Paar in ein durch Wunder entstandenes Schiff bringen, welches zur Zeit der Fluth erscheinen würde. Dies Alles geschah, und

Sajavrata war mit den Seinigen gerettet, als die siebentägige Ueberschwemmung eintrat.

Die verschiedenen Kasten der Hindus haben auch verschiedene Gebräuche bei ihren Leichenbegängnissen. Die einen verbrennen die Todten, während sie die andern in den Ganges werfen. Parias tragen gewöhnlich den Leichnam. Sehr reiche Leute verbrennen ihre Todten auf Scheiterhaufen von Sandelholz, die Armen auf gewöhnlichem Holz oder mit Kuhmist. Der Vornehmste zündet immer zuerst den Scheiterhaufen an, sodann wird ein gräßliches Geheul erhoben, das eine eben so gräßlich lärmende Musik begleitet. Die Gebeine werden gesammelt und auch 10 Tage lang ein Todtenmahl ausgesetzt, so lange ist auch das Haus des Verstorbenen unrein.

Der abscheuliche Gebrauch, daß sich die Weiber mit den Leichen ihrer verstorbenen Männner verbrennen, war früher allgemein, hat aber in den neuesten Zeiten sehr abgenommen. Uebrigens hat die Wittwe hierbei freien Willen, wird aber doch meistentheils von den Braminen, die ihr ein solches Werk als höchst verdienstlich und glücklich machend vorstellen, dazu beredet. Hat sie sich dazu verstanden, so wird sie so kostbar, als es die Mittel erlauben, ausgeschmückt, sodann folgt sie einem Zug wilder Musikbanden und Braminen, die zu ihrem Lob Gesänge erschallen lassen; sie selbst ist in weißem Gewande mit fliegenden Haaren, und so folgen die Braminen mit den Fackeln und den Oelgefäßen. Am Scheiterhaufen angekommen, vertheilt sie ihren Schmuck an ihre Verwandten, besteigt sodann denselben und wird neben der Leiche ihres Gatten festgebunden. Sogleich wird der Scheiterhaufen unter einem rasenden Gebrüll und Lärmen der Hörner und Trommeln angezündet, die Fackeln, das Oel hineingeworfen, und dabei so lange gebrüllt und getobt, bis man gewiß ist, daß das arme Schlachtopfer keinen Laut mehr von sich geben kann.

Beschreibung von Vorder-Indien.

Hindostan oder Vorder-Indien hat die Natur den wichtigsten Theilen nach vermittelst zweier der größten Ströme der Erde in Osten und Westen begränzt. Es hebt gegen den 92. Längengrad von Greenwich an, und erstreckt sich bis über den 69. Grad, am Indus. Von dem Baramputre bis in Westen zum Indus, der bereits den Alten hinreichend bekannt war, beträgt diese Weite über 23 Längengrade, also unter der dazu gehörenden Breite (24°) über 315 geographische Meilen.

Im Norden ist die Gränze, wenn gleich noch deutlicher, oder vielmehr stärker bezeichnet, nicht so bestimmt, nicht überall so gleichförmig anhebend.

Da Caschemere mit zu unserm Hindostan gehört, so hebt diesem in Westen die Scheidung von dem kältern Asien bereits unter dem 35. Breitengrade an, und senket sich sodann nach Osten hin, schief herab bis zu dem 26. Grade der Breite.

Diese nördliche Gränze bildet ein mächtiger Berggürtel, welcher bereits in der Vorzeit verschiedene Namen führte. Es ist dies nämlich ein Theil des von Persien nach Osten laufenden Taurus der Alten. Sie nannten ihn, da, wo er sich Vorder-Indien, oder bestimmter dem heutigen Kabul nähert, Paropamisus. Da Alexander bei seinem Zuge gegen die ihm völlig unbekannten Völker Indiens dieses Gebirge übersteigen mußte, so ward es von den ihm niedrig schmeichelnden Griechen Caucasus genannt, als habe er auch dieses große Gebirg überwältigt. Bei den Indiern heißt dieser Theil des Berggürtels Hindoo-ko. Nachdem dieß Gebirge weiter östlich, und etwas südlicher fortgerückt ist, und gegen den 35. Breiten- und 72. Längengrad von dem großen Gränz-

flusse, dem Indus, durchbrochen worden, umschließt es Caschemere. Von dort senkt es sich schnell auf drei Breitengrade nach Süden, scheidet unter dem Namen des alten Imaus, jetzt Himmaleh, Serinagur, und scheidet hierdurch Tibet von unserm Hindostan. Hier müssen, den neuesten Nachrichten zufolge, indeß Theilungen dieses Gränzgebirges statt haben, und zwischen den dadurch entstandenen Zweigen liegen dann mehrere große Landschaften als lange Thäler. Dieß ist bereits der Fall mit Serinagur selbst, das zwischen dem Himaleh und dem südlicher streifenden Gebirgszuge Sewali, auch Kauko genannt, sich eingeschlossen befindet, so wie diesem Lande weiter nach Südosten, Almora, Kemoon Gorka, ferner das Reich Nepaul und endlich Butan, eine lange Reihe ansehnlicher Gebirgsthäler, gleichsam der Vorhof oder die tiefe Einfassung des hohen Tibets.

Dieser südlichere Zweig, das eigentliche Gränzgebirge Indostans, läuft endlich zu den Gebirgen von Tipperah und Arrakan hinab, und bestimmt für unser Indostan mit der gebirgigen Provinz Chitigong oder Islamadabad bei dem 21. Breiten= und etwa 98. Grade der Länge diese lange Gränze von Norden und Nord-Osten und Osten.

Von hier aus macht nun der Ocean selbst die ganze südliche Einfassung. Zuerst läuft darin das Land fast unter einerlei Breitengraden, über fünf Grade der Länge nach Westen hin, aber gegen den 88. Grad, da, wo der Arm des Ganges, der Dugly, das große Delta Ostindiens abschneidet, senkt sich die Küste tiefer nach Süden. Nachdem diese stets südwestlich bis zu dem 16. Breitengrade unter einigen nicht sehr ansehnlichen Schweifungen oder Einbiegungen hinabgelaufen ist, nimmt sie sodann ihre Richtung bis zur Spitze Calimere ($10^1/_3{}^0$), woselbst sie abermals sich nach Südwesten lenkt, und etwa unter dem 8. Breitengrad des großen Dreiecks, des vormaligen Dekans, die äußerste Gränze

in Süden bei Cap Comorin (7°58′ Br. und 77°35′ östliche L.) beschließt.

Faßt man, dieser Gränzbestimmung zufolge, ganz Hindostan ins Auge, dann zeigt sich hier nicht etwa ein Dreieck, sondern ein rautenförmiges, jedoch nicht gleichseitiges, großes Viereck. Dies übersieht man am bequemsten auf der schätzbaren Verkleinerung von Arrowsmiths Karte von Hindostan. Die beiden, am weitesten von einander entlegenen Spitzen, oder vielmehr Winkel sind Cap Comorin und einer am nördlichsten Gebirgspunkte Caschemere. Rennels Karte dieses Landes zeigt hier unweit des Orts Geyahamoon das Gebirge unter dem 35. Breitengrade; Arrowsmith's neuere Karte von Hindostan zeigt aber den höchsten Bergpunkt der Einfassung dieses Landes unter dem 75° Länge gelegen; und so weichen die beiden äußersten Punkte von Hindostan in Norden und in Süden nur um etwa 2½ Längengrade von einander ab. Die längste Seite dieses unregelmäßigen Vierecks bildete stets die Küste von Cap Comorin bis Islamadabad; ihr folgt der Größe nach die von hier bis zu jenem Gebirgspunkt in Caschemere; die kürzeste und unregelmäßigste Seite läuft von hier bis zum Ausfluß des Indus, woselbst die vierte, längere, vorzüglich in Norden durch die Halbinsel Guzurate sehr eingeschnittene Seite und die Küste von Malabar den ganzen Umriß beendigen. Da Caschemere wirklich vormals unter Hindostan gehörte, so ist diese Gränze für ganz Hindostan nicht unmäßig, und darnach scheint wohl die Angabe von 69,750 deutsche Quadratmeilen zu geringe. Sprengel nimmt indeß nur 60,000 an; Andere rechnen 63,000.

Von jenen 60,000 Quadratmeilen gehören dem obern nördlichen Hindostan 33,390, die übrigen 26,538 aber der eigentlichen Halbinsel, oder dem großen Dreieck, welches vormals Dekan genannt ward. Dieses letztere wird in Norden durch den Nerbuddah-Fluß bestimmt, der von seinem Ursprung östlich in den Gränz-

gebirgen von Dassa beinahe das ganze Dreieck von dem übrigen Hindostan abtheilt; indeß bleibt dennoch der östlichste, freilich kleinste Theil der Gränze von diesem Dreieck, jenseits der Quellen des Nerbuddah, unbestimmt.

Die Küsten-Einfassung von Hindostan verdient jetzt unsere Aufmerksamkeit. In Osten fängt bei Islamadabad gleich ein höchst merkwürdiges Land an. Die beiden mächtigen Ströme, die wir bald genauer kennen lernen werden, der Burremputre und der Ganges, vorzüglich aber der letztere, der durch seinen Kanal, den Ugly, das Delta bildet, haben einen großen Landstrich von beinahe fünf Längengraden durch die von ihnen herabtretenden kleinern Gewässer so sehr zerschnitten, daß dieses ansehnliche Land von mehr als 7000 engl. Quadratmeilen durch die vielfachen Kanäle eine völlig inländische Schifffahrt genießt, und zugleich zu einer so großen Salzgewinnung Anlaß gibt, daß sie für ganz Bengalen hinreicht. Das Land selbst ist übrigens, besonders längs der Küste, ein aneinanderhängender, sumpfiger, dichter Wald, den man bis jetzt vergeblich gesucht hat auszutrocknen, der nur einer furchtbaren Menge Tiger zum Wohnsitz dient. Indeß ist sowohl die große Erzeugung von Salz, und die durch die vielen Kanäle so erleichterte Verführung desselben, als auch besonders das so trefflich zum Schiffbau geschickte Thikholz dieser Waldungen kein geringer Ersatz für die völlige Unbewohnbarkeit dieser großen Landstrecke.

Weiter hinab nach Südwesten ist dann das hervorstehende Vorgebirge Point Palmyra (20°44′ Br. und 87°21′26″ östl. L.) wegen seines gefahrvollen Riffs, das sich auf 10 engl. Meilen weit erstreckt, merkwürdig, weßhalb man auch einen Leuchtthurm zu errichten gesucht hat. Der Fluß Kamaka, noch näher aber der Boamner, haben hier ihre Mündungen.

Es ist aber überhaupt die ganze große Ostküste, die von



Coromandel, der Schifffahrt ungünstig. Sie hat von Bengalen an bis zur Südspitze Comorin gänzlichen Mangel an guten Häfen. Anqueta du Perron behauptet indeß, der Hafen von Ganjam (19°22′ Br.) könnte durch Reinigung sehr benutzbar werden für Schiffe von 5 bis 600 Tonnen. Jetzt müssen sie sich aber begnügen, oft einige Meilen weit vom Lande vor Anker zu gehen wegen der Seichtigkeit des Meeres. Da dieß nur bei der guten Jahreszeit geschehen kann, und die Schiffe daher oftmals in Ceilon oder gar auf Sumatra Schutz suchen müssen, so liegt begreiflich den Briten sehr an guten Häfen bei den näher gelegenen Andamans-Inseln oder an den Küsten Hinter-Indiens.

Gleich nördlich von Ganjam hat die Küste einen ziemlich beträchtlichen Einschnitt, der einen See, Chilcah, bildet. Diese Gegend ist auch wegen der großen Pagode von Jagrenat merkwürdig, deren wir schon gedachten. Der durch Einbruch des Meeres entstandene Chilcah-See hat noch jetzt mehrere Verbindungscanäle mit dem Meere. Er ist 40 engl. Meilen lang, im Hintergrunde mit Gebirgen eingefaßt, enthält mehrere bewohnte Inseln, und zeigt sehr malerische Aussichten: Gebirge, Waldungen und eine beträchtliche Anzahl Böte, die die große Wassermasse beleben, daneben den Ocean, Alles auf einen Blick.

Ziemlich gleichförmig läuft nun die Küste von hier weiter nach Südwesten bis gegen den 16. Breitengrad hinab. Hier tritt sie bei Point Divy und etwas südlicher noch stärker, fast senkrecht hervor, und der Küstenfluß bildet durch mehrere seiner Mündungen dieß Vorgebirge in eine Art von Delta um.

Südlich des 14. Breitengrades kommt abermals ein dem Chilcah ähnlicher See, von Pullicate, 33 engl. Meilen lang, worin ebenfalls einige Inseln. Eine Hauptstadt der britischen Niederlassungen, Madras, liegt nicht sehr entfernt von hier; auch sie hat

keinen Hafen, und die Rhede ist hier so schlecht, daß man sich zur Landung der Güter der flachen Böte bedienen muß.

Von hier läuft die Küste beinahe lothrecht nach Süden bis nach Calymere hin, woselbst sie nach einem Absatz gerade gegen Westen mählig in der Richtung von Südwesten die weite oder Palksbai bildet, hiernach der südlichere hohlere Theil, Tondi-Bucht, dort sich dann unter einer scharfen Erdspitze gegen Osten biegt, und hier deutlich den ehemaligen Zusammenhang mit der großen Insel Ceilon durch mehrere Untiefen und Inseln ausspricht. Jetzt ist indeß das Land durch den kleinen Kanal (**Ramanancus-Passage**), von einer englischen Meile, bei dem äußersten Ende der Landspitze von Tohutere von der nicht unbedeutenden Insel Ramiseram getrennt. Diese Insel selbst ist nebst dem völlig unbedeutenden Croß-Island nur der Anfang der sogenannten Adamsbrücke, einer Reihe Untiefen, die nach Ceilon hinüber führen, und das Zeugniß des vormaligen Zusammenhanges der großen Zimmetinsel mit dem festen Lande noch deutlicher vor Augen legen. Auch bekräftigen dies, außer mehreren kleineren Inseln an der Palksstraße, noch südwestlich jener schmalen Landspitze gelegene Niederungen oder flache Inseln innerhalb des großen Busens von Manaar. Auf dem Wege von hier bis Comorin ist wohl nur noch der Punkt oder die kleine Landspitze Mana-Par bemerkenswerth; ein Fluß ergießt sich nördlich.

Gleichförmiger als die von Coromandel läuft nun die Küste von Malabar nach Norden hinauf; dennoch ist sie für den Handel zuträglicher gebildet. Daher denn hier auch mehrere und frühere Niederlassungen der Europäer sind.

So stoßen wir bereits längs der Küste des Reichs Travancore auf Aginyo, den Engländern gehörig, unter 8°39′ Breite, berühmt als Geburtsort von Sterne's Eliza Draper, bei welchem

Körper und Seele im schönsten Einklang bewies, daß auch der ostindische Creole seltne Gaben besitzen könne.

Nur ein Geringes weiter unter 8°52′ finden wir Coulan oder Quilon, die Factorei der Holländer. Mehrere von dem nahen Kettengebirge herabströmende Flüsse haben hier ein marschiges, ungesundes Land in verschiedene Inseln zerschnitten. Kaum zwei Grad nördlicher liegt die ehemalige Hauptbesitzung der Holländer, Cochin (9°58′), eine der ersten Ortschaften, welche die Portugiesen den rechtmäßigen Besitzern zu rauben sich unterstanden. Diese ganze Strecke, von Coulan an gerechnet, oder eigentlich von der Barre von Ajibicca an, ist durch den Küstenfluß in eine sehr schmale, lange Insel verwandelt, auf deren nördlicher Spitze die Stadt Cochin gelegen ist. Und diese Durchschneidung der Küste beginnt sodann von neuem, vermittelst ähnlicher Flüsse, und läuft bis Cranganor unter 10°24′ der Breite.

Von hier läuft die Küste unzertheilt und bildet nur erst bei Delly-Mount, fast unter dem 12. Breitengrade, ein merklich nach Westen hinaustretendes Vorgebirge.

Auf diesem Wege verdient aber die Stadt Calicut unter 12° nördl. Breite und 75°44′ L. eine besondere Erwähnung. Sie war der wichtige Fleck, woselbst der große Gama am 20. Mai 1498 zuerst Ostindien betrat, und bald darauf bei dieser Hauptstadt des Zamorins die erste europäische Niederlassung errichtete; jetzt ist der dortige Hafen, wegen Versandung, nicht von ehemaliger Güte. Die Ortschaft Mahe, wegen ihres Pfefferhandels berühmt, und das jetzt als eine wichtige Niederlassung der Briten angesehene Tellichery längs dieser, bis auf einen geringen Einschnitt bei Carwar, sonst ziemlich gleichförmig hinlaufenden Küste, verdienen bemerkt zu werden.

Nach der Spitze und dem Fort Dilly gelangen wir sodann zu dem vormals so mächtigen und reichen Goa. Zwar noch jetzt

der einzige Sitz der Portugiesen, erinnert es doch nur an das tiefe Sinken großer Menschenwerke.

Goa selbst liegt auf einer Insel, die acht Seemeilen im Umfang hält, und von den beiden Armen eines ansehnlichen Flusses gebildet wird, welcher aus den nahe gelegenen Ghauts herabströmt, der jedoch keine große Schiffe zuläßt. Diese Insel wird von mehreren Kanälen durchschnitten, und ist reich an Waldung mit vortrefflichen Wiesen.

Die Stadt und das Fort setzt Rennel unter 15°28½′ der Br. und 73°58′39″ östl. Länge. Noch jetzt hat sie einen bedeutenden Umfang und ansehnliche Plätze, Palläste und Kirchen; allein ihre Reichthümer und mit ihnen Ansehen und Macht sind dahin; glücklicherweise dann auch ihr gräßliches Inquisitionsgericht, welches hier, selbst schärfer als im Mutterlande, viele tausend Familien ins Unglück gestürzt hat.

Der Verfolg der Küste wird von hier nach Norden nirgend unterbrochen, bis gegen den 19. Breitengrad. Hier zeigt sich eine beträchtliche Bai, ein Einschnitt in die Küste, von mehr als 10 engl. Meilen der Länge nach. Mehrere Mündungen der von den unfernen Ghauts strömenden Flüsse und verschiedene Inseln bieten hier eine sehr malerische Aussicht dar. Die merkwürdigsten dieser Inseln sind dann die von Bombay selbst, der guten Bai (Buona Bahia), gleich neben ihr die weit größere, nur durch einen sehr schmalen Kanal von ihr getrennte Insel Salsette, welche, so wie die weiter östliche Elephanteninsel, wegen ihrer antiken Werke berühmt ist. Dieses Hauptetablissement der Engländer an der Malabarküste ist wegen seiner heutigen Wichtigkeit und wegen seiner heiligen Merkwürdigkeiten der Hindus bemerkenswerth.

Weiter hinauf zeigt sich der hervorstehende Punkt St. John gleich oberwärts des 20. Breitengrades, von wo man dann um

einen Grad nördlicher noch die Erdspitze Baur Tomb oder Monument findet. Es macht die nördliche Mündung des Flusses Tapti aus, an welchem der berühmteste Handelsplatz der ganzen Küste, Surate (20°11′ nördl. B. und 73°2′34″ östl. L.), gelegen ist. Dieser Fluß, der nun hoch hinauffluthet, ist so beträchtlich, daß er hier Schiffe von mehr als 1000 Tonnen trägt. Bei der guten Rhede, die jedoch für große Schiffe drei Meilen von der Küste entfernt ist, und vorzüglich bei der bequemen Lage für den Handel der Araber oder Mauren war Surate einer der ersten Handelsorte des Orients, bevölkert von einer Million Menschen aus mehren Nationen. Noch im Jahre 1776 rechnete Stavarinus dort über 500,000 Einwohner, außer den wenigen Europäern, Banianen, Mohren und Persern. Die Engländer sind jetzt von dieser, den vormaligen Königen von Guzurate so wichtigen Handelsstadt in so weit Meister, daß sie nicht bloß die Citadelle besitzen, sondern auch als Admiral der Seemacht des Nabobs 700,000 Pf. St. beziehen. Daneben ist sie noch jetzt der Stapelplatz der unzählbaren Fabriken von Mousselin und andern Baumwollenwaaren jenes ganzen vormaligen Königreichs. Von hier gehen diese Waaren nicht etwa bloß nach Europa, sondern nach ganz Persien, Arabien, Abyssinien und über Egypten nach der Türkei. Auch sendet Surate noch an 8000 Ballen rohe Baumwolle nach Bengalen.

Diese fünf Meilen große Stadt ist mit einer doppelten Mauer umgeben, hat mehrere bedeutende steinerne Gebäude und viele reiche Einwohner; man rechnete 1776 über 20, die Jeder mehrere Millionen im Vermögen hatten. Surate ist ebenfalls berühmt wegen der schönsten und geschicktesten Tänzerinnen von ganz Ostindien; sie gehören hier, so wie die vielen Sclaven zur Pracht der Reichen.

Nur etwas über einen halben Breitengrad nördlich zeigt sich wiederum ein Einschnitt, der aber von einem noch bedeutendern

Flusse, von dem Nerbuddah, gebildet worden ist; dieß war die zuvor erwähnte Scheidungslinie von Dekan oder der eigentlichen großen Halbinsel Hindostans. Nicht fern von seiner Mündung steht die ebenfalls wegen ihres Handels berühmte Stadt Baroach (21°42′), das alte Barygaza, auch Bharatsch genannt. Sie gehört jetzt den Briten, hat viele Fabriken, und ist besonders wegen ihrer Achatarbeiten sehr berühmt.

Um keinen halben Grad nördlicher zeigt sich ein geringerer Busen oder Einschnitt, an welchem die Ortschaft Amod gelegen ist, worauf man sodann zu dem großen Golf von Cambay, der östlichen Einfassung der Halbinsel Guzurate selbst gelangt. Wenn man, wie billig, diesen großen Busen mit dem Tapti=Fluß anfangen läßt, erstreckt sich seine Vertiefung nach Norden über 1⅓ Grad der Breite, und seine mittlere Weite gegen sieben bis acht deutsche Meilen. Er macht in Osten die Einfassung der großen Halbinsel Guzurate, und nimmt, außer dem Tapti und dem größern Nerbuddah, den Myhie nebst einer Menge kleinerer Flüsse in Osten und Norden auf; in Westen münden sich zwar ebenfalls viele Flüsse dort ein, allein sie sind nicht von der Größe jener, die aus dem Gebirgsgürtel der Ghauts entspringen.

Die ganze Halbinsel Guzurate hängt mit einer sehr breiten Grundfläche in Norden an dem festen Lande, hat eine unregelmäßige viereckige Gestalt, die sich im Süden bis auf 20°42′ bei Diu hinabsenkt, in Westen am schmalsten zuläuft, und beim Punkt Jigat am weitesten in dieser Richtung bis auf 68°14′ der östl. Länge hinauftritt. Es mißt hier von Osten nach Westen gegen vier Grade der Länge; von Norden nach Süden hingegen, von Cutch bis Diu noch nicht dritthalb Grade der Breite. Nur ein kleiner, östlicher Theil der Halbinsel gehört den Briten, das Uebrige den Mahratten.

Die Küste längs dem Golf von Cambay bis nach Diu hin

geht mit einer bauchigen Schweifung ziemlich einförmig fort, und hat nur im Norden, gleich bei dem östlichen Anfang einen berühmten Ort, nämlich die Stadt Cambay selbst.

Cambaya, auch Kambahai, nach Rennel das alte Camanes, an einem kleinen Arm eines Flusses gelegen, ist gleichsam der Hafen von Amadabad, der Hauptstadt des Reichs, und war vormals ein sehr bedeutender Handelsort. Es liefert auch noch jetzt viele indische Waaren, und die in seiner Nähe sich befindenden Achatbrüche bringen viele daraus verfertigte Sachen zu Markte.

Von hier kömmt nun in Süden ein merkwürdiger Ort vor, nämlich das durch die bewundernswürdige Tapferkeit der Portugiesen vormals so berühmte Diu; es lohnt schon, einen Augenblick bei ihm zu verweilen. Diu ist auf einer Insel, unter 71°10′ östl. L. gelegen, und hat ein sehr festes und altes Kastell. Im Jahre 1539 hatte hier die außerordentliche Belagerung durch Soliman Pascha statt. Dieser brutale Verschnittene, der als Statthalter von Egypten mit einer Flotte von 70 Segeln und 7000 Türken dem Könige von Cambria zur Eroberung von Diu zu Hülfe gesandt war, gab nur Gelegenheit, die Großthaten der Portugiesen zu verherrlichen. 200 Portugiesen, unter der Führung des tapfern Antonio de Silveira, schlugen die wüthenden Türken mehrmals, ja in einem Tage viermal glücklich zurück. Die Besatzung schmolz endlich bis auf 40 waffenfähige Männer; aber dann fochten Weiber als wahre Heldinnen den Männern zur Seite. Wunder der Unerschrockenheit zeigten hierbei einzelne Portugiesen. „Hier,“ rief Rodriga, mit einem Fasse Pulver sich mitten unter die stürmenden Türken drängend, „hier trage ich Euren und meinen Tod!“ Er warf es angezündet unter die Fliehenden, zerschmetterte über 100 Feinde, und entging selbst dem Tode.

Als einem Andern die Kugel fehlte, brach er sich in der Wuth einen Zahn aus, und tödtete mit ihm seinen Gegner.

Caspar Sousa that einen Ausfall mit 70 Mann; nach dem glücklichen Zurückschlagen des zahlreichen Feindes vermißte er zwei Mann der Seinigen; er jagte von neuem den Fliehenden nach. Jetzt ward er von der Menge umringt, und ihm beide Füße abgehauen. Dann focht er knieend bis zu seinem Tode, und hielt durch diesen Ausfall den Feind so lange auf, bis die Mine, worauf sie mit einander kämpften, glücklich contraminirt werden konnte.

So sahen sich die mächtigen Heere der Türken und des Königs durch diese unbedeutende Zahl Portugiesen zu einem schimpflichen Rückzug gezwungen.

Eben so bewundernswürdige Thaten zeichneten die zweite Belagerung von Diu aus im Jahre 1545 gegen die Uebermacht des Königs Mahmud, durch Mascarenhas, den Gouverneur des Forts, und durch Juan de Castro, General-Statthalter von Indien. Einzelne Männer ließen sich Nachts an Stricken unter die Feinde zum Kundschaften hinab, und kamen mit der Beute der von ihnen Erschlagenen glücklich zurück.

Zwei einander anfeindende portugiesische Edelleute endigten ihren Zweikampf dadurch, daß sich der, welcher die größte Menge Feinde erlegen würde, als Sieger ansehen dürfte. Beide überstiegen nun ihre Werke, und richteten wüthend ein großes Blutbad unter den Türken an; endlich wurden beide von der Menge überwältigt und starben den Heldentod.

Und wie erhaben zeigten sich hierbei diese wirklichen Helden! Als Mascarenhas und de Castro nun die überlegenen Feinde vielmal geschlagen, als dieser General-Gouverneur des ganzen portugiesischen Indiens jetzt von dem entsetzten Diu nach Goa zurückgeeilt war, und dort einen ächt römischen Triumph beim Einzuge genoß, da kam er nicht mit Privatreichthum zurück; dieser wahrhaft große Mann hatte dem Staate Alles aufgeopfert. Bei seiner bald darauf erfolgten tödtlichen Krankheit bat er den Staats-

rath, ihn nicht in Dürftigkeit sterben zu lassen, da er Alles dem Vaterlande aufgeopfert hätte. Drei Realen (etwa 9 g. Groschen) und eine Leibgeißel waren sein ganzer Nachlaß! **O tempora, o mores!**

Mit der gleich westlich von dieser merkwürdigen Insel gelegenen Spitze dieses Namens beginnt nun die nach Nordwest hinlaufende Küste der großen Halbinsel. Längs dieser Strecke, die etwa 140 engl. Meilen beträgt, ergießen sich über 12 Flüsse, jedoch ist keiner sehr ansehnlich. Gleich oberhalb der Spitze von Jigat wendet sie sich nach Nordosten auf einer Distanz von 22 solcher Meilen, und hier zeigen sich unweit Bate einige kleine Inseln. Nun fängt bereits der Golf von Cutch an, ein weiter und großer Busen, der hauptsächlich durch den, vielleicht vormals bedeutenden Fluß Piddar, oder, wie die neuern Karten ihn nennen, Butlars oder Banast, hervorgetrieben wurde. Die südliche Küste längs diesem Golfe ist mit mehreren Inseln besetzt, die weite Mündung des Busens selbst aber sehr versandet, indeß gesteht sogar Rennel, diese Theile von Guzurate so wenig zu kennen, daß er nicht gewiß ist, ob dieser Fluß sich nicht mit mehr als einer Mündung in den Busen endigt.

Die nördliche Küste von dem Golf bis zu den Ufern des großen Indus oder Sind besteht aus einem morastigen, oftmals überschwemmten Lande, wobei es denn freilich selbst Ayn Akberi unbestimmt läßt, welcher Fluß diese Zerstörung anrichtet. Ueberhaupt sind diese Gegenden ebenfalls höher nach Norden hinauf wenig bekannt, nur so viel weiß man, daß das sogenannte Cutch, oder das Land zwischen der Halbinsel Guzurate und den Mündungen des Indus, also bis zu den westlichen Gränzen, größtentheils aus einer Sandwüste besteht.

So viel über die Einfassung von Hindostan und Dekan; jetzt zu der innern Bildung des Landes.

Von Mitternacht her liegt den so angegebenen Gränzen zufolge Hindostan als ein vom übrigen Asien deutlich durch das hohe Gebirg geschiedenes Viereck vor uns; nicht aber, wie die Länder Hinter-Indiens, als ein oder mehrere große Thäler, sondern als ein von dem breiten Berggürtel in ansehnlicher Strecke umgebenes Land, dessen Abdachung hier hauptsächlich nach zwei Richtungen bemerklich wird, nämlich nach Südwesten und Nordost.

Allein das große, von jenen beiden von den hohen Alpen herabfließenden Strömen, dem Ganges und Indus, umfaßte Land bildet sodann eine ununterbrochene, nicht sehr hohe Ländermasse, über welche mehrere, theils längere, theils kürzere Gebirgsketten in verschiedener Richtung hinlaufen und dem Ganzen die segenreichste Bewässerung gewähren.

So steht also Hindostan wie eine große, mächtige Feste da, in deren Innern man weder Spuren von Vulkanen, noch Anzeigen von wichtigen, durch Erderschütterungen bewirkten Catastrophen bemerkt, oder auch nur in den Annalen dieser Länder aufgezeichnet gefunden hat. Dennoch ist das Mittelland nicht von Erdbeben gänzlich frei; noch in den neuesten Zeiten fühlte der Lord Valentia einen Erdstoß in Alladabad; er erstreckte sich bis nach Calcutta, freilich war die Wirkung selbst nicht bedeutend. Aber die äußern, vom Meere bespülten Gränzen zeigten dergleichen und zeigen sie noch in unsern Zeiten. Le Gout de Flair behauptet bestimmt, man finde in den ältesten Schriften der Hindus diese Catastrophen angeführt, und aus mehreren Gründen wird es wahrscheinlich, daß Ceilon, das Tapobrana der Alten, hierdurch vom festen Lande mag getrennt worden seyn.

Die obern, nördlichen Theile, z. B. Multan, Lahore, und überhaupt das Panjub oder das Land der fünf Flüsse, ist selbst

zu wenig bekannt, um genau über seinen innern Länderbau urtheilen zu können, doch setzen einige neuere Karten hier eine Bergkette hin, welche, von dem Gebirge des Sirinagar eingefaßt, gegen die Mündung des Indus hinabläuft. Andere setzen den Anfang dieser Sandberge südlicher herab.

Hiernach hätte sich dann dieser Gränzstrom ein weites Thal ausgeschliffen zwischen diesen Sandbergen und der, an seiner Westseite laufenden festen und weit ansehnlichern Bergkette, welche Indien und Persien eigentlicher von Candahar trennt, und sich oben in Norden mit dem Paropamisus oder dem Hindoo-ko vereinigt.

Aber eben von diesen Ländern wissen wir, daß sie bedeutende Wüsten oder Sandmeere enthalten, welche denen von Arabien einigermaßen nahe kommen. Die Sandwüste, die den so eben angezeigten Sandbergen in Osten gelegen ist, beginnt in Süden mit dem untern Cutch gleich über dem 23. Breitengrade, und erstreckt sich nach Multan und dem Panjat hinauf bis gegen 29½ Grad; ihre Weite von Osten nach Westen mißt dabei über vier Grade der Länge. Dieß ist die große Sandwüste, welche bereits dem Herodot bekannt war, und, wie Rennel vermuthet, zugleich die Gränze seiner Kenntniß von Hindostan ausmachte. In Agimere (Adschimire) scheint sie zwischen dem 26. und 28. Breitengrade die größte Ausdehnung von Osten nach Westen zu haben.

Die Bildung des Innern vom eigentlichen Dekan oder der großen Halbinsel ist uns etwas besser bekannt; wenigstens kennen wir die Richtung der hauptsächlichsten Gebirgsketten, wenn gleich manche einzelne Parthien noch zu erforschen übrig sind.

Um mit dem tiefsten Punkt von Hindostan anzufangen, mit dem steilen Vorgebirge Comorin, so ist dies selbst die äußerste Gebirgsspitze einer sehr langen Bergkette, die Rennel die Apenninen Indiens benennt; der ihnen gewöhnliche Namen Ghauts, der über-

haupt einen Paß anzeigt, kommt ihnen wegen der mehreren darin befindlichen engen Gebirgspässe zu. Sie haben nicht die Höhe von jenem nördlichen Gränzgebirge und Hindooko, sind auch deßhalb fast überall gut bewaldet.

Von jenem Vorgebirge an läuft diese Bergkette anfangs gerade nach Norden, und theilt dadurch die Reiche Tirevelli und Travancore. Zugleich macht sie hiermit den Anfang der großen Theilung der Küsten Coromandel und Malabar. Etwa auf dem neunten Breitengrade theilen sie sich gabelförmig; der westliche Zweig nähert sich jetzt der Küste von Malabar, der östliche der von Coromandel.

Diese Zweige nähern sich einander in Coimbettore, und ein kleinerer Arm läuft, Wersibe zufolge, oberwärts des 10. Grades bis auf wenige Meilen zur Westküste hin, wo wenigstens vormals ein eigener Damm ihn bei Peliporto mit der Küste selbst in Verbindung setzte.

Hier gleich oberwärts, jedoch in weitem Abstande von der Küste, benennen die Karten das fortlaufende Gebirge die Animaly oder Elephantgebirge, vielleicht wegen der Menge dortiger Elephanten. Ostwärts gehen aber mehrere kleine Bergzweige in verschiedenen Richtungen fort, innerhalb derselben hausen unabhängige, wilde Volksstämme, Polykars (kleine Häuslinge) der Caller.

Verfolgt man die Ghauts der Westküste oder ihren Lauf nach Norden, so bewähren sie wohl im vormaligen Königreiche Mysore als höher hinauf ihren Namen. Sie werden nämlich von einzelnen Bergpässen und, jedoch nur selten, von kleinen Flüßchen durchschnitten. Sie bestehen aus dem festern Urgestein, erreichen an manchen Orten eine Höhe von 3 bis 4000 Fuß, entfernen sich gewöhnlich nur 8, höchstens aber 15, am mindesten 1½ deutsche Meilen von der Küste, und bewässern mit einer unzählbaren Menge

kleiner Flüsse die Länder der zwischen ihnen gelegenen malabarischen Westküste.

Auf diese Weise bilden sie einen mächtigen Steinwall, der von Cap Comorin bis Surate, also durch mehr als 13 Grade der Breite fortläuft.

Diese Ghauts sind es, welche dem Zug der niedrigen schweren Wolken über sie hinwegzuziehen wehren. Die auf ihren hohen Rücken verdichteten Wolken, welche der Südwind herbeiführt, lassen ihre Gewässer fallen, wodurch dann die Westseite die nasse Jahreszeit, oder, wie der Europäer es nennt, den Winter erhält, während die gegenüberliegende Küste von Coromandel eines heitern Sommers genießt. Jene rauhere, nasse Jahrszeit ist zugleich mit so heftigen Gewittern und Stürmen begleitet, daß es den Schiffern in den Assecuranzpolicen untersagt ist, vom 1. Mai bis zum September diese Küste zu berühren, oder dort irgend vor Anker zu gehen.

Oberwärts von Surate am Flusse Tapti wenden sich diese westlichen Ghauts nach Osten, und verlieren sich in niedrigere Gebirge oder vielmehr in Hügel.

Der Gebirgszweig von Coromandel nähert sich nur erst dieser Ostküste, nachdem er über Coimbettore hinaus und von dem Fluß Cavery in Mysore durchbrochen und bis nach Bangalore, also gegen den 13. Breitengrad gekommen ist. Er war vormals eine wichtige, schwer zu übersteigende Scheidung zwischen den Staaten des berühmten Hyder-Ali und den Besitzungen der Engländer; allein jetzt sind diese Gebirge hier größtentheils in den Händen der letztern, jedoch halten sich innerhalb der verschiedenen einzelnen Gebirgsäste von Dindigulder und der umhergelegenen Länder noch unbezwungene kleine Völkerschaften, Polykars, auf. Das heutige Mysore, ein geringer Ueberrest des großen Tippoischen oder Hyder-Alischen Reichs ist gänzlich von den Gebirgen und englischen Be-

sitzungen umschlossen. Mysore selbst ist auch von den westlichen Ghauts eingefaßt, dennoch laufen noch einzelne Gebirgszacken über dieß höher gelegene Land hin; indeß werden diese von dem aus jenem Westgebirge entspringenden und zum Ostmeere hinabströmenden Fluß Cavery durchbrochen.

Die weiter gegen Norden hinlaufenden westlichen Ghauts bestehen ebenfalls aus Granit, nämlich aus einer festen Mischung von Quarz, Feldspath und eisenhaltiger Erde. Die an mehreren Orten von dem Gewässer darin ausgearbeiteten, sehr tiefen, großen Höhlen haben die Hindus in Pagoden umgeschaffen.

Merkwürdiger aber ist es für die ältere Naturgeschichte dieses Landes, daß man auf den jetzt hier aus Mangel von Erdreich durchaus blattlosen Höhen dieser Gebirge selbst sehr dicke versteinerte Bäume an der freien Luft liegend vorfindet. Sie sind quer über die Schluchten der Gebirge hingestürzt; das zersetzte Gemisch von Quarz und Feldspath hat sich an den beiden Baum-Enden angehäuft, und bildet mit ihnen eine einzige Steinmasse. Offenbar ward also dieß Gebirge seines vormaligen Waldschmucks und seiner fruchtbaren Erde durch eine große Catastrophe beraubt, und hat sich daher seit dieser Zeit nicht wieder anwalden können. Da die Enden der Bäume quer über liegen, und also durch das Gebirge unterstützt werden, so bildet ihr mittlerer Theil eine Brücke über die Bergschlucht.

Auch die Gebirge Gingi (Dschinsi) in Attak (Carnatic) sind nicht weniger merkwürdig. Sie bilden eine Kette von einzelnen, großen, runden Bergen, die gleichsam wie durch Kunst einer auf den andern gesetzt scheinen. Nur in einzelnen kleinen Höhlen, wo der Wind etwas Erde hingeführt hat, finden sich Spuren der Vegetation. Dieses Gebirg ist dann gleichfalls bekannt wegen der wichtigen Bergfestung, einer der besten im ganzen Carnatic, vormals

den Franzosen, jetzt den Engländern gehörend. Die Einwohner nennen diese Gebirgsstrecke Ellaconda, oder das weiße Gebirge. Hiervon sondern sich verschiedene Aeste nach Westen ab, wodurch dann ebenfalls mehrere schwer zu erreichende Gebirgsländer und Festungen entstanden sind, in welchen verschiedene Fürsten ihre Unabhängigkeit behaupten.

Nördlicher machen nun die Ghauts bei einer größern Entfernung von der carnatischen Küste die Scheidung zwischen den jetzt England gehörenden Circars und dem alten Gebiete des Nabobs von Decan. Diese Gebirge sind stark bewaldet, und alle Pässe durch sie sind so dicht verwachsen, daß nur ein paar Menschen nebeneinander durchdringen können. Wirkliche Durchgänge für ein Heer finden sich nur zwei, der am Flusse Kistna bei Bezoara (etwa $16^1/_2$° nördl. Br.), und der nordwestlichere im Ellore unweit Rajammedri. Dieses Gebirge wird wenig besucht, da die Bewohner der Circars sich nicht nur vor dem dort herrschenden Bergfieber fürchten, sondern auch vor den halbwilden, kleinen Völkerschaften dieser Gebirge, welche unter eigenen unabhängigen Fürsten (Rajahs) leben. Indeß sind diese unsteten Bergvölker in so fern nicht gänzlich ohne Cultur, daß sie doch Pfeffer bauen und ihn auf die Märkte herabbringen.

Weiter nach Norden, über dem 18ten Breitengrade, nimmt das Gebirge an Höhe zu, und dient zu einer schwer zu überschreitenden Gränze zwischen den Circars und Berar, also zwischen den Mahratten und Engländern. Nur der Paß Solarghaut soll der einzige Durchgang für Pferde und Wagen seyn. Dennoch drang der Engländer Hunt südlicher durch dieß Gebirge, allein er beschreibt seinen Durchgang auch als sehr enge und fürchterlich.

In Berar vertheilt sich das Gebirge nach Osten in mehrere Zweige, und diese sollen metallreich seyn, wenigstens gewinnt man Eisen. Dieß grause Gebirge wird von wilden Stämmen der Go=

hands bewohnt, welche mit den Mahratten, zu deren Besitzungen diese Berggegend gehört, in steten Fehden leben.

Das Innere dieser Länder der Goonowans von Orissa ist bis jetzt nicht sehr genau bekannt, man weiß daher auch den fernern Lauf dieser östlichen Ghauts eben so wenig, und es ist nur eine wahrscheinliche Vermuthung, daß sie mit jenen großen nordischen Alpen, die Hindostan oben einfassen, zusammenhängen; die neuesten Karten lassen indeß einzelne Zweige beider Ghauts, der westlichen und besonders dieser östlichen, hoch genug nach Norden hinauf gehen, um diese Vermuthung zu bestätigen. Auch zeigen sich im ganzen Innern des eigentlichen Decans mehrere einzelne Gebirgsäste, von denen zwar die Verbindung untereinander bis jetzt noch unbestimmt ist, die aber stets für eine reichere Bewässerung des Binnenlandes von großer Wichtigkeit sind.

Um nur die wichtigsten unter den zahlreichen Gewässern von Hindostan, so wie ihren Werth genauer kennen zu lernen, machen wir mit den großen Gränzflüssen den Anfang.

Aus dem hohen Asien kommen die beiden mächtigen Ströme, welche in Osten Hindostan umfassen. Der Baramputre, der genau genommen als östlicher Gränzfluß von Hindostan vor dem andern, dem Ganges, den Vorzug haben sollte, entspringt dort, wahrscheinlich unter dem Namen des Tsanpo aus einigen sehr hoch gelegenen kleinen Quellen, vielleicht auch Seen, unfern vom 34. Breiten-Grade, und nach Arrowsmiths Asien gegen den 82. Grad der Länge. Gegen den 26. Grad der Breite und 91. der Länge berührt er Hindostan als Baramputre oder Bramputre, unweit der Garrows, nimmt nun eine Menge aus Butan zu ihm herströmenden Flüsse auf, und wächst hierdurch bald auf seinem, nur durch geringe Biegungen von der geraden Richtung nach Süden abweichenden Lauf zu einer solchen Größe an, daß er dort völlig dem Ganges an Stärke

nicht nur gleich kommt, sondern ihn sogar 60 englische Meilen vor der Vereinigung beider Ströme an Wassermasse übertrifft. Er ist nämlich bereits von dort an vier, ja fünf englische Meilen breit, so daß nur sein ungesalzenes Wassers zeigt, daß er kein Arm des Meeres ist. Hindostans kundigster Geograph, Rennel, vermuthet, vormals hätte seine Vereinigung mit dem Ganges höher hinauf statt gehabt. Jetzt treffen sich beide Ströme nur erst unterwärts von Luckipur (gegen 22¾ Grad der Br.) und bringen dann eine Masse von Flußwasser zusammen, welche schwerlich irgendwo in der alten Welt ihres Gleichen hat.

Das Zusammenströmen dieser beiden großen Flüsse bildet den sogenannten Sunderbund und das indische Delta.

Der den Hindus heilige Strom, der Ganges, Pudda, bei den Indiern auch Gonga, d. i. (vorzugsweise) der Fluß, stammt als ächter Zwillingsbruder des Baramputre aus eben der Mutter, aus Tibets hohen Alpen, dem Himaleh, hier Kontaisse genannt. Selbst der Abstand der Quellen beider großen Ströme von einander beträgt, nach dem, was jetzt davon bekannt ist, kaum ein paar deutsche Meilen, und so viel liegen nämlich die des Ganges nordwestlichen. So nahe nun auch die Quellen der beiden Flüsse einander liegen, so entfernen sie sich dennoch durch ihre bauchigen Windungen nachmals so sehr, daß sie beim 27. Grade einen Abstand von mehr als 16 Grade der Länge haben. Den Ursprung seiner nördlichsten Quellen legen die neuesten Karten in zwei sehr kleine Seen, unweit des Berges Latats in jenem Kettengebirge, gegen 34½ Grad der Breite. Den südlichen Arm lassen sie dagegen aus einem See Mansaroar hervorgehen, der ein wenig südöstlicher gelegen ist. Beide Arme vereinigen sich nach einigen Windungen nach Westen hin, gegen den 34sten Breiten- und 77sten Längengrad.

Wir verdanken die frühere Kenntniß des Ursprungs dieses

Hauptflusses von Asien jenem großen Kaiser von China, dem überhaupt die Länderkunde Ostasiens so viel schuldig ist, dem Kaiser Canghi. Er sandte im Jahre 1717 eine eigene Expedition zum Aufsuchen der Quellen dieses Flusses auf eine Weite von mehr als 200 deutschen Meilen aus; sie mußte ihm zugleich Ganges-Wasser nach Peking bringen.

Den Ganges haben aber die dortigen Gebirge schon bald nach seinem Ursprunge zu einer des Baramputre entgegengesetzten Richtung genöthigt. So wie letzterer sofort nach West-Süd-West hinläuft, windet sich der junge Ganges gleich anfangs nach Osten, sodann nach Süden.

Gegen den 33sten Grad der Breite stürzt er zwischen einer Reihe der Gebirgsketten des Himaleh einen engen Paß hindurch, den die Hindus seiner Form wegen die Kuh (Kosipalan) nennen (in den englischen Karten Cow'smouth), woselbst ihn ein, durch den Fall selbst nach und nach ausgeschliffenes großes Becken aufnimmt, welches die Hindus sehr heilig halten, und daraus viele Meilen weit Wasser holen.

In Sirinagor, wohin er nun gekommen ist, tritt der Alakmandra von Osten her zu ihm, und bald darauf wendet er sich westlich, worauf er die letzte Gebirgskette überwältigt, und den zweiten Gangatra (Gangrasturz) bildet, der abermals, als heilig angesehen, viele Pilgrime zum Waschen und Wasserholen herbeizieht. Hier tritt er nun beim 30sten Breitengrade, zwischen Luckergaut und Hardwar in das eigentliche Hindostan, in die Provinz Dehli ein. Nur erst jetzt fließt dieser heilige Strom als eine ruhige, überall schiffbare Wassermasse, von keinen Wasserfällen unterbrochen, durch die herrlichen Länder von Dehli, Oude, Bahar und Bengalen hin, nimmt eine kaum zählbare Menge Flüsse auf, worunter Flüsse der ersten Größe sich befinden, befruchtet mit ihnen auf eine Strecke von einigen hundert deutschen Mei-

len diese großen Provinzen, dient zugleich fast für ganz Hindostan als großer Handelskanal, vereinigt unter sich die wichtigsten Städte und Kriegsposten, tränkt endlich gegen das Ende seiner weiten Laufbahn, dem Nil gleich, auf einem erstaunlichen Umfang die Ebenen von Bengalen, und macht daher durch diese vielartigen Wohlthaten für das große Reich eine göttliche Verehrung, die ihm der dankbare und bigotte Hindus zollt, eben so begreiflich als verzeihlich.

Rechnet man, wie billig, die ganze Ländermasse zum Gebiet dieses Stromes, welche entweder er selbst, oder die in ihn sich ergießenden Flüsse bewässern, dann wären wenigstens 16 Königreiche und große Fürstenthümer unter seiner wohlthätigen Herrschaft begriffen. Im Norden, außer dem Theile von Tibet, seinem Mutterlande, gehören theilweise dazu: Sirangor, Aorkar und Napaul, Dehli, Agra und Oude; im Westen Agimere, Malva und Allähabad; im Südwesten und Süden Bahar und fast ganz Bengalen, Reiche, wovon einzelne unserm Deutschland an Größe gleich sind. Das ganze Flußgebiet des Ganges soll nach den genauesten Berechnungen 20,224 deutsche Quadratmeilen betragen. Und wie herrlich, wie reich an Abwechselung und romantischen Scenen sind nicht diese Länder! Ohne der großen malerischen Gebirgsscenen, die den Ganges in seiner Muttererde, den beeiseten Gebirgen Tibets, begleiten, hier zu gedenken; wie reizend schildert nicht Le Gout de Flair nach seiner zwanzigjährigen Erfahrung und vielfachem Durchwandern Indiens den südlichen Theil des Flußgebiets des Ganges!

Der Ganges ist sich aber weder an Größe, noch auch an Geschwindigkeit, selbst in den von ihm ruhiger bewässerten Provinzen, im eigentlichen Hindostan überall gleich. In den trockenen Monaten durchläuft er nur etwa 1¾ deutsche Meilen in einer Stunde, in den nassen dagegen wohl das doppelte. In jener

Jahrszeit strömt er auf 80,000 Cubikfuß Wasser in einer Secunde aus, in der nassen hingegen 405,000; als Mittel von beiden gibt Rennel 180,000 an.

Die Fallhöhe des Ganges ward durchs Wasserwägen auf Hastings Befehl bestimmt; man fand, daß der Fluß auf jede englische Meile einen Fall von 9 Zoll habe.

Die ganze Länge des Stromes von den Quellen bis zum Meere rechnen einige Geographen auf 950 deutsche Meilen; allein da sich nach Rennel der Ganges zu der Themse verhält wie $9^1/_2$ zu 1, und die Themse etwa einen Weg von 180 engl. Meilen (60 auf einen Grad gerechnet), also etwa 45 deutsche Meilen durchläuft, so gäbe die Länge des Ganges noch nicht 430 deutsche Meilen; dies trifft einigermaßen mit Rennels Angaben zu. Er setzt den Lauf des Ganges innerhalb des Gebirges auf 600 engl. Meilen (zu $69^1/_2$ Meile auf den Grad), den übrigen Lauf bis zum Meere aber auf 1350 solcher Meilen, also den ganzen Lauf auf 2150 engl. Meilen; dieß gäbe 463 deutsche Meilen.

Die Ueberschwemmungen des Ganges fangen mit der Regenzeit an, die in den nördlichen Gebirgen bereits mit den ersten Tagen des Aprils ihren Anfang nimmt, aber in dem niedrigen Bengalen nur erst zu Ende dieses Monats eintritt. Sie unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von denen des Nils, daß die Ueberschwemmungen dieses letztern Flusses lediglich durch die Regen entstehen, welche in Abyssinien unweit den Quellen des Nils statt haben, da hingegen die Ueberschwemmungen des Ganges eben sowohl in den Regen, die in Bengalen, als nördlich innerhalb der Gebirge fallen, ihren Grund finden.

Während der ersten 14 Tagen steigt das Wasser nur um einen Zoll; nachmals aber beim Allgemeinwerden des Regens täglich 5 Zoll, und gegen Ende des Juli stehen die niedrigen Gegenden an beiden Seiten des Ganges und des Baramputre so gänz-

lich unter Wasser, daß man auf 100 Meilen kaum etwas mehr als die Dörfer und Bäume hervorragen sieht; erhabene Orte erscheinen dann wie Inseln.

Das große Delta des Ganges mit Einschluß des untern Baramputre beginnt eigentlich oberwärts gegen 24½ Grad der Breite. Von hier tritt nämlich der westliche Arm des Ganges, der Cosimbazar-Fluß, hervor, läuft nach Süden, und wird durch den Jelingha verstärkt. Sie bilden dann den wegen Calcutta, der an ihm gelegenen Hauptstadt des gesammten englischen Indiens, so berühmt gewordenen Hoogly. Dieser fließt gegen Süden unter vielen kleinen Krümmungen zu der ansehnlichen Stadt Morschedabad (24°13′ der Breite und gegen 88°26′ der Länge), der vormaligen Hauptstadt von Bengalen, hin. Von hier kommt er nach Hoogly, zur Zeit der Portugiesen ebenfalls von Bedeutung; hierauf nach dem holländischen Sitze Chiesura, gleich darauf nach der sonst französischen Colonie Chandernapor, und darauf zu der Hauptstadt Calcutta. Von hier wendet sich der Hoogly auf eine kurze Strecke westlich, und eilt sodann in südwestlicher Richtung dem Meere zu. Seine Mündung ist sehr ansehnlich, und er ist der einzige schiffbare Zweig des Hauptflusses.

Bei der Uebersicht des durch den Hoogly und den Ganges abgeschnittenen Deltas, von weit größerem Umfang und heut zu Tage auch weit wichtiger als das von Egypten, findet man ein eben so merkwürdiges Land.

Dieß Land kann mit Recht schon für sich selbst ein Königreich genannt werden, da es über 700 deutsche Quadratmeilen enthält; dabei wird es von einer großen Zahl Flüsse, an deren Spitze der Ganges steht, bewässert und zum innern Verkehr durchschnitten. Die jährliche Ueberschwemmung gewährt unter dieser warmen Zone unermeßliche Fruchtbarkeit, und selbst seine breite, wenn gleich morastige, unbewohnbare Fläche, der von unzählbaren Kanälen des

Ganges getheilte sogenannte Sunderbund, bietet reiche Producte dar. Auch finden sich in dessen nördlichen Theilen eine Reihe volkreicher Städte und Ortschaften, besonders wenn man die an den Ufern des Ugly gelegenen dazu rechnet. Denn außer der Hauptstadt Calcutta von 600,000 Menschen, kommen hier vor Mursadabad, Cosübazan, Kishnagar, Burampur, Hoogly, Tschinsura, Tschandereagor, Nuldinga, Mohmuipour, Jessore, Sirampor und andere, nicht nur ansehnlich durch ihre Bevölkerung, sondern auch hauptsächlich wegen ihrer Fabriken und vielfachen Gewerbe. Die Menge der kleinern Ortschaften ist aber besonders im nördlichen Delta sehr groß, und viele derselben gewähren wegen der Cultur der nahrhaften Pflanzen, so wie auch des Pfeffers und der Färbepflanzen einen unermeßlichen Gewinn.

Der hohe Werth des Ganges, welcher sich aus dieser Uebersicht ergibt, wird nun unendlich erhöhet durch die vielen bedeutenden Flüsse, welche sich in ihn einmünden. Wäre es zweckwidrig, sie hier alle anführen zu wollen, so verlangt doch die Darstellung von Himdostan wenigstens eine Anzeige der wichtigsten von ihnen, sowohl in Rücksicht der Bewässerung, als des Handels.

Schon gleich von Norden aus treten in Osten zwei große Flüsse in den Ganges: der Gazra, höher hinauf, da, wo er fast unter gleicher Breite mit dem Hauptflusse entspringt, Sandioo genannt, und östlicher der minder ansehnliche, aber stets bedeutende Cosa-Fluß.

Der deutsche Missionair Tiefenthaler läßt erstern aus dem See Lanken in Tibet (gegen 33°40′ der Breite) entstehen, gleich westlich des Sees Mansaroar, der Mutter des Ganges. Unweit der südlichen Reihe der hohen Alpen, Sewali oder Komaoon, woselbst er der Kanar-Fluß genannt wird, bildet er einen See und kommt zu der Provinz Oude, wendet sich dann stark von seiner südlichen Richtung nach Osten ab, und tritt bei Mangi (25°50′

nördl. Br. und gegen 84°40′ Länge) in den Ganges ein. Auf diesem über 140 deutsche Meilen langen Wege ist er auf drei merkwürdige Gebirgshöhlen gestoßen, welche Feuer, Wasser und Wind heraufstoßen sollen; am letzten Gebirge hat er aber einen Wasserfall. Er ist mehreren großen Städten und Ortschaften sehr wichtig, vorzüglich dem alt berühmten Sitz der indischen Monarchen, Oude oder Auhde, und in geringer Entfernung dem jetzt größern Fizabad.

Der östlichere Cosa-Fluß, der ebenfalls aus Tibets Gebirgen, jedoch nur erst etwas oberwärts des 30. Grades entspringt, weicht weit weniger von der Richtung nach Süden ab, durchläuft fünf Breitengrade und tritt unweit Caragota (gegen 25°27′) mit einem weiten Bogen in den Ganges.

Jenseits dieses Flusses, des Cosas, findet sich noch östlicher der Testa von ansehnlicher Größe, und zwischen diesem und dem Ganges strömen eine sehr große Menge Gewässer von der Größe der Mittelflüsse Europas in ihn ein, deren Aufzählung nur ermüden würde.

Von den westlichen Flüssen des Ganges verdient der Jumnah (Dschumna) oder Gemnah sowohl wegen seiner Lage, als seiner Stärke und vorzüglich wegen der an ihm gelegenen wichtigsten Städten von Hindostan wohl den ersten Platz. Den neuesten Karten zufolge kommt der eigentliche Jumnah hoch von Norden unweit der Gebirge von Caschemere, neben einem Gebirge Cantal (34½° Br.) hervor.

Nachdem er aus dem Gebirge in Dehli eingetreten ist, bleibt sein Weg eine beträchtliche Strecke hindurch nach Süden hin dem Ganges beinahe parallel, und er bespült hierbei als ein sehr großer Strom zuerst die berühmte Stadt Dehli selbst und sodann Agra, mehrmals ebenfalls die Hauptstadt des großen Reiches. Von hier aus wendet er sich nun bereits gegen Osten, neigt sich von

jetzt stets mehr zu dem Ganges, und vereinigt sich mit ihm bei der ansehnlichen Stadt Allâhabad (25°25′56″ Br. und gegen 81°55′ Länge). Da ein unbedeutender Bach, den aber die Hindus für heilig halten, hier ebenfalls dem Ganges zutritt, so nennen sie diesen Zusammenfluß Trebeni, die Vereinigung dreier Flüsse. Uebrigens nimmt der Yumna (Schumni) selbst eine große Menge beträchtlicher Flüsse, besonders aus Westen her, in sich auf, bevor er sich in den Ganges stürzt, z. B. den Chumbul, den Betwah, den Cane, Tunse und andere größtentheils aus den südwestlichen Ghauts, oder ihren Zweigen.

Ein zweiter Fluß, der den Ganges beträchtlich vergrößert, ist die Soave, welcher in den Gebirgen des mittlern Decans, nämlich in denen von Gundwan, seinen Ursprung hat.

Wenden wir uns nach Westen hin, so verdient der Indus hier den Anfang zu machen, sowohl als Gränzfluß des Ganzen, als wegen seiner Größe.

Der den Alten bereits unter dem Namen Synd bekannte große Strom hat einen beträchtlich nördlicheren Ursprung als der Ganges. Er soll gegen den 37. Grad in dem hohen Schneegebirge oder Mustag, gegen den 73. Längengrad, also an den Gränzen von Klein-Tibet und der Bucharei, seine Quellen haben.

Hier nennt man ihn Nilab oder das blaue Wasser. Nachdem er durch einen Zweig des Gebirges, welches Caschemere von diesen Ländern trennt, gedrungen ist, bildet er bei seinem weitern Hinabsteigen nach Süden die westliche Gränze von Lahore und Multan, dem heutigen Sitze der Scheiks, also von West-Hindostan selbst. Hier tritt er sodann gegen den 28. Breitengrad in die große Sandwüste ein.

In jenen nördlichen Ländern Hindostans erweitert nun der Indus sein Flußgebiet sehr beträchtlich.

Es sollen, einem der neuesten Schriftsteller über Hindostan

zufolge, in diesen Ländern dem Indus gleich nach seinem Durchdringen jenes hohen Gebirges 7 große Flüsse, 12 von mittlerer Wichtigkeit, und 137 kleine zuströmen.

Aber selbst diese bestimmte Angabe in Zweifel gezogen, so ergibt sich dennoch aus den besten Karten und Nachrichten, daß es nicht schwer hält, wenigstens 7 große Flüsse für diesen nördlichen Theil des Indus aufzufinden. Wenn man den Karten zufolge annimmt, daß drei jenseits der westlichen Gränze von Hindostan von Cabul und Candahar her zu ihm stoßen, so bleiben ihm von Osten aus in dieser Nordgegend noch fünf große Ströme übrig, weßhalb auch dieß ganze Gebiet Penjab oder Panjab (Pensab), das ist das Land der fünf Flüsse, genannt wird.

Sie haben sämmtlich ihren Ursprung in jenem nördlichen Gränzgebirge, und stellen daher Lahore und Multan gleichsam fünfarmig dar.

Der nördlichste davon ist der Behut, oder auch Chelm genannt, der berühmte Hydaspes der Alten, der innerhalb den östlichen Gränzgebirgen von Caschemere, aus der sehr heilig gehaltenen und deßhalb eingefaßten Quelle Birnagh, etwa 20 Meilen von der Hauptstadt dieses paradiesischen Landes, entspringt. Er wird noch innerhalb desselben schiffbar, und nachdem er über vier Breitengrade fast der Quere nach durchschnitten hat, vereinigt er sich (gegen 31° nördl. Breite) mit dem Chenaub, um sich nach einer neuen Verschwisterung in den Indus einzumünden.

Der Chenaub, der Acesines der Alten, aus eben jenem Gebirge, nur etwas östlicher entsprungen, ist fast von gleicher Länge mit dem Behut. Er wird, nachdem er durch letztern vergrößert worden, von dem noch östlicheren Fluß des Panjabs, nämlich von dem Ravey, dem Hydraotes der Griechen, aufgenommen. Der Ravey fließt zu der Hauptstadt Lahore (31°10′ Br. und 72° Länge), beide bespülen nachmals auf ihrem gemeinschaftlichen

Wege zum Indus die Stadt Multan selbst, und fallen sodann etwa unter 29¾ Grade der Breite in den Hauptstrom ein.

Die beiden letzten südöstlichen Ströme des Panjabs, zuerst der Bejah, oder Vipasa im Sanscrit, daher wohl der Name Hyphasis, und der gleich südlichere Setledge oder Suttaluz haben ihre Quellen in der Gebirgsreihe von Cahlore, ebenfalls Zweige des Imaus oder Himaleh. Der Bejah nimmt nach Südwesten bis Forosepun (gegen 31°5′ der Br.) seinen einzelnen Gang, hier vereinigt er sich mit dem Setledge. Dieser trennt sich aber bald wieder, bildet eine große, nach einigen Karten mehrere Inseln, mit dem Bejah, und tritt gleich oberhalb des 30sten Breitengrades wieder in diesen ein, um sich gemeinschaftlich zwischen Weh und Sedpour (30°20′ Br.) in den Hauptstrom zu ergießen. Der Setledge ist aber bereits vor der Vereinigung mit dem Bejah ein beträchtlicher, gegen 30 deutsche Meilen schiffbarer Fluß.

Durch diese fünf ansehnlichen Flüsse ist die große Provinz Lahore, so wie das nördliche Multan ein höchst fruchtbares Reich.

Es erzeugt nämlich nicht nur reichlich die Hauptbedürfnisse des Lebens aus dem Pflanzenreiche, und daneben Wein, Zucker, Baumwolle, sondern zugleich bedeutende Massen Steinsalz, und die Flüsse sind goldhaltig.

Die von Westen her zu dem Indus fließenden Ströme sind uns weniger bekannt. Sie entspringen aus dem Hindo-Koo, der zwischen Cabul und Balk läuft. Unter ihrer bedeutenden Anzahl zeichnen sich, von Norden ausgerechnet, am meisten aus: der Baron und der Kameh, welche mit einander vereinigt zuletzt den Attok bilden, und bei der Stadt gleiches Namens (33°6′ Breite, 71¼° Länge) in den Indus eintreten. Südlicher fließt der Cow zu ihnen hin, nachdem er einige kleinere Flüsse in sich aufgenommen hat; diesem folgen weiter hinab der Lucca und ein anderer noch weniger bekannter Fluß.

Der Indus nimmt nun, nachdem er vor dem Panjab vorbei geflossen ist, von Osten her noch ein paar unbedeutendere Flüsse auf, wovon der eine, der Dummood, aus dem Innern von Aschimere, der zweite südlichere aber nur aus den Sandgebirgen der Wüste hervorkommt, und sich bei Nissabour in ihn einmündet.

Durch alle diese bedeutenden Ströme verstärkt, eilt jetzt der Indus, dessen ganzen Lauf man auf mehr als 200 deutsche Meilen rechnet, bald nach dem 26. Breitengrade der Theilung, der Bildung seines Deltas zu. Auf diesem Wege bildet er zwischen dem 27° und 28° durch Theilung zwei ansehnliche Inseln; auf der kleinern, nördlichern ist Baker gelegen.

Das Delta beginnt bereits nördlich von Nusserpoor bei dem kleinen Orte Hallegandhe (25¼° Br.). Hier läßt der Fluß einen schmalen Arm in Westen von sich zum Meere aus, da hingegen der entgegengesetzte östliche, der Nala-Sunkra, beinahe einen halben Grad südlicher anfängt. Der am weitesten nach Westen gelegene Arm von diesem großen Delta heißt auf den Karten der Pitty-Fluß, der aus der Theilung des Dartaway entstanden ist, und bei Larri-Bunder ins Meer fällt. Die ganze Weite des Delta's beträgt gegen 35 deutsche Meilen, nämlich von Assirpour in Osten bis Larri-Bunder in Westen. Der Mündungen oder Ergießungs-Kanäle des Indus innerhalb dieses Delta sollen, Divelli zufolge, nur sieben seyn, allein man zählt auf Rennels Karten 17, wovon freilich nur wenige benutzbar sind, da es sogar schwer halten würde, die eigentliche Einfahrt in den großen Strom zu finden, wenn sie den Schiffern nicht durch das thurmähnliche, weiß angestrichene Monument eines mahomedanischen Heiligen bemerkbar wäre, das auf den Karten Peer Scheiks Tomb heißt.

Indeß sind in den neuesten Zeiten einige Punkte dieser Küste besser durch Engländer bestimmt worden. So wissen wir, wo

einige der Einfahrten in den Indus, z. B. Larry-Bunder unter 24°44′ Br. und Rischel unter 24°12′ Br. liegen.

Dieses Delta umfaßt nun das Wichtigste des Landes der Synds.

Das Land von dem Delta des Indus unterscheidet sich besonders dadurch von dem des Ganges, daß es nicht wie jenes mit Bäumen besetzt ist, sondern höchstens auf seinen trockenen Stellen mit Buschwerk; das Uebrige besteht aber nur aus Sumpf und ungesunden, kleinen stehenden Seen.

Das ganze Gebiet von Synd erstreckt sich längs dem Indus nach Norden hoch bis gegen Beckar in Multan hinauf, hat im Osten die Sandberge der Wüste zu Gränzen, in Westen Mekran und in Südosten Cutch.

In den Regenmonaten vom April bis zum September ist das Land gänzlich überschwemmt. Dagegen ist es nicht bloß in den übrigen Monaten trocken, sondern Hamilton bezeugt, daß zu Zeiten ein dreijähriger Mangel an Regen hier die schrecklichsten Krankheiten hervorbringt, wodurch damals in der Hauptstadt binnen dieses Zeitraums über 80,000 Menschen weggerafft wurden, größtentheils Baumwollen- und Seidenarbeiter.

In gewöhnlichen Jahren ist es durch den vom überschwemmenden Indus herbeigeführten Dünger ein sehr fruchtbares Land, reich an Weizen, Reis und anderem Gemüse, so wie auch an kleinen, aber schnellen, guten Pferden und an Hornvieh. Der Gewinn von letzterm ist bedeutend, da eine sehr ansehnliche Quantität Butter in großen ledernen Schläuchen, jeder zu 320 Pfund, ausgeführt wird; denn diese Butter, wenn gleich ungesalzen, hält sich Jahre lang. Auch ist das Schafvieh vorzüglich; es gibt Hämmel, die oftmals 80 bis 100 Pfund wiegen.

Abriß der Geschichte von Ostindien.

Daß das erste Entstehen der Völker Indiens von ihnen selbst bis auf Millionen Jahre hinausgerückt wird, dies haben sie mit mehreren Völkern, welche selbst weit geringeren Anspruch auf antike Kultur haben, gemein; daß sie aber ihre Geschichte höher hinauf führen können, als wohl irgend eine andere Nation, dies bezeugen offenbar, allen Sachkundigen zufolge, ihre vor 4000 Jahren geschriebenen Werke.

Indeß hat das tiefere Studium der im Sanscrit geschriebenen Werke, als auch der Werke in neueren dortigen Sprachen, z. B. im Persischen, welchem sich ein Davy, Dow, Halwell, Gladwin, Ousely, Wilkins, Wilford, Jones und andere Engländer selbst an der Quelle unterzogen, nur erlaubt, höchstens einen dunklen Vergleich der ältesten Geschichte der Hindus mit der von andern alten Völkern, und daher auch mit der der Hebräer anzustellen.

Hiernach soll sich nämlich vermuthen lassen, daß dem ersten Menu (denn der Hindus setzt fünf solcher alter Gesetzgeber oder Regenten) unser Adam entspräche, und sonach das Ganze nur auf 6000 Jahre hinaufreiche. Weit bestimmter aber ging daraus hervor, daß auch bei diesem Volke die Sage von einer allgemeinen Ueberschwemmung sich nicht etwa bloß im Allgemeinen erhalten hat, (denn dieß ist sogar bei vielen rohen Völkern der neuen Welt der Fall), sondern daß diese Sage fast umständlicher als bei irgend einer andern Nation aufbewahrt ist. Es ist nämlich ein eigenes, im Sanscrit geschriebenes Buch, oder vielmehr ein heiliges Lied, der erste Purana, von 1400 Stanzen vorhanden, welcher lediglich eine der noachitischen Sündfluth ähnliche Ueberschwemmung zum Gegenstand hat.

Hiernach hatte Wischnu, weil das ganze Menschengeschlecht in Laster versunken war, dem tugendhaften Fürsten Satjavrata, dem

Nachkommen Menus, der auch der Sonnengeborne genannt wird, angekündigt, daß in sieben Tagen alle Menschen, welche die Gottheit beleidigt hatten, durch eine allgemeine Fluth umkommen sollten.

Hier nur Folgendes aus dem Bruchstücke dieses Gedichts:

„Du aber," sprach der Gott, „sollst in einem wunderbar gebauten Fahrzeuge gesichert seyn. Nimm daher alle Arten von heilsamen Kräutern und eßbaren Körnern zur Nahrung, nebst den sieben geheiligten Männern, Rischi *) genannt, auch eure Weiber und von allen Thieren ein Paar zu Dir. Gehe ohne Furcht in die Arche, dann sollst du Gott von Angesicht sehen, und alle deine Fragen sollen beantwortet werden. So sprach er und verschwand."

„Und nach sieben Tagen trat der Ocean aus seinen Ufern, und die Erde wurde durch anhaltenden Platzregen überschwemmt, als Satjavrata, der über die Gottheit nachdachte, ein großes Fahrzeug auf dem Wasser schwimmen sah. Er trat hinein, nachdem er alle Befehle des Wischnu befolgt hatte."

Hier ist zwar keine so umständliche Angabe über die Erbauung der Arche, als beim Moses; dagegen finden wir hier, sehr zu Gunsten des Verfassers der Purana, der Körner und Samen der den künftigen Generationen nützlichen Kräuter bestimmter gedacht; auch scheint es der Gottheit nicht ganz unangemessen, daß sie nicht von ihrer Reue über ihre eigene Schöpfung klagt, wie dieß in der mosaischen Geschichte der Fall ist.

Wir überlassen es den Kundigen, zu bestimmen, welche von beiden Nachrichten Copie oder Original sey; es schien uns jedoch weder unwichtig, noch unzweckmäßig, eine der ältesten Epochen der Hindusgeschichte, wenn gleich wie überall in dichtes Dunkel gehüllt,

---

*) Die hierbei genannten sieben Rischis scheinen mehr als bloß menschliche Wesen, vielleicht höchst gottesfürchtige Menschen anzudeuten; sollten sie sich vielleicht mit den Kindern Gottes, deren Moses 1. Buch 6. Cap. bei dieser Sündfluth gedenkt, vergleichen lassen?

hier anzuführen, verlassen aber von jetzt an diese unzuverlässigen Sagen, und gehen sofort zu den uns genauer angegebenen Ereignissen dieser Nation über.

Eben wegen der Unbestimmtheit wäre es Unrecht, bei den Heerzügen des Bachus, der Semiramis und des Sesostris nach und in Indien uns hier verweilen zu wollen. Noch wohl größere Ungewißheit herrscht dann in den Nachrichten über die frühesten Monarchen der Hindus, z. B. des Krischna (Apollo der Griechen) und dessen Sohn Marage u. s. w. bis zu dem Delu hinab, welcher die Stadt Dehli soll erbaut haben, und dessen Söhne, die beiden Fur oder Porus, wovon einer der berühmte Gegner Alexander's des Großen, hier der große Secundet genannt. Nicht viel besser kennen wir die Einfälle verschiedener Könige der Perser, da selbst die Heerzüge des Darius Hystaspes, welche um das Jahr der Welt 3493 gegen Indien sollen unternommen worden seyn, höchstens ein Zeugniß mehr von dem bereits damaligen Reichthum, und in sofern von der Cultur dieser von ihm eroberten nördlichen Theile Indiens an die Hand geben. Dem Herodot zufolge, soll nämlich der jährliche Tribut in Waschgold, welchen die unterjochten Provinzen Hindostans den Persern zahlen mußten, auf 360 Talente, oder auf 4 Millionen Thaler sich belaufen haben.

Weit mehr gewann die Erd- und Völkerkunde durch den Eroberungszug Alexanders des Macedoniers, 328 Jahr vor unsrer Zeitrechnung. Nach der Eroberung und Verheerung Persiens, welche noch einigen Vorwand fand in der Rache Griechenlands wegen vormaliger Einbrüche der Perser, ging dieser herrschsüchtige Fürst von dort aus über den Hindeko (Paropamisus); drang bei der innern Uneinigkeit der hier wohnenden Völkerschaften bald mit seinen krieggewohnten Griechen vor, und fand nur erst bedeutenden Widerstand bei den tapfern Assacenern. Die Rache für eine bei der Belagerung ihrer Hauptstadt Massaca erhaltene

Fußwunde riß Alexander zu der Schändlichkeit hin, diese, ihre Heimath mit ächtem Patriotismus vertheidigenden Krieger, nachdem sie sich ihm auf Treue und Glauben unter der Bedingung ihrer völligen Freiheit ergeben hatten, in der Nacht unbewehrt niederhauen zu lassen.

Schwerer war die Ueberwältigung des mächtigen und edlen Porus, in den Schriften der Hindus Pur genannt. Wohl nur die Hülfe des dem Porus feindlichen Taxiles, und zuletzt ein Zufall, ein starkes Gewitter, erleichterten dem, der jährlichen Ueberschwemmung unkundigen Eroberer das weitere Eindringen in Hindostan. Dennoch kam er nur in das heutige Lahor bis zu den Ufern des Bejah; denn sein vernünftigeres Heer, endlich der Eroberungstollheit müde, sehnte sich nach der Heimath und zwang den König zum Rückzug. Zum Zeichen seiner blutigen Großthaten errichtete er für die Nachwelt an den Ufern jenes Flusses 12 Altäre, wovon indeß schon seit vielen Jahrhunderten keine Spur mehr übrig blieb.

Die Erd- und Menschenkunde gewann aber durch diesen Kriegszug. Von besonderem Nutzen war es, daß Alexander den Seemann Nearchus zu einer Untersuchungsfahrt den Indus hinabsandte, der von den Mündungen dieses großen Stroms längs den Küsten Indiens bis zum Meerbusen Persiens vordrang, und sogar die untersten Theile des Euphrats befuhr.

Freilich war dies durchaus kein gültiger Ersatz für die durch Alexander unschuldig erschlagenen oder unglücklich gewordenen Indier, und diese Erweiterung der Kenntnisse war somit theuer erkauft. Indessen hatte man jetzt erst Völker genauer kennen gelernt, welche bei hoher Industrie, im sonderbarsten, auf Ruhe abzweckenden Volksvereine zusammenlebten, und mitten in der reichsten, schwelgerischsten Erde und unter dem schönsten Himmel eine uns Europäern kaum glaubliche Mäßigkeit zeigten. Auch werden wir

sogleich sehen, welchen bedeutenden Einfluß dieser Zug auf den Welthandel hatte.

Nachdem Alexander früh ein Opfer seiner Anstrengungen und Ausschweifungen geworden war, erhielt bei der Vertheilung seiner Staaten sein vorzüglichster Feldherr, Seleucus Nicator, Persien und die diesem Reiche angränzenden eroberten Länder Indiens. Allein es hatte sich indeß ein unter dem griechischen Heere gedienter Krieger, Sandrokott, bis zum mächtigen Herrn (Raja) der Prasier (ein Volk, das das heutige Oude und Bengalen bewohnte, worauf bereits Alexander selbst lüstern war) erhoben. Dieser suchte sein Vaterland von dem Joche der Griechen zu befreien, und fiel in die von ihnen eroberten Provinzen ein. Seleucus eilte ihm zwar mit ansehnlicher Kriegsmacht entgegen, drang auch wirklich selbst bis zum Ganges, also viel weiter als Alexander, in Indien vor; trat indeß, vielleicht weil er die Schwierigkeiten, das Land zu unterjochen, zu groß fand, mit dem Raja Sandrokott in Unterhandlungen, ließ sich durch ein Geschenk von 500 Elephanten abfinden, und kehrte in seine Staaten zurück.

Auch dieser Kriegszug hatte für die Menschheit im Allgemeinen wesentliche Vortheile. Seleucus hatte den Megasthenes, welcher bereits unter Alexander mit Indien bekannt worden war, zu diesen Unterhandlungen an den indischen Raja abgesandt. Megasthenes kam hierbei ins Lager des Sandrokott von 40,000 Mann, und zwar bis zu der großen Stadt Palimbothra, einer Stadt mit 64 Thoren und 570 Thürmen; sie hatte eine Länge von mehr als zwei deutschen Meilen, jedoch war sie nur $1/5$ so breit. Wilfords neuere Untersuchungen ergeben, daß Palimbothra in Bengalen am westlichen Ganges zwischen Cossimbazar und Perneah gelegen gewesen sey.

Schon Alexander der Große hegte den Wunsch, die trefflichen Produkte, welche Indien den Persern lieferte (z. B. kostbare

Zeuche, Gewürze, Weihrauch u. s. w.), seinem Vaterlande zuzuführen. Auch lag in Alexanders Gründung von Alexandrien in Egypten bereits der treffliche Plan einer allgemeinen Handelsverbindung aller Theile der bekannten Erde; allein sein früher Tod unterbrach dieses, eines großen Monarchen würdige Unternehmen. Durch Megasthenes tieferes Eindringen in Indien war nun aber nicht, wie zuvor, nur allein das heutige Punjab, sondern das eigentliche Hindostan, und die dort herrschenden trefflichen Einrichtungen für den Anbau aller Art bekannt geworden. Dies mußte jenen Wunsch, Europa mit diesem reichen Lande näher in Verbindung zu setzen, lauter werden lassen. Indeß müssen wahrscheinlich die damals herrschenden Kriege der Heerführer Alexanders nach seinem Tode die Ausführung desselben verhindert haben, denn man kann doch nur erst den egyptischen König Ptolemäus Philadelphus (3714 im Jahr der Welt) als den eigentlichen Hersteller des Handels mit Ostindien ansehen.

Der älteste Handel Indiens, wovon wir einige Nachrichten dem Herodot verdanken, ging von den Phöniciern aus. Dieses wichtigste Handelsvolk des Alterthums, das sich einiger Häfen am arabischen Meerbusen bemeistert hatte, trieb von dort aus den Handel mit Ostafrika und dadurch mit Ostindien selbst, nämlich mit der Westküste, dem heutigen Malabar. Durch Alexanders und vorzüglich Seleucus Vordringen in Indien war nun freilich ein bequemerer Weg für die Waaren, sowohl vermittelst des rothen Meeres nach Alexandrien, als durch den Indus nach Persien eröffnet. Ersteren benutzte besonders jener Ptolemäer so glücklich, daß dadurch Alexandrien, so wie dieß die Absicht ihres seltenen Erbauers war, der Stapelort aller indischen Waaren wurde. Von hier aus war es begreiflich nicht schwer, die Kostbarkeiten Ostindiens sowohl nach Griechenland, als nach Italien zu führen. Und so kam es, daß das schwelgerische Rom ungeheure Summen

Goldes für edle Steine, kostbare Musseline und feine Spezereien in Indien vergeudete. Da, dem Plinius zufolge, ebenfalls die **vasa murrhina** aus Indien kamen, so muß dieser Handel selbst China oder wenigstens Hinterindien mitbegriffen haben, weil diese Art von Gefäßen, so viel wir wissen, nicht im eigentlichen Hindostan als einheimisch vorkommen.

Dieser Handelsweg blieb auch nachmals, als Egypten unter Augustus römische Provinz ward, der wichtigste, und in sofern auch stets Alexandrien die Hauptniederlage jener ostindischen Waaren.

Die andere Handelsstraße, die durch den Indus über Persien zum caspischen Meere vermittelst des sich dahin einmündenden Oxus ging, und von diesem Meere weiter auf den Kur, von dort aber zu Lande zum Phasus (dem Fasch), also durch ihn zum schwarzen Meere, mithin nach Europa, ward besonders durch Pompejus wieder belebt. Dieser, oder wenigstens ein ähnlicher Weg durch Asien ist nachmals unter Justinian und später in uns näher liegenden Zeiten von den Venetianern und Genuesern benutzt worden.

Zwischen beiden zuletzt erwähnten Handelsepochen traten noch außer den Griechen besonders die Araber auf, sobald die Nachfolger Mahomeds sich Egyptens bemächtigt hatten. Sie führten die Waaren Ostindiens über das rothe Meer nach Egypten, und mit ihnen gingen die Venetianer (nach vorhergegangener bezahlter Erlaubniß vom Pabste, mit diesen Ungläubigen zu handeln) Tractate ein, wodurch sie bereits damals große Vortheile von diesem ostindischen Handel zogen.

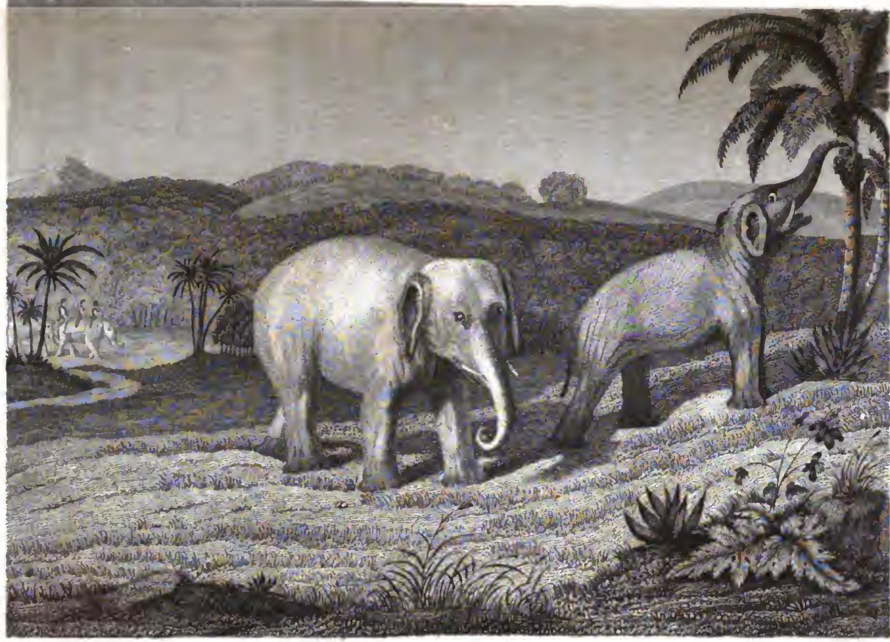
Es würde zu weit führen, hier der in die zuletzt erwähnten Epochen fallenden Handelsunternehmungen der Griechen und Perser zu erwähnen, da die endliche Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung durch die Portugiesen fast alle übrigen Handelswege größtentheils überflüssig machte. Wir wenden uns daher wieder zu Ostindiens innerem Zustande.

Seit der Expedition des Seleucus oder vielmehr Megasthenes, etwa 300 Jahr vor unserer Zeitrechnung, haben wir zwar keine genaue Kunde von wichtigen Einfällen oder ähnlichen Ereignissen durch Fremde in Indien, allein wir wissen wenigstens, daß die Nachfolger des Seleucus, besonders diejenigen, welchen Bactria (die heutige Bucharei) zu Theil worden war, tiefer in Indien eingedrungen sind. Wichtiger aber für uns ist, daß von Bactria aus die Handelsverbindungen mit Indien noch so lange fortgedauert haben, bis endlich große verheerende Horden Tartaren, von China ausgetrieben, über den Jaxartes (den nachmaligen Sirr) in diese von den Griechen fast 300 Jahr besessenen Länder einbrachen, und ihrem Reiche etwa 126 vor unserer Zeitrechnung ein Ende machten.

Ob in den gleich hierauf folgenden Zeiten Hindostan von außen her große Erschütterungen erlitten habe, ist, so wie mithin die ganze Geschichte dieses Landes, bis jetzt weniger bekannt. Nur erst nach mehr als 1000 Jahren geht uns ein schwaches Licht darüber auf, durch die Streifzüge, welche einige arabische Heerführer unter dem 6. Kalifen in das heutige Multan unternommen haben. Noch etwas Bestimmteres erfuhr man aber durch den Einfall, welchen, im Jahr 705 unserer Zeitrechnung, Mahomed, Statthalter des Kalifen Walid I., von Chorasan aus in das heutige Multan unternahm.

Mit diesem Mahomedaner beginnen die Greuel, unter welchen der höchste Fanatismus, gepaart mit der niedrigsten Raubsucht und grausamsten Mißhandlung und Verachtung des Menschen, die sanfteste, ruhigste, thätigste und mäßigste Nation aller Asiaten unausgesetzt bis auf die neueren Zeiten herab hat seufzen lassen.

Multan ward bald darauf unterjocht, die goldnen und mit edlen Steinen gezierten Götterbilder der Hindus geraubt; die stei-



nernen zerschlagen, um als Bausteine zur Errichtung von Moscheen zu dienen.

Dieser westliche Theil blieb ziemlich lange im Besitz der Mahomedaner. Ob nun gleich diese nachmals, von den indischen Königen, den Rajas, überwältigt, sich genöthigt sahen, ihre dortigen Eroberungen wieder aufzugeben, so brach dagegen, im 10. Jahrhundert, ein härteres Schicksal von neuem über Indien aus.

Der Statthalter von Chorasan, Abistagi, der sich im Jahr 960 gegen seinen König der Bucharei empört hatte, gründetet das Reich Gazna oder Ghizni.

Unter denen nach ihm dort herrschenden Sultanen war Mahmud III. besonders eroberungssüchtig. Dieser unternahm 12 Eroberungszüge gegen Hindostans südliche und östliche Provinzen. Zuerst drang er (im Jahr 998) in Kabul ein; bald hierauf in Multan und in den Panjab (Land der fünf Flüsse); sodann weiter in Cashimere; auch eroberte er einen großen Theil vom nördlichen Delhi. Die Fürsten der Hindus wurden verjagt, oder wie der Raja Bachara aus Verzweiflung zum Selbstmorde getrieben. Bedeutende Städte wurden aller Schätze beraubt. Als er auf seinem achten Zuge abermals nach Hindostan ging, bestand die Beute, welche er von den Pagoden und Bergschlössern erhielt, aus 20 Millionen Dirrem baarem Gelde, 53,000 Sclaven und 350 Elephanten, ohne den Antheil seiner Heerführer zu rechnen. Erstaunliche Massen edler Metalle und Steine raubte er den Bewohnern; noch größere Reichthümer schleppte er aber auf seinem 12. Verheerungszuge aus der Rasbuttenstadt Sumnat in Guzurate. Der persische Geschichtschreiber Mirkhond, auch Khondemir genannt, meldet in seinem großen historischen Werke Raou zat essafer: Mahmud habe aus Sumnats Pagode 56 Säulen von massivem Golde, mit Rubinen und andern Edelsteinen besetzt, geraubt. Der Götze selbst habe aus einem einzigen Stein von 50 Ellen bestanden,

wovon indeß nur drei über die Erde hervorragten. Mahmud ließ sofort den Götzen zerschlagen, und 50,000 der unschuldigen Götzendiener zugleich niederhauen. Zu dieser Pagode gehörten tausend Dörfer nebst ihren Ländereien, nur allein zum Gottesdienst waren 200 Braminen, ferner 300 Devedaschis (Tänzerinnen), vom angesehensten, selbst fürstlichen Stande, angestellt, auch eine gleiche Anzahl Barbiere, um die dorthin wallfahrtenden Pilgrime zu reinigen. Der Sultan fand unter andern Schätzen eine Kette von 1800 Pfund Gold, und seine ganze Beute belief sich, dem Mirkhond zufolge, auf 20 Millionen Goldthaler.

Ungeachtet seiner Eroberungssucht, zeigten sich dennoch bei Mahmud Spuren von Gerechtigkeitsliebe, ja selbst von Edelsinn.

Eine Kaufmannsfrau, deren Sohn bei dem Angriff einer Räuberbande auf eine Carawane in der persischen Provinz Iras erschlagen worden war, begab sich nach dem Hof Mahmuds in Gazna, und forderte persönlich bei ihm Gerechtigkeit wegen des Todes des Erschlagenen.

„Wie kann ich," antwortete Mahmud, „in dieser weit entlegenen Provinz (er hatte dort einen seiner Söhne zum Statthalter gesetzt) dergleichen Unordnungen verhüten?" Dreist gab ihm die Wittwe folgende, jeden ungerechten Eroberer von einigem Gefühl zernichtende Antwort:

„Warum erobert Ihr denn mehr Länder, als Ihr gehörig beherrschen könnt, und für deren Regierung Ihr dennoch dereinst am Tage des Gerichts vor Gott verantwortlich seyd?"

Statt ihn zu erzürnen, erschütterte dieser edle, unwiderlegliche Vorwurf den Sultan. Nicht nur entließ er die Frau mit Geschenken überhäuft, sondern er befahl zugleich, daß die Regierung von jetzt an haften müsse für das Leben und die Güter der Kaufleute, welche in Carawanen von Persien nach Indien zögen. Hierdurch stieg die Menge der Handelsleute so sehr, daß, da einer

Carawane 100 Soldaten zur Begleitung gegeben wurden, ihr Führer vorstellte, daß kaum die zehnfache Anzahl gegen die großen Räuberbanden in der großen Wüste von Nedubendam hinreichen würde.

„Ich will dafür sorgen," antwortete Mahmud, „daß diese 100 sich in 1000 verwandeln." Er befahl nämlich, für die Carawane insgeheim die schönsten Früchte aufzukaufen, und diese mit Arsenik zu vergiften. Wäre nun die Carawane bis zu jener Wüste vorgerückt, so sollten die Früchte sofort, als wären sie zum Trocknen in die Sonne gelegt, dort ausgestellt werden. Die Räuber gingen wirklich in die Falle. Indem sie die Carawane dort angriffen, fielen sie zuerst über die vorliegenden in die Augen fallenden Früchte her. Die Carawane gewann Zeit, sich zu retten, und die vergifteten Räuber kamen um.

Noch gerechter zeigte sich Mahmud bei folgendem Ereigniß. Ein Türke überfiel in der Nacht einen armen verehelichten Mann, trieb ihn gewaltsam aus seiner Kammer und nahm dessen Stelle im Ehebette ein. Der Verjagte beklagte sich bei Mahmud, und der über diese freche That erstaunte Sultan befahl dem Manne, ihm Nachricht zu geben, wenn sich jener Türke von neuem bei ihm einfände. Dies geschah. Mahmud ging nebst seiner Wache zu dem Hause des Klägers, ließ alle Fackeln auslöschen, drang in die Kammer und hieb den Thäter in Stücke. Hierauf befahl er, Licht anzuzünden, und als er den Getödteten besichtigt hatte, dankte er kniend Gott, daß es keiner seiner Söhne war. Er hatte nämlich, da er glaubte, nur einer seiner Söhne könne sich eines solchen Frevels erdreisten, die Fackeln auslöschen lassen, damit nicht der Anblick des Thäters seine Gerechtigkeit hemmte.

Auf diesen Mahmud läßt der persische Geschichtsschreiber 13 Regenten in Ghizna (Gazna) folgen, welche ihm im Ganzen weder in Kriegsthaten, noch weniger an Dauer der Regierung

gleich kamen, dagegen ihn größtentheils an Grausamkeiten gegen die Urbewohner, ja selbst oftmals gegen ihre eigenen Glaubensverwandte übertrafen. Mehrere dieser Gazniden wurden bald von ihren Söhnen oder Verwandten, bald von ihren Statthaltern, oder gar von einzelnen, aus Sclaven bis zum Heerführer hinaufgestiegenen ehrsüchtigen Menschen entthront oder ermordet.

Dieses grausame Spiel trieben sie indeß größtentheils nur im nordwestlichen Hindostan, die südlich gelegenen Länder fühlten damals nur selten ihre Barbareien. Alle fröhnten nicht nur ihrer intoleranten Herrscherwuth, sondern auch der niedrigsten Raubsucht; und wie unermeßlich ihre aus Hindostan zusammengeschleppten Schätze gewesen seyn müssen, ergiebt sich schon aus der goldenen, von Juwelen strahlenden Krone, welche einer dieser Eroberer, Musaud, im Jahre 1034 in dem neuen Pallast von Gazna über seinem Throne aufhängen ließ. Sie wog über 2600 Pfund. Bei seiner Entthronung rief er aus: „Welch grausame Umkehr des Schicksals! Gestern sanken 3000 Kameele fast unter der Last meiner Schätze zu Boden, heute erbettle ich unter allgemeinem Hohnlachen des Volks das tägliche Brod!"

Unter ähnlichen wohlverdienten Schlägen der Nemesis floß die Regierungszeit der meisten dieser gaznidischen Sultane dahin, bis endlich ein anderer Türkenstamm, die Sultane von Ghor, dem Reiche Ghizna ein Ende machte. Sultan Moaz Ul' Dien, auch Mahomed Ghori genannt, vernichtete die Ghazniden (1179) und wandte sodann ebenfalls sein Mordschwert gegen die Rajas von Hindostan. Diese thaten oftmals lebhaften und glücklichen Widerstand, trieben auch die Landräuber häufig zurück; allein das Innere von Hindostan war unter viele kleine Fürsten getheilt, und diese vermochten selten bei dem geringen Grad der Einigkeit jenen mächtigen, stets in Krieg und Blut erzogenen Mahomedanern gehörigen Widerstand zu leisten.

Der mächtige Sultan Mahmud Ghori nahm nicht nur Benares, sondern selbst Gualior ein. Die Residenz war schon nach Lahore, also in die Nähe der Hindus, verlegt, und Mahmud Ghori hatte sich gleiche Gräuel bei der Einnahme von Benares erlaubt wie seine Vorgänger. Da nun Benares der Hauptsitz indischer Gelehrsamkeit war, so glaubt Rennel, daß die Vermischung mit den intoleranten Eroberern die alte Sprache der Hindus, den Sanscrit, damals verdrängt habe, und von dieser Zeit an nur Büchersprache geblieben sey.

Dieser Sultan ward zuletzt das Opfer eines wilden indischen Räuberstamms der Gebirge Lahor, die Ghikers genannt. Zwanzig derselben führten den gerechten Anschlag glücklich aus, den Verheerer ihres Landes in seinem Zelte zu überfallen und niederzuhauen.

Die ungeheuren Schätze, man gibt nur allein mehrere hundert Pfund Juwelen darunter an, wurden, so wie die Krone selbst der Zankapfel mehrerer Parteien jener sogenannten Rechtgläubigen.

Ein kühner und kluger Sclave, Cuttub Ul' Dien, der wegen seiner Talente von der niedrigsten Stufe durch den hingerichteten Sultan zum Feldherrn erhoben, ja adoptirt worden war, behielt das Uebergewicht über dessen wirklichen Sohn und Thronerben. Er stiftete eine neue Dynastie aus seinem eigenen Volke, den Patanen oder Afghanen.

Hierdurch beginnt mithin eine wichtige Epoche für diese Länder, denn diese Patanen beherrschten sie über 300 Jahr.

Cuttub, der als Feldherr bereits die Länder am Jumna bezwungen hatte, und selbst bis Benares am Ganges vorgedrungen war, ließ die nördlichsten Besitzungen dem Sultane Yes Ul' Dien, dem Neffen seines ehemaligen Herrn, nahm von den südlichen Theilen Besitz und verlegte die Residenz von Lahore tiefer hinab nach Delhi.

Da ihm der in Gazna verbliebene Sultan die Insignien des Reichs, den Nobut (die großen Heerpauken), ferner den königlichen, weißen Sonnenschirm und die Standarten gesandt hatte, so zeigte er sich als der erste mahomedanische Beherrscher Hindostans in der ganzen orientalischen Herrscherpracht.

Nach großen Eroberungen, unendlichem Blutvergießen und Rauben überließ er sich der Weichlichkeit, zog sich nach Lahore zurück, und starb dort durch einen Sturz vom Pferde. Seine außerordentliche Verschwendung der geraubten Schätze brachte ihm den Beinamen Lack Buksch, d. i. Verschwender von Lacks. *)

Cuttubs Sohn und Erbe des Reichs, Arum, ein schwacher Fürst, ward bald durch Sclaven, die sich wie Cuttub zu Feldherren erhoben hatten und nun empörten, wie auch von einigen rebellischen indischen Rajas aufs äußerste getrieben. Die Großen wählten den von Cuttub adoptirten Sohn, Malleck Altumsch, der dann nach einer entscheidenden Schlacht gegen seinen Nebenbuhler Arum Herr des Reichs ward.

Dieser Fürst erweiterte zuerst die Eroberungen der Mauren in Hindostan durch Bengalen. Er zerstörte, seinen würdigen Vorbildern gleich, den prächtigen hinduischen Tempel Makal, ein eben so bewundernswürdiges Gebäude als das von Sumnat; 300 Jahre waren zu seiner Erbauung erfordert und die Mauer hatte 100 Ellen Höhe.

Er führte oftmals blutige Kriege gegen die mit Recht sich wider ihren ungerechten Eroberer auflehnenden Völker Bengalens, war übrigens berühmt wegen seiner Wissenschaftsliebe und Kenntnisse.

Während seiner Regierung machte (1242) der Weltzerstörer Genghiskan einen Streifzug gegen Hindostan, drang indeß nur bis zum Panjab vor.

*) 100,000 Rupien.

Die Schwäche und Schwelgerei des Thronerbens Ferose veranlaßte bald einen Aufstand, der sich damit endigte, daß die wegen ihrer seltenen Gaben bereits vom Vater bei Regierungsgeschäften zugezogene Tochter, die Sultanin Rizia, zur Verweserin des Reichs erkoren ward. So rühmlich sie indeß ihrem Amte vorstand, auch mehrmals die sich gegen sie auflehnenden Feinde besiegte, so endigte dennoch ein Krieg gegen den Herrscher von Tiberkind ihre ehrenvolle, aber nur dreijährige Regierung. Sie ward nach einem unglücklichen Gefechte nebst ihrem Gemahl niedergemacht, und ihr Bruder Byram bestieg den Thron von Delhi. Aber auch dieser ward zwei Jahre darauf umgebracht. Dem berühmten persischen Geschichtschreiber Mirkhond zufolge, fiel Radhiataldien, so nennt er die Sultanin, durch die Auflehnung dieses Bruders, der bei ihm Baharamsah heißt.

Unter Verrath, Aufruhr und Mord, wodurch zugleich das unglückliche Land auf das traurigste litt, wurden die Regierungen der hierauf folgenden Sultane verkürzt, wenn gleich einige derselben nicht ohne alles Verdienst waren. So vermied der Sultan Mahmood-Altumsch allen Aufwand, lebte einförmig und häuslich. Er hielt kein Serail, und seine einzige Gemahlin, die Königin, mußte ihm das Brod mit eigenen Händen backen. Auch der bald darauf folgende Sultan Balin äußerte strenge Gerechtigkeitsliebe und munterte die Wissenschaften auf. Der persische Geschichtschreiber hat uns sogar mehrere seiner Denksprüche aufbewahrt, welche von Gerechtigkeit und selbst von Menschenliebe zeugen. Indeß zeigte er stets die intolerante Grausamkeit des Muselmanns. Er ließ durch eine eigenes großes Heer 100,000 Mevats niederhauen.

Diese Nation nennt Ferischta nur Banditen, obgleich es wahrscheinlich ist, daß es Hindus waren, die wie die Ghikers sich in die unzugänglichen Gebirge zurückzogen, um den Grausamkeiten der Mahomedaner zu entkommen. Vielleicht waren diese Wald- und

Gebirgsvölker, so wie nachmals die Mahratten und einige südliche Poligaren solche Stämme der Hindus, welche noch durch das Oertliche ihrer Wohnsitze und durch gerechte Erbitterung gegen die fremden Unholde bald unter eigenen Fürsten (Rajahs), bald als Republikaner die letzten Kräfte für die Freiheit des Vaterlandes aufboten.

Die Regierung des Sultans Ferose II. zeichnet sich besonders durch verschiedene wichtige Vorfälle aus. Zuerst zeigt sich hier die sonderbare Empörung eines Geistlichen, des Derwisches Seid Mollah, der als reisender Heiliger in Bettlertracht auftrat, und nachdem er mehrere Wallfahrten beendigt hatte, in der Kaiserstadt Delhi sich durch außerordentliche Pracht und Mildthätigkeit einen großen Volksanhang zu erwerben wußte. In kurzem machte ihn die ungeheure Menge Anhänger so kühn, selbst nach der Krone zu streben. Schon waren die Häupter der Verschwörung zum Königsmorde von ihm ernannt, als einer der Seinigen ihn verrieth; der Mollah ward eingezogen und verlor durch den Privathaß eines der Söhne des Kaisers auf eine grausame Art sein Leben, denn Ferose selbst hatte den scheinheiligen Rebellen nur zur ewigen Gefangenschaft verurtheilt.

Bald darauf brach ein starkes Heer der Mongolen in Feroses Länder ein. Sie wurden aber zurückgeschlagen, räumten das Land, ein großer Theil ihrer Horden trat zum türkischen Glauben über, und ihr Heerführer, ein Enkel Genghis-Chans, erhielt des Sultans Tochter zur Gemahlin.

Gleich nach Beendigung dieses wichtigen Ereignisses (1290) eröffnete des Sultans Neffe, Mallek Alla, eine Reihe von Raubzügen gegen das südliche Hindostan. Das Decan war bis jetzt von den Mahomedanern noch nicht entweiht und geplündert worden.

Hier wüthete dieser Räuber mit eben so vieler Intoleranz als niederträchtigem Geize. Mehrere Fürsten wurden verjagt, die

Hindus niedergehauen, die Weiber geschändet und als Sclavinnen fortgeschleppt; ein großer Theil der Beute füllte die Schatzkammer des Sultans. Nur allein aus Dowladabad, der reichen Hauptstadt des Raja Rambeo, führte er 15,000 Pfund Gold, 175 Pfund Perlen und 50 Pfund ächte Steine verschiedener Art hinweg, eine große Menge reicher Zeuche und andere Kostbarkeiten ungerechnet.

Ferose genoß indeß seines reichen Raubes kaum ein Jahr lang. Der übermüthige Alla der schon längst nach der Krone strebte, lockte ihn freundschaftlichst zu einer Zusammenkunft, ließ ihn durch Meuchelmörder niederstechen und setzte sich selbst auf den Thron.

Alla Ul' Dien, auch Secunder Sani (Alexander II.) genannt, stolz auf sein Glück, stets nach unsterblichem Ruhm strebend, entwarf gleich nach seiner verrätherischen Thronbesteigung zwei große Plane. Er wollte eine neue Religion stiften und eine Universalmonarchie errichten. Nur ein einziger seiner Großen, der bejahrte Cutwal *) von Delhi, wagte es, ihm von beiden abzurathen, und als Alla fragte, wie er denn seine so hoch gestiegenen Kräfte des Reichs auf andere Weise ruhmvoll anwenden sollte, verwies ihn der Cutwal auf die Unterjochung des übrigen Decans, um auch diese Hindus zum Glauben Mahomeds zu zwingen. Dieser Rath des Cutwals ward reichlich belohnt, und gab nun Anlaß zu den schrecklichsten Einbrüchen des Sultans in jene friedlichen Länder, sobald ihm dies nur die Stillung einer Verschwörung und die Einfälle der Mongolen in seine Staaten erlaubten.

Zum weiteren Bekriegen des Decans bediente er sich sodann seines widernatürlichen Lieblings, des Sclaven Cafur, der sich durch seine Talente zum Feldherrn empor geschwungen hatte.

---

*) So viel als Lord Mayor oder erster Bürgermeister.

Er drang zuerst in das Gebiet der Mahratten, unterjochte Telinga (das nachmalige Golconda) und nahm vom Carnatik die Hauptstadt und starke Festung Ariki (jetzt Batangole), ließ die Vertheidiger niederhauen und erhielt als Lösegeld 300 Elephanten, 7000 Pferde nebst einer großen Menge Juwelen und Gold. Dieß war indeß gleichsam nur das Vorspiel zu größern Räubereien.

Im Jahre 1306 drang Cafur nun tiefer ins Decan ein, sogar bis zum heutigen Marwar, überwältigte mehrere mächtige Rajahs, zerstörte die Hindus-Pagoden, zerschlug die Bilder und raubte die goldnen, mit ächten Steinen besetzten Statuen. Er erpreßte durch die Tortur die ungeheuren Tempelschätze von den Braminen und führte sie auf 400 Elephanten nach Delhi ab. Die Beute, welche er dem Sultan darbrachte, soll bestanden haben aus 302 Elephanten, 20,000 Pferden, vielen Kisten mit Perlen und ächten Steinen, und endlich aus 90,000 Manuds, also gegen 100 Millionen Pfund Sterling in baarem Gelde.

Der Anblick so erstaunlicher Reichthümer bewirkte beim Sultan eine übertriebene Großmuth. Jeden der vornehmsten Omrah beschenkte er mit 10 Manud Goldes, die geringern mit 5; jeder Gelehrte erhielt ein Manud (25 Pfund Sterling) und so verhältnißmäßig seine übrige Dienerschaft bis zu dem Geringsten hinab.

Gleich darauf zeigte sich aber dieser großmüthige Vergeuder geraubter Güter als der blutgierigste Tyrann. Er faßte Argwohn gegen die in seinen Sold getretenen Mongolen, entließ sie nicht nur seiner Dienste, sondern, ohne gültige Beweise befahl er, 15,000 dieser unschuldigen Fremdlinge in den Straßen von Delhi niederzuhauen.

Die gerechte Strafe seiner vielartigen Verbrechen weilte indeß nicht lange. Ueberall zeigten sich Aufrührer gegen ihn. Der von ihm selbst zu den höchsten Ehren und Glücksgütern gebrachte Liebling Cafur machte ihm die Angesehensten des Reichs, ja sogar

seine eigenen Söhne verdächtig. Er ließ sie gefangen setzen; aber die dauernde Furcht und Unsicherheit wegen seines eigenen Lebens und der Gram, sich von seinen Vertrautesten verrathen zu wissen, brachte ihn bald darauf ins Grab. Jener Verschnittene hatte die Bosheit, die gefangenen Söhne seines Wohlthäters blenden zu lassen, um der Nation einen ihm gefälligen Sultan zu geben. Allein Cafur selbst ward bald darauf ermordet, und der dem Volke durch ihn aufgedrungene Regent sofort abgesetzt.

Der darauf folgende Sultan Mubaric begann seine Regierung mit der Greuelthat, zwei Große, welche ihm auf den Thron geholfen hatten, sogleich hinrichten zu lassen, weil er ihnen zu viel verdankte.

Er ergab sich bald allen Lastern der niedrigsten Wollust, ward aber nach zwei Jahren ermordet, und sein Nachfolger auf dem Throne ward bereits nach fünf Monaten des Throns und Lebens beraubt.

Sein Ueberwinder, ein Mann von Mäßigkeit und Kenntniß, Ghazi Mallec, übernahm (1321) unter dem Namen Yeas Ul' Dien Tuglihk Schah, die Regierung. Auch er übernahm verschiedene glückliche Feldzüge in Hindostan, ward aber bereits nach zwei Jahren zufällig von einem einstürzenden Hause erschlagen. Hierauf erhielt sein Sohn Mahmud das Reich. Seine Regierung ist für Hindostan wichtiger, aber zugleich unglücklicher. Bald nach seinem Antritt drangen nämlich die Mongolen in Hindostan ein, und nur durch ein ungeheures Lösegeld brachte er sie zum Rückzuge.

Nun verfiel Mahmud selbst darauf, Eroberungen zu machen. Er unterjochte mehrere entlegene Rajas, ja er überwältigte, sagt Ferischta, den südlichsten Theil des Decans von einem Meere zum andern, also die Spitze des Dreiecks. Dabei belegte er, wegen der ungeheuren Heere, wovon nur allein 370,000 Reuter waren, das Volk mit den drückendsten Lasten, und zwang ihm

deßhalb eine eigene Kupfermünze auf. Da aber dennoch das Heer nicht gehörig besoldet ward, und zu rebelliren drohte, fiel er auf das Mittel, das reiche China zu erobern. Der Anfang dieses Feldzugs ward aber auch sein Ende. Durch die Weite und Schwierigkeit des Wegs, die dadurch mangelnde Nahrung für das Heer, welches ohnehin unwillig den Feldzug angetreten hatte, war dieses bereits sehr zusammengeschmolzen, bevor man nur die Gränzen des chinesischen Reichs erreicht hatte. Jetzt stürzten die wilden Bewohner der Gränzgebirge auf diese erschöpften Truppen im Angesicht der ruhig zuschauenden Chinesen herab, trieben sie zurück, und es erfolgte eine solche Niederlage, daß auf dem Rückzuge in diesen unbekannten rauhen Gegenden das ganze Heer innerhalb ein paar Wochen fast gänzlich aufgerieben wurde.

Ein in Hindostan kurz darauf ausgebrochener Aufruhr, in welchen zugleich der Raja von Campala verwickelt wurde, ward indeß glücklich gestillt. Mahmud beging die Grausamkeit, den unglücklicherweise gefangenen Raja lebendig schinden zu lassen; allein der eigentliche Aufrührer entfloh.

Bei dieser Gelegenheit fand der Sultan die Lage von Deogir so einladend, daß er beschloß, von jetzt an Deogir zur Residenz anstatt Delhi zu wählen. Demzufolge wurden alle Einwohner gezwungen, die prächtige Hauptstadt nebst allem dem Ihrigen zu verlassen; Delhi ward verödet, und Deogir erhielt mit großen Kosten viele schöne Gebäude, und zugleich den neuen Namen Dowladabad. Die Härte, mit welcher viele Bewohner anderer Provinzen zu der neuen Hauptstadt hingetrieben wurden, gab zu einem neuen Aufstand in Multan Anlaß. Der Sultan besiegte die Rebellen, belegte aber das Land mit so ungeheuren Taxen, daß viele Hindus ihre Häuser selbst niederbrannten und davon flohen. Sie wurden verfolgt und eingeholt; alle, die sich widersetzten, niedergehauen, den übrigen aber die Augen ausgestochen.

Ja, dieses Ungeheuer trieb die Grausamkeit so weit, daß er förmliche Jagden gegen die unglücklichen Landleute anstellte. Die Größe seines eitlen Stolzes und seines Unsinns bewies er durch ein Monument, welches er einem, in einer Krankheit verlornen Zahn setzen ließ. Delhi ward nachmals dennoch von neuem die Hauptstadt.

Jenes grausame und wahnsinnige Benehmen brachte nun stets Empörungen hervor, wodurch sogar das Decan wieder verloren ging. So flossen die Tage dieses Unmenschen unter Erdrückung des Volks und unter dauernder Furcht, Krone und Leben zu verlieren, dahin, bis endlich eine durch Unmäßigkeit entstandene Krankheit ihm (im Jahre 1351) das Leben nahm.

Unter dem folgenden Sultan Ferose machten sich sowohl Bengalen, als das Decan wieder unabhängig. Unruhen und Grausamkeiten, z. B. Menschenjagden, dauerten auch nachmals fort, und endlich entsagte der Sultan dem Throne zu Gunsten seines Enkels, der aber schon in dem folgenden Jahre (1388) durch Verrätherei sein Leben verlor.

Ferose hatte sich um Hindostan kein unbedeutendes Verdienst durch einige schätzbare Unternehmungen erworben. Hierunter verdient der Kanal besonders genannt zu werden, den er von der durch ihn erbauten Stadt Ferosabad, wohl am Setledge gelegen, zum Pidgie, einem kleinen Fluß, der sich in den Jumna ergoß, ziehen wollte. So schwierig es jetzt auch ist, den verschiedenen Karten von Rennel, la Rochette und zuletzt Arrowsmith zufolge, den eigentlichen Lauf dieses Kanals bestimmen zu wollen, so ergibt sich doch daraus, daß, die Bewässerung des Landes selbst abgerechnet, dadurch ein herrliches, großes Werk wäre zu Stande gekommen, denn es bezweckte wohl nichts Geringeres, als durch die Vereinigung des Setledge mit dem Jumna, die beiden großen Einfassungsströme Hindostans, nämlich den Indus und den Ganges, mit einander zu verbinden, ein

Werk, was Rennel selbst dem Kanal von Suez an Wichtigkeit fast gleich schätzt.

Die drei folgenden, eben so kurzen, als in Rücksicht Hindostans unbedeutenden Regierungen verdienen keiner näheren Erwähnung. Auch bei ihnen herrschten stets Factionen, Mord und Verrath und sogar zwei Kaiser zu gleicher Zeit. Da dies mehrere Jahre dauerte, so ward das unglückliche Land völlig zu Grunde gerichtet, selbst ohne merkwürdige Schlachten oder Kriegsbegebenheiten überhaupt.

Als die Großen zuletzt ein Kind unter dem Namen Mahmud Shaw III. auf den Thron erhoben und nun ein neuer Gegenkaiser, Nuserius Chan, von Andern anerkannt ward, stieg die Unordnung stets höher (1394). Unter solchen Umständen mußte es denn einer fremden Macht nicht schwer werden, in diesem anarchischen Reiche Fortschritte zu machen.

Dies geschah; zwei Jahre darauf zeigte sich nämlich zuerst Tamerlans Enkel, Mirza Pir Mahmud, und drang vermittelst einer über den Indus geschlagenen Brücke in das nordwestliche Hindostan ein.

Im folgenden Jahre (1397) trat nun der Großvater hier selbst auf, Timur, gewöhnlich Tamerlan, der Anführer der wildesten und mächtigsten Horde mongolischer Verheerer. Wenn es gleichwohl nur eine Erfindung seiner Feinde ist, daß er von niedriger Herkunft stamme, oder ein Straßenräuber gewesen sey, so zeigt dennoch die Reihe und die Größe der von ihm begangenen Gräuel, daß er völlig jedes rechtliche, eines edlen Stammes und besserer Bildung würdige Gefühl erstickt hatte, und nur der niedrigsten Rachsucht, wahnsinnigen Despotie und Unmenschlichkeit Gehör gab.

Er selbst führte sein Geschlecht bis zu dem ihm ähnlichen Ungeheuer, das wir schon zuvor kennen lernten, dem Mogol Geng-

his-Chan, hinauf, hatte auch eine solche Ehrfurcht für diesen Vorfahren, daß er sich nicht Sultan, sondern nur Emir, Prinz, nannte, bis er nach dem Tode des vor ihm nächsten Verwandten von Genghis-Chan den Titel Sultan selbst annahm.

Die kriegerischen Großthaten dieses Mannes in Rußland, Persien, der Tartarei, selbst bis in China, Arabien und mehreren anderen durch ihn unglücklich gewordenen Ländern übergehen wir hier.

Da sein Enkel bereits drei Jahre zuvor sich von Gazna Meister gemacht hatte, so war ihm der Weg nach Hindoston dadurch eröffnet. Er setzte nun mit 92,000 Mann über den Indus, und belagerte zuerst die Stadt Tolumbini an der Südseite des in jenen großen Strom sich mit dem Chinab ergießenden Flusses (gegen 71° L.). Er nahm, nach einigem Widerstand, die Stadt und ließ Alles ohne Gnade niederhauen. Ein gleiches Schicksal erfuhr gleich darauf die große einige Meilen entfernte Stadt Schawnawaze. Nachdem er seinen Enkel Pir Mahomed, der von den Indiern in der Stadt Multan sich eingeschlossen fand, befreit hatte, zogen beide gegen Battenize (Batnir), nachdem sie zuvor eine beträchtliche Wüste passirt hatten. Auch diese Stadt ward nach einigen Tagen verheert. Nicht minder traurig erging es Semana und einigen anderen Städten, worauf er gerade gegen die Hauptstadt Delhi vorrückte, wo er zu Ende des Jahres mit dem ganzen Heere anlangte.

Nachdem zuvor eine große Recognoscirung gegen die Hauptstadt vorgenommen war, machte der Kaiser Schach Mahmud mit 5000 Mann einen Ausfall, der aber mißlang. Timur führte seit seinen Eroberungen in Hindostan, außer der großen Beute der geplünderten Städte, eine ungeheuere Menge Gefangener mit sich. Bei jenem Ausfalle Mahmuds äußerten diese Unglücklichen Zeichen freudiger Hoffnung, und das Ungeheuer, Timur, ließ sie deßwegen, 100,000 an der Zahl, mit kaltem Blute hinrichten, nur Kinder blieben verschont.

Wegen seiner unmenschlichen Grausamkeit wurde ihm der Name Hillak Chan, der zerstörende Fürst, beigelegt.

Dieß war indeß nur das Vorspiel zu größern ähnlichen Scenen. Sultan Mahmud war ihm mit einem ansehnlichen Heere aus Delhi entgegen gezogen, allein Timur schlug ihn unter den Mauern der Stadt gänzlich; er selbst entfloh nach Guzurate. Alles unterwarf sich dem Sieger, der sich sofort der Hauptstadt bemeisterte, in allen Moscheen das Gebet in seinem Namen verrichten ließ, und eine harte Kriegssteuer auflegte. Timurs Beamten erzwangen die Schätze der Ueberwundenen selbst durch die grausamsten Qualen. Hierdurch entstand eine Empörung, welche die Hindus zu dem schrecklichen Joar bestimmte. Weiber und Kinder wurden ermordet, die Wohnungen in Brand gesteckt, und sodann die Waffen wüthend gegen die Mongolen gekehrt. Jetzt begann ein gräßliches Metzeln und Timurs streitgewohnte Schaaren überwältigten endlich jene nur jähling rasende Hindus. Ueber 100,000 wurden niedergehauen, eine noch größere Anzahl als Sclaven in das Lager gesandt; einzelne Soldaten trieben Hunderte vor sich her. Die ausgeplünderten Häuser wurden niedergebrannt, kurz das große Delhi lag in wenigen Tagen in Ruinen und Asche. Timur nahm für sich 120 Elephanten, 12 Rhinoceros und andere seltene Thiere des kaiserlichen Thiergartens. Er ließ bei seinem 14tägigen Aufenthalte zwischen den rauchenden Trümmern von Delhi die Architecten der herrlichen Moschee des Sultan Mahmud nach Samarcand abgehen, um dort eine ähnliche zu erbauen, und nahm, nachdem er viele Provinzen Hindostans unter seine Anführer vertheilt hatte, seinen Rückzug gegen das nördliche Gebirge. Auch diesen Rückzug bezeichnete Blut und Verheerung. Er zerstörte die Stadt Merat oder Mevat, wandte sich gegen Sirinagur, von dort nach Westen gegen den Indus, und zog sich über Nagaz und Cabul zurück nach seinem Hauptsitz Samarcand.

Gleich nach Timurs Heimzug traten die beiden Kaiser Mahmud und Materis aus ihren bisherigen Schlupfwinkeln hervor; allein nur von Mahmuds Schicksal hat uns Ferischta unterrichtet.

Nach mehreren Widerwärtigkeiten kam er endlich nach Delhi zurück und starb im Jahre 1413. Mit ihm endete die Dynastie der Patanen, welche seit Cuttub, in 205 Jahren, 22 Sultane gezählt hatte.

Des Throns bemeisterte sich der Staatssecretär Dowlat-Chan, ward aber sofort von Chizer, einem Seid oder Abkömmling des Propheten, vertrieben.

Ihm folgten bis zum Jahre 1450 drei andere Seids, unter verschiedenen Kriegen und Aufständen. Hindostan selbst blieb daher nicht nur in dauernden Unruhen und unter schwerem Druck, sondern es ward auch in viele Staaten getheilt. Mehrere ihrer Regenten maßten sich die Königswürde an. Der in Delhi herrschende Sultan Alla Ben Muhammed, ein Schwächling, ward bald des Thrones entsetzt durch einen kühnen Afghanen, Beloli, vom Stamme Lodi; nach ihm führten seine Nachkommen den Beinamen des Stammes Lodi. Er blieb indeß nur Herr von einem Theile Hindostans, residirte in Agrah, während ein mächtiger Sultan in Jionpour herrschte.

Seines Sohnes Regierung, Secunder (Alexander) II., ist wegen zweier Ereignisse merkwürdig, denn unter ihm erreichte der berühmte Vasco de Gama Ostindien. Indeß hatte dieses große Ereigniß, obgleich es dem Welthandel eine neue Richtung gab, dennoch auf die Regierungen des Innern von Hindostan fast gar keinen Einfluß, da die Portugiesen nur erst einige Häfen von Malabar besuchten. Das zweite sehr bemerkenswerthe Phänomen dieser Regierung ist aber das in Hindostan so seltene Erdbeben vom Jahre 1505. Dies ereignete sich in Agra an einem

Sonntage des Monats Schiffer *) und nach Ferischta's Bericht war es von solcher Heftigkeit, daß nicht nur die Berge stark erschüttert wurden, sondern selbst die hohen Häuser einstürzten und einige Tausend Menschen dabei umkamen.

Nur noch ein dritter Sultan dieses Stammes, Ibrahim II, blieb im Besitz wichtiger Provinzen von Hindostan. Die durch seine Tyrannei gereizten Omrahs entspannen nämlich mehrere Verschwörungen, und ein Chan aus seinem eigenen Stamme trat gegen ihn auf, rief einen mongolischen Fürsten, der in Cabul herrschte, zu Hülfe, und veranlaßte dadurch selbst den Untergang des Stammes Lodi.

Dieser Beherrscher Cabuls war Mahomed Baber. Als Abkömmling des Timur (sein Vater Mirza Amer war nämlich der vierte in gerader Linie von jenem Weltenstürmer) zeigte er sich bald seines Ahnherrn würdig.

So früh entwickelten sich seine Fähigkeiten, daß ihm der Vater bereits im 12. Jahre die Provinzen seines Reichs anvertrauete, welche nördlich von Samarcand an dem südlichen Sirr (Jaxartes der Alten) gelegen waren und Andekhan zur Hauptstadt hatten. Als nun bald darauf sein Vater durch einen unglücklichen Fall umkam, und seine Oheime, mit welchen letzterer damals in Krieg verwickelt war, den Baber, der nun den Thron unter dem Namen Zehire Ul Dien Baber (die gepriesene Stütze der Religion) bestiegen hatte, leicht zu besiegen glaubten, schlug sie der junge Held tapfer zurück. Er eroberte kurz nachher die Hauptstadt Samarcand, allein da er von seinem Heere verlassen ward, weil er ihm dort das Plündern verbot, verlor er dadurch von neuem die Stadt. Dieses Unglücks ungeachtet, verhalf Babers Klugheit und glückliches Kriegstalent bald

*) Eigentlich Safar oder Sepher, der 2te Monat des (Mond-) Jahres.

wieder zum Besitz von Samarcand. Da ihn aber die weit stärkeren Usbeken verjagten, floh er nur mit 100 Mann zum Chan von Turmuz. Dieser rieth ihm, sein Glück in andern Gegenden zu versuchen. Hierdurch ward er veranlaßt, sein Recht auf Hindostan, nämlich auf die Eroberungen Timurs, öffentlich anzukündigen, und that nun, auf diese Schändlichkeit sich stützend, im Jahre 1519 dorthin den ersten Kriegszug. Wenn aber dieser, so wie die bald darauf folgenden nicht sehr glücklich ausfielen, so ward dies hauptsächlich durch seine übrigen Feinde veranlaßt. Denn wenige Herrscher Asiens wurden so oft von den Ihrigen verlassen und daher dem Spiel des Glücks preisgegeben als Baber. Zu zwei verschiedenen Malen kündigte die Muthlosigkeit seiner Heerführer ihm schon den Dienst auf, weiter in Hindostan einzudringen, und man bewundert mit Recht den Muth des Eroberers, der 1525 es wagt, mit 13,000 Mann des Sultans Ibrahim Heer von mehr als 100,000 Mann anzugreifen, und bei Pannipet nach einem blutigen Kampfe Herr von dem Reiche und von Delhi selbst wird. Diese Schlacht entschied das Schicksal der patanischen Herrscher, denn die nachmals wieder hervortretenden Sultane dieses Stammes waren weder durch Macht, noch Dauer von Bedeutung.

Indeß erfuhr Baber, selbst nach diesem glücklichen Ereignisse, noch harte Schicksale. Kaum dem Tode der Vergiftung entgangen, sah er sich von neuem von sehr mächtigen Rajas in die Enge gebracht, ja sein Vortrab ward geschlagen, und schon rieth sein Kriegsrath ihm zum schimpflichen Rückzug nach Norden, zum Panjab, als Baber ausrief: „Die Stimme des Ruhms tönt laut in meinem Ohr! laßt uns nicht die Schande eines elenden Daseyns überleben, denn was gibt es Höheres jenseits des Grabes, als Ehre und Ruhm?“ Hierdurch beseelt, stürzte Alles auf den mäch-

tigen Feind, und entschied durch einen glorreichen Sieg das Schicksal Hindostans.

So gelangte Baber auf diesem letzten fünften Zug in dies unglückliche Land zum festern Besitz der Krone des Reichs.

Dieser Eroberer war übrigens ein freigebiger, großmüthiger Mann, von schönen und mannichfaltigen Kenntnissen. Er beschrieb die Geschichte seiner Vorfahren und seiner eigenen Begebenheiten in mongolischer Sprache, in einem allgemein bewunderten Styl. Eine persische Uebersetzung dieses Werks befindet sich noch im Manuscripte in England, unter dem Titel: Wâkeat Babri, d. i. Babers Begebenheiten. Auch war er ein vorzüglicher Dichter und Musiker, liebte den Wein und alle Freuden des Lebens. Einen Springbrunnen ließ er mit Wein füllen, und gab ihm die Inschrift: „Fröhliche Tage! Herrliche Springbrunnen! Alter Wein und junge Mädchen! Baber genieße in Heiterkeit und Fülle, denn nur ein Mal genießt man des Lebens!“

Im Kreise fröhlicher Mitgenossen ruhete sodann bei vollen Bechern sein lüsternes Auge auf den schönsten Tänzerinnen. Dennoch erdrückte er die unglücklichen Hindus, mordete die Ueberwundenen und zwang diese Unglücklichen selbst zu dem schrecklichen Joar.

Baber starb 1530, nachdem er vier Jahre zuvor das Reich Balkh seinem Sohne Mahomed Humajun überlassen hatte. Dieser, der sich bereits als Krieger ausgezeichnet hatte, bestieg nun den Thron, erreichte aber seinen Vater weder als Krieger, noch in Hinsicht anderer Talente. Auch standen sofort mehrere Feinde, hierunter seine Brüder, gegen ihn auf, und ein kühner Afghane, Shere, zwang ihn durch mehrere Schlachten, endlich nach elfjährigen Unruhen und harten Leiden das Reich zu verlassen, und zum Raja Rana in Amercot zu fliehen. Dieser Hindus nahm ihn gutmüthig auf, und hier ward ihm ein Sohn, der große Acbar, ge-

boren, 1542. Indeß sah er sich gezwungen, weiter zu fliehen, worauf er dann in dem König von Persien, Tamasp, einen Beschützer fand.

Während des Exils von Humajun (von 1542 bis 1554) ward Hindostan der Spielball mehrerer Parteien und Herrscher. Jener Afghane, Shere Chan, befleckte sofort seine Regierung durch eine schwarze That. Der Raja, Paran Mull, hatte nach harter Belagerung die Festung Raisein dem Sultan auf die Bedingung eines freien Abzugs übergeben. Kaum hatten die Hindus die Festung verlassen, so befahl Shere Chan, sie sämmtlich niederzuhauen. Aber diese bübisch Betrogenen verkauften ihr Leben theuer. Zwar entkam keiner von ihnen, aber die doppelte Zahl der Mörder lag ebenfalls auf dem Kampfplatze.

Für ähnliche Schandthaten und Eroberungen büßte endlich Shere Chan durch eine Bombe, welche bei der Belagerung von Chitor in eine Masse Pulver fiel, und den Sultan nebst Andern tödtete. Seine Regierung war übrigens dem Reiche nicht gänzlich ohne Werth. Es verdankt ihm schöne Moscheen, auch sorgte er ganz vorzüglich für die Heerstraßen und für das Reisen. Er legte reitende Posten an, wachte sorgfältig für die Sicherheit der Handelsleute und versah den großen Weg von Bengal bis zum Indus mit Caravanserais und schattigen Alleen von Fruchtbäumen.

Nach ihm regierten (von 1545—1554) noch verschiedene Herrscher afghanischen Ursprungs, unter mancherlei Empörungen. Humajun kehrte endlich aus Persien zurück, schlug den letzten Afghanen aufs Haupt, machte dadurch dem Herrscherstamm ein Ende und bestieg von neuem den Thron von Delhi. Er genoß sein neues Glück indeß nur ein Jahr, indem er von der Marmortreppe des Pallasts durch einen Fehltritt herabstürzte. Er war ein gutartiger und tapferer Fürst, und Ferischta setzt die

Worte hinzu: „Wäre er ein schlechter Mensch gewesen, dann war er ein größerer Monarch!"

Durch ihn war indeß Hindostan von neuem in die Hände der Mongolen, nämlich in die Familie von Timur gekommen, worin es selbst bis zu den neueren Zeiten verblieben ist.

Mit dem ihm nachfolgenden Sohn Acbar beginnt in mehr als einer Hinsicht eine neue und fast die wichtigste Epoche Hindostans. Seiner Jugend ungeachtet (er war nur 13 Jahr alt) erhoben ihn die Omrahs (1558) auf den Thron, jedoch blieb er unter der Leitung des großen Feldherrn Byram Chan, der dem Vater sehr wichtige Dienste geleistet hatte, und deßhalb mit mehreren Provinzen belehnt war. Auch setzte Acbar in diesen vorzüglichen, aber zu strengen Mann ein solches Zutrauen, daß er ihn mit dem Titel Chan Baba (Vater) beehrte, und der erste Feldzug rechtfertigte dieß freilich. Durch seine Führung schlug Acbar die mächtigsten Rebellen. Bald darauf zeigte sich aber der übermäßige Stolz und die Grausamkeit dieses Regenten selbst gegen Acbar. Nach mehrmaligem Zwist und öfterer Verzeihung empörte er sich förmlich. Dennoch vergab ihm auch dieses Mal der Kaiser; indeß entfernte sich dennoch Byram vom Hofe, begann eine Wallfahrt nach Mecca, ward abet auf derselben von einem seiner Feinde ermordet.

Acbars selbsteigene Regierung begann mit der Unterdrückung eines Aufruhrs und der Besiegung der Usbeken.

Bei diesem Kriege stellt uns die große That einer Königin der Hindus das schändliche Verfahren der Mongolen in das hellste Licht.

Der Feldherr Asaph Chan, welcher vom Kaiser das Gouvernement über die Provinz Kurrah und Manekpour erhalten hatte, unternahm es, wahrscheinlich mit Zustimmung Acbars, sich des Königreichs Gurrah (im jetzigen Bundelcund) zu bemächtigen.

Dieses Land, obgleich nicht sehr groß, war, da es eines langen Friedens unter der weisen Regierung der Königin Durghautti genoß, so glücklich und gesegnet, daß es an 70,000 Ortschaften enthielt, und bis jetzt noch nie das Joch einer fremden Regierung gefühlt hatte.

Durch die hier seit langer Zeit angehäuften Schätze aller Art gereizt, that Asaph Chan mehrere Einfälle in Gurrah und rückte endlich mit einem Heere von 12,000 Mann Infanterie und 6000 Cavallerie feindlich in dieß ruhige Land ein.

Empört über diese Ungerechtigkeit, rief die Königin das Volk auf, stellte sich selbst an die Spitze von 1500 Elephanten und 8000 Mann zu Fuß, und eilte den Mahomedanern entgegen. Obgleich nicht zum Kriege gewöhnt, aber von ihrer königlichen Heldin und ihrer gerechten Sache begeistert, kämpften die Hindus mit solcher Wuth bis zum Abend, daß Asaph Chan, gänzlich zurückgeschlagen, 600 Reuter todt auf dem Wahlplatz ließ.

Hätte man dem Rath der Königin gefolgt, so würde man in der Nacht den geschlagenen Feind überfallen, und vielleicht sein Räuberheer gänzlich aufgerieben haben. Aber die furchtsamen Heerführer ließen ihm Zeit, sich zu sammeln und seine Artillerie gegen sie aufzuführen; denn diese hatte Asaph bis dahin wohl nicht nöthig geglaubt. Die Königin besetzte am folgenden Tage die engen Pässe gegen den Feind, allein da dieser in demselben sein Geschütz aufgepflanzt hatte, so raffte dieses viele Hindus hinweg, und brachte Unordnung in das Heer. Asaphs Reuterei griff jetzt voller Rache die bestürzten Feinde an.

Der Sohn der Königin, Raja Bier, schlug indeß zwei Mal mit dem bewundernswürdigsten Muth die Mongolen zurück, erhielt aber beim dritten Angriff eine schwere Wunde. Die heldenmüthige Mutter ließ ihn schnell vom Kampfplatz führen, brachte auch die

schon weichenden Hindus durch Rede und That wieder zum Vorrücken, als sie selbst von einem Pfeile ins Auge getroffen ward.

Zwar suchte sie diesen aus der Wunde zu ziehen, allein er zerbrach, und sie ward gleich darauf abermals, und zwar am Halse verwundet. Der Schmerz und der Verlust des Blutes machte dem Heere das Sinken ihrer Kräfte bald bemerkbar. Adhar, einer ihrer bravsten Generale, bat, sie aus dem Treffen führen zu dürfen. Die Königin forderte dagegen, er sollte sie, um ihr Unglück nicht zu überleben, erstechen. Seine abschlägige Antwort setzte diese Heldin in edle Verzweiflung. „Sind wir gleich," rief sie, „im Kampfe überwunden, so wollen wir es nie an Ehre seyn!" und hiermit stieß sie den ihm entrissenen Dolch in ihre Brust.

Sechs Generale, von Rache beseelt und erstaunt über diese bewundernswürdige Frau, drangen wüthend in die Barbaren, fanden aber ebenfalls durch die Menge ihren Tod. Die übrigen Hindus zogen sich in die Hauptstadt Joragur zurück.

Asaph Chan begann sofort die Belagerung und seine Truppen stürmten mit der ganzen Wuth gieriger Räuber. Der junge Raja, obgleich schwach von seiner Wunde, focht bis an sein Ende mit großem Muth. Nach seinem Fall füllten die Hindus die Häuser mit brennbaren Materialen, trieben alle Weiber und Kinder hinein, zündeten dann die Stadt an, stürzten mit den Waffen in der Faust in die Feinde und erkauften ihren Tod durch Ströme von Blut.

Nur zwei Frauen fand Asaph noch am Leben, wovon die eine die Braut des unglücklichen Raja war. Er bewahrte sie für seinen Ober-Räuber, den Kaiser Acbar; die Beute war unermeßlich, sowohl an ächten Steinen als an Gold, von letzterm nur allein **101** Kisten. Asaph betrog indeß seinen eigenen Herrn. Er sandte ihm von den **1000** erbeuteten Elephanten nur **200** der schlechtesten, und dies veranlaßte Acbar, ein Heer gegen den Feldherrn selbst zu führen.

Hierdurch war er gezwungen, den Raub mit seinem Meister gehörig zu theilen, und erhielt Verzeihung.

Asaphs Empörung war bei weitem nicht die letzte; da der Kaiser bei jener Expedition gegen die Usbeken von einer Krankheit befallen ward, so hatte dies mehrere Fürsten verleitet, das ungerechte Joch dieses Fremdlings abzuschütteln; besonders mußte Acbar deßhalb die Rajas in Guzurate bekriegen.

An ihren Gränzen unternahm er auch die Belagerung der Festung Chitor, die sich tapfer vertheidigte. Nach einem bedeutenden Verlust drang er endlich durch eine Bresche ein, und die Hindus suchten sich nur noch innerhalb ihrer starken und großen Pagoden zu vertheidigen. Hierdurch ließ sich Acbar zu einer seiner unmenschlichen Ahnherren durchaus würdigen That hinreißen; er ließ 300 Elephanten in die Tempel eindringen, und die Vertheidiger ihres Vaterlandes von den Bestien zertreten oder zerschmettern. Die Eroberung der Festung kostete über 30,000 Unschuldigen das Leben, und da sie zuletzt im Joar fochten, so verlor Acbar ebenfalls viele Tausend der Seinigen. Er ließ die Festungswerke dieses Hauptsitzes des mächtigen Raja von Chitor, eines der bedeutendsten Ahnherren der Mahratten, sprengen und nöthigte den Raja, Udipor zu seiner Hauptstadt zu wählen.

Nach der Unterjochung von Guzurate ging Acbar in seinen Eroberungen in Hindostan stets weiter vor. Obgleich er nun hierdurch selbst Nachbar der Portugiesen ward, so findet sich dennoch keine Angabe, daß er sich mit ihnen in Krieg verwickelt hätte.

Als sich im Jahr 1572 neue Zwistigkeiten in Guzurate erhoben, machte sich Acbar dies zu nutze und drang abermals dort ein, um sich mit neuem Raube zu bereichern. Auch nahm er bald darauf Surate, schlug fast überall die rechtmäßigen Besitzer aus ihren Ländern, und überwältigte die mit Recht gegen den Usurpator oftmals aufstehenden Völker. Selbst das

entlegene Caschemire entging ihm nicht (1587) und dieß reizende Thal diente ihm nachmals oft zum Lustlager. Bengalen und Orissa kam sodann (1592) an die Reihe; durch die Einnahme von Adennagu riß er ungeheure Schätze an sich, und wenn nicht der König von Bisnagor sich durch einen Tribut losgekauft hätte, so ward auch dieser aus seinem Erbtheil blutig herausgedrängt.

So hatte denn Acbar als Eroberer seinem Ursprung, dem Großvater Timur, sich hinreichend würdig gezeigt; denn er bewies bei mehr als einer Gelegenheit große persönliche Kühnheit, Geistesgegenwart und kalte Unerschrockenheit in höchster Gefahr.

Allein Acbar strebte nicht blos wie seine Ahnen nach Ruhm, der auf Blut und Raub gegründet war, er suchte die Menschheit durch die Verbesserung des Zustandes der von ihm beherrschten Eroberungen einigermaßen auszusöhnen.

Da nun Acbars Kaiserthum bei weitem das Reich seiner Vorfahren an Umfang übertraf, mithin die von ihm darin getroffenen weisen Einrichtungen auf eine Volksmasse von so vielen Millionen wohlthätig wirkten, so verzeiht man ihm einigermaßen seine blutige Herrschersucht.

Acbar war es, der zuerst Hindostan in eine regelmäßige Form brachte. Er war so glücklich, einen Minister (Vezier) von eben so seltener Rechtschaffenheit als gründlichen Kenntnissen zur Seite zu haben. Dies war der, wegen seiner großen historisch-statistischen Arbeit über Hindostan berühmte Abul Fazil. Er hat uns in dem Acbernameh, ein Werk in drei Bänden, sowohl die Geschichte von Acbars Vorfahren, als die des großen Kaisers selbst, und endlich in dem dritten Bande eine Statistik des Landes, Aiin Acbery oder Acbars Spiegel, Acbars Landbuch und Verordnungen unter dessen Regierung, hinterlassen. Dieser dritte Band ist von Gladwin aus dem Persischen übersetzt, und liefert die schätzbarsten Nachrichten über den damaligen Zustand Hindostans. Dieser treffliche Minister

ward auf Anstiften des neidischen Prinzen und Nachfolgers Selims 1602 ermordet.

Durch die Theilung des Reichs in 15 Provinzen (12 alte und 3 neue) konnte er das Ganze nicht nur genauer übersehen, sondern der zu jeder Provinz von ihm gewählte Vicekönig, nachmals Subah genannt, da er er zugleich Chef des Militärs und oberster Richter war, konnte nun ebenfalls wieder auf die Gouverneurs oder Unterstatthalter der einzelnen Kreise (Cirkars), in welche jede Provinz zerfiel, genau Acht haben. Und da in jedem Cirkar ein oder mehr Unterbeamten (Foudjar) für die innere Ruhe sorgen mußte, so gewann hierdurch die innere Staatsverwaltung außerordentlich. Das Ganze erhielt mithin genauere Aufsicht. Jeder Cirkar zerfiel wieder in viele kleinere Districte (Pergannas); so hatten z. B. die 12 alten Provinzen 2737, jede mit eigenen Aufsehern.

Für die Polizei war aber noch ein besonderer Beamte, der Cutwal, angestellt; dieser mußte alle Ein- und Ausgehenden aufzeichnen; die Müßiggänger zu nützlichen Arbeiten anhalten; allen Ungerechtigkeiten der Handelsleute und allem Unterschleif im Maß und Uebersetzen steuern; die widrigen und der Gesundheit der Orte nachtheiligen Handwerker, z. B. Fleischer, Lederbereiter, durfte er nur auf einiger Entfernung erlauben, so wie auch die Begräbnisse; empörend war aber die Verfügung, daß er Jedem, der mit dem Scharfrichter aus ein und demselben Gefäße trank, die Hand, und Jedem, der mit ihm aus einer Schüssel aß, einen Finger abhauen lassen mußte. Verzeihlicher ist es, daß im tiefen Asien die unsinnige Sitte den, der nach dem Rechtsspruche die Schuldigen richtet, also den, der die menschliche Gesellschaft von schädlichen Subjekten gesetzmäßig befreiet, für unehrlich erklärt, während der Straßenräuber im Großen, der ungerechte Eroberer und seine Horden bei dem Würgen Unschuldiger noch für ehrlich gehalten werden, und wenn

ihnen ihr blutiges Handwerk glückt, sich mit der Beute unschuldig Ermordeter brüsten und sogar geehrt sehen!!

Ferner mußte der Cutwal Acht haben, daß kein Missethäter, wie vormals, lebendig gespießt wurde, und daß keine Frau wider ihren Willen mit der Leiche des Mannes verbrannt wurde.

Das Finanzwesen ließ er durch einen Braminen, Tudor Mull, der hierbei die alte indische Steuereinrichtung zum Grunde legte, in die beste Ordnung bringen. Es ward hierbei besonders darauf geachtet, daß die Unterthanen nicht über ihre Kräfte geschätzt wurden, so daß das Pachtgeld der Größe und der Fruchtbarkeit des Bodens angemessen blieb. Alle Provinzen wurden, so weit dieß die Unruhen in den neueroberten zuließen, genau nach Begahs catastrirt, ein Begah ward zu 3600 Guz angenommen, ein Guz enthielt aber 24 Quadratzoll; drei Begah betragen nach Gladwin etwa einen englischen Morgen zu 43,560 Quadratfuß.

Er munterte den Ackerbau durch ein eigenes Gesetz auf, dem zufolge jeder Pächter, der sein Land verbesserte, dennoch keine höheren Abgaben erlegen sollte. Um diese Abgaben genau zu bestimmen, hatte Acbar durch Abul Fazil eigene Tabellen entworfen, die den Finanzminister sofort in Stand setzten, zu übersehen, wie viel ein jeder District dem Kaiser zu zahlen habe. Diese Gelder wurden nach Dams berechnet, 40 Dams machten eine Rupie. Durch die Genauigkeit der verzeichneten Ländereien und der davon einzuhebenden Gelder fand sich Acbar im Stande, dem Volke mehrere drückende, vormals zu bezahlende Abgaben zu erlassen, und dennoch setzt Abul Fazil diese Einnahme des Kaisers auf 90,743,881 Rupien (Gulden). Nach Sprengels Meinung sind hierbei weder die Zölle der Ein- und Ausfuhr, noch die 5 pCent. von allen Manufacturen der Städte, noch sonstige Steuern mit in Anschlag ge-

bracht. Die Einnahme seines Nachfolgers Schah Jehan belief sich auf 220 Millionen Rupien.

Acbar litt, wie seine Vorfahren, an der Eroberungssucht, und da er das Reich dadurch so beträchtlich vergrößert hatte, so mußte er bei den stets zur Empörung geneigten Provinzen und eignen Großen ein mächtiges Heer auf den Beinen haben.

Ob nun gleich Abul Fazil genau anzeigt, wie viel die Unterhaltung der Elephanten, Pferde und übrigen Lastthiere betragen habe, so wie auch der Sold von den höchsten Officieren bis zum Soldaten hinab, und was für Contingente die einzelnen Provinzen zu stellen hatten, so glaubt dennoch Sprengel, daß diese Contingente nicht wirklich vorhanden gewesen seyen, weil im letztern Falle das Heer sich auf die ungeheure Anzahl von 3,343,000 Infanteristen und 655,000 Cavalleristen hätte belaufen müssen. Es war unter mehrere Chefs, Munsubdar genannt, vertheilt, wovon die angesehensten 10,000, die geringern aber nur 100 Mann befehligten.

Für jeden Munsubdar von 10,000 Mann wurden 200 Elephanten, 160 Kameele, 540 Pferde und 310 mit Ochsen bespannte Wagen gerechnet; für sehr geringe Offiziere, Bisti, die nur 20 Mann commandirten, aber ein Elephant, ein Kameel, fünf Pferde und ein Wagen.

Acbar war ein Verehrer der Wissenschaften, besonders der Geschichte und Poesie. Er beförderte daher die Kenntnisse mit großer Freigebigkeit, wozu denn sein trefflicher Vezier Vieles beitrug.

Als ein weiser Regent war er, obgleich Muselmann, sehr tolerant. Die Hindus wurden wegen ihres Kultus nicht verfolgt, und gegen die Christen zeigte er Vorliebe. Da die Missionäre sich bemühten, ihn für das Christenthum zu gewinnen, so wünschte er die Bibel selbst kennen zu lernen. Deßhalb sandte er zu dem Vicekönig von Goa, und dieser ließ ihm durch drei nach Agra

geschickte Jesuiten Uebersetzungen der Bibel in vier Sprachen einhändigen.

Acbar soll hierauf dem christlichen Glauben selbst vor dem Islamismus Vorzüge zugestanden haben, in wie fern er aber zu einer Religionsveränderung geneigt gewesen sey, würde man schwerlich mit Richtigkeit aus der, begreiflich parteiischen, Nachricht des Jesuiten Manuchi bestimmen können; stets macht ihm aber sowohl seine Toleranz überhaupt, als sein vorurtheilfreies Forschen über unsern Glauben Ehre.

Die hier angeführten Thatsachen zeigen uns den Kaiser Acbar allerdings als einen Mann von seltenen Talenten und edlem Charakter, ja als einen für das Wohl seiner Staaten in vielfachen Richtungen genau wachenden Monarchen. Daneben hatte er viele Proben persönlichen Muths, ja größter Kühnheit an den Tag gelegt. Hierzu mochte freilich sein starker Körperbau und dessen große Muskelkraft nicht wenig beitragen. So hieb er auf einer Tiegerjagd ein sehr großes Thier dieses furchtbaren Geschlechts mitten von einander, auch scheute er sich nie, wilde Elephanten selbst anzugreifen. Bei dem allen hatte auch dieser treffliche Fürst seine Schattenseite. Wir sahen ja bei der Einnahme von Chitor ein gräßliches Beispiel seiner mongolischen Grausamkeit. Auch ist es wohl nur aus Eitelkeit geschehen, daß er eine neue Zeitrechnung einführen wollte, welche mit dem ersten Jahre seiner Regierung begann; er nannte sie Tarik Ullahi, d. i. die mächtige Aera; Monate und Tage führten persische Namen, und jeder bestand aus 29 bis 30 Tagen; das Jahr war nach der Sonne bestimmt, hatte aber keine Schalttage; diese Aera bestand indeß nur bis zu seinem Tode. Dieser ereignete sich nach einer glorreichen Regierung von 50 Jahren im Jahre 1605, nachdem er zuvor mit seinem ältesten Prinzen Selim versöhnt war. Selim hatte sich gegen ihn mit

gewaffneter Hand aufgelehnt, war aber vom Vater überwunden und durch Fürsprache der Kaiserin, seiner Mutter, begnadigt worden.

Das durch Acbars lange und weise Regierung glorreiche Hindostan fiel nun in die Hände Selims. Er verrieth sofort seine Eitelkeit dadurch, daß er, ohne besondere Thaten gethan zu haben, jenen Aufstand gegen seinen großen Vater ausgenommen, sich den Namen Jehanguir, d. i. Welteroberer, beilegte. Indeß ging er doch zu Anfang seiner Regierung noch in den wohlthätigen Grundsätzen Acbars auf das rühmlichste fort, ja um seine Volksliebe noch stärker darzuthun und seine Popularität zu befördern, ließ er die schon aus ältern Zeiten merkwürdige goldne Kette, 30 Ellen lang und 400 Pfund schwer, öffentlich aufhängen, wodurch Jeder, der diese Kette berührte, im Falle der Noth gegen seine ungerechte Verurtheilung auftreten und vom Kaiser Recht verlangen konnte. Auch sorgte er noch besser für die Sicherheit der Landstraßen in unbewohnten Gegenden des Reichs. Dort ließ er Herbergen und Moscheen errichten, Brunnen graben, Alleen pflanzen und Meilenzeiger aufrichten. Zugleich ward verboten, auf den Landstraßen die Ballen der Kaufleute ohne ihre Zustimmung zu öffnen. Auch durfte sich selbst kein Mahomedaner des Nachlasses eines Hindus bemächtigen, so lange noch rechtmäßige Erben vorhanden waren. Fanden sich aber diese nicht, dann sollte das nun dem Kaiser anheim gefallene Vermögen zum Brückenbau und zur Wegverbesserung verwendet werden. Ferner durfte kein Einnehmer der Abgaben, so wenig als ein Besitzer eines Lehns dem Landbauer (Ryot) sein Feld nehmen.

Zur Ehre der Menschheit verbot er gänzlich die Entmannung der Knaben und den hiermit bisher getriebenen schändlichen Handel; kurz, er verbesserte in mancher Beziehung die Gesetze und Polizei seines Vorgängers.

Diese trefflichen Vorzüge seiner Regierung wurden aber nur

zu bald auf mehr als eine Weise verdunkelt. Jehanguir ergab sich der Weichlichkeit, der Wollust, und besonders dem Trunk. Obgleich ein Muselmann, trieb er letztern so weit, daß ihm der Wein nicht mehr genügte; der stärkste Liqueur mußte seine, durch das Trinken geschwächte Kräfte aufrecht halten, von dem er endlich täglich ein großes Quantum zu sich nahm, und selbst in seinen letzten Zügen forderte er noch einen Becher Wein.

Nicht minder bedeutend war der Nachtheil, welcher aus seiner übertriebenen Liebe für seine Gemahlin, die berühmte Nur-Mahal (Sonne des Harems), auch Nur-Jehan (Licht der Welt), dem Reiche erwuchs. Als der Kaiser die schöne Frau, die Gemahlin des Generals Shir Affun in Lahore, sah, suchte er sie sofort in sein Harem zu bringen. Nur-Mahal blieb aber ihrem Manne getreu, und nur da der wollüstige Tyrann den General, ihr unwissend und von ihr entfernt, hatte bei Seite schaffen lassen, überließ sie sich ersterm. Vielleicht war es widrige Erinnerung an diese Schandthat, daß die reizende Wittwe anfänglich so wenig Eindruck auf den Kaiser machte, allein nachmals, als er sie von neuem sah, erwachte seine Leidenschaft so heftig, daß er sie (1611) zur wirklichen Kaiserin erhob. Sie erhielt nun unbegränzte Gewalt über den Kaiser; nirgend konnte er ohne sie leben; sie begleitete ihn auch vorzugsweise vor allen Favoritinnen auf seinen Reisen und Lustfahrten, und verleitete ihn, zum größten Aufwande.

Ihre Verwandten stiegen sodann zu den höchsten Ehrenstufen, der Vater ward sogar Vezier und die Regierung fiel fast ganz in seine Hände.

Nach dessen Tode bemächtigte sich Nur-Mahal selbst der Regierung. Sie soll, dem nähern Berichte Taverniers zufolge, von dem Kaiser im Rausche das Münzrecht auf kurze Zeit zu erschleichen gewußt haben, und dieß wäre (welches jedoch von neuern Geschichtschreibern widerlegt wird) der Ursprung der Ru-

pien mit den 12 Zeichen des Thierkreises; sie sollen jetzt von großer Seltenheit seyn, weil sie der Sohn und Nachfolger des Kaisers Jehanguir, der größte Feind der Nur-Mahal, bei Lebensstrafe im Umlaufe verbot.

Durch seine Generale erweiterte Jehanguir das Reich nach verschiedenen Richtungen. Indeß drangen bei diesen Feldzügen dennoch einst die Feinde bis gegen die Hauptstadt, und nur das Kriegstalent seines Sohnes Khorum rettete den Staat. Er unterwarf sich nachmals nicht nur Baglana, den Sitz der Bargies, der Vorfahren der Mahratten, südostwärts von Surate gelegen, sondern zwang auch die Könige von Visapour und Golconda, dem Kaiser einen Tribut von fünf Millionen Rupien zu erlegen. Selbst den bisher unbezwungenen Rasbutten-Fürsten in Oudipour, in Agimere, brachte er zur Unterwerfung. Auf diese Weise hatte der Kaiser gegen seinen von ihm zum Thronfolger bestimmten Sohn große Verbindlichkeiten, und dennoch vermochte er es nicht, den Ränken und Verläumdungen seiner, gegen diesen Prinzen aufgebrachten Gemahlin, Nur-Mahal, lange zu widerstehen. Schon früher hatte Jehanguir das Unglück erlebt, seinen ältesten Sohn Kosruh gegen sich empört zu sehen. Er hatte diese Empörung auf eine schreckliche Art bestraft. Zwar verzieh er dem Sohne, als er von seinen Feldherren gefangen genommen war, allein er ließ dessen Vertraute und Mitverschwornen, worunter sich viele Großen befanden, lebendig spießen, und der unglückliche Prinz ward gezwungen, auf einem Elephanten durch die Reihen dieser so gräßlich Sterbenden zu reiten, und verlor dadurch selbst die Thronfolge.

Bald darauf veranlaßte aber die Kaiserin Nur-Mahal den neuen Thronfolger Khorum selbst zur Empörung. Dieser tapfere Fürst glaubte sich mit Recht deßhalb gekränkt, weil die Kaiserin dem aus ihrer erstern Ehe übrigen Sohn, Scheriar, die großen

Länder, mit welchen Schah Jehan (Khorum) vom Vater belehnt war, zuspielen wollte.

Um den Kaiser gegen den Thronerben aufzubringen, machte sie ihn glauben, daß der Sohn nach dem Throne strebe. Da die ehrerbietigsten und gegründetsten Widerlegungen dieser Verläumdung nicht fruchteten, griff der Prinz zu den Waffen, ward aber von Mehabut, dem größten Feldherrn des Kaisers, überwunden. Der Vater hatte ihm bedingungsweise schon verziehen, als Nur-Mahal auch diesen ihr nachtheiligen Frieden zu vereiteln wußte, aber zugleich mit jenem Feldherrn selbst zerfiel.

Mehabut bemächtigte sich dagegen nun des Monarchen selbst, der indeß bald wieder befreiet ward. Mehabut entfloh, vereinigte sich mit dem Prinzen Schah Jehan (Khorum) und war im Anmarsch gegen den Vater, als dieser an einer vieljährigen Engbrüstigkeit (1628) starb und hierdurch jenem Gelegenheit gab, sich bald darauf des Reichs zu bemächtigen.

Die Regierung dieses Kaisers ist für uns Europäer, besonders wegen der vergrößerten Handelsgeschäfte mehrerer Nationen unseres Welttheils von Bedeutung. Außer den Portugiesen, hatten nicht nur die Holländer dort Besitzungen, sondern unter dem Kaiser Jehanguir mehrere Handelscomptoire angelegt.

Der Kaiser schloß sogar (1612) einen Handelsvertrag mit dem portugiesischen Vicekönig von Goa, und erhielt auf diese Weise viele ausländische Seltenheiten für seinen Hof. Merkwürdig ist es besonders, daß, dem Engländer Gladwin zufolge, Jehanguir selbst gestand, er habe durch die Portugiesen den ersten Tabak, die erste Ananas, wie auch den ersten Truthahn erhalten. Letzteres scheint einer der wichtigsten Beweise zu seyn, daß unser Puter nicht eigentlich in Ostindien, sondern in Westindien zu Hause ist; wodurch Pennants Meinung, Westindien sey das Vaterland dieser schätzbaren Hühnerart, gegen Berrington sehr bestärkt wird, ja

man sollte glauben, dies sey der Fall mit allen dreien hier angeführten Produkten.

Seit **1600** hatten die Engländer, unter der großen Elisabeth, als Mitbuhler der Portugiesen und Holländer, eine ostindische Gesellschaft errichtet, und ihre Schiffe besuchten in Hindostan vornämlich Surate. Auch hatte der Capitän Cowerte bereits **1607** eine Speculationsreise, von Surate aus über Brampore nach Agra und dann weiter nach Candahar bis Persien unternommen. Da aber der dortige englische Handel, vorzüglich durch die Eifersucht jener beiden frühern Europäer sehr beschränkt ward, so sandte Jakob I. im Jahre **1614** den Ritter Thomas Roe als wirklichen königlichen Gesandten an den Groß=Mogul. Dieser vernünftige und wahrheitsliebende Mann gab die belehrendste Nachricht über den damaligen Zustand von Hindostan. Man bewundert darin kaum so sehr die Ränke, die Treulosigkeit und den harten Despotismus des mongolischen Hofes, als die Ausartung dieser Mahomedaner in Ansehung ihres Glaubens. Schon bei dem großen Acbar bemerkt man nicht bloß mindere Strenge seines Glaubens, sondern sogar eine entschiedene Neigung für das Christenthum. Jehanguir zeigte aber in dieser Hinsicht noch größere Gleichgültigkeit, ja man darf behaupten, er habe durchaus keiner Religion den Vorzug gegeben, wenn anders sein oftmals geäußerter Hang, der Stifter einer neuen, aus der jüdischen, mahomedanischen und christlichen zusammengeschmolzenen, Religion zu werden, nicht jene Gleichgültigkeit veranlaßte. Seine Vorliebe für die unsrige, obgleich so weit getrieben, daß er seine eigenen Prinzen den Jesuiten zum Religionsunterricht zuschickte, scheint ihm nur als Larve gedient zu haben, die christlichen Kaufleute für seine Begierde nach europäischen Seltenheiten und Weibern geschmeidiger zu machen. Sobald nämlich er und seine Prinzen fühlten, daß die portugiesischen Jesuiten ihm nicht behülflich seyn wollten, Euro-

pderinnen seinem Zenana zuzuführen, war plötzlich die Vorliebe für das Christenthum bei ihnen erloschen.

Uebrigens mögen die damaligen mongolischen Großen auch durch Nebenvorfälle, die wahrscheinlich von einigen christlichen Geistlichen künstlich genug herbeigeführt wurden, aufmerksamer auf das Christenthum geworden seyn, als ihre Vorgänger. So hatte sich bei einer Feuersbrunst, welche das Kloster nebst der Jesuitenkirche in die Asche legte, das Cruzifix unbeschädigt erhalten. Noch mehr aber täuschte die mit dergleichen Kunststücken unbekannten Mongolen jene vom Engländer Roe umständlich erzählte Geschichte eines Affen, der doch wohl nur das gelernt hatte, was wir von abgerichteten Pferden und Hunden sehen, nämlich gewisse Zahlen und Namen vorgeblich zu errathen.

Ein bengalischer Charlatan beschenkte den Kaiser mit einem großen, gut abgerichteten Affen, er gab ihn für ein göttliches Thier aus, da die Hindus bekanntlich diese Thierart sehr in Ehren halten. Unter mehreren andern Kunststücken zog der Affe jedes Mal aus 12 untereinander gemischten Namen großer Gesetzgeber, unter welchen sich auch der Name Christus befand, auf die Frage, welches der wahre Gesetzgeber sey, diesen Namen hervor und küßte ihn. Der Kaiser und die Großen suchten vergeblich, sowohl durch eigenes Mischen dieser Namen, als durch Aufzeichnung der Namen in geheimer Schrift, das Thier irre zu führen, und als einer derselben endlich den Namen Christus zurückbehielt, wählte der Affe nicht nur keinen der übrigen, sondern, da man ihn zwingen wollte, einen zu wählen, ward das Thier grimmig, lief heftig auf den zu, welcher den Namen zurückbehalten hatte, und riß ihm den Namen aus der Hand.

Dieses Possenspiel trug indeß viel dazu bei, den Kaiser gegen die Christen toleranter zu machen, und hatte den bedeutenden Einfluß auf den Handel der Europäer, daß Portugiesen, Holländer

und Engländer unter Jehanguirs Regierung ungestört selbst das Innere von Hindostan durchwandern und Handel treiben konnten.

Kaum war nun Jehanguirs Tod dem damals sich in Malva befindenden Prinzen Schah Jehan bekannt geworden, so ließ er sich in der Hauptstadt Agra (1. Februar 1628) zum Kaiser ausrufen; auch scheiterten alle Cabalen seiner Feindin Nur-Mahal, ihren Sohn Scheriar auf den Thron zu erheben.

Seine Regierung entsprach aber nicht den Erwartungen, welche man wegen seinem, als Kronprinz bewiesenen Muth und Thätigkeit hegte. Außer der Eroberung eines bedeutenden Theils des Königreichs Telenga, wodurch die Staatseinnahme achtehalb Millionen Rupien gewann, dachte er auf keine wichtige Vergrößerungen. Er überließ sich vielmehr den Lustbarkeiten und dem Zenana. Delhi verdankt ihm aber ihre Wiederherstellung und Verschönerung. Er wählte sie von neuem zur Hauptstadt unter dem Namen Jehanabad, unter welchem sie aber nachmals nur wenig bekannt ist.

Die Rachsucht gab Anlaß, daß er der erste Mogul war, der die Europäer bekriegte. Die Portugiesen hatten in Hugly (Ougly) in Bengalen ihre Hauptniederlassung für Hindostan. Bei seinem Aufstand gegen den Vater hatte Schah Jehan, nach einer verlornen Schlacht bei Benares, von den Portugiesen in Hugly vergeblich Hülfe verlangt. Da sie bereits unter den vorhergehenden Regierungen neben dem Handel Caperei trieben, so diente dieß dem nunmehrigen Groß-Mogul wohl nur zum Vorwande, sie jetzt für jene Beleidigung zu bestrafen. Er schloß Hugly ein, bemächtigte sich des Orts, ließ die gefangenen Portugiesen nach Agra wandern, und ihre Weiber in seine Zenana. Uebrigens war er den Europäern nichts weniger als ungünstig; er beförderte sowohl ihren Handel als den seiner eigenen Staaten.

So floß das erste Jahrzehend ohne große Störungen dahin,

als Schah Jehans zu große Vorliebe oder wohl nur Nachgiebigkeit gegen seine Söhne ihn und das Reich in dauernde Verwirrung und Unglück stürzte.

Der Kaiser hatte bereits beim Antritt seiner Regierung vier ziemlich erwachsene Söhne, Dara Sheku, Sujah, Aurengzeb und Morad Bukſh, wovon der erste, älteste, damals 13 Jahr alt war. Zu Anfang des zweiten Jahrzehends (1638) theilte er jedem beträchtliche Provinzen als Statthalterschaften zu. Keinen von ihnen hatte er bestimmt zum Thronfolger erklärt. Jeder glaubte daher hiezu gerechte Hoffnung zu haben, und bot, der Herrschsucht der dortigen Großen gemäß, jedes geheime Mittel im voraus auf, welches ihm zweckmäßig schien, dereinst den Thron mit Verdrängung der übrigen Brüder besteigen zu können.

Der älteste, Dara Sheku, ein edelgesinnter und gut unterrichteter, nur zu heftiger Fürst, war indeß wohl nicht nur von der Natur selbst, als auch vom Vater dazu bestimmt; denn letzterer gestand ihm verschiedene Auszeichnungen, ja selbst einigen Antheil an der Regierung zu, daher er sich denn auch in der ihm zugetheilten Statthalterschaft Lahor und Multan nicht selbst aufhielt, sondern in Delhi bei dem Vater verweilte. Uebrigens bemerkte der Kaiser schon damals die großen Geistesvorzüge des dritten Sohns, Aurengzebs, vor allen übrigen.

Jene Eifersucht der vier Brüder gegen einander konnte noch lange im Verborgenen arbeiten, als eine tödtliche Krankheit des Kaisers, die er sich durch Ausschweifung zugezogen hatte, sie plötzlich zum Ausbruch brachte.

Ein Gerücht vom Absterben des Kaisers, mit dem Zusatz, Dara Sheku, der sich um den kranken Vater befand, habe ihn vergiftet, veranlaßte den zweiten Prinzen, sofort mit einer zahlreichen Armee nach Delhi zu eilen, um den Tod des Vaters zu rächen.

Jetzt blieben die übrigen Brüder ebenfalls nicht müßig. Aurengzeb, ein höchst verschmitzter, talentvoller, boshafter Heuchler, der unter der Larve der entschiedensten Demuth, mit welcher er den Stand eines Fakirs zu ergreifen vorgab, seiner unbegränzten Herrschsucht alle Gefühle der Menschlichkeit aufzuopfern fähig war, konnte wegen einer Expedition gegen Visapour kein hinreichend starkes Heer gegen Delhi führen und wußte den jüngsten Bruder Morad, einen offenen, tapferen, dabei wilden Ergötzlichkeiten ergebenen Jüngling, Statthalter von Guzurate, auf seine Seite zu ziehen. Er überredete ihn, sich der reichen Seestadt Surate zu bemächtigen, und unterstützte ihn hierzu mit einer Lack (12500 Pf. Sterl.) Rupien. Der Ort ward bald gewonnen, und der dem Kaiser treue Gouverneur des Castells mußte sich endlich ebenfalls ergeben; die Plünderung von Surate brachte eine Million Pf. Sterling.

Aurengzeb hatte, als Statthalter vom Decan, seine Truppen unter der Führung des berühmten Feldherrn Jumla gegen Visapour senden müssen; er konnte sich daher nicht eher mit Morad vereinigen, bis er diesen General durch Versprechungen auf seine Seite gezogen hatte. Diese jetzt große Armee zog gegen den ältesten Prinzen Dara, unter dem Vorwande, den gefangenen Vater aus den Händen dieses Usurpators zu befreien. Daneben bezeigte aber der arglistige Heuchler stets seinem Bruder die Verehrung seines Souveräns, des Kaisers, und Alles mußte in dessen Namen vorgenommen werden.

Der zweite Bruder, Sujah, war ebenfalls gegen den Vater, oder wie es hieß, gegen Dara aufgestanden. Er hatte das Heer, welches letzterer ihm unter der Anführung seines Sohnes Solymans entgegenführte, geschlagen. Ein ähnliches Schicksal erlitt Dara selbst gegen seine beiden jüngern Brüder, durch einen verrätherischen General, und diese drangen hierauf gegen Agra, den Sitz des Vaters, selbst vor.

Aurengzeb führte hauptsächlich die Sache Morads, und um seine Rolle geschickter zu spielen, begrüßte er ihn öffentlich als Kaiser. Der Vater Schah Jehan lud ihn nun zu einer Unterredung freundschaftlich ein, allein der schlaue Prinz fühlte bald diese Hinterlist. Er verschob die Annahme der väterlichen Einladung; bearbeitete und bestach unterdeß die Großen der Hauptstadt und sandte endlich seinen Sohn Mahmud, jedoch mit starker Begleitung, dem alten Kaiser zum Besuch. Letzterer mußte dann auf Aurengzebs Befehl die kaiserliche Wache verdrängen und seinen Großvater gefangen nehmen. Aurengzeb entschuldigte diese Infamie in einem Manifeste. Er sey, gab er vor, hiezu gezwungen worden, weil der Kaiser dem Prinzen Dara Gelder zur Fortsetzung des Krieges gegen ihn vorgeschossen, wolle aber gleich nach dessen Bezwingung dem Vater die Freiheit wieder geben.

Als er darauf als Gehülfe Morads den ältesten Bruder verfolgte, wußte er die Generale ganz auf seine Seite zu ziehen. Nun gab er dem ahnungslosen Morad ein großes Gastmahl. Dieser, obgleich gewarnt, überließ sich seinem Hang zum Genuß. Aurengzeb, der sich als ächter Muselmann Abends von dem Gelage zurückgezogen hatte, trat, sobald er die Trunkenheit des Bruders erfahren hatte, zu diesem von ihm selbst anerkannten Kaiser hinzu, hielt ihm auf das heftigste sein Vergehen gegen den Koran vor, und da hiernach kein Trunkenbold den Thron verdiene, entsetzte er ihn desselben, ließ ihn sofort von gedungenen Leuten binden und gefangen auf eine Festung bringen. Hier mußte ein vornehmer, reicher Seid (von Mahomeds Familie Abstammender) ihn anklagen, als habe er dessen Vater um seiner Reichthümer willen ermordet, und so ward Morad deßhalb öffentlich hingerichtet.

In jener Nacht der Gefangennehmung Morads hatte er, durch Bestechung der Generale und Erhöhung des Soldes der Soldaten, die Armee gänzlich auf seine Seite gebracht, und so zog

Aurengzeb, als Oberherr der ganzen Armee, am andern Tage gegen seinen ältern Bruder nach dem Panjab.

Dara hatte sich aber nach seiner Niederlage nebst seinen Schätzen in die Festung Bakor, auf einer Insel des Indus, geworfen. Da er sich hier nicht sicher hielt, so floh er ohne letztere nach Guzurate, und warf sich einem dort mächtigen Afghanen in die Arme, dem er zuvor zwei Mal das Leben gerettet hatte. Allein dieser niedrige Mensch, in der Hoffnung, eine große Belohnung von dem jetzt mächtigen Aurengzeb zu erhalten, überlieferte den unglücklichen Fürsten gebunden dem verrätherischen Brudermörder. Dieser hatte sich mit der Armee, außer dem Belagerungscorps für Bakor, wieder nach der Hauptstadt gewandt. Gleich nach Ankunft des unglücklichen Bruders ließ er, seinen Grundsätzen getreu, den edlen Fürsten, in schmutzige Lumpen gekleidet, auf einem Elephanten zum Schauspiele durch ganz Delhi, unter den Thränen der Einwohner der großen Stadt, umherführen, sodann in einem seiner Gartenhäuser gefangen setzen. Hier ward er bald darauf ermordet, und der Unmensch ließ sich sogleich den durch Blut unkenntlichen Kopf bringen, wusch ihn selbst rein, um ihn genauer zu kennen, und freuete sich unter erheuchelten Thränen über den Brudermord.

Nun legte der Bösewicht die Larve ab; ließ sich öffentlich zum Kaiser ausrufen, nahm dabei die Ehrentitel Moby o' Dien, Wiedererwecker der Religion, und Allumgir, Eroberer der Welt, an; ja er schaffte sogar von diesem Tage (12. Mai 1659) die gewöhnliche Zeitrechnung der Mahomedaner, die Hegira, ab, und ließ jetzt von seiner schrecklichen Kaisererhebung an rechnen.

Nun waren nur noch Solyman, ältester Prinz des Dara, und der zweite Bruder Sujah zu bekämpfen übrig, um überall als Kaiser anerkannt zu werden.

Letzteren suchte Aurengzeb, begleitet von dem vorzüglichsten Feldherrn Emir Jumla, in Allahabad selbst auf. Sujah griff ihn

mit Vortheil an, ward indeß zuletzt geschlagen und floh; Emir Jumla erhielt Befehl, ihn zu verfolgen, da Aurengzeb wegen Unruhen der Rasbutten, die den gefangenen Kaiser zu befreien drohten, nach Agra eilen mußte.

Aurengzeb ließ seinen ältesten Prinzen, Mahmud, bei der Armee nebst dem Emir Jumla. Der Streit zwischen beiden wegen der Oberbefehlshaberstelle bestimmte den jungen Prinzen, zu den feindlichen Truppen seines Oheims Sujah überzugehen. Dort mit Mißtrauen empfangen, kehrte er indeß bald zurück. Zwar erhielt er wegen seiner Jugend Verzeihung, allein der argwöhnische Vater ließ ihn dennoch gefangen nach Gualior abführen, und da Mahmuds nicht weiter gedacht ist, so darf man es dem Vater zutrauen, daß er den Tod des eigenen Sohnes dort veranlaßt habe. Sujah sah sich durch Aurengzebs verstärkte Armee bald gezwungen, Bengalen und selbst ganz Hindostan zu verlassen. Er flüchtete nach Arrakan, woselbst er, traurig und verlassen, in den Einöden umgekommen seyn soll.

Unterdessen war der gefangen gehaltene Kaiser Schah Jehan in Agra (1666) gestorben. Aurengzebs allgemeiner Anerkennung zum Kaiser stand nun kein weiteres Hinderniß im Wege, als der Prinz Solyman. Dieser durch Talente und Schönheit ausgezeichnete junge Fürst und rechtmäßige Thronerbe hatte sich zu dem Raja von Serinagur im nördlichsten Hindostan gegen Tibet hin geflüchtet. Aurengzeb wußte den Raja zu bestechen, der unglückliche Fürst ward gebunden ausgeliefert und in die Festung Gualior eingekerkert. Zwar hatte Aurengzeb ihm heilig versichert, er solle nicht vergiftet werden, dennoch zwang man den jungen Fürsten, Poust zu trinken. Poust ist zerstampfter Mohn, worauf man Wasser gegossen hat. Hiervon zwingt man die Verurtheilten morgens nüchtern einen Becher voll zu trinken. Sie fallen bald in Stumpfsinn und völlige Abnahme aller Kräfte, und welken schnell dahin.

Durch tiefste Heuchelei, Verrath, Mord und Gift hatte endlich Aurengzeb Vater, Brüder und Neffen, kurz Alles von seiner Familie bei Seite geschafft, was ihm den Thron streitig machen konnte, denn der Pseudo-Susah, welchen die sich gegen ihn empörenden Afghanen zum Vorwande ihres Aufstandes an ihre Spitze stellten, ward nach ihrer Niederlage landesflüchtig.

Aurengzebs Regierung blieb indeß auch nachmals nichts weniger als ruhig, und hiervon lag die Ursache nicht bloß in seiner Herrsch- und Vergrößerungssucht, sondern noch mehr in seiner wahnsinnigen Intoleranz.

Wir sahen früher bei ihm einen entschiedenen Hang zur religiösen Schwärmerei. Er war dem Koran so streng ergeben, daß er die härtesten Proben dieser Religion unternahm. Fasten oder sich mit der elendesten Kost zum Nachtheile seiner Gesundheit begnügen, auf harten Hürden schlafen, durch überhäufte Nachtwachen und Gebete sich kasteien, dieß war, selbst nach erlangter Krone, ununterbrochen seine Lebensweise. Ein so eingefleischter Bösewicht er auch immer war, so hielt ihm dennoch seine Religiosität die Größe der von ihm begangenen Abscheulichkeiten stets vor Augen, und ganz dem wilden Geist des höchsten Fanatismus gemäß, glaubte er die begangenen Greuel dadurch abzubüßen, daß er Alles mit Gewalt zur Rechtgläubigkeit, zum Koran bekehrte.

Hiernach mußte die große, ihrem Glauben unerschütterlich anhängende Nation der Hindus stets der fanatischen Grausamkeit des Kaisers ausgesetzt bleiben. Kleine Hindusfürsten sahen daher die zerstörten Pagoden in Moscheen verwandelt, ihre Götter zertrümmert, die heiligen Kühe geschlachtet, ihre sich widersetzenden Unterthanen bald verstümmelt, bald niedergehauen oder gewaltsam durch die Beschneidung entehrt. Mächtigere Rajahs traten hingegen kraftvoll gegen den grausamen Bekehrer auf. Der Krieg der Rasbutten hätte dem Kaiser bei-

nahe Thron und Leben gekostet, eine seiner Gemahlinnen war bereits in den Händen dieser Feinde. Im Ganzen führte er oder doch seine Söhne und Generale diesen Krieg ziemlich glücklich. Er bemächtigte sich ebenfalls der festen Stadt Chitor, und sie ward hierbei zum zweiten Male zerstört; nur hatte er bei diesem Kriege auch den Kummer, abermals einen seiner Söhne, den Prinzen Acbar, von sich abfallen zu sehen. Er entging zwar der Rache des Vaters, mußte aber nach Persien flüchten, woselbst er umgekommen seyn soll.

Einträglicher waren für Aurengzeb die Unternehmungen gegen das Decan. Dieses große Dreieck, der südlichste Theil von Hindostan, hatte zwar schon früher von den Einbrüchen der Mongolen gelitten. Es hatte sich seit **1347** oder selbst schon drei Jahre früher unter der Regierung des grausamen Mahomed **III.** ein mongolischer Oberherr dort festgesetzt, und von Mahomed unabhängig gemacht. Belalalldeo trieb nämlich **1344** den kaiserlichen Feldherrn Ahmed aus dem Decan, und Hussun oder Hassen Caco nahm drei Jahre darauf unter dem Namen Alla ul Dien den Titel eines unabhängigen Fürsten an, und schlug den Hauptsitz seines neuen Reichs in der Stadt Calberga auf.

In Süden blieb indeß noch das weit wichtigere Reich Bisnagor von den Mongolen unbezwungen, obgleich sie blutige Kriege dagegen führten.

Der, in der Geschichte von Hindostan so kundige Sprengel glaubt, Bisnagor habe damals das ganze Uebrige des großen Dreiecks umfaßt. Es zerfiel indeß nachmals unter mehrere Fürsten, Rajahs und Polygaren. Die beiden Königreiche Visapour und Golconda machten hiervon das Wichtigste aus, und wurden bereits längst vor Aurengzeb von mahomedanischen, jedoch vom Kaiser unabhängigen Fürsten regiert. Hingegen fanden sich im Westen und besonders im Süden mehrere eigene kleinere Herr-

scher. Die südlichen Provinzen, so wie verschiedene Theile innerhalb der Ghauts standen mehr oder weniger unter eigenen Bergfürsten, zum Theil sehr wilden Polygaren.

Der außerordentliche und vielartige Reichthum der Staaten von Visapour und Golconda war lange ein unwiderstehlicher Reiz für den ländersüchtigen Aurengzeb, besonders da er hier mehrere See= und Handelsstädte im größten Flor sah. Er strengte indeß viele Jahre hindurch seine Kräfte vergeblich an, um sie zu unterjochen, ja es ist mehr als wahrscheinlich, daß wenn Visapour nicht zu gleicher Zeit im Westen von den Mahratten wäre angegriffen worden, es selbst nach 20jährigem Kriege nicht würde haben unterliegen müssen.

Beide Reiche wurden fast zu gleicher Zeit unterjocht. Sie fielen im Jahre 1686 in die Gewalt des Kaisers, und dieser zeigte sich hierbei wie ein niedriger Thronräuber. Der unglückliche Sultan von Visapour ward nicht bloß in silbernen Ketten nach Hofe gebracht, er mußte sogar in diesem Sclavenaufzuge den Kaiser überall begleiten. Der Sultan von Golconda starb ebenfalls als Gefangener in der Festung von Dowladabad. Aurengzeb soll durch diese Eroberungen die jährlichen Reichseinkünfte um 6½ Million Pfund Sterling vermehrt haben.

Ganz so glücklich war er aber gegen die Mahratten nicht. Unter ihnen trat nämlich ein Mann auf, der ein eben so talentvoller Krieger, als trugvoll und ausdauernd in seinen Unternehmungen war, und daher näher gekannt zu werden verdient. Die Mahratten waren einer der rohesten Stämme der Hindus.

Gegen diese Zeit hatte der Nachkomme eines der angesehensten Rasbutten=Fürsten von Chitore, Shaji, von den Mahratten entflohen, beim Sultan von Bisnagor die Stelle eines Befehlshabers von 10,000 Mann nebst einem Lehn im Carnatic erhalten. Er ward der Vater des berühmten Sevagi.

Seine Gemahlin, eine mahrattische Fürstin, welche 162 Mutter des Sevagi ward, sah sich, von ihrem Gemahl verstoße gezwungen, mit diesem Sohne zu ihrer Familie nach dem Haup sitze dieses Stamms, Punah, zurückzukehren.

Bereits im 17. Jahre jagte ihn sein wilder Trieb nach Krie und Eroberung ins Feld. An der Spitze einiger von ihm zusam mengeworbenen Räuberhorden fiel er in die Länder des Kaisert und des Königs von Visapour ein, eroberte mehrere Festungen, erbaute neue, und spielte den Souverän. Eine Armee, von Visapour abgesandt, dem jungen Räuberhauptmann das Handwerk zu legen, schien für seine Kräfte zu stark. Er trat daher mit dem feindlichen Heerführer Abdallah auf einem Platze zwischen beiden Armeen zum Unterhandeln zusammen, von letzterem in der Absicht bestimmt, den Sevagi zu ermorden. Der schlaue Mahratte kam ihm zuvor, und gab, sobald Abdallah niedergestoßen war, seinen Truppen das Zeichen zum Angriff. Der ahnungslose Feind ward gänzlich geschlagen, worauf sich mehrere bedeutende Festungen dem Sieger ergaben, hierunter selbst Setterah, ein nachmaliger Hauptsitz der Mahratten.

Aurengzeb, der stets die Eroberung des reichen Visapour im Auge hatte, schienen Sevagi's Siege günstige Vorboten, sich dieses dadurch geschwächten Reiches leichter zu bemeistern. Er munterte ihn deßhalb auf, seine Vortheile ferner zu benutzen, trat ihm sogar einige Festungen ab, und lud Sevagi ein, ihn bei seiner widerrechtlichen Besitznahme des Kaiserthums nach Agra zu begleiten. Indeß äußerte selbst dieser Roheste der Kriegerkaste der Hindus einen so lebhaften Abscheu gegen den Antrag des Thronräubers, daß er den Gesandten mit öffentlicher Schande von sich wies. Darüber aufgebracht, sandte Aurengzeb gleich nach der Gefangennehmung des Schah Jehan eine Armee gegen die Mahratten, und eroberte einige ihrer Festungen. Sevagi verheerte dagegen die kaiserlichen

Länder, ohne sich in eine Schlacht einzulassen. Völlig denen des Aurengzebs entgegengesetzte Gefühle äußerte kurz darauf Sevagi, als zu dieser Zeit sein eigener Vater, Shaji, in die Hände des Königs von Visapour gerieth, und zu dem grausamsten Tod, lebendig eingegraben zu werden, verdammt ward. Er verließ in größter Eile seine Eroberungen, brach mit der ganzen Kriegsmacht in Visapour ein, und hörte nicht eher auf, gegen das unglückliche Land zu wüthen, bis sein Vater in Freiheit gesetzt ward.

Aehnliche Verheerungen unternahm Sevagi in des Kaisers eigenen Ländern, wobei er durch Schnelligkeit jedem Treffen auszuweichen verstand. So überfiel er plötzlich das reiche Surate. Er raubte hier an 6 Millionen, verschonte aber weislich alle sich dort befindenden Niederlagen der Europäer.

Aufgeregt durch diesen harten Verlust, sandte Aurengzeb ein dem Sevagi weit überlegenes Heer, gegen welches sich dieser ganzer sechs Monate hindurch schützte; er schnitt der kaiserlichen Armee die Zufuhr ab, und vergiftete die Gewässer. Indeß konnte er dennoch die Uebergabe von Porunder, des Sicherheitsorts sowohl seiner Familie als seiner Schätze, nur durch den kühnen Entschluß verhindern, sich persönlich dem feindlichen Generale anzuvertrauen. Da er sich nun dem Kaiser tributpflichtig erklärte, ihm zugleich mehrere Festungen abzutreten und eine Million Pagoden versprach, so nahm Aurengzeb sowohl ihn als seinen Sohn bei Hofe gnädig auf.

Die Art seiner Aufnahme schien ihm indeß unter seiner Würde. Er ward darüber laut, der Kaiser fand sich hierdurch beleidigt, und verbot ihm nicht nur den Hof, sondern ließ ihn gefangen nehmen. Der gewandte Sevagi täuschte aber seine Wache und entwischte ihr nebst seinem Sohn in großen verdeckten Speisekörben. Kaum war er, nach vielen Umwegen und Beschwerden in seine Länder zurückgekehrt, so erneuerte er den Krieg so glücklich, daß er meh-

rere Festungen dem Kaiser, der zugleich die Waffen gegen Visapour führte, von neuem entriß. Zugleich schloß er mit den Europäern Tractate zur Sicherheit ihres Handels.

Jetzt (1664) glaubte er sich schon berechtigt, die Würde eines unabhängigen Monarchen annehmen zu können. In der Festung Rapi ließ er sich, gleich dem Großmogul, gegen Goldmünzen wägen, theilte diese durch Braminen unter das Heer und bestieg mit allen Feierlichkeiten den Thron.

Er schloß nun einen Tractat mit dem König von Golconda, zur gänzlichen Theilung von Visapour; bemeisterte sich auch des väterlichen Schatzes, den sein Bruder bis dahin noch in Händen hatte, und wenn gleich letzterer persönlich ihm entwischte, so blieb er dennoch Herr von Gingi und andern wichtigen Festungen im Carnatic.

Diese glücklichen Unternehmungen wurden ihm aber durch den Abfall seines eigenen Sohnes Sambagi schmerzlich verbittert. Nach einem Zwist mit dem Vater ging letzterer zum Kaiser über. Aurengzeb benutzte dies auf eine dem Vater gefährliche Weise, machte den Sambagi zum Befehlshaber eines Theils seiner Truppen, und gewann durch dessen Tapferkeit eines der wichtigsten Treffen gegen Sevagi. Allein die Grausamkeit, mit welcher der Kaiser die gefangenen Hindus zu seinem Glauben zu zwingen suchte, empörten den Prinzen, und brachte seine Aussöhnung mit dem Vater bald zu Stande.

Von nun an setzte er seinen Krieg gegen den Großmogul ununterbrochen fort, that dem Lande durch dauernde Streifzüge unglaublich wehe, und blieb, Aurengzebs ungeachtet, ein unüberwundener Fürst.

Seine letzte Expedition, auf welcher er dem Feinde einen sehr beträchtlichen Geldtransport abnahm, zog ihm den Tod zu. Ein Blutsturz, die Folge zu großer, hierbei nothwendiger An-

strengung, endigte im April 1680 das Leben dieses furchtbaren Länderverheerers. Sevagi bewies zugleich, daß auch der Hindus seltener Kriegstalente fähig ist, da er den mächtigsten Mogul, der je Hindostan beherrschte, so viele Jahre hindurch glücklich bekämpfte, ungeachtet er sich zugleich den innern Zwistigkeiten seines eigenen Stammes, der Mahratten, oftmals ausgesetzt fand.

Seinem sehr unbedeutenden väterlichen Gebiet hatte er einen außerordentlich weiten Umfang gegeben. Von Norden nach Süden lief es vom Flusse Tapti (bei Surate) bis nach Canra hinab, und gegen Osten hin sahen wir, daß er sich im Carnatic der Festung Gingi, ja selbst noch südlicher Tanjore, freilich nur auf eine Zeitlang, bemächtigte. Seine Herrschaft reichte mithin auf der Küste Malabar quer durch bis zu der von Coromandel. In seinem Sohne Sambagi, welcher gleich nach des Vaters Tode als Oberhaupt von den Mahratten anerkannt worden war, fand freilich Aurengzeb ebenfalls einen tapfern Gegner. Er stand indeß dem Vater vorzüglich dadurch nach, daß er, den Wollüsten ergeben, nicht hinreichend wachsam war gegen einen so gewandten Gegner. Nach mehreren glücklichen Streifzügen unternahm er es, eine schöne Hindus aufzuheben, und ward hierbei verrätherisch seinem Feinde in die Hände geliefert. Aurengzeb betrug sich gegen seinen Gefangenen mit der ganzen Scheußlichkeit eines bigotten Tyrannen. Da Sambagi den Koran mit Verachtung verwarf, so ward er, nachdem ihm die Zunge ausgerissen, in Stücken gehauen und diese den Hunden preisgegeben.

Wie nach dem Tode dieses unglücklichen Fürsten die Mahratten der weit überlegenen Macht des Kaisers und den dadurch ihnen erwachsenen harten Unfällen dennoch kräftig genug widerstanden, um den Großmogul zu nöthigen, sie für eine unter ihren Großfürsten unabhängige Nation anzuerkennen, dieß hier genauer anzuführen, erlaubt der Plan dieses Werkes nicht. Genug, Aurengzeb, obgleich er

den Sohn des Sambagi gefangen behielt, dessen Bruder Rama gänzlich verjagte, hielt es dennoch zuletzt der Ruhe seines Reichs zuträglich, diesen stets wieder furchtbar auftretenden Kriegern nicht nur (1707) den Prinzen Sahu, den Sohn des Sambagi, frei zurück zu geben, sondern den Mahratten den mehrmals angebotenen Frieden annehmlicher zu machen und ihm mehr Festigkeit zu geben, und ihnen neun Procent von allen zu erhebenden Einkünften des Decans als Tribut zuzugestehen.

Weit glücklicher verfolgte Aurengzeb sein Raubsystem gegen die beiden Königreiche Visapour und Golconda. Ersteres hatte ihm Sevagi selbst schwächen helfen. Es fiel aber auch deßhalb nicht schwer, ersteres gänzlich zu unterjochen, weil es durch innere Spaltungen litt, und der Kaiser überfiel es nun gerade, als das Reich von einem unmündigen König regiert ward.

Ein für Visapour unglückliches Haupttreffen entschied das Loos des ganzen Reichs. Die Hauptstadt Visapour mußte sich 1686 ergeben; der junge König ward in silbernen Ketten dem Usurpator überliefert. Dieser hatte dann die Niederträchtigkeit, dieß königliche Kind in diesem Sclavenaufzuge stets seinem Zuge folgen zu lassen. Da nämlich die Vorfahren dem Großmogul einstens einen Tribut erlegt hatten, so wollte er es als einen aufrührischen Vasallen angesehen wissen.

Golconda ward gleich darauf ebenfalls gänzlich die Beute des Großmoguls. Zwar hatte Mauzum, der Sohn Aurengzebs, zuvor mit dem Könige von Golconda einen vom Großmogul selbst genehmigten Vergleich abgeschlossen, wonach man jenem gegen 20 Millionen Rupien Lösegeld die Hauptstadt und sein Reich ungestört zugestand; allein der Vater achtete hierauf weiter nicht. Treulos griff er jetzt, da ihm nach Visapours Eroberung die Hände frei waren, Golconda kraftvoller an, unterwarf sich das

ganze Reich, welches nun unter dem Namen Hyderabad als eine Provinz seinen Ländern einverleibt ward. Der König ward als Gefangener nach Dowladabad (Admenagor) gebracht, wo er als solcher sein Leben endigte.

Aurengzeb hatte auf diese Weise binnen 27 Jahren (1659—1686) durch dauerndes ungerechtes Blutvergießen seine Staaten erstaunlich vergrößert; denn nun reichte durch die Eroberung dieser beiden letzten großen Königreiche im Decan seine Herrschaft in Süden selbst über den Cavery-Fluß, da die Herrschaften im Carnatic und Mysore, vormals Visapour und Golconda tributpflichtig, nun ihm zinsbar wurden. Keiner seiner Vorfahren konnte sich einer solchen Größe rühmen. Diese Eroberungen im Decan, welche er in fünf Statthalterschaften vertheilte, brachten ihm 6½ Millionen Pf. Sterl. ein. Visapour und Golconda vertrauete er unter dem Namen Visapour und Hyderabad seinem jüngsten Sohne Mahomed Kambusch an.

Während dieser ganzen Zeit des Eroberns hatte indeß Aurengzeb nichts versäumt, wodurch das Reich in friedlicher Hinsicht sich erheben konnte. Hierher gehören für uns zuvörderst die Fortschritte, welche die nach Hindostan handelnden Europäer unter seiner Regierung machten. Aurengzeb war zu klug, als daß er nicht die ihm daraus erwachsenden Vortheile genau hätte beurtheilen sollen.

Die Portugiesen, zwar damals noch die Hauptnation in Betreff des Seehandels, hatten dennoch seit ihrer traurigen Vereinigung mit Spanien (1581) große Nebenbuhler, besonders an den Holländern erhalten; auch hatte das nachmalige (1662) Abtreten der wichtigen Seestadt Bombay (an England) keine unbedeutende Beeinträchtigung des portugiesischen Alleinhandels nach Indien zur Folge; ferner wurden unter den vorhergehenden Großmoguln eigene Handelstractate zwischen diesen und England ge-

schlossen. Um uns nun hier auf Hindostan zu beschränken, so hatten sich die Holländer seit 1640 im Decan festgesetzt, bald nachher auch Negapatnam und andere minder bedeutende Ortschaften sowohl auf Coromandel als auch auf der Küste von Malabar im Besitz.

Da diese drei europäischen Nationen nicht nur viel baares Geld in Hindostan einführten, sondern ebenfalls Waaren, welche den stets Krieg führenden Mongolen Hauptbedürfnisse waren, z. B. Blei, Pulver und Kanonen, so wurden sie beinahe von jeder Partei in ihren Gerechtsamen geschützt, wie dieß auch bei Sevagi der Fall war.

Indeß hatte sich dennoch die durch Jacob II. sehr begünstigte engl. ostindische Compagnie zu übermüthig gegen die Eingebornen betragen, als daß Aurengzeb dies hätte ungeahndet hingehen lassen können. Die Engländer hatten sich zuvor bereits ungerecht gegen die indischen Kaufleute betragen, und bei einem Privatstreit mit dem Nabob von Surate unterstanden sie sich sogar, dreizehn, den Unterthanen Aurengzebs gehörende Schiffe wegzunehmen. Diese Seeräuberei des Gouverneurs Child von Bombay, welche der Compagnie eine Million Pf. Sterl. einbrachte, blieb von den englischen Directoren unbestraft.

Hierdurch mit Recht aufgebracht, griff Aurengzeb Bombay selbst mit Uebermacht an, und nur der Mangel an schwerem Geschütz hinderte ihn, es zu erobern. Indeß würde die Compagnie höchst wahrscheinlich ihre Existenz verloren haben, wenn sie nicht auf die demüthigste Weise den Frieden erbeten hätte. Die Gesellschaft erhielt nur dadurch ihre Besitzungen in Bengalen wieder, daß ihre Gesandten mit gebundenen Händen vor dem Throne des Großmoguls um Gnade fleheten; welch ein Contrast gegen heute!

Wie gleich darauf der jetzt so mächtige ostindische Handel so tief herabsank, daß die Compagnie beinahe bankerot machte, wie

dann zwei englische Compagnien entstanden und nur erst unter der Königin Anna im Jahr 1708, also nur erst nach Aurengzebs Tode, wieder in eine einzige zurückgebracht und dadurch bedeutender geworden sind, dies dürfen wir nur im Vorbeigehen berühren.

Von den Handelsgesellschaften der übrigen Europäer hatten sich bereits die Dänen seit 1618 auf der Küste von Coromandel, im Königreiche Tanjour, den Besitz von Tranquebar erkauft, und dort die Festung Dansburg erbaut. Ihre Gesellschaft hob sich aber zu keiner Höhe, weil die Holländer ihren Grundherrn, den König von Tanjour, gegen sie aufbrachten.

Die Franzosen siedelten sich erst 1664, also bald nach Aurengzebs Thronbesteigung hier an, machten aber kein Glück, obgleich sie im Reiche Visapour die Erlaubniß erhielten (1687), Pondichery zum Schutz ihres Handels zu befestigen. Zwar stieg diese Gesellschaft anfänglich ziemlich empor, allein der Uebermuth Ludwigs XIV., der auf nichts Geringeres, als auf die Vernichtung Hollands ausging, brachte sie durch einen unglücklichen Krieg gegen die holländischen Besitzungen auf Ceylan ihrem Untergange so nahe, daß sie 1708, also ein Jahr nach Aurengzebs Tode, ihr Privilegium der Krone zurückgab.

Aurengzeb hatte es mithin unter den Großmoguln zuerst erlebt, daß alle Seemächte Europas, Spanien ausgenommen, welches hauptsächlich nur die Philippinen besuchte, in seinen eigenen, oder ihm tributpflichtigen Staaten Hindostans Handel blühend machten, und er war weise genug, seiner Intoleranz ungeachtet, ihre dortige Lage auf keine Art zu erschweren. In der That mußte jeder kluge mongolische Herrscher dort den Handel der Europäer aus doppeltem Grunde befördern.

Als Krieger und Eroberer sah er sich hauptsächlich dadurch in den Stand gesetzt, sein schreckliches Handwerk kraftvoller zu betreiben. Europa lieferte ihm Blei, Stahl und andere Metalle,

Pulver, kleines und großes Geschütz, kurz Alles, wodurch der Mensch den andern im Großen mordet. Sodann führten ihm die Europäer viele Millionen in Silber und Golde zu, ebenfalls Mittel, seine Eroberungen zu bewerkstelligen und zu erhalten. Zugleich brachten diese europäischen Schätze eine erstaunliche Gewerbsamkeit unter die Hindus, also unter die dort zahlreichste Menschenklasse, und ernährten mithin eine unglaubliche Anzahl friedlicher Menschen, und diese, welche sich jeder Staatseinrichtung bei ihrer häuslichen Genügsamkeit willig hingaben, wenn nur ihre mäßigen Bedürfnisse befriedigt waren, ließen es gerne zu, daß die sie beherrschenden Moguln durch Steuern und sonstige Auflagen ihre Schatzkammer füllten. Ob übrigens der Handel mit Hindostan für Europa selbst vortheilhaft oder nachtheilig ist, dies hier zu beantworten, erlaubt uns der Raum nicht, doch wird Jeder, dem der Handel das große Band der gesammten cultivirten Menschheit ist, so wie die Hauptquelle der Industrie und zugleich eben deßhalb eins der wichtigsten Beförderungsmittel der Bevölkerung und der vielartigsten Civilisation, leicht die unbedeutenden Einwürfe, als würde unser Welttheil durch diesen Verlust an edlen Metallen endlich verarmen, sich selbst zu widerlegen im Stande seyn.

Aurengzeb zeigt sich uns in so vielfacher Hinsicht nicht bloß als einer der talentvollsten Monarchen Indiens, sondern wirklich als einer der seltensten Regenten der gesammten Erde. Eine etwas genauere Beleuchtung seines Charakters wird daher hier am rechten Orte seyn.

Dieser tiefste boshafteste Heuchler, dem kein Mittel irgend einer Art, ja keine Infamie zu schlecht war, seinen Herrscherwahnsinn zu befriedigen, der den eigenen Vater vom Throne stieß, und ihn bis an dessen Ende einkerkerte; der die Brüder und sogar seine eigenen Kinder durch Meineid und gefühlloseste Grausamkeit der Herrschsucht aufopferte; der diese Greuel nur durch neue Schand-

thaten abzubüßen suchte, dieser ruchloseste Mensch regierte, sobald er sein Ziel erreicht hatte, seine großen Länder mit so vieler Gerechtigkeit, Weisheit und wahrer Wohlthätigkeit, daß man ihn, freilich stets mit Rücksicht auf die Sitte des Orients, den vorzüglichsten Monarchen der Erde zur Seite setzen darf. Man könnte ihn einigermaßen mit dem Octavian vergleichen, der sich in den Augustus verwandelt hatte.

In seinen frühern Jahren genoß er, wie fast alle Fürsten des Orients, eine schlechte Erziehung. Stets blendete sie nämlich der Glanz des Despoten-Throns, die kriechendste Schmeichelei großer Sclaven, sinnlicher Genuß, rauschende blutige Kriegsthaten und Eroberungen.

Die dort zur Sitte gewordene Unbestimmtheit der Thronfolge ließ ihn die Rolle des Andächtlers sehr geschickt übernehmen, obgleich er unter seinem Vater keinen unrühmlichen Feldzug gemacht hatte. Er schien unter der Maske eines Fakirs seinen Brüdern und künftigen Thronbewerbern gänzlich bedeutungslos.

Der Vater, Schah Jehan, hatte indeß seine Fähigkeiten und wohl auch seinen Charakter durchschaut, denn wenn er gleich den ältern Bruder, den Sultan Dara, als nähern Thronerben, in seiner Nähe hielt, so äußerte er dennoch mehrmals, Aurengzeb besitze größere Herrschertalente.

Er wußte die vermessene Selbstsucht und Beleidigungen, den Stolz des Dara gegen die Großen eben so sehr für sich geltend zu machen, als die Abweichung des zweiten Bruders, des Sujah, vom reinen Glauben, *) und noch leichter die Offenheit und wilde Sinnlichkeit des jüngsten Bruders, Morads.

*) Sujah bekannte sich zu der Secte des Ali, der die Perser, die Scheiks genannt zugethan sind; da hingegen die ächten Muselmänner, die Türken, die Sunniten weit strenger ihre Gesetze halten, besonders in Rücksicht der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken.

In sich zurückgezogen, studirte er sowohl die Menschen als die Kunst, sich ihrer zu bemeistern, und sein heller Kopf fühlte und ersetzte die großen Fehler der dortigen Fürstenerziehung. Den treffendsten Beweis hievon giebt uns Bernier, sowohl durch Aurengzebs fast wörtliche Aeußerungen, als durch das Betragen gegen seinen alten Erzieher Mallah Salé.

Als nämlich Aurengzeb nach den größten Anstrengungen und Verbrechen den Thron bestiegen hatte, trat Mallah Salé aus seiner bisherigen Zurückgezogenheit hervor zu seinem ehemaligen Schüler, dem Großmogul, um, wie er wähnte, von ihm sofort durch eine der ersten Reichsstellen für seinen Unterricht belohnt zu werden.

Er zeigte sich nun häufig bei Hofe, bewarb sich durch seine Freunde um eine Stelle, und setzte dieses drei ganze Monate hindurch fort, ohne daß Aurengzeb auf ihn ein Mal zu achten schien. Um endlich sich seiner zu entledigen, gab er ihm in Gegenwart einiger Omrahs auf sein zudringliches Gesuch folgende Antwort:

„Wie verlangst Du von mir, Mulla-gy, daß ich Dich für Deine Erziehung und Unterricht hoch belohnen soll? Allerdings bin ich überzeugt, daß ein Kind gegen den Erzieher, der seinem Amte gewissenhaft Genüge leistete, selbst größere Verbindlichkeit hat, als gegen seinen eigenen Vater. Allein was für gute nützliche Lehren und Kenntnisse habe ich Dir denn zu verdanken? Du hast mich gelehrt, daß das ganze Land der Franken *) nur eine kleine Insel ausmache, auf welcher der König von Portugal der mächtigste sey, nach welchem sodann nur Holland und endlich England folge; die übrigen Herrscher, z. B. der von Andalusien (Spanien), seyen von keiner größeren Bedeutsamkeit als unsere kleinsten Rajahs. Die Könige Hindostans, sagtest Du, seyen weit über sie alle erhaben,

*) Der allgemeine Name aller Europäer.

die Humajas, die Acbars, die Jehanguirs und Jehan Schahs seyen nur allein große Könige, und so mächtig, daß schon bei Erwähnung ihres Namens Persien, China, Siam und Pegu zittere! Wahrlich eine treffliche Geographie! Du hättest mich dagegen alle diese Staaten genau müssen kennen lehren, ihre Gewohnheiten, ihre Religionen, ihre Kriegskünste und ihr Interesse. Du hättest mir durch den Gang ihrer Geschichte, ihr Entstehen, ihr Fortschreiten und Zunehmen oder auch ihre Abnahme und ihren Fall zeigen, und besonders die Ursache ihrer Ereignisse auseinandersetzen müssen. Kaum daß Du mich mit dem Namen der Gründer des Reichs der Mongolen, meiner eigenen Vorfahren, bekannt gemacht hast, noch weniger mit ihrer Geschichte. Dagegen lehrtest Du mich das Arabische, da mir doch die Sprachen der mir benachbarten Völker weit nothwendiger waren, und ein Fürst, dem überdieß so viele andere Kenntnisse weit näher liegen, weder ein Grammatiker, noch ein tiefer Rechtsgelehrter seyn kann, und das Studium des Arabischen überdieß so trocken und schwierig ist, daß 10 bis 12 Jahre dazu erfordert werden. Können denn die Gesetze, die Religion und die Wissenschaften nicht eben so gut in unserer als in der arabischen Sprache gelehrt werden? Du ließest meinen Vater Schah Jehan glauben, Du lehrtest mich die Philosophie. Allerdings besinne ich mich, von Dir eine Menge unverständlicher Sachen und barbarischer und mystischer Sätze, die Dir für Philosophie galten, gehört zu haben. Viel besser wäre aber gewesen, mir gute Lebensregeln beizubringen, mir zu zeigen, was der Mensch ist, wie trefflich und groß die Erde und die ganze Weltordnung eingerichtet ist; dann wäre ich Dir noch mehr verbunden gewesen, als Alexander dem Aristoteles. Allein Du hast mir selbst nicht ein Mal die Pflichten eines Regenten gegen seine Unterthanen, und umgekehrt, die der letztern gegen ihren Beherrscher auseinander gesetzt, da Du doch wußtest, daß ich dereinst den Thron besteigen

könnte. Zurück daher, Schmeichler, in Dein Dorf, damit Niemand ein Mal weiter von Dir etwas höre!"

Eben dieses bestimmte Gefühl des hohen Werths einer guten Erziehung der Fürsten veranlaßte den Kaiser, ein eigenes Conseil der vorzüglichsten Staatsbeamten und Gelehrten zusammen zu rufen, um sich über einen tüchtigen Erzieher für seinen dritten Sohn Ekbar, den er zu seinem Nachfolger auserwählt hatte, zu berathschlagen.

Noch auffallender zeigt aber folgende Antwort an seinen Vater, den Kaiser Schah Jehan, wie richtige Begriffe er, seiner schlechten Erziehung ungeachtet, von der Herrscherwürde sich selbst gebildet hatte. Aurengzeb, obgleich er nämlich seinen Vater des Thrones beraubt hatte, und ihn nachmals stets innerhalb seines Pallastes in Verwahrung hielt, bezeigte ihm im Uebrigen alle äußere Verehrung. Er ließ ihm sein Serail, seine Umgebungen, und den seiner Würde angemessenen Aufwand jeder Art. Er stand auch mit ihm häufig in Briefwechsel. Schah Jehan ertheilte ihm hierdurch vielfältig Regeln über die Regierungskunst, und äußerte darin stets die bisherigen Grundsätze des orientalischen Despotismus. Bei einem ähnlichen Falle antwortete Aurengzeb Folgendes:

„Ihr wünschet, daß auch ich unablässig jene alten Grundsätze unserer Vorfahren auf das strengste befolge. Kaum ist ein Omrah (ein großer Staatsbeamter) oder auch selbst ein angesehener Kaufmann gestorben, ja er ist vielleicht noch nicht ein Mal entschieden todt, so versiegeln wir bereits seine Koffer, bemächtigen uns seiner Güter, und mißhandeln sogar seine Dienerschaft, um uns die etwa verheimlichten Schätze genau zu entdecken. Dieses Benehmen mag nun freilich der Politik sehr angemessen seyn, indeß ist es dennoch unstreitig eben so hart als ungerecht."

„Endlich fordert Ihr mich auf, alle meine übrigen Geschäfte

bei Seite zu setzen und nur allein auf Eroberungen zu denken. Ich gestehe, daß es eines großen Monarchen würdig ist, sein Reich nach dem Beispiele unserer glorreichen Vorfahren zu vergrößern, auch habe ich bis jetzt die Hände in dieser Rücksicht nicht in den Schooß gelegt, dies beweisen die Fortschritte meines Heeres in Bengalen und im Decan. Indeß muß man doch zugeben, daß die größten Eroberer nicht immer die besten Könige waren; ja kennt man nicht mehrere Regenten, die zwar große Eroberer, aber zugleich große Barbaren waren? und zeigt nicht die Geschichte, daß die größten Eroberungen selbst bald nachher wieder in Trümmer zerfielen? Nur der ist ein wahrhaft großer Monarch, der sein wichtiges, erhabenes Amt würdig zu verwalten versteht, und seinen Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren läßt."

Bei solchen Grundsätzen mußte Hindostan unter Aurengzebs Regierung fast in jeder Hinsicht auf das glücklichste emporsteigen.

Unter keinem der vorhergehenden Regenten des Hauses Timur hatte Hindostan einen solchen Reichthum und eine solche Stärke an den Tag gelegt.

Durch strenge Justiz, Wachsamkeit auf jeden Unterschleif, durch Schutz der Unterthanen und ihres Gewerbfleißes, durch Begünstigung der Fremden waren die Finanzen in dem blühendsten Zustande, und die Pracht des Kaisers, wie auch der Großen, gränzte ans unglaubliche.

Die Pracht des Großmoguls zeigte sich am Neujahrsfeste und besonders auf seinen Reisen. Aurengzeb machte im Jahre 1663 eine Reise nach Caschemire, um in diesem herrlichen, durch die nahen Hochgebirge gekühlten Thale seine schwache Gesundheit wieder herzustellen.

Der eben so kundige als wahrheitsliebende Bernier, der auf dieser Reise als Arzt einen der großen Omrahs begleitete, hat uns ein Bild von dieser Reise entworfen, das einen in Europa

kaum glaublichen Prachtzug darstellt. Der Kaiser führte zu seiner Bedeckung einen Park schwerer und einen Park leichter Artillerie mit sich; jenen von 70, letztern von 60 Kanonen. Das ihn begleitende Heer bestand aus 100,000 Reutern, und aus mehr als 150,000 Lastthieren aller Art, Pferden, Maulthieren, Elephanten, 50,000 Kameelen und eben so vielen Ochsen zum Fortschaffen des Getreides, des Wassers (denn auch dieses ward in eigenen zinnenen Kannen mitgeführt), der Zelte und übrigen Bagage.

Der Kaiser führte stets zwei Peike-Kans, das ist Zeltstädte, mit, jedes bestand aus einer großen Menge Gezelte, wovon drei, sehr viel höher als alle übrigen im Cento, von ihm bewohnt und zu verschiedenen Geschäften benutzt wurden. Inwendig waren sie mit Gold-Brocat oder Sammet ausgeschlagen, und vermittelst vieler Wandschirme in mehrere Säle und Zimmer abgetheilt, die durch silberne Vorhänge-Ketten statt der Thüren verschlossen werden konnten. Die Pfeiler, worauf diese Zelte ruhten, waren gemalt und vergoldet. Eins dieser Zelte, Amkas genannt, diente als Audienzsaal, und war daher von größerm Umfang.

Die zu diesem Peike-Kan gehörenden gleichfalls sehr kostbaren Gezelte des Serails nebst denen für die Wächter (Verschnittenen) waren in der Nähe. Neben dem Hauptzelte des Kaisers fand sich ein hoher Mast aufgerichtet, an welchem bei Nacht stets eine Laterne brannte, um als Wegweiser zu dienen, denn die Menge der übrigen Zelte, obgleich in Straßen abgetheilt, gab häufig Anlaß zum Verirren.

Das große Viereck, in welchem sich alle Gezelte des Kaisers befanden, hatte einen Eingang, wo die Paradepferde standen, neben diesem waren 50—60 Feldstücke aufgepflanzt. In einem eigenen Zelte auf einem freien Platze befand sich die Feldmusik, und noch weiter vorwärts in einem geräumigen Zelte die kaiserliche Leibwache, die aus Omrahs bestand.

Rund um den Peike-Kan des Kaisers und seines Serails standen sodann die ebenfalls sehr kostbaren und nur um etwas niedrigern Peike-Kans der Omrahs und Rajahs, worauf die der Kronofficiere von der zweiten Klasse, die der Mansebdars, und hierauf die der Geringern folgten. Jeder Omrah führte aber ebenfalls zwei Peike-Kans, und auch sie waren, wie die des Kaisers, durch starke, ein Viereck bildende Wandschirme von den übrigen abgesondert.

Um den Diebereien Einhalt zu thun, war jedes Mal ein Omrah genöthigt, nicht nur selbst Wache zu halten, sondern von seinen Leuten stets die Ronde machen zu lassen.

Außer den Lastthieren wurden aber noch andere Thierarten, theils zur Jagd, z. B. die Leoparden, Falken und Hunde, theils zu Wettkämpfen mitgeführt, z. B. große Stiere, die selbst gegen Löwen kämpften rc.

Ein solches Reiselager hatte einen Umfang von mehr als zwei Meilen.

Auf dem Marsche selbst wurde der Großmogul entweder in einem prächtigen Palankin von 8 Menschen, die stets abwechselten, auf den Schultern getragen, oder er saß in einem vergoldeten Thurm auf dem Nacken eines Elephanten; bei Lustparthien bestieg er indeß oftmals ein Pferd, dessen Geschirr mit vielem Golde und edlen Steinen besetzt war.

Das Serail oder die Zenana wurde ebenfalls auf Elephanten fortgebracht, die Weiber saßen in Haudas, die durch Gardinen verdeckt waren. Die Menge der hierzu nöthigen, prächtig aufgeschirrten Lastthiere, der Reichthum der Reisethürme und Palankins, die große Anzahl der vorangehenden Verschnittenen und die gleichsam heilige Stille des Zugs einer solcher Zenana gaben ihm ein höchst feierliches, großes Ansehen.

Aurengzebs Macht, verbunden mit der großen Fürsorge für

Gesetze und Ordnung, schützte die innere Ruhe weit mehr, als dies zuvor unter den kleinern Rajahs und den wilden Patanen der Fall seyn konnte.

Selbst unter dem großen Acbar war Hindostan nicht so blühend und groß als unter Aurengzeb.

Bei ruhiger Uebersicht der Geschichte dieses Landes ergibt sich, daß der Stamm der rohen Eroberer, der Timuriden, sich dennoch ganz ausgezeichnete Verdienste um Hindostan erworben hatte. Von dem wilden Barbaren angerechnet, hatten vor Aurengzeb bereits sechs Monarchen dieses Stammes nicht etwa bloß das Reich erweitert, sondern ihm auch durch größere Sicherheit, bessere Gesetze und Polizei, Aufmunterung und Unterstützung des Handels auf vielfache Weise für ihre wahnsinnigen intoleranten Ausbrüche gegen die überwundenen Hindus Ersatz gegeben. Sogar die Wissenschaften und Künste, wenigstens einige derselben, z. B. die Baukunst und die Poesie, waren nicht gänzlich vernachlässiget; denn jeder dieser Timuriden hatte geschickte Baumeister und Hofpoeten, oder poetische Hofschmeichler um sich.

Aurengzeb selbst hob dieß insgesammt noch höher, und so schändlich und schauderhaft auch seine Methode war, sich des Thrones zu bemächtigen, so darf man dennoch behaupten, daß schwerlich einer der übrigen Prinzen, seine Brüder und Neffen, wären sie statt seiner Kaiser geworden, dem Reiche alle die Vortheile würde gebracht haben, wie Aurengzeb. So scheint auch hier die Vorsicht mitten unter dem schrecklichen Gewühl von gräßlichen Unthaten dennoch den Gang zum Bessern für unser Geschlecht befördert zu haben.

Nach einer Regierung von 48 Jahren starb endlich dieser merkwürdige Regent Hindostans in seinem 90sten Jahre, in der damaligen Hauptstadt Ahmednagur (Dowladabad). Er hinterließ vier Söhne, und da er keinen besonders zum Thronerben ernannt

hatte, sondern das große Reich unter sie zu vertheilen gedachte, so gab er selbst Anlaß zu neuen blutigen Kriegen um den Thron. Keiner von Aurengzebs drei Söhnen, die noch am Leben waren, wollte von einer Theilung des Reichs wissen, welche der Vater beabsichtigt hatte, jeder suchte als Groß-Mogul vom ganzen Reiche Besitz zu nehmen. Auch waren nicht nur ihre so weit erwachsenen Söhne, Aurengzebs Enkel, selbst auf ihre Väter in dieser Hinsicht eifersüchtig, sondern mehrere Söhne von Aurengzebs Brüdern glaubten sich ebenfalls zum Throne berechtigt. So erhob sich dann der traurige Kampf zwischen Söhnen, Brüdern und Enkeln.

Aurengzebs zweiter Sohn, Azim Schah, war als Statthalter der Provinz Malva der Hauptstadt am nächsten. Er eilte daher sofort nach Dowladabad, und nahm mit Zustimmung der Großen des Reichs den Thron als Groß-Mogul ein. Von dort ging er nach der ältern Hauptstadt Agra zu ähnlicher Huldigung, allein diese fand er bereits durch den Sohn des ältern Bruders Mauzum besetzt. Beide lieferten sich ein blutiges Treffen, worin Azim fiel, und nach einer nur neunmonatlichen Regierung jenem den Thron überlassen mußte, der nun den Titel Mauzum (der Glorreiche) mit dem von Schah-Allum (Achse der Religion und Herr der Welt) vertauschte.

Jetzt war indeß noch der dritte Bruder und Mitbewerber, Mahomed-Kambuksch, zu bekämpfen. Dieser ward überwunden und Schah-Allum ward im ganzen Reiche als Kaiser anerkannt. Er fand jedoch an den Rasbutten-Fürsten und vornämlich an den Scheiks gefährliche Feinde. Es erforderte lange und hartnäckige Kriege, sie zu überwinden, und Schah Allum überlebte seinen Triumph nur kurze Zeit. Er starb schon 1712 im Lager und so bot das Reich von neuem seinen vier Söhnen ein großes Feld zum blutigen Erkämpfen des Thrones dar.

Das Resultat dieses Bruderkriegs war, daß ein schlauer und tapferer Omrah, der Vezier und Feldherr Zulfekkar, endlich den Thron für den ältesten Prinzen Mauz-Odin erkämpfte, der hierauf unter dem Titel Jehandar-Schah auftrat. Zulfekkar wählte diesen schwachen, den Wollüsten gänzlich ergebenen Fürsten, um dadurch selbst Regent zu bleiben. Der Kaiser, der sich den niedrigsten Ausschweifungen und dem Trunke ergab, und daneben ungeheure Summen verschwendete, verlor bald alle Achtung und brachte das Reich seinem Untergange nahe.

Bei völliger Erschlaffung und Erniedrigung seiner Regierung entzogen sich bald einige Statthalter seiner Herrschaft. Zwei bei den Mahomedanern hochangesehene Seids oder Nachkommen des Propheten, die Brüder Abdallah und Hussein, durch Zurückhaltung ihrer Abrechnung bereichert, unterstützten einen Kronprätendenten, den Prinzen Ferok Shere, Brudersohn des Kaisers. Eine blutige Schlacht zwischen beiden Heeren entschied gegen Jehandar, und obgleich er durch die Flucht entkam, ward er bald entdeckt und von seinem Neffen hingerichtet; er hatte nur 9 Monate regiert.

Ferokshere hatte bald eine heftige Fehde mit den von neuem hervortretenden Scheiks zu bestehen. Er überwältigte sie zwar, beging aber hierbei die unerhörtesten Grausamkeiten gegen die Ueberwundenen, weil sie sich nicht zum Ismaelismus bequemen wollten. Ihren Regenten, Bunda, wollte er zwingen, seinen eigenen Sohn zu erstechen, und als der unglückliche Vater sich standhaft weigerte, hieb man den Sohn in Stücke, zwang Bunda, dessen Herz zu essen, und riß ihm selbst mit glühenden Zangen das Fleisch von den Gebeinen. Ferokshere hatte bereits vorher an seinen thronfähigen Verwandten traurige Beweise seiner Grausamkeit gegeben.

Jene beiden Brüder, die Seids Abdallah und Hussein, bemei-

sterten sich nun, alles Widerstandes des Kaisers ungeachtet, der Regierung gänzlich. Zwar hatten sie eine starke Partei der Großen gegen sich, da ihnen aber der Kaiser seine Krone verdankte, und sie zu Statthaltern sehr wichtiger Provinzen erhob, so wuchs ihre Macht so ansehnlich, daß der Kaiser nicht bloß von ihnen abhing, sondern selbst zu schwach war, sich ihnen mit den Waffen gehörig zu widersetzen. In dieser Lage suchte er sie bald unter sich zu entzweien, bald mit Gift bei Seite zu schaffen; allein Alles war vergebens. Sie traten endlich öffentlich gegen den von ihnen selbst geschaffenen Kaiser auf; machten ihn in seinem eigenen Pallaste zum Gefangenen; bemächtigten sich seiner Person; blendeten ihn durch ein glühendes Eisen; und da dennoch eine starke Partei sich seiner annahm, so ward er, weil eine Vergiftung fehlschlug, mit Keulen, im Februar 1724, von eigens gedungenen Henkern erschlagen.

Was Feroksheres Regierung Gutes hervorbrachte, war die Begünstigung, welche er den Engländern in Rücksicht des Handels angedeihen ließ; denn hierdurch gewannen die Fabrikanten und also das Land selbst. Eine glückliche Kur des englischen Arztes Hamilton an dem Kaiser selbst, veranlaßte nämlich eine Befreiung von schweren Abgaben, also einen großen Absatz von Waaren.

Gleich nach Feroksheres Tode ward der Thron mit einem Enkel von Schah Allum, den sie aus dem Gefängniß hervorholten, besetzt. Dieser, Ruffeh ul Dirgat genannt, starb indeß schon vier Monate darauf, und nun erhoben sie dessen Bruder, Ruffeh ul Dowla, zum Kaiser. Ein anderer Große, der Statthalter von Agra, der sich gleich jenen Seids berechtigt hielt, Kaiser zu schaffen, hatte indeß einen zweiten Enkel Schah-Allums, Nicosir, in Agra zum Regenten ausgerufen. Die Seids zogen aber sofort nebst ihrem Kaiser gegen Agra, belagerten die Stadt und zwangen den

Gegenkaiser, der sich bald von den Seinigen verlassen sah, wieder ins Gefängniß zu wandern. Indeß starb auch der Sieger selbst während der Belagerung, und nun gaben seine Seids dem Reiche abermals einen andern aus dem Gefängniß befreiten Enkel von Schah-Allum, unter dem Namen Mahomed-Schah, zum Kaiser.

Aber auch gegen diesen stand plötzlich ein anderer Kaiser auf. Der nachmals noch berühmter gewordene Nizam von Decan, Nizam ul Mulk (Ordner des Reichs, der gewöhnliche Titel des Subahs von Decan), hatte sich, so hieß es, gegen den Kaiser, eigentlich aber gegen die Seids empört. Hussein marschirte zwar gegen ihn, ward aber auf dem Marsch ermordet. Der andere Seid, Abdallah, suchte, da er große Reichthümer besaß, durch ein von ihm schnell errichtetes Heer zwar Husseins Tod zu rächen, erreichte auch in sofern seinen Zweck, daß er einen aus dem Gefängnisse befreieten Gegenkaiser, Ibrahim, ausrufen ließ; allein sein Heer ward geschlagen, der Nizam blieb Sieger und Mahomed-Schah Großmogul. Abdallah ward verhaftet.

Der Kaiser erhob nun sofort den Nizam zugleich zum Vezier, und dieser eben so kluge als tapfere Mann bemühete sich, die Finanzen in Ordnung zu bringen; auch war er gegen neue Rebellen im Felde glücklich. Das Decan entzog er indeß der Herrschaft des Kaisers gänzlich, hier herrschte er unumschränkt und behielt alle dortigen Abgaben als sein Eigenthum.

Mahomed-Schah gehörte unter die sorglosesten und schlaffsten Regenten. Nur den Wollüsten des Harems fröhnend, überließ er die Regierung zwar seinem Vezier, gab sich aber auch vielen Andern hin, und vertheilte die höchsten Würden an schlecht gesinnte Menschen. Der Nizam, dessen vernünftige Rathschläge keinen Eingang fanden, legte daher die erste Stelle nieder, und behandelte Guzurate, über welche Provinz er ebenfalls Statthalter war, gänzlich nach eigener Willkür; dieses bedeutende Land ward daher als

in Empörung begriffen vom Kaiser betrachtet. Ein vorzüglicher kaiserlicher Feldherr unterwarf nun zwar bald darauf Guzurate von neuem, allein die nahe gelegenen Mahratten, welche sehr häufige Einfälle in die großen Provinzen Guzurate und Malva thaten, wurden unter der fahrlässigen Regierung endlich so mächtig, daß man ihnen den Chout, die beträchtlichste Abgabe, erlegen mußte.

So gingen dann dem großen Reiche unter Mahomed-Schahs Regierung bereits drei seiner wichtigsten Länder verloren, nämlich ganz Decan, Guzurate und Malva.

Dieß Alles war indeß gleichsam nur das Vorspiel zu einem furchtbaren Drama. Der Held, der darin die Hauptrolle spielte, war der persische Usurpator, Nadir-Schah, der im Jahr **1687** geboren ward und den Namen Nadir-Kouli, d. i. der Sklave (Kouli) des Wunderbaren, erhielt. Als Schafhirt suchte er nach seines Vaters Tode durch Stöcke, die er in den Wäldern zusammensuchte und auf dem Markte feil bot, sein und seiner Mutter Leben zu erhalten. Als die Usbeken **1704** in Khorasan einbrachen, ward er nebst seiner Mutter als Sclave hinweggeführt; sie starb, und Nadir hatte das Glück, zu entfliehen. Er zog sich in das Gebirge zurück, und muß schon damals sein Handwerk, wodurch er nachmals so furchtbar ward, getrieben haben; denn er verschaffte sich zuerst durch den Raub einer ganzen Heerde Schafe einiges Vermögen. Im Jahre **1712** trat er in die Dienste eines Beys, und ward nebst einem Andern von seinem Herrn als Courier mit Depeschen an den Hof nach Ispahan gesandt. Man weiß nicht bestimmt, aus welchen Ursachen er seinen Gesellschafter unterwegs ermordete, allein er besaß Geschicklichkeit genug, sich bei glücklicher Ueberlieferung seiner Depeschen völlige Verzeihung dieser That auszuwirken; ja er ward sogar noch beschenkt. Indeß ward er bei seiner Rückkehr zum Bey sehr ungünstig aufgenommen. Da dieser ihm nun zuvor seine Tochter

zur Ehe abgeschlagen hatte, so ermordete der rachsüchtige Bösewicht nicht nur den Bey, sondern er entführte die Tochter gewaltsam, und zog sich mit anderm Gesindel in das Gebirge zurück. Hier erzeugte er mit der geraubten Tochter den nachmals berühmten Sohn Riza Kouli Myrza.

So war nun Nadir-Kouli schon in seiner Jugend zu allen Greueln eingeweihet, und die glückliche Ausführung dieser Schandthaten erwarb ihm, wegen seines Muthes und seiner großen körperlichen Stärke, in einem Reiche, welches seit langer Zeit ein Schauplatz einheimischer Fehden war, einen so hohen Ruf, daß er nebst seinen Raubgesellen unter die Truppen des Chans von Khorasan aufgenommen wurde.

Auch fand er bald Gelegenheit, seine Kriegstalente gegen die Khorasan von neuem verheerenden Tartaren darzuthun. Einem Heere von 10,000 Mann feindlicher sehr gefürchteter Cavallerie wagte er, unter allen übrigen Offizieren des Chans, mit 6000, wovon selbst der größte Theil aus Infanterie bestand, die Spitze zu bieten. Er schlug die Usbeken, tödtete über 3000, und nahm ihnen alle Beute wieder ab.

Wir übergehen hier, wie dieser kraft- und talentvolle, aber auch principlose Mann nach und nach sich als Räuberhauptmann empor hob, wie er nach vorhergegangener Verzeihung seiner Räubereien durch seinen Oheim, den Statthalter von Kälat, wieder zu Gnaden angenommen ward, und nachdem er eben diesen Wohlthäter ermordet hatte, sich von dieser Stadt Meister machte; wie er sodann, selbst nach dieser gräßlichen That, durch seine nun furchtbar gewordene Macht, von dem, durch Ashreff, Oberhaupt der Afghanen, vom Thron gejagten Kaiser von Persien, Thamas, wieder begnadigt und zum Heerführer aller Truppen ernannt ward; ja sogar wegen seiner Siege gegen die Feinde Persiens von ihm

mit des Kaisers Namen Thamas beehrt und daher Thamas Kouli Chan benannt ward.

Endlich, nachdem er die Afghanen völlig überwunden hatte (1730), wobei der Usurpator Ashreff selbst umkam, ward er nach vielartigen Ränken an seinem großen Beschützer, dem König von Persien, Thamas, selbst zum Verräther, indem er ihn absetzte und gefangen nahm. Des Kaisers Sohn Abbas, ein Kind in der Wiege, erhob er auf den Thron und ließ sodann den Vater durch Kouli Myrza, Nadirs eignen Sohn, sogar ermorden, und endlich, als jenes königliche Kind, wahrscheinlich durch Gift, umkam, ward er von den Großen des Reichs für sich und seine Erben als König öffentlich anerkannt, bestieg selbst den persischen Thron, und beherrschte nun unter dem Namen Schah Nadir das große Reich despotisch.

Er hatte sich aber nicht nur durch Schlachten und Eroberungen furchtbar gemacht, sondern noch vorzüglicher durch den großen Sieg über die Türken, wodurch er sodann den Groß-Sultan zu einem sehr ehrenvollen Frieden nöthigte. Dabei hatte er ebenfalls diejenigen Provinzen, welche durch Peter I. von Persien abgerissen wurden, unter der Nachfolgerin, der Kaiserin Anna, dem persischen Scepter von neuem unterworfen.

So stand dieser schreckliche Mensch (1736) nun durch Macht und Bosheit an der Spitze einer großen Nation, die durch ihn in eine kriegerische, tapfere umgeschaffen war, als er aufgefordert ward, seine Kriegsmacht nach Südosten, nach Hindostan, zu wenden.

Hier hatten, wie wir bereits sahen, die Mahratten während der schlaffen Regierung Mahomeds dem Reiche große Provinzen zwar nicht gänzlich entzogen, allein dennoch den Chout (die Abgaben) von ihnen sich vorzubehalten gewußt. Die Macht des Großmoguls ward daher sehr geschwächt, als Schah Nadir die zunächst an Hindostan gränzenden Afghanen in Candahar, welche sich von Persien losgerissen hatten, mit einem so großen Heere

überzog, um sie von neuem zu unterjochen, daß ihr König Joseph, zu schwach gegen diesen Widersacher, nach Delhi floh, um sich dem Kaiser Mahomed als Schutzherrn in die Arme zu werfen.

Der Großmogul entschloß sich, wider den Rath seiner klugen Großen, den Afghanen-König gegen den Nadir Schah zu schützen, ließ aber alle die wichtigen Pässe, welche dem Feinde den Eingang in Hindostan sehr erschweren konnten, gänzlich unbesetzt. Da Candahar nun, wider Mahomeds Vermuthen, bald von Nadir erobert ward, so drang er leicht in Hindostan, durch die unbesetzten Pässe von Cabul, mit 125,000 Mann Reuterei ein, eroberte bald, außer der Hauptstadt Cabul, die zweite wichtige Stadt Peischawin, wie auch kurz darauf die wichtige Festung Lahor.

Der Großmogul blieb indeß stets noch unthätig. Nur erst als Nadir zu Anfang des Jahrs 1739 vier Tagereisen von Delhi in den Ebenen von Carnaul erschien, rückte er ihm unter der Anführung des Feldherrn Khandoran mit einem Heer von 200,000 Mann entgegen.

Gegen die Mitte des Februars ward nun die über das Schicksal von Hindostan entscheidende Schlacht geliefert. Der Kaiser war dem Perser aber nicht nur der Anzahl der Truppen nach überlegen, sondern vorzüglich durch die große Anzahl der der Reuterei so furchtbaren Elephanten. Diese nahmen daher bei dem kaiserlichen Heere die erste Reihe ein. Nadir, dem die Wirkung dieser Colosse gegen die Pferde bekannt war, zog sich indeß durch ein geschicktes Manöver aus dieser üblen Lage. Zwei und zwei Kameele, mit einander vereint, trugen eine Art von leichtem Holze errichteten Thurm oder hohen Gestells. Dieses ward mit Erdpech und andern brennbaren Materien gefüllt, und beim Anrücken gegen die feindlichen Elephanten angezündet. Diese Thiere scheuen ganz vorzüglich das Feuer. Sobald sie daher die großen Flammen jener Thürme auf sich zukommen sahen, flohen sie mit

Schrecken auf ihre eigenen Truppen zurück, warfen einen großen Theil über den Haufen und brachten Alles in Verwirrung; und da ein Theil der Hülfstruppen des Großmoguls bereits heimlich mit dem Perser im Einverständniß war, da ferner bald zu Anfang der Schlacht der einzige, dem Kaiser wirklich treue, dabei talentvolle General Khandoran, der Emir al Omrah war, schwer verwundet und völlig unbrauchbar ward, endlich auch der Nabob von Auhd, der ein Bundesheer von 50,000 Mann bei der Armee hatte, selbst gefangen war, so konnte Nadir bereits damals eines für ihn glücklichen Ausgangs gewiß seyn.

So bedeutend nun auch Nadirs Sieg bei Carnaul war, so wagte er es dennoch bei seinem ebenfalls schweren Verlust an Mannschaft nicht, den in sein festes Lager zurückgezogenen Kaiser Mahomed von neuem anzugreifen. Er gab vielmehr, besonders da ihm hierzu der von ihm gefangen genommene Nabob von Auhd rieth, den ihm angetragenen Friedensvorschlägen Gehör, unter welchen die Abtretung von Candahar an Persien der wichtigste war.

Diesen Frieden, der bald zu Stande kam, hatten aber besonders der Nizam und der Nabob von Auhd bewirkt. Beide suchten nun, als eine gerechte Belohnung für diesen wichtigen Dienst, um die erledigte Stelle eines Emir al Omrah (Kron-Großfeldherr und Schatzmeister) an, und diese Rivalität ward dann bald die wahre Ursache des schrecklichen Unfalls von ganz Hindostan.

Kaum hatte nämlich letzterer die Erhöhung des Nizams zu seiner Würde erfahren, so suchte er Rache, nicht bloß an diesem, sondern an dem Kaiser selbst, zu nehmen. Jetzt führte er daher eine ganz andere Sprache gegen Nadir. Er bewies, daß die mit dem Kaiser verabredete Summe zum Erkauf des Friedens für Hindostan viel zu unbedeutend sey, und daß er stets den Nizam noch als einen sehr mächtigen und gefährlichen Mann zu fürchten habe. Sey dieser einmal auf die Seite gebracht, dann könne er

sich leicht der großen Reichthümer des kaiserlichen Schatzes in Delhi selbst bemächtigen. Der geizige Eroberer ließ nun sofort den nichts Böses ahnenden Nizam zu sich rufen und gefangen nehmen; der Kaiser selbst mußte abermals in des Persers Lager kommen, und ihm wurde ein eigenes Zelt angewiesen, der Armee Hindostans aber anbefohlen, auseinander zu gehen; alle die großen Omrahs waren ebenfalls zum Perser entboten, und sogar bemächtigte sich dieser der ganzen Artillerie, der Kriegskasse und der ganzen kostbaren Trains des Kaisers.

Hierauf ließ er sich die Schlüssel der Stadt Delhi übergeben und am folgenden Tage (8. März) hielt er mit einem ungeheuren Gefolge von Truppen und allen Großen dort seinen Einzug. Er bezog den kaiserlichen Pallast, befahl indeß, die strengste Mannszucht zu halten, jedoch durfte Niemand mehr aus Delhi gehen, aus Besorgniß, man würde Geld oder Kostbarkeiten mit hinaus führen. Tags darauf, an einem großen Festtage der Hindus, verlangte ein persischer Befehlshaber, die Kornböden zu öffnen, und gegen einen festen Preis Korn für die Truppen daraus liefern zu lassen. Die Eigenthümer des Korns waren mit den Preisen unzufrieden; es entstand ein Zwist, der durch den herzutretenden Pöbel in eine heftige Fehde, zuletzt in blutigen Kampf und völligen Aufstand ausartete. Dieser wuchs in der großen Stadt bald durch das falsche Gerücht, Nadir sey todt, bis zu einem furchtbaren Grade. Die zum Stillen des wüthenden Pöbels herbeieilenden Perser wurden erschlagen, und obgleich die Kanonen des Castells gegen die Aufrührer gerichtet wurden, und Nadir zugleich öffentlich bekannt machen ließ, er lebe; so wüthete das Volk dennoch bis in die Nacht, und die engen Straßen füllten sich mit Leichen der Perser.

Früh am folgenden Tage zog Nadir selbst durch die Straßen, und theils die vielen erschlagenen Leichen seiner Truppen, vorzüg-

lich aber ein, wahrscheinlich auf ihn selbst gerichteter Schuß setzte ihn in die äußerste Wuth.

Er ertheilte nun seinen Persern Befehl, alle Einwohner in jeder der Straßen, worin sie todte Perser fänden, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht niederzuhauen, und gab zugleich die reiche Stadt den wilden Soldaten preis. Dabei entstand eine Feuersbrunst, die einen ansehnlichen Theil der Stadt in Asche legte. In dieser entsetzlichen Lage ermordeten viele Hindus ihre Weiber und Töchter, um sie der Schande zu entziehen, und ermordeten sich dann selbst. Einige hundert Frauen stürzten sich in den Fluß, noch andere starben mit den Waffen in der Hand.

Endlich, nachdem **120,000** Menschen gemordet waren, ließ sich der Tyrann durch den Nizam erbitten, Einhalt zu thun, und gab, wie er sagte, um des Kaisers Willen durch den Trommelschlag Befehl zum Beendigen der Gräuel.

War nun jetzt auch Nadirs Blutrache gestillt, so erwachte desto lebhafter seine Habsucht. Er ließ sie zuerst an den Großen aus. Der Nizam mußte ihm baar und in Juwelen 1½ Crore (gegen neun Millionen Thaler, das Crore zu einer Million Pf. St.) geben, von dem Schatze des Nabobs von Auhd, der unterdessen gestorben war, ließ er 8 Millionen Rupien (Gulden) von Lucknow holen, und so ward von jedem wichtigen Manne mehr oder minder, oft auf das gewaltsamste erpreßt.

Nun kam die Reihe an den von ihm so freundschaftlich aufgenommenen Kaiser selbst. Nadir bemächtigte sich des ganzen Schatzes. Man fand darin an Gelde über 20 Millionen Thaler (3½ Crore), an Silbergeschirr für mehr als 8 Millionen Thaler, an Edelsteinen 15 Crore. Hanway gibt sogar 25 Crore an, so wie er für alles Geld, Gold und Silber in Gefäßen und Barren 30 Crore setzt. Ferner nahm Nadir den Pfauenthron, nach Einigen ein Crore

(nach Hanway, sicher übertrieben neun Crore), an sonstigen Thronen, goldenem Geräthe und mit Juwelen besetzten Waffen und dgl. 11 Crore; hierzu gehören denn wahrscheinlich ebenfalls die reichen Gold- und Silberstoffe, nebst andern kostbaren Manufactur-Waaren, welche Hanway zu zwei Crore anschlägt. Endlich gibt letzterer an für vier Crore an Kanonen, Waffen und allen übrigen Kriegsbedürfnissen, wozu vielleicht die von Frazer angegebenen 1000 Elephanten, 7000 Pferde, 10,000 Kameele gerechnet werden.

Hiermit noch nicht zufrieden, plünderte der Wütherich nun auch alle Privatleute von Delhi, die nur einiges Vermögen besaßen. In 10 Tagen sollten sie 21 Millionen Rupien erlegen. Nach gehöriger Vertheilung ward Jedem sein Antheil mit barbarischer Härte abgepreßt, und im Nothfall ihre Habseligkeiten zu unbillig niedrigen Preisen verkauft.

Endlich trieben überdieß die Einnehmer der Kriegssteuer letztere mit größter Gefühllosigkeit ein, und bereicherten sich durch Abforderung übermäßiger Summen noch mit mehr als vier Crore.

Zu diesen schrecklichen Calamitäten gesellten sich, wahrscheinlich durch die vielen Leichen in diesem Clima, pestartige Krankheiten. Berechnet man die Summen, welche Nadir der Hauptstadt und den zunächst gelegenen Ortschaften raubte, so übersteigen sie fast allen Glauben; sie dienen indeß zugleich als wichtige Belege der ungeheuren Schätze, welche Hindostan aus allen damals bekannten Theilen der Handelswelt an sich zu reißen vermocht hatte.

Diese Totalsumme wird freilich von Mehreren sehr verschieden und oft übertrieben angegeben. Frazer schätzt sie nur auf 70 Crore oder 70 Millionen Pf. Sterling, also gegen 420 Millionen Thaler, indeß geben bereits Hanways obige einzelne Angaben, obgleich er selbst Frazers Summe für die richtigere hält, 87 Crore. Sprengel führt eine noch höhere Angabe eines damals in Indien sich befindenden französischen Missionairs, Saignes, an, der den

gesammten Raub sogar auf 500 Crore oder 3000 Millionen Thaler schätzte.

Der Verlust des Groß-Moguls selbst, der sich einigermaßen genauer bestimmen läßt, soll 32 Crore Rupien oder mehr als 200 Millionen Thaler betragen haben. Setzt man die Beute im kaiserlichen Lager, nebst den erstaunlichen Summen, welche Nadir den Großen und dem Volke abpreßte, eben so hoch, so gibt Sprengel diesen Verlust der Hauptstadt zusammen genommen auf 74 Crore an, hingegen glaubt er, den Totalwerth des Verlustes der Länder Hindostans, welche von dem Weltverwüster erreicht wurden, auf 100 Crore Rupien oder 600 Millionen Thaler annehmen zu können.

Diesen harten Verlust konnte das reiche Land dennoch eher verschmerzen, als den Verlust an Menschen. Außer den in Delhi niedergehauenen 120,000, wurden 50,000 Weiber als Sclavinnen fortgeschleppt, und in den Provinzen kamen sicher noch über 100,000 Hindus um. Jetzt waren zur Bestimmung des Friedens und der Wiederherstellung des Groß-Moguls noch zwei wichtige Schritte zu thun übrig. Nadir verlangte nämlich, außer dieser ungeheuern Beute, die Abtretung mehrerer ihm bequem liegenden Provinzen, und sodann die Tochter des Groß-Moguls für seinen jüngsten Sohn zur Gemahlin. Mahomed Schah mußte ihm daher nicht nur die Länder jenseits des Indus, sondern zugleich Lahor abtreten. Hierauf ward sodann mit den größten Feierlichkeiten das Beilager der kaiserlichen Prinzessin vollzogen. Nur erst nach allen diesen unermeßlichen Verlusten und Erniedrigungen aller Art entließ Nadir den bisher gefangen gehaltenen Mogul; setzte ihn förmlich wieder auf den Thron von Hindostan, und bedrohete jeden der Großen mit schwerer Rache im Fall einer Empörung gegen denselben.

Jetzt verließ Nadir endlich das Reich, allein seiner unbegränz-

ten Raubsucht war es schmerzlich, jene ungeheure Beute nicht einzig und allein zu besitzen. Begreiflich befand sich ein sehr großer Theil davon in den Händen der persischen Generale und seiner Soldaten selbst. Kaum war er daher auf seinem Rückmarsch, den er höher gegen Norden hinauf längs dem Chinab nahm, in dem von ihm neu erworbenen Lahor angelangt, so befahl er, daß Jeder seines Heeres alle Edelsteine einzeln an ihn ausliefern sollte. Die Ufer des Flusses wurden genau bewacht, kein Einzelner konnte mit der gemachten Beute entwischen. Viele befolgten daher den tyrannischen Befehl pünktlich, Andere, welche ihre Kostbarkeiten in den Sätteln und dem Gepäcke verborgen hatten, konnten indeß den strengen Untersuchungen des Geizhalses nicht entgehen. Er erhielt eine so ungeheure Menge edler Steine und Perlen, daß er nach seiner Rückkunft nicht nur seine Säbel, Gewehre, Streitäxte und Köcher damit bedecken ließ, sondern auch ein sehr großes Zelt, mit goldenen Stangen und Nägeln errichtete, an welchem die Wände von violettem Atlas, von Juwelen aller Art in Figuren von Thieren und Blumen gesetzt, glänzten. Sieben Elephanten bedurfte es, dieß unermeßlich reiche Gezelt fortzuführen.

Mit Raub und unzähligem Morde belastet, kehrte nun Nadir nach Persien zu ähnlichen Scheußlichkeiten zurück. Hier ist nicht der Ort, seinen Zügen weiter zu folgen. Nur kurz wollen wir noch anführen, daß Nadir bald darauf die Araber, sodann die Türken bekriegte, daß er hierauf gegen die mit Rußland einverstandenen Lesgier zog, und wenn er gleich nicht überall siegreich war, so zeigte er sich doch stets als einen der seltensten Feldherren. Indessen schritt er aber stets in Tyrannei, niedrigstem Geiz und fühllosem Aufopfern, selbst seiner eigenen Unterthanen, fort. Ueberall brachen daher Rebellionen aus, und sogar seine nächsten Blutsverwandten, seine Neffen, traten mit den Waffen gegen ihn förmlich auf.

Argwohn und Menschenhaß bemeisterten sich des Tyrannen völlig; seinen geliebtesten Sohn, den Prinzen Riza Kuli Mirza, ließ er des Gesichts berauben, und für jedes Verbrechen eines Einzelnen mußten ganze Ortschaften bluten. So erreichten dann bei zunehmendem Alter Mordgier und Unmenschlichkeit die höchste Stufe; der mindeste Argwohn ließ Menschen unter den größten Qualen sterben.

Ganz Persien lag in Verzweiflung und wünschte den Tod des Tyrannen. In dieser eigenen Noth beschloß, bei seinem Zug gegen die Rebellen, in der Ebene unweit Mesched, das Ungeheuer aus Mißtrauen gegen seine eigene Armee ein allgemeines Niedermetzeln aller Perser durch die Tartaren, die unter ihm dienten. Schon wetzten (8. Juni 1747) die Afghanen hierzu ihre Säbel und warteten in der Nacht nur auf das durch eine Rakete aufsteigende Zeichen, als der gräßliche Mordanschlag von einem georgischen Sclaven entdeckt und einigen der ersten persischen Heerführer anvertraut ward. In dieser dringenden Noth vereinigten sich schnell drei Feldherren, Männer von Kraft und Muth, drangen, begleitet von einigen herzhaften Soldaten, in das Innere der Zelte seines Harems. Hier ward sein Aufenthalt in seinem Zelte gerade durch den großen, von Hindostan geraubten Lieblings-Smaragd entdeckt. Das davon zurückstrahlende Licht einer Lampe diente ihnen zum Führer zu Nadirs Schlafstelle. Als sehr starker Mann kämpfte er lange um sein Leben; er hieb zwei seiner Gegner nieder, stürzte aber schon schwer verwundet beim Flüchten aus dem Zelte über die Stricke, und ward niedergehauen. „Allen will ich verzeihen," schrie er beim Falle, als Saleb Beg, der Hauptgegner, ihm mit der Antwort den Kopf abhieb: „Du erzeigtest nie Gnade, und verdienst daher auch keine Gnade."

Wir kehren nun nach Hindostan zurück. Die Erschütterung, welche das Reich durch Nadir in allen seinen Fugen erlitten

hatte, war zu heftig, um bei einem so schwachen Regenten, wie Mahomed war, nicht großen Veränderungen, wo nicht gar der Auflösung des Reichs entgegen zu sehen.

Im Decan stand Nazir Jing, Sohn des Nizam Ulmulk, gegen seinen grauen Vater auf. Durch vorgebliche tödtliche Krankheit ward der Aufrührer vom listigen Vater in ein Zelt gelockt, sogleich gefangen genommen und in Fesseln gelegt. Indeß erhielt er bald seine Freiheit, und folgte nach dem kurz darauf sich ereignenden Tode des 104jährigen Greises diesem in der Regierung.

Auch die Mahratten hatten diesen Zwist benutzt, und gefährliche Streifereien und Erpressungen im Decan unternommen.

Wichtiger war indeß für den Großmogul der Krieg der Rohillas. Ali Mahomed, ein Oberhaupt der Afghanen vom Stamme Roh in Cabul, hatte sich von einem geringen, aber tapferen Krieger zu einer sehr ansehnlichen Herrschaft emporgeschwungen. Er ward der Stifter der nachmals so berühmten Rohillas. Seine Eroberungen und seine Tapferkeit machten ihn endlich so kühn, selbst seinem Lehensherrn, dem Großmogul, den Tribut zu entziehen. Ein kaiserliches Heer ward nun gesandt, um ihn wieder zum Gehorsam zu bringen; allein der Rohillafürst hatte sich aller Furthen am Ganges zu bemeistern gewußt, so daß der kaiserliche Feldherr es für gerathener hielt, mit ihm einen Vergleich zu schließen, und sich mit dessen Tochter zu vermählen.

Ein Feind von größerer Bedeutung trat indeß bald gegen den schwachen Kaiser auf. Dies war Abdallah, ein Oberhaupt der Afghanen, welcher sich nach Nadirs Tode unabhängig von Persien gemacht hatte.

Er machte aus der Provinz Candahar das neue Reich der Abdallis, fiel nun in Hindostan ein und Delhi ward dießmal nur durch die Tapferkeit des Mir Munnu, Sohn des Veziers, von einer neuen Plünderung gerettet; der schon kranke Kaiser Maho-

med Schah war nämlich unfähig, dem Feinde persönlich entgegen zu gehen. Indeß blieben den Abdallis große Provinzen, und der Kaiser starb bald darauf 1747 im 48sten Jahre. Er hinterließ seinem Thronerben, Ahmed Schah, das Reich so sehr verkleinert, daß es hauptsächlich nur aus den Provinzen Agra und Delhi bestand.

Seine Regierung war freilich nicht völlig so reich an Schreckensscenen, als die vorhergehende, allein im Ganzen sowohl für ihn selbst, als für das Reich nicht minder traurig. Er ward bald der Krone und des Gesichts beraubt und hatte Allumgir II. im Jahr 1753 zum Nachfolger.

So feierlich aber auch die Thronbesteigung Allumgirs II. durch die Freilassung von 17 gefangenen Fürsten aus dem Hause Timurs geworden war, so entsprach ihr dennoch seine Regierung durchaus nicht, und er fiel durch Meuchelmörder, die sein eigner Vezier gedungen hatte.

Nach Allumgirs Tod ward (1760) sofort Jehan Schah, ein Großenkel Aurengzebs, von seinem jüngsten Sohne Kambuksch zum Kaiser ausgerufen.

Allein die Mahratten überzogen das Reich, drangen selbst zur Hauptstadt vor, wütheten hier mit unerhörter Raubgier, setzten den neuen Kaiser ab, und ernannten den Sohn jenes ermordeten Großmoguls Allumgir II., unter dem Namen Schah Allum, zum Kaiser.

Blieb nun auch der neue Kaiser Schah Allum auf seinem Throne, so war doch seine Lage sowohl in Rücksicht seiner Länder, als seiner Schätze äußerst dürftig.

Das reichste Reich Indiens war tief verarmt, und, als Ganzes betrachtet, gänzlich aufgelös't. Indeß war dies bis dahin doch stets noch das Werk, entweder einiger Zweige der Urnation selbst, z. B. der Mahratten, oder der dort lange einheimischen Mongolen, oder endlich höchstens einiger benachbarten Asiaten, Perser und

Tartaren. Alle konnten sich durch die Uebermacht ihrer großen Heere wenigstens als Eroberer hierzu einigermaßen berechtigt glauben. Nun aber erdreisteten sich sogar die nur dort zugelassenen Europäer, in die Regierung selbst einzugreifen; Fremde, welchen die Indier bis dahin nur aus merkantilischer Nachsicht erlaubt hatten, sich dort als Handelsleute anzusiedeln, oder eigentlich nur einzelne Comptoire zu errichten. Besonders waren es die Engländer, die mit den Waffen in der Hand den vormaligen Herrscher von ganz Hindostan zu ihrem Vasallen machten.

Nach verschiedenen Kämpfen mit mehreren Fürsten Indiens war es besonders Hyder Ali, der Herrscher von Mysore, der den Engländern den Besitz Indiens streitig zu machen suchte. Die letzte blutige Schlacht, welche sich mit Hyders Niederlage endigte, fand zu Anfang des Jahres 1782 statt, und am 10. December desselben Jahres starb Mysorens Fürst, das Andenken vieler Großthaten und kriegerischer Unternehmungen hinterlassend.

Hyder Ali ist selbst von allen seinen Feinden als ein talentvoller Mann, vom edelsten Character, anerkannt worden. Obgleich ein Mahomedaner, zeigte er sich sogar gegen die Feinde seines Glaubens äußerst tolerant. Einen Braminen, der von seinen eigenen Religionsverwandten zum Tode verurtheilt war, bestrafte er nur mit Gefangenschaft. Seine Religion durfte nie der Gerechtigkeit in den Weg treten. Als er Canara erobert hatte, lebten viele Portugiesen und Holländer in Cananor. Der Landesfürst verlangte von ihnen, sie sollten sich von neuem ihr Schutzrecht lösen, als diese aber Hydern deßhalb um Hülfe anriefen, antwortete er nach dem Koran: „Du sollst dem Ungläubigen nicht sein Haus und Feld nehmen, sondern dich mit einer Abgabe begnügen. „Er legte jedem Christen nur eine Rupie Kopfgeld auf. Von seiner edlen Billigkeit und Schonung der Besiegten liefern seine Kriegszüge viele Beispiele.

So sehr ihm auch die Vergrößerung seines Reichs am Herzen lag, so war ihm nicht minder an dem Aufblühen desselben in friedlicher Richtung gelegen. Er suchte stets eine Menge geschickter Handwerker, Fabrikanten und talentvoller Menschen aller Art in sein Land zu ziehen, und munterte sie durch Belohnungen auf, ohne je auf die Verschiedenheit ihres Standes, Vaterlandes oder ihrer Religion zu achten.

Wenn gleich die Ausbildung der Armee bei seinem großen Plane, der Vertreibung der Europäer, stets sein Hauptgegenstand war, so verlor er deßhalb dennoch die übrigen Zweige der Politik und Staatswissenschaft nie aus den Augen. Er ermunterte den Handel und rüstete auch deßhalb eine ansehnliche Flottille aus, sobald er Herr eines Theils der malabarischen Küste, und besonders des Hafens Mangalore war. Den Oberbefehl über dieselbe vertraute er dem Häuptling der Mapulets, dem Ali Raja, als Admiral an. Dieser soll, so erzählt la Tour, es unternommen haben, die Maldiven zu erobern, sey auch darin glücklich gewesen, und Hyder habe hierauf den Namen eines Königs der Meere angenommen. Da Ali aber den überwundenen König dieser Insel nachmals geblendet, und in diesem schrecklichen Zustande zu Hydern geführt, habe dieser die Grausamkeit des Admirals nicht nur auf das stärkste gemißbilligt, sondern dem unglücklichen Mann seine traurige Lage auf die bestmöglichste Art erleichtert, ihm, nebst völliger Freiheit, alle Bequemlichkeiten des Lebens, seinem Stande gemäß, zukommen lassen.

Vorzüglich zeigte er sich aber fast überall, selbst gegen seine Feinde, als ein Mann von eben so richtigem Urtheil, als seltener Gerechtigkeitsliebe. Hiervon liefern uns sowohl la Tour, als selbst die Engländer, viele Beweise.

Hyders Aeußere war zwar nicht besonders empfehlend. Bei einer Größe von sechstehalb Fuß war er korpulent, jedoch durchaus

nicht unbehülflich, dabei gegen alle Beschwerden zu Fuß abgehärtet. Er war braunroth und von der Luft verbrannt. Seine Gesichtszüge waren stark, und die kleine aufgestutzte Nase, nebst der dicken Unterlippe, gaben ihm kein sehr gefälliges Ansehen. Dennoch lag in dem Ganzen viel Offenheit, das sofort Zutrauen erweckte, vorzüglich da er ohne alle Verstellung, gänzlich dem stolzen Stillschweigen der übrigen Fürsten des Orients zuwider, offen und frei über Alles redete. Zwar betrug er sich gegen Fremde ernsthaft, und anfangs zurückhaltend, aber bald nahm er seine gewohnte Freimüthigkeit wieder an, und sprach mit zuvorkommender Herablassung.

Hyder war übrigens durch seine blos kriegerische Erziehung und stete Kämpfe in der Jugend ein unwissender Mann geblieben; er soll sogar nicht haben schreiben können. Indeß redete er mehrere dortige Sprachen vorzüglich gut, und seine ausgezeichneten Naturgaben verschafften ihm nicht nur bald richtige Begriffe der Taktik, sondern, was für ihn weit schwerer seyn mußte, selbst der Regierungskunst. Bei seiner ununterbrochenen Thätigkeit, vereint mit jenen Eigenschaften, erhob er sich dann binnen 20 und einigen Jahren von dem Anführer eines kleinen Corps zu einem der mächtigsten und zugleich gerechtesten Monarchen des Orients.

Das kleine Lehn Mysore, welches Hyder Ali von seinem Vater erbte, enthielt, außer der Festung Mysore, 32 Dörfer, und bei seinem Tode begriff sein Reich 4200 Quadratmeilen. Rennel bemerkt, daß es damals 1250 engl. Quadratmeilen mehr enthalten, als ganz Großbritannien. Es ging durch mehr als acht Grade der Breite, und enthielt mehrere (vormalige) Königreiche, ward von zwei sehr ansehnlichen Strömen, dem Kistnah und dem Cavery, bewässert; an letzterem oder eigentlich in letzterem liegt als Insel die Hauptstadt Seringapatnam.

Hyder hatte nicht nur seine Länder unglaublich vergrößert,

sondern nach eben diesem Maßstabe die Zahl seiner Unterthanen, so wie seine Armee, seine Finanzen und den ganzen Zustand seines Landes.

Die gesammte Bevölkerung genau zu schätzen, fehlen zwar eigentliche Listen. Sprengel glaubt indeß, sie zwischen 6 und 8 Millionen Köpfe setzen zu dürfen. Denn wenn gleich seine fast immerwährenden Kriege, vorzüglich mit den Mahratten, sehr viel Menschen kosteten, so gewann er deren dagegen sowohl durch die eroberten Länder selbst, als durch das Befördern des Anbaues und des Handels, ferner durch den hohen Grad der Toleranz und Hinwegräumen solcher Gewohnheiten, welche der Bevölkerung entgegen wirkten.

Als bald nach dem Tode des großen Fürsten die Engländer in Mysore eindrangen, fanden sie, aller Verheerungen ungeachtet, welche vor kurzem der Krieg dort hervorgebracht hatte, dennoch die Greuel der Verwüstung fast gänzlich verschwunden; das Land war trefflich angebauet und bevölkert, und die Hindus, wenn gleich keine Mahomedaner, lebten sehr ruhig und zufrieden mit der Regierung.

Den größten Antheil hieran hatte unstreitig die seltene Ordnung und Gerechtigkeitsliebe, worauf Hyder sehr strenge hielt. Er vertraute die Justizstellen alten redlichen Officieren aus dem Grunde an, weil, wie er sich ausdrückte, ein ehrlicher vernünftiger Mann auch ohne große Gelehrsamkeit nach Recht und Wahrheit urtheilen könne.

Den Handel der Europäer beförderte er auf alle Weise, gab ihn auch den Engländern sofort wieder frei, sobald nur der Krieg mit ihnen aufgehört hatte, ja er erlaubte sogar die Errichtung neuer Handelscomptoire, z. B. die österr. kaiserl. Priester-Compagnie, der er selbst die kleine Insel Billiapatnam an der malabarischen Küste abtrat.

Ebenfalls suchte er diejenigen religiösen Gewohnheiten mit Strenge abzuschaffen, welche der Bevölkerung im Wege standen, z. B. das Verbrennen der Wittwen, ferner die bei den Nayren in Canara übliche Schändlichkeit, die Jungfrauschaft eignen Götzenbildern und ihren Dienern zum Opfer zu bringen; Hyder ließ die hierzu bestimmten Tempel, nebst den Götzen zerstören, obgleich er sonst die Religion der Hindus achtete. Auf gleiche Weise verbot er den sonst in Mysore gräßlichen Gebrauch, den Kriegsgefangenen, ja selbst oftmals Reisenden, Nasen und Ohren abzuschneiden; auch suchte er die schädlichen Absonderungen der Casten so viel als möglich zu mindern. Hingegen zwang er keinen Hindus zum Koran. Kurz, er zeigte sich in jeder Hinsicht als ein trefflicher Regent.

Den Gesammtwerth seiner Einkünfte, so wie seine Kriegsmacht zu schätzen, haben wir zwar keine genaue Angaben; da aber sein Sohn und Thronfolger Tippo Saheb des Vaters eroberte Länder, allen Anstrengungen ungeachtet, nicht vergrößerte, und wir über dessen Finanzen und Streitkräfte mehrere Berechnungen besitzen, so können wir die ganze jährliche Einnahme zu 5,920,000 Pf. Sterl. und das Heer zu 200,000 Mann angeben.

Tippo Saheb, obgleich dem großen Vater sowohl an Talenten, als an Vorzüglichkeit des Charakters weit nachstehend, denn er war ein grausamer, höchst intoleranter Muselmann, rachgierig, wild und tyrannisch, ohne alles Menschengefühl, und daher im Ganzen ein schlechter Regent und böser Fürst, hatte dennoch einen festen, auf Eroberung, Verdrängung aller Europäer und Bekehrung von ganz Hindostan zum Mahomedismus unablässig strebenden Sinn. Er war daher stets streitfähig, hielt, wie sein Vater, ein sehr großes, hochdisciplinirtes Militair, und suchte ebenfalls seinen Schatz zu füllen, obgleich er durch auffallende Abweichung von seines Vaters weisen Regierungsgrundsätzen und von dessen seltener Toleranz seine Einkünfte beträchtlich vermindert hatte.

Tippo hatte nun die größte Macht, welche noch die Riesenschritte Englands in Indien etwas zurückhielt. Zwar konnten die Mahratten weit zahlreicher gegen die ostindische Compagnie auftreten, auch waren sie an Ländern und an Bevölkerung weit stärker als Hyder und Tippo, indeß ging ihrem Militair Alles ab, wodurch es auf die Länge einer ansehnlichen regulirten europäischen Kriegsmacht Widerstand leisten konnte, und zugleich waren ihre Oberhäupter nur selten mit einander völlig einverstanden.

Der englischen Compagnie mußte mithin ungleich mehr daran gelegen seyn, jenen mit sich selbst stets einigen, höchst kriegerischen Gegner, den dabei der Fanatismus stets gegen alle Ungläubigen in Wuth erhielt, sobald es nur möglich war, gänzlich bei Seite zu schaffen, als die Mahratten zu demüthigen.

Hierzu bot Tippo's unauslöschlicher Religionshaß, so wie sein besonderer Haß gegen die Engländer bald die schönste Gelegenheit dar. Er setzte nämlich nach dem Absterben Hyder Ali's den Krieg gegen die ostindische Compagnie mit Anstrengung und Wuth fort, doch da er durch den Frieden zwischen England und Frankreich, im Jahr 1783, sich bald der französischen Hülfsvölker beraubt sah, so ward er genöthigt, ebenfalls im folgenden Jahre in Mangalore mit England vorerst Frieden zu schließen.

Sein Plan, diese mächtigen Fremden zu vertreiben, ging indeß ununterbrochen fort. Zu dem Ende sandte er 1787 drei Gesandte nach Paris, um eine neue Verbindung mit Frankreich zu Stande zu bringen. Sie gewannen indeß nur allein eine vorzügliche ehrenvolle Aufnahme und ansehnliche Geschenke; Frankreich fühlte sich nach den neuesten Aufopferungen bei dem amerikanischen Frieden wohl zu schwach, auch ward es von einem friedfertigen Monarchen beherrscht.

Tippo hatte aber während dieser Zeit selbst Gelegenheit zu einer neuen Fehde mit England gefunden. Er schränkte nämlich

ungereizt ihren Handel auf Tellichery, in dem Nayren-Staat Colinte, an der Küste von Malabar, widerrechtlich ein.

Wie wichtig der dortige Handel seyn mußte, zeigt schon der Absatz des Pfeffers, wovon bereits damals jährlich 554,000 Pfund nach Bombay verführt wurden. Auch hatte Tippo den Nayren-Fürsten von Travancore, einen Alliirten Englands, angegriffen, den selbst der Vater, Hyder Ali, nicht zu überwältigen vermögend gewesen war. Da Tippo ferner behauptete, daß auch die nördlicher gelegene Festung Cranganor zu seinen malabarischen Eroberungen gehörte, ebenfalls ein wichtiger Gegenstand für Englands Handel, und er nun auch diese Festung angegriffen und erobert hatte, so eilten die Engländer ihren Verbündeten zu Hülfe.

Um aber einem so wichtigen kriegerischen Gegner gewachsen zu seyn, vereinigten sich die Engländer zuvor mit den Mahratten und dem Subah von Decan, wodurch denn vorzüglich ihre Reuterei, wodurch Tippo Saheb sie bei weitem übertraf, in Stand gesetzt ward, dem Sultan die Spitze zu bieten.

Dieser Krieg ward in drei Feldzügen beendigt. Der erste und selbst der zweite (1792) war den Alliirten nicht sehr günstig, obgleich Lord Cornwallis, damals Gouverneur von Bengalen, schon den zweiten selbst zu führen übernahm. Allein im dritten war der englische General glücklicher. Er drang mit einer großen Macht in Mysore ein, überwältigte (am 17. Februar) das stark befestigte Lager des Sultans, wodurch dieser die Hauptstadt Seringapatnam zu sichern hoffte, und da Tippo keine lange Belagerung auszuhalten im Stande war, mithin das Aeußerste zu befürchten hatte, so sah er sich zu einem sehr nachtheiligen Frieden gezwungen.

In diesem Frieden mußte Tippo Saheb auf die ganze Hälfte seiner Staaten Verzicht leisten. Er verlor hierdurch, seiner eignen Angabe zufolge, über 11 Millionen Rupien jährlicher Einkünfte. Ueberdies mußte er 33 Millionen Entschädigungskosten in drei

Terminen zahlen und zwei seiner Söhne den Engländern als Geiseln ausliefern.

Von diesen abgetretenen Ländern erhielten die Mahratten Hyders nördliche Eroberungen, welche er vormals denselben entrissen hatte. Sie lagen größtentheils zwischen den Flüssen Tombudra, der tief in Süden aus den Gebirgen von Coorga entspringt, und unter 16°25′ sich in den Kistna ergießt, und dem Bima, der ebenfalls mit dem Kistna zusammenfällt. Der jährliche Gewinn der Mahratten soll an Gelde gegen vier Millionen Rupien betragen haben.

Der Nizam oder Subah von Decan erhielt einen größern Antheil den Quadratmeilen nach, die jährlichen Einkünfte betrugen indeß nur so viel, wie die der Mahratten.

Die Engländer begnügten sich, der Ländermasse nach, zwar mit dem kleinsten Theil, allein sie wurden Herren der Gebirgspässe innerhalb der Ghauts und zugleich der gesammten Seeküste Malabars, von den Gränzen von Travancore bis an den Fluß Kewai und Bombay. Sie wurden mithin Herren des ganzen so wichtigen Pfefferhandels. Dieser ganze Strich ward zum Gouvernement von Bombay geschlagen. Er betrug an Einkünften über 2½ Millionen Rupien. Die landwärts gelegenen Theile der eroberten Länder gehörten zum Gouvernement Madras.

Tippo Saheb sah sich nun zwar sehr in seinen Planen getäuscht, allein je tiefer er sich gedemüthigt fühlte, desto rachevollere Plane brütete er gegen seine Sieger, und ganz vorzüglich gegen England. Die Europäer mußten diesem intoleranten stolzen Despoten nicht bloß als Religionsfeinde, sondern dabei als Fremdlinge, und zwar als solche, welche ihn eigentlich durch ihre Kriegskunst weit übertrafen, auf das bitterste verhaßt seyn. Ueberall suchte er Alliirte für diesen Endzweck auf. Er trachtete seit 1796 nicht nur den Sultan von Candahar, Zeman Schah, als Rechtgläubi-

gen, sondern sogar die Mahratten von neuem aufzuhetzen, ja selbst die kleinsten indischen Fürsten waren für ihn nicht zu unbedeutend, z. B. die Rasbutten in Agimere und der kleine Rajah von Nepaul.

Höchst sonderbar war aber die Gelegenheit, welche seinen Ideen sich um eben diese Zeit zur Rache darbot. Den härtesten Despoten mußte die Idee für Freiheit und Gleichheit ergreifen, um ihn für sein Verbrechen an der Menschheit zu bestrafen, ihm Länder, Schätze, ja das Daseyn selbst zu rauben. Er verband sich mit Frankreich.

England, damals mit Frankreichs neuer Republik in besorglichem Kriege wegen der Besitznahme Egyptens durch Bonaparte, hätte von diesem gefährlichen Anschlage nichts erfahren, wäre ihm nicht zufällig Kunde von jenem Bündnisse zugekommen durch neutrale Schiffe, welche nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gingen; der französische Gouverneur hatte das Manifest unvorsichtigerweise bekannt gemacht.

Da nun die von dem englischen Gouvernement bald darauf gethanen Vorschläge zur Erhaltung der Ruhe mit Kälte aufgenommen wurden, und zugleich Tippo von neuem Depeschen an das französische Directorium abgehen ließ, so ward von den Engländern der Krieg beschlossen, die sich deßhalb mit dem Subah von Decan und mit den Mahratten verbanden und in Mysore, einfielen.

Sogleich ergaben sich ihnen mehrere Festungen. Sie überstiegen dann die Ghauts, und drangen bis zum waldigen Ländchen Coorga vor, etwa nur 15 deutsche Meilen von der Hauptstadt Seringapatnam.

Hier fanden sie reiche Reis-Magazine, welche der mit ihnen alliirte Rajah angelegt hatte. Tippo-Saheb versuchte nun durch mehrere Angriffe die Europäer zurückzuhalten; allein nach einem für ihn unglücklichen Hauptgefecht mit der Ostarmee unweit Mallavilly (10



PALLAST IM SCHAHBAGH





ISPAHAN.

engl. Meilen östlich von Seringapatnam) suchte er nur durch Verheerung seines eigenen Landes und Vergiften der Wasserbehälter den Feinden den Marsch dorthin vergeblich zu erschweren. Die westliche und östliche Armee vereinigten sich zur förmlichen Belagerung der Hauptstadt.

Der Sultan that jetzt Alles, den Belagerern zu widerstehen, um sie wenigstens bis zur Regenzeit aufzuhalten, indem er sich überzeugt hielt, daß sie sodann, wegen Mangel an Zufuhr, die Belagerung aufzuheben gezwungen seyn würden, und bot sogar den französischen Ingenieuren 400,000 Rupien, wenn sie dies zu bewirken vermöchten. Allein eben das Gefühl der Nothwendigkeit, den Krieg schleunig beendigen zu müssen, trieb die Engländer an, mitten in der größten Mittagshitze, zu welcher Zeit selbst die Eingebornen zu ruhen pflegen, am 4. Mai (1799) Seringapatnam zu erstürmen; durch eine Bresche drangen sie, des heftigsten Widerstandes ungeachtet, in die Stadt.

Tippo Saheb, dem die Braminen diesen Tag als sehr unglücklich zuvor angezeigt hatten, kämpfte persönlich mit der entschlossensten Kühnheit. Er tödtete mit eigener Hand einige Engländer, ward aber von zwei Kugeln getroffen, und war genöthigt, sich von seinem Platz hinwegtragen zu lassen. Zu seinem Unglücke entdeckten ihn aber die Feinde an dem reichen, mit Juwelen verzierten Turban, und an einem großen Halsband, woran die Perlen von außerordentlicher Größe und unschätzbarem Werthe waren. Ein Soldat riß ihm das Halsband ab, der Sultan hieb ihn dafür ins Knie, worauf ihm dieser eine Kugel durch den Kopf jagte, und hierdurch Hyders Dynastie ein Ende machte.

Man entdeckte nachmals den aller Kostbarkeiten beraubten Leichnam des Sultans unter den mit ihm erschlagenen Kriegern an einem Talisman, ein Stück glänzendes Metall in Seide gewickelt, allein der unschätzbare Halsschmuck ist nie wieder entdeckt

worden, vielleicht kam der Räuber selbst um, und die Perlen wurden zertreten.

Die Sieger gestatteten dem Sultan nach seiner Religion ein prachtvolles Begräbniß, sie theilten dabei 5000 Rupien unter die Armen aus; sonderbar genug endigte sich die Ceremonie mit einem der furchtbarsten Donnerwetter. Mehrere Engländer wurden dabei vom Blitze erschlagen, der Caveri, welcher die Hauptstadt umfließt, trat mit solcher Wuth aus seinen Ufern, daß er Zelte, Bagage, ja selbst die Batterien der Belagerer hinwegschwemmte.

Die in der Hauptstadt vorgefundenen, von Hyder und Tippo aufgehäuften Schätze waren allerdings sehr beträchtlich. Ganze Zimmer und Gewölbe sah man mit Silbergeräth und Juwelen angefüllt.

Nach der Eroberung der Hauptstadt machten die Engländer sofort der Dynastie von Hyder Ali ein Ende.

Sie setzten den Prinzen des rechtmäßigen Erben von Mysore, den Sohn des letzten Rajahs, Chiaum, den Hyder Ali gewaltsam vom Throne gestoßen und ihn in Gefangenschaft hatte sterben lassen, auf den Thron.

Tippo Sahebs Fall hatte nun Englands Macht nicht bloß erstaunlich vergrößert, es war dadurch fast gänzlich Herr des reichsten Reichs der Erde geworden. Eine anfangs unbedeutende Handelsgesellschaft hatte sich auf die Throne der mächtigsten Monarchen Asiens gesetzt. Das ungeheure Reich des Großmoguls war durch England verschwunden; der dürftige Abstamm der Großmoguln genießt ruhig das Gnadenbrod im Schooße seiner aus Stolz barmherzigen Vernichter.

DER HIMALAIA



Der Himilajah.

Der Himalih oder Himalaya, das große Gränzgebirge, welches das Stufenland von der ostasiatischen Hochebene oder von Hochasien scheidet. Es erstreckt sich im Westen von etwa 93° L. in einer südöstlichen Richtung bis 107° L., wo es sich auf der Hochebene von Thibet verflächt oder vielmehr in niedrige Höhen absetzt, und zeigt sich, vom südlichen Ufer des Ganges in Patna aus einer Entfernung von 60 Seemeilen gesehen, als eine fortgesetzte, genau bezeichnete Linie weißer Klippen, die sich durch mehr als zwei Punkte des Kompasses ausdehnt, wogegen der höchste Gipfel der Anden, der Chimborasso, aus einer gleichen Ferne sich nur als ein einzelner Punkt zeigt, ohne daß der Rest der Cordilleren aus jener Entfernung sichtbar ist. Der Pik von Chamalasi, nahe an den Gränzen von Thibet, ist in Bengalen aus einer Entfernung von 47 geogr. Meilen sichtbar. Seine höchsten Spitzen sind neuerdings von Webb gemessen. Darunter erheben sich der Dhawalagiri 26,862, der Dhaibar 24,789 und 3 andere Berge im Gebirge von Nepal 24,625, 23,262 und 23,052 Fuß über den Spiegel des Meeres, und ist also der geringste derselben um 2,904 Fuß höher, als Amerika's großer Coloß, den man bisher für den höchsten Berg der Erde hielt. Dieses Riesengebirge ist uns indeß, dem größeren Theile nach, noch ganz unbekannt, besonders da, wo es sich nordwärts nach Hochasien ausdehnt, und selbst auf der Nordseite, nach Hindostan zu, kennen wir nur einen geringen Theil desselben; es ist beständig mit Eis und Schnee bedeckt; daher auch der Name, der

in der Sanskrit Wohnung des Schnees bedeutet; doch führt es auch andere Namen, wie Parvati, Mehadewa und Tschandnasikhara oder Mondsgebirge, bei den Alten Imaus. Auf der Südseite streichen mehrere geringere Bergketten mit dem hohen Schneegebirge von N. W. nach S. O., und bilden die großen vor dem eigentlichen Hindostan gelegenen Thäler von Butan, Nepal, Gurwal, Sutuleje und selbst das von Kaschmir; auf eben dieser Südseite liegen die Quellen des Ganges und Khinab, auf der Nordseite dagegen die des Baramputra, des Sutuleje und des Ladauk. Ueber das Hochgebirge führen mehrere Engpässe, die indeß überall schwer zu passiren sind, nach Hochasien.

Benares.

Im Herzen Hindostans, am hohen Ufer des majestätischen Ganges, prangt Benares in paradiesischer Gegend. Schon die äußere Erscheinung der heiligen Stadt ist sonderbar und ganz abweichend von der gewöhnlichen. Wie Flammen entsteigen eine Menge vergoldeter Thürme einem unermeßlichen Durcheinander von Häusern und Palmen. Kein Europäer, aber alle Völker des Orients haben sich hier versammelt. Man sieht kein weites Thor, das in breite Straßen führt; durch eine hohe, enge und düstere Pforte tritt man in schmale, vielfach sich windende, dunkle und vollgepfropfte Gassen, die so eng sind, daß zwei Palankinträger kaum einander ausweichen können. Die Häuser, gemeiniglich niedrig durch ganz Indien, sind hoch und haben hier drei bis fünf Stockwerke, denn der Raum in Benares ist beschränkt und sein Werth unglaublich groß. Alle Häuser sind massiv und verziert mit Verandas, mit Gallerien, gothischen und maurischen Fensterstöcken, mit





LANDUNGSPLATZ IN BENARES

PLATZ IN BENARES.





AURENGZEEBS MOSCHEE

Vorsprüngen und breitem, überhangendem, künstlich ausgezacktem Dachwerke, und bemalt sind alle Wände mit einem Gewimmel von Menschen, Stieren, Elephanten, Göttern und Göttinnen, hundertköpfigen und hundertarmigen Fratzen, im groteskesten Wechsel und in den lebhaftesten Farben. Weiter zieht man, und betritt durch eine zweite Pforte einen innern Stadttheil. Hier reiht sich Tempel an Tempel, Pagode an Pagode. Wandelnde Betstühle ohne Zahl, mit Götzen-Figuren bemalt und mit Palmenzweigen behangen, verengen den ohnedieß schon so engen Weg noch mehr, und eine Unsumme von feisten Stieren, groß und klein, spazieren stolz und genügsam mit der Miene der Herren umher.

Benares ist nicht allein die heilige Stadt Hindostans, sondern auch die Hauptstadt der indischen Industrie und ihr reichster Markt. In seinen Bazars sind aufgehäuft die kostbaren Shawls des Nordens, die Diamanten des Südens, die Mousseline aus Decan und den innern Provinzen, die unzähligen Seidenwaaren, die schönsten Wollen- und Baumwollenstoffe des ganzen Orients. Bis hierher strömen die englischen Manufacturwaaren, und jene kostbaren Waffen- und Goldschmiedarbeiten aus Lucknow und Mengyr, die von da nach Bundelkund, Gorruckpar, Nepaul etc. zu Schiffe, auf den Adern des Ganges, oder über die Cols des Himalaja nach den Hochebenen Thibets weiter gebracht werden.

Die Bevölkerung beträgt, nach neuester Schätzung, etwa 600,000 Seelen, und diese scheint nicht übertrieben, wenn man die Häuserzahl (12,500), die Höhe und Geräumigkeit derselben und deren notorische Uebervölkerung berücksichtigt. Doch ist das Wohnen, trotz allen Gründen für die Meinung des Gegentheils, nicht ungesund in Benares und von eigentlichen Epidemien hört man selten etwas. In der ganzen Stadt befindet sich nur ein einziger offener Platz und der ist nicht groß und verdient kaum den Namen eines Marktes.

Die Stadt ist in 60 Quartiere abgetheilt, und jedes derselben hat sein besonderes Thor, das Abends verschlossen wird. Musterhaft und dieß schon lange vor den Zeiten der brittischen Herrschaft ist die Handhabung der Sicherheitspolizei, die einem eigenen, gut disziplinirten Corps Polizeisoldaten und einer achtbaren Bürgergarde anvertraut ist, welche letztere von der Einwohnerschaft frei gewählt wird. Daher kommt es, daß trotz der ungeheuern Bevölkerung, trotz der fortwährenden Anwesenheit von 100 bis 150,000 Fremden, Pilgern, Bettlern und Landstreichern, worunter oft 20,000 bewaffnete raublustige Mahratten sich befinden, vergleichsweise nur wenig Morde und gewaltsame Diebstähle vorfallen.

Die englische Regierung unterhält in Benares selbst keine bewaffnete Macht; aber im nahen Sekrole sind stets einige Regimenter stationirt, um im äußersten Nothfall bei der Hand zu seyn. Seit den 40 Jahren ihrer Herrschaft war dieß nur einmal nöthig; damals nämlich, als es galt, die mahomedanische Bevölkerung wegen der Tödtung eines geheiligten Stiers der Siwa vor Vertilgung zu schirmen.

Nach einer nicht genug zu preisenden weisen Politik der englischen Regierung enthält sich diese aller Einmischungen in die religiösen Angelegenheiten der indischen Völker, welche ihrem Zepter gehorchen, und auch die selbstständige Ausbildung des Gemeindelebens befördert sie auf alle Weise. Dadurch hat sie dem Haß der Priester den Stachel genommen und sich die Treue und Anhänglichkeit aller Rechtlichen gesichert. Sie hat ihre Macht in Indien befestigt, ohne das höhere Interesse der Menschheit zu verrathen. Denn indem sie überall Herde aufrichtet, auf welchen die Flamme der Aufklärung lodert, ist sie gewisser, daß sich ihr Licht verbreite zur allmähligen Erhellung des Ganzen, als wenn sie es auf der Spitze des Schwerts unter die Völker trüge. Ohne Zweifel wird es noch lange dauern, ehe Britanniens großes Kulturwerk in In-

PALLAST DES BRITTISCHEN GOUVERNEURS IN HYDERABAD



dien zur Vollendung kommt; lange Zeit wird es haben, ehe eine gleiche Bewegung der Neugesittung sich durch den ungeheuren und aus so sehr verschiedenen Theilen zusammengesetzten Körper seines Reichs in Asien verbreitet: aber schon ist der Gährungssaft diesem Riesenkörper reichlich gegeben und im Geschehenen liegen freudige Anzeichen von des Werkes einstigem Gelingen.

Hyderabad.

Die Hauptstadt des Staats und der Provinz, Sitz des Nizams und des britischen Residenten. Sie liegt auf der Südseite des Mussy, aber in einer öden traurigen Gegend, nimmt einen Raum von etwa 1²/₅ Meilen ein, ist mit einer Mauer, Thürmen und Thoren umgeben, hat, wie alle hindische Städte, enge krumme Straßen, und ist im Ganzen schlecht gebaut. Unter den beiden Pallästen nimmt der große, mit der Zemana oder dem Harem, worin mehrere 100 Weiber gehalten werden, einen Raum von ²/₅ Meilen ein; unter den vielen Moskeen zeichnet sich die Mekkamoskee aus. Auch gibt es viele Pagoden, Bazars, Schultris und eine schöne Brücke über den Mussy. Die Volksmenge wird von Hamilton auf 200,000 Individuen angegeben, die sich von den Ausflüssen des Hofs, des hier befindlichen Militärs, von der Baumwollenweberei, Diamantenschleiferei, andern Gewerben und Krämern nähren. Die hier wohnenden Emirs und Jaghiredars sind bloße Staatsgefangene. Gegen die Pracht, in welcher sie sich zeigen, sticht die Menge der in Lumpen gekleideten Fakire und Bettler sehr ab. Die Stadt ist seit 1586 erbaut, und hieß anfangs Bhaugnagur, welcher Namen indeß in der Folge in den von Hyderabad verwandelt worden ist.

Delhi.

Delhi, die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens und zugleich der Regierungssitz von dem, was noch in Indien von mongolischer Herrschaft übrig ist, liegt am westlichen Ufer des Flusses Juma. Sie führt noch heutiges Tages unter den Eingebornen ihren alten klangvollen Namen: „der Stadt des Königs der Welt.“ Etwas westlich von dem heutigen Delhi befindet sich die mit Ruinen bedeckte Stelle, wo vor Zeiten die ausgedehnte Stadt Indraput stand. Vortheilhafter, als die Lage dieser nunmehr ganz zerfallenen Stadt war, ist die Lage des heutigen Delhi, welches seine Gründung dem Schah Jehan verdankt. In dem Mittelpunkte einer etwas sandigen Ebene gelegen, auf allen Seiten von Ruinen des alten Delhi umgeben, die einen auffallenden Contrast mit dem neuen Anbau bilden, hat diese mächtige Stadt einen Umfang von sieben Meilen, ist also ungefähr dem Umfange gleich von London mit seinen Vorstädten. Der Mittelpunkt der Stadt erhebt sich auf einer felsigen Hügelreihe; sie selbst wird umschlossen von einer Mauer aus rothem Granit, und die Thore, die zu ihr den Eingang eröffnen, sind vielleicht die prächtigsten, deren sich eine Stadt rühmen kann. Jene Mauer war ehedem so gewaltig hoch, daß sie die höchsten Thürme der Stadt überragte, allein man hat sie später sammt ihren Wartthürmen, die gleich Adlernestern obenauf horsteten, abgetragen, und sie durch eine niedrigere Mauer mit Bastionen ersetzt. Der Gesammtanblick von Delhi ist überaus großartig, eine Unzahl von Moscheen, Kuppeln und Minarets, und über diese alle hervorragend der kaiserliche Pallast, eine ungeheure

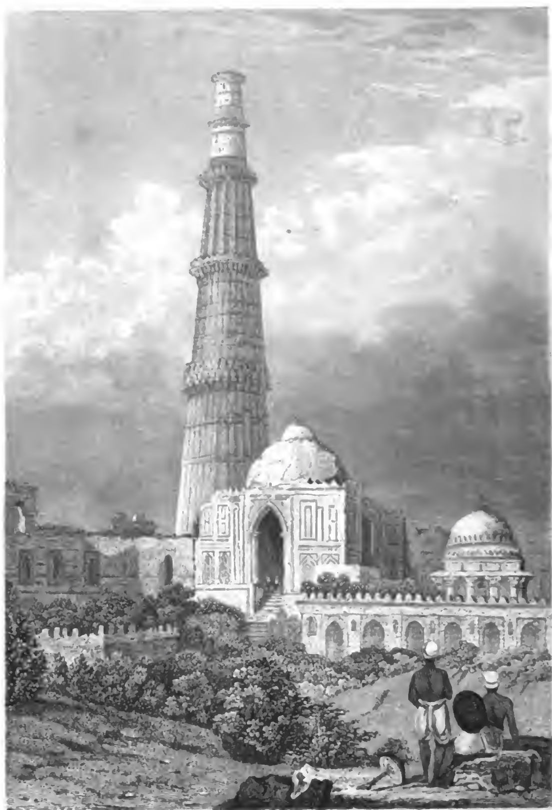


hohe und umfangreiche Häusermasse, mit unzähligen gothischen Thürmen und Zinnen, anzusehen wie ein Gebirge von rothem Granit. Zu diesem ungeheuern Prachtgebäude gesellt sich der sogenannte Dschumna-Musjeed, unstreitig der größte und schönste städtische Platz in ganz Indien. Diese sämmtlichen Palläste blicken hervor aus so dichten Baumgruppen von so herrlichem Laubwerk, daß man die darin eingeschlossenen Gebäude, zwischen rothem Granit und weißem Marmor wechselnd, mit Felsen von Perlen und Rubinen verglichen hat, die sich aus einem smaragdenen See erheben. Nähert man sich der Stadt längs dem östlichen Ufer des Juma, so entfaltet sich das glänzendste Gemälde orientalischer Pracht; Moscheen und Minarets glänzen im Sonnenschein, theilweise mit Epheu und wilder Baumklette überzogen; die Kuppeln dieser Gebäude, mit glänzendem Metall überkleidet, leuchten wie reines Gold. Auf einem Höhepunkt angelangt, den die Straße bildet, überblickt man die Silberwellen des Stromes von ferne, dessen Schlangenwindung sich hinter dem gewaltigen Gemäuer des Kaiserpallastes verliert. Hier und dort bildet der Fluß eine Insel, was den darauf befindlichen Gebäuden das Ansehen gibt, als erhöben sie sich unmittelbar aus dem Wasser.

Die auf unserer Abbildung dargestellte Chadery-Choke oder Hauptstraße von Delhi bildet eine der breitesten Gassen in ganz Indien. Man findet an den darin befindlichen Gebäuden fast jeden Styl der Architektur, einen griechischen Porticus nicht selten unmittelbar neben einem ächten Hinduhause. Lange Reihen von Kaufläden erstrecken sich auf beiden Seiten hin, angefüllt mit europäischen Manufacturartikeln jeder Gattung, über deren Eingang es nichts Ungewöhnliches ist, eine mit römischen Lettern geschriebene Firma zu finden. Alle diese Läden sind von weißem Anstrich und gewähren einen um so fröhlichern Anblick, da sie nach orientalischer Sitte mit den buntesten und farbenprächtigsten Shawls und Tep-

pichen behangen sind. Durch diese weite Straße nun sieht man bei Tag und Nacht das regste Leben, das bunteste Menschengewühl sich bewegen; Elephanten, Kameele und Pferde in beträchtlicher Zahl mischen sich unter den Drang der Menschen, ihre schimmernden Behänge glänzen im Sonnenschein. Reich gekleidete Soldaten mit blitzenden Helmen und Lanzen, mit Schilden, deren Oberfläche leuchtendes Silber ist, ziehen auf und ab, aber auch mannichfaches Gesindel, Bettler und Müßiggänger, zeigt sich, nur halbbekleidet, in Lumpen, mit dem Blicke des Verbrechers oder der Verzweiflung. Die Menge der Equipagen ist außerordentlich, und vielleicht in keiner andern Stadt der Welt sieht man deren so verschiedenartige beisammen, als hier in Delhi. Man sieht hier englische Wagen von jeder möglichen Bauart neben Palankins und Ochsenkarren daher rollen, und die Eingebornen selbst verfertigen Kutschen, die wie Käfige oder wie Laternen aussehen und einen gar seltsamen Eindruck machen. Wilde Thiere werden hin- und hergeführt, oder stehen an den Seiten der Straße zum Verkauf aus. Leoparden, persische Katzen und Windspiele, die verschiedenartigsten Vögel in Käfigen u. s. w. ziehen den Blick des Beschauers auf sich. Neben diesen Thieren erblickt man jenen schönen, schlanken, herrlich aussehenden Menschenschlag, ihre Wärter, die alle mögliche Arten von Waaren aus Kaschmir, Persien und Thibet in die Städte von Hindostan einführen.

Gäbe es in Delhi und in Indien überhaupt eine sorgfältigere Straßenpolizei, so würde die Chandery-Choke unstreitig einer der entzückendsten Spaziergänge von der Welt seyn. Aber ungeachtet dessen, daß der herrliche große Delhikanal, an beiden Ufern von schönen Bäumen beschattet, diese Straße in ihrer ganzen Länge und im Mittelpunkte durchschneidet, ist dennoch der Straßenstaub auf beiden Seiten so ungeheuer, daß man sich oft eher in die Mitte einer Wüste als in die Mitte einer so reichen Stadt versetzt glaubt.



RUINEN VON DELHI.



MADRAS

Die Cootub-Minar zu Delhi

war ehemals das Grab der Kaiser, und fängt schon an in Ruinen überzugehen, noch ist sie aber an 350 Fuß hoch.

Madras.

Die Hauptstadt Madras, die Residenz des Präsidenten, der Sitz des hohen Raths, der beiden hohen Gerichtshöfe, des Handelsraths, des Finanzkollegiums und der übrigen Centralbehörden der Präsidentschaft. Sie liegt in der vormaligen Provinz Jaghire, am Golf von Bengalen und an der Mündung des Pallier, auf einem sälzigen Boden und mit kleinen Salzlachen und Flüßchen umgeben, und besteht eigentlich aus zwei Theilen: 1) dem Fort George, eine starke Festung, die im Innern vortrefflich ausgebaut und der Sitz der Präsidentschaft, mit ihren sämmtlichen Centralbehörden, aber zu klein ist, um die Masse der weißen Einwohner zu fassen, die daher sich außerhalb derselben angebaut haben. Doch enthält sie die sämmtlichen Regierungsgebäude, die Episkopalkirche, die Magazine und Waarenlager der Gesellschaft, den Leuchtthurm, die Münze und die Casernen der starken Besatzung. Unter ihren Kanonen breitet sich die Choultri-Ebene, bekannt als der Schauplatz von Tippo's Verheerungen, aus, worauf jetzt die friedlichen Wohnungen der Einwohner von St. George, umringt von prächtigen Gärten, der große und schöne Gouvernementspallast und der Pallast Chekaub, den der pensionirte Nabob von Arkot bewohnt, mit seinem großen Park sich ausbreiten; 2) der schwarzen Stadt. Sie

breitet sich im N. des Forts, in einer Entfernung von 1/5 Meile aus, ist mit Mauern und Thürmen umgeben, die hinreichend sind, um einen unvorhergesehenen Ueberfall zurückzuweisen, und ist meistens auf hindu'sche Art gebauet; die Straßen sind ziemlich breit, die Bazars gut, aber die Häuser unregelmäßig, zum Theil von Backsteinen, mit flachen Dächern, der größte Theil aber mit Ziegeldächern. Doch findet man auch schöne und große Gebäude, die Pallästen gleichen, eine portugiesisch-katholische, eine armenische Kirche, eine Moskee, und sehr viele Pagoden, worunter sich indeß keine auszeichnet. Sie wird von Nationen aus allen Gegenden der Erde bewohnt, von Hindus, Mahomedanern, Armeniern, Mestizen, Chinesen, wovon die verschiedenen Kasten ihre besonderen Quartiere besitzen; in ihr concentrirt sich der ganze Handel und die Gewerbe. Seit 1803 führt von demselben ein Schifffahrtscanal, 10,360 Ellen lang, 40 Fuß breit und 12 Fuß tief, bis zum Flusse Ennore. Die Zahl der Einwohner schätzt Hamilton auf 300,000 Individuen; nach St. Croix beträgt sie in der schwarzen Stadt 800,000, im Fort St. George und auf der Ebene Choultri 12,000 Weiße und Mestizen, worunter 500 Armenier, und in dem Fort 4500 Mann Besatzung, worunter 500 Europäer.

Ein großer Hindu-Tempel.

Die Gegend von Tritschencore, im Innern von Carnatik auf der westlichen Halbinsel, ist besonders reich an Monumenten. Auf allen Höhen prangen pyramidenähnliche Tempel und lagern Sphynxe, Elephanten, Stiere, des Bramadienstes colossale Idole. Der hier abgebildete Tempel steht auf dem Scheitel eines steilen

Druck v. F. Glaubrecht u. Seligenstadt a. M.



Hügels, etwa eine halbe Stunde westwärts von Tritschencore. Man steigt auf einer prächtigen, sehr breiten, aus dem Felsen selbst gehauenen Treppe zu ihm auf; colossale Stierbilder auf Postamenten zieren ihre Seiten. Den Tempel selbst umgibt eine, eine halbe Stunde Umfassung habende Mauer, die nach innen einen hohen bedeckten Säulengang stützt, welcher einen großen Hofraum umschließt. In diesen tritt man ein durch einen hohen Porticus. Thier-Colosse verschiedener Art, theils auf Postamenten, frei oder unter Säulenkuppeln, stehen umher; umgestürzt liegen andere, den Boden bedecken Trümmer von Säulen und Ornamenten. Dünne, hagere, weißgewandige Gestalten, Fakirs und Pilger, knien oder liegen, betend und büßend, vor den Götzen, oder wandeln unter den Säulenhallen wie Gespenster dahin. Schweigen ist Alles, das Leben selbst ist hier ohne Laut und hilft das Schauerliche des Anblicks nur vergrößern. Aus diesem Chaos seltsamer Gebilde, in der Mitte der weiten Aera, thürmt sich der Tempel selbst in die Wolken als eine vierseitige Pyramide, so originell, so majestätisch und grandiös in Styl und Ausführung, daß sein Anblick die Sinne verwirrt, daß die Seele vor seiner Betrachtung unwillkürlich zurückbebt. Aus den größten Granitblöcken zusammen gesetzt, scheint beim ersten Anschauen dieß Gebäude ein ausgehöhlter, mit den prächtigsten Sculpturen bedeckter Fels zu seyn, das Werk mächtiger Götter, nicht schwacher Sterblichen. Sechs Stockwerke, jedes 35 Fuß hoch, thürmen sich in Absätzen über einander, von außen mit prachtvollen Portiken, Nischen, Säulenhallen und Thürmen, welche letztere an den Ecken über einander stehen, eingefaßt und mit Sculpturen, Abbildungen von Gottheiten in ungeheuern Dimensionen, bedeutungs- und geheimnißvoll bedeckt. Die Spitze der Pyramide ist abgestumpft; vier Felsblöcke bedecken sie in Form eines Sarkophags; dessen vier Seiten zeigen, als Symbol der Unsterblichkeit, das Bild eines geflügelten Menschenherzens kunst-

voll gearbeitet und riesengroß, und von der äußersten Zinne, dem Deckel des Sarkophags, ragen fünf seltsam geformte vergoldete Spitzen bedeutungsvoll in das Blaue des Himmels. Bewundernswürdig, wie der Reichthum, die Pracht, die Mannichfaltigkeit, das Sinnige der Verzierungen im Aeußern, ist die Einfachheit und Erhabenheit der Ausschmückung im Innern. Zwischen schlanken Säulen und Pfeilern, deren Höhe das Auge nur schwindelnd mißt, blicken in magischer Beleuchtung die Bildsäulen der Götter herab, und oben, in der hohen Kuppel, thronend gleichsam über Alles, steht das geheimnißvolle Bild des Brama selbst, des Urhebers aller Erzeugung. In den Seitenmauern angebrachte Wendeltreppen führen zu diesem Allerheiligsten, welchem sich blos der geweihete Priester nahen darf. Man kann sich nichts Erhabeneres, Eindrucksvolleres denken.

Dowlutabad.

Dowlutabad ist unter den Festungen Indiens die unbezwinglichste und berühmteste, und es wird durch ganz Asien für ein Wunder der alten Befestigungskunst betrachtet. Es ist das Werk der Hindus und fast 1000 Jahre alt. Es liegt an der Straße von Ellora nach Aurungabad, im Gebirgslande Decan, zu dem es der Schlüssel ist.

Ein Berg, der einem runden Dom mit hoher Kuppel nicht unähnlich sieht, erhebt sich einsiedlerisch aus einer fruchtbaren und reizenden Ebene, und auf seinem Scheitel thürmt sich die Feste auf, in schwindelnder Höhe über der Stadt, welche am Fuße sich lagert. Den Berg, von halbstündigem Umfang und bis 700 Fuß Höhe,

DOWLUTABAD



umziehen in zweistündiger Entfernung starke Außenwerke, hohe Mauern und tiefe Gräben, über welche Zugbrücken führen. Kömmt man näher, so erstaunt man, den Berg selbst in seiner ganzen Runde und bis auf eine Höhe von 160 Fuß senkrecht behauen zu finden. Nur an einer einzigen Stelle ist er zugänglich mittelst eines unterirdischen Felsenwegs, dessen befestigter Eingang nur einen Menschen auf einmal zuläßt. Er führt im Zickzack über mit Fallthüren belegte Abgründe und geht unter mehreren engen Pforten hin, über welche man mit Grauen breite, scharfe Messer, wie Guillotinen, blinken sieht, welche nur des Winkes harren, um auf den Durchgehenden herab zu stürzen. An andern Stellen bewegen sich Sensen und andere Schneidinstrumente an schweren Eisenwellen im Kreise, Jedem, der bis zu ihnen dringen möchte, mit sicherem Zerschneiden drohend. 600 Klafter lang ist dieser grauenvolle Weg, auf dem mit jedem Schritte des Eindringenden neue Todesschrecken harren, und von ihm verzweigen sich noch engere Felsengallerien nach den Vorrathshäusern, Casematten und Batterien in die Tiefe des Berges. Jener Aufgang endigt an der zweiten Felsmauer, die 60 Fuß hoch, rundum senkrecht und glatt abgearbeitet ist. Von da aus geht ein schwindlicher Pfad durch mehrere starke Thore, immer im Zickzack und unter dem Feuer der unsichtbaren Batterien hinauf zur dritten, abermals 60 Fuß hohen, senkrechten Felswand, auf deren Höhe die bombenfesten Gebäude der Festung selbst emporsteigen. Sie umgeben einen Hof, dessen Mitte ein isolirter, sehr hoher Thurm mit Zinnen einnimmt, wo die Fahne Britanniens stolz neben der des Nabob von Hyderabad weht, dem, einem Vasallen und Verbündeten Englands, die Feste gehört.

Felsentempel zu Ellora.

Vier Meilen nördlich von Aurungabad (der Hauptstadt von Decan in der Präsidentschaft Bombay), in einer öden Gebirgsgegend, liegt das Braminendorf Ellora. Eine halbe Stunde nordwestlich von demselben fällt das Gebirge schroff gegen die Ebene ab, und eine hohe, senkrechte Felsenwand bildet einen Halbkreis, dessen vorspringende Enden ½ Meile weit von einander abstehen. Dichter, hoher Wald umsäumt den Rand der Felsenbucht und Gestrüppe und Gesträuch wuchern üppig in ihren Spalten. In einiger Entfernung bietet sie nichts Ungewöhnliches dar; bei näherer Betrachtung aber bemerkt man mit tiefem Erstaunen, daß sie ein Werk ist von Menschenhand. Sculpturen wunderbarer Götter- und Thiergestalten, Arabesken von Blumengewinden und Vögeln, alle in riesenhaften Dimensionen, bedecken ihre Seiten und an mehreren Stellen, theils der Erde gleich, theils in der Höhe, beschattet Buschwerk regelmäßig geformte mit kunstvollen Portalen versehene Eingänge zu des Berges Innerem. Jahrhunderte lang waren die Wunder desselben den Europäern ein Geheimniß. Der gewohnte Aufenthalt gefährlicher Räuber, reißender Thiere und unzähliger Schwärme wilder Bienen, war es erst nach gänzlicher Unterjochung der Mahratten durch die Britten, daß diese, nunmehrige Herren des Landes, der Untersuchung der Höhlen, die der Einzelne ohne Lebensgefahr nicht betreten durfte, Aufmerksamkeit und die nöthigen Mittel widmeten. 1824 wurde Hauptmann Sykes mit einem Detaschement brittischer Truppen ausgesendet, die Raubnester der Gegend zu vertilgen, und diesem Auftrage verdanken wir die sorg-

FELSENTEMPEL ZU ELLORA

Druck v. St. Wolf in Frankfurt a/M.



fältigste Erforschung jener räthselhaften Orte, über welche frühere Reisende des Mährchenhaften so viel berichtet haben.

Sämmtliche Felseneingänge, deren man 11 unterscheidet, führen durch mehr oder minder lange Gallerien und Säulen-Vorhallen in große, kirchenähnlich geformte Säle. — Diese Tempel, mehreren Gottheiten geweiht, haben eine verschiedene Weite von 100—250 Fuß und sind 40—100 Fuß hoch. Die Wände bedecken erhaben ausgehauene Bildwerke, Thaten der Götter vorstellend, die man hier verehrte. Die fast im Styl unserer ältesten Basiliken kunstvoll ausgehauenen Deckengewölbe werden in einigen der Tempel durch Pilaster, in andern durch freistehende Säulen, deren Capitäle und Knäufe Thierhäupter sind, oder durch Elephanten, Tiger und Schlangen, als Caryatiden, getragen. In zweien überraschen den Beschauer Freskogemälde, gleich bewundernswürdig durch den Schmelz der Farben, Korrektheit der Zeichnung und verständige Gruppirung, und Zeugniß gebend von einer Kunstbildung in undenklicher Vorzeit, gegen welche die der späteren Jahrtausende, in Indien, wie in dem seiner Bildung nach von letzterem entsprossenen Egypten, barbarisch erscheint. Diese Gemälde sind unbegreiflich gut erhalten, während die Sculpturen von der zersetzenden Luft und Feuchtigkeit so sehr gelitten haben, daß sie nur ihren Hauptumrissen nach noch einige Kenntlichkeit besitzen. Merkwürdig ist, daß die Götzenbilder zum Theil an der Stelle der Augen tiefe Aushöhlungen haben, ein Beweis, daß man, wie auch in Egypten und später in Griechenland oft geschah, die Augäpfel, wahrscheinlich von passenderem Material, besonders einsetzte.

Die Abbildung gibt die Ansicht von vier aus dem Felsen zu Tage ausgehauenen Tempeln, die hinter den eben beschriebenen in einem weiten, ausgehöhlten Hofe stehen, in welchen mehrere Ausgänge aus den unterirdischen Verehrungsörtern führen. Sie heißen die Tempel des Kaylus. „Worte,“ sagt Capitän Sykes,

„können keine Ahnung von dem Eindruck geben, den diese ungeheuren, von schwachen Menschenhänden aus der Tiefe befreiten Steinmassen, welche die reichsten und prachtvollsten Sculpturen vom Fuße bis zum Scheitel bedecken, auf die Betrachtenden hervorbringen." Die vier Hauptmassen des ausgegrabenen Gebirgs bilden eben so viele durch Höfe getrennte Tempel; sie sind würfelförmig und haben 80 bis 100 Fuß Höhe, Breite und Tiefe. Vor dem größten steht ein 130 Fuß hoher Obelisk mit abgebrochener Spitze. Von so colossalen Verhältnissen ist er, daß die bewunderten Monolithen Egyptens, neben ihn gestellt, wie Zwerge erscheinen würden. Die Mitte des vordern Hofes nimmt ein Elephant ein, leider ganz verwittert und fast unkenntlich. Dieser größte aller Colosse, dessen Verhältniß zur Memnonsstatüe wie 30 zu 1 ist, hat 80 Fuß Höhe. Große Bäume zwischen seinen Füßen erreichen kaum den Bauch mit ihren Gipfeln und dünken einem niedriges Buschwerk.

Der Tempel Dschaganatha

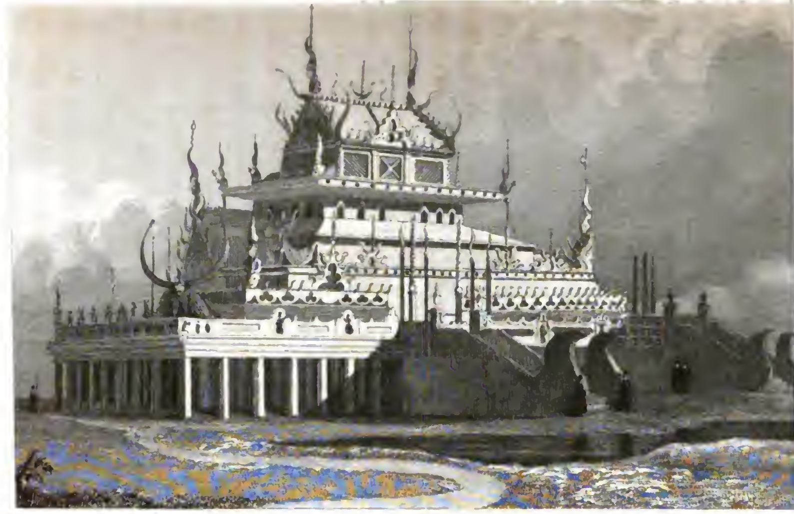
ist der hochgefeierte Aufenthalt eines Götzen gleichen Namens im Bezirk Cuttack, an der Küste von Orissa, einer Provinz des britischen Reichs in Bengalen.

Die drei letzten Abbildungen

stellen 1) das Innere einer Pagode, 2) eine Pagode zu Rangun und 3) eine indische Elephantengruppe dar.

TEMPEL DSCHAGGANATHA ZU ORISSA.





EIN KLOSTER ZU BIRMAN

IX. Birman, Siam und Tibet.

Ein Kium (Kloster) in Birman.

Früher war das birmanische Reich in Hinterindien eines der mächtigsten, jetzt hat es noch an sieben Millionen Einwohner bei einer Größe, die der von Frankreich ziemlich gleich ist.

Die Religion der Birmanen ist in einiger Beziehung dieselbe wie die der Hindus; insbesondere verehren sie einen Götzen unter dem Namen Gaudma. Die Rhahaans oder Priester sind eine Art Mönche, welche in Kiums oder Klöstern leben. Diese Gebäude sind zugleich Schulen, wo die Kinder der Adeligen und Bauern ohne Unterschied des Ranges unentgeldlich erzogen werden. Ein solches Kium ruht auf Säulen, ist auf allen Seiten offen, und hat keine besonderen Gemächer, so daß das Innere des Gebäudes einen großen Saal bildet.

Die hier beigefügte Abbildung stellt ein solches Kium vor, das der englische Obrist Symes besucht hat, und welches den Namen Siumdogie oder königliches Kloster führte. Dieser Obrist sagt darüber Folgendes: „Wir fanden dieses Gebäude eben so durch seine Bauart als durch die prachtvollen Verzierungen und durch

das allenthalben verschwenderisch angebrachte Gold wirklich ausgezeichnet. Es bestand ganz aus Holz, und jedes Dach dieses fünf Stock hohen Gebäudes war von einem zierlich ausgeschnittenen und reich vergoldeten Karnies umgeben. Wenn man die Treppen hinaufgestiegen war, fand man sich durch die Pracht des Ganzen so angenehm überrascht als erstaunt. Ein vergoldetes phantastisch ausgeschnittenes Gitterwerk umgab das Aeußere des Altanes; innerhalb dieses Gitterwerkes war eine Gallerie, die rund um das Gebäude ging. Nun trat man durch ein Geländer in einen schönen Saal, dessen Oberdecke auf schönen Säulen ruhete, deren Mittelreihe wenigstens 50 Fuß hoch war, alle, vom Gipfel bis vier Fuß vom Boden, vergoldet, und diese vier Fuß der Säulen roth lackirt. In der Mitte des Saales war vermittelst eines vergoldeten Gitterwerkes eine Abtheilung, worin sich ein vergoldetes marmornes Bildniß des Gaudma auf einem Throne sitzend befand; vor diesem Götzenbilde saß auf einem atlasnen Teppiche und an einen Pfeiler gelehnt der Seredah oder Hohepriester, welchen ein Kreis von Priestern, gebückt und mit gefaltenen Händen, ehrfurchtsvoll umgab."

Die Residenz des Königs von Siam.

Siam oder Schudia, auch Siam Judjá und Si-yo-thiya, wird die Hauptstadt des Königreichs Siam, welches in Hinterindien liegt, genannt. Sie liegt im Mittelpunkte des Reichs auf einem Eilande des Menam, das etwa $^4/_5$ Meilen im Umfange hält, und ist von einer backsteinernen Mauer umgeben, die auf der Nord- und Südseite 25 Fuß hoch und in gutem Stande, nach den übrigen Seiten aber niedriger und verfallen ist. Eine Menge Kanäle durchschneiden die



SIAM.



Stadt nach allen Richtungen, worüber hölzerne Brücken führen, und erleichtern den Verkehr, da die Böte fast bei jedem Hause anlegen können. Die Straßen sind breit, gerade, in mehreren Gegenden mit Kokos- und andern Palmen bepflanzt, und mit Backsteinen gepflastert; die Häuser sind meistens von Bambus doch findet man auch viele backsteinerne, die aber größtentheils von Ausländern bewohnt werden. Der König, welcher hier seine gewöhnliche Residenz hat; besitzt zwei Palläste, den großen, welcher von einer dreifachen Mauer eingeschlossen ist, und außer dem eigentlichen Wohngebäude mehrere Höfe und Gärten, die Kaserne der Garden, die Marställe für die Elephanten und Pferde umfaßt, und den kleinen Pallast, beide liegen am nördlichen Arme des Menam. Dann sind merkwürdig mehr als 200 Tempel, worunter der des Königs, der der Königin und der chinesische die vornehmsten und bestgebauten sind, dann die Kirchen der portugiesischen Jakobiten und Jesuiten, das Seminar, mehrere Klöster, das Schiffsarsenal, das Galeerenarsenal, der Bazar oder vielmehr die breite Straße, wo die Kaufleute die Waaren auslegen und Handel und Verkehr sich concentrirt haben, der Hafen, und die Vorstädte der Chinesen, Anamer, Malaien und Japanesen. Die Volksmenge ist ganz ansehnlich (ein neuerer Missionär gibt ihr 119,000 Einwohner) und besteht aus einer Mischung von Siamesen und derjenigen Völker, die wir als Bewohner der Vorstädte genannt haben. Es findet hier ein ausgebreiteter Handel statt; die Umgegend ist eben und fruchtbar, die Lebensmittel, besonders Fische und Reis, sind äußerst wohlfeil. 1765 eroberten die Birmanen diese Hauptstadt, sahen sich indeß genöthigt, selbige schon im folgenden Jahre zu räumen.

Eine Balkenbrücke in Tibet.

Tibet, Tangut, von den Eingebornen Puekoachim, d. h. das nördliche Schneeland, von den Chinesen Dschan, d. h. Westland, genannt, ist das höchst liegende Land der Erde. Hier befinden sich die Riesenkoppen des Dhawalagiri von 28,015, des Chamalari von 26,000, des Yamavatari von 25,000 und des Dhaibun von 24,740 Fuß Höhe. Die ungeheuren Gebirge Himmaleh, Hindukosch, Mustag, Kentaisse, Rimola, Landus, Kambala ꝛc. bedecken das ganze Land von 25,000 Q.M. In ihrem Schoße entspringen die Riesenströme des Indus, Ganges, Buremputer, Lukian, Irabatti, Menam-Kom, Jang-tse-Kiang ꝛc. Die Ströme bilden tiefe und weite Thäler und beleben das Land mit dem leichten und raschen Verkehr durch Schiff- und Kahnfahrt. Aber die zahllosen Flüßchen und Bergwasser theilen und zerschneiden dieses Hochland in tausend kleine Inseln voll tiefer Schluchten, Abgründe und unübersteiglicher Pässe.

Man darf sich also nicht wundern, daß die Bewohner dieses Landes sich auf das Brückenbauen besonders gut verstehen. Da sie aber nicht gern arbeiten, keinen Ueberfluß an Eisen besitzen und auch sonst mit Reichthümern nicht überflüssig gesegnet sind, so befleißigen sie sich einer Bauart, die ihrer Einfachheit halber unsere ganze Bewunderung in Anspruch nimmt. Eine Probe davon versinnlicht unser Stahlstich.



EINE BALKENBRUCKE IN TIBET.

X. China.

Nördlich und östlich von Indien liegt ein Land von ungeheuerem Umfange, von dem weder die Griechen, noch die Römer, noch die Hebräer oder sonst irgend ein Volk des Alterthums etwas wußten, und das selbst in unseren Zeiten noch bei weitem nicht hinlänglich bekannt ist; dieses seltsame Land ist China. Gegen Osten gränzt es an das gelbe Meer; gegen Süden umgibt es das chinesische; beide nur Theile des großen Oceans. Im Norden bilden die Mongolei und im Westen und Südwesten Tibet, Hinterindien und Tunkin, oder die äußersten Enden des extra Ganges der Alten, die Gränzen. Mit den ihm unterworfenen Ländern ist es beinahe so groß, als ganz Europa, das eigentliche China aber zählt nahe an 70,000 Quadratmeilen. Das Ganze ist an allen Landgränzen mit unermeßlichen Gebirgsketten umgeben, und wird von gewaltigen Strömen durchschnitten und bewässert, wie z. B. von dem Fluß Yang-the-Kiang oder Sohn des Meeres, auch oft nur der große Fluß oder nur der Fluß (Kiang) genannt, der nahe an 500 Meilen Weges durchläuft und zuletzt mehrere Inseln bildet, von denen eine fast die Größe von 30 Meilen erreicht. Ein anderer, nicht minder bedeutender Strom ist der gelbe Fluß (Hoang-ho), dessen Lauf über 600 Meilen beträgt. Außer diesen sind noch

viele große und kleine Flüsse, welche das ungeheuere Reich in allen Richtungen durchströmen, so wie außerordentlich große Landseen, Kanäle ꝛc. Der See Tong-Tingu ist der größte, hat nahe an 100 Meilen im Umfang, und nimmt viele Flüsse und bedeutende Ströme auf; er wird deßhalb auch das große Wasserbecken China's genannt. Die meiste Zeit ist er von furchtbaren Stürmen heimgesucht, so daß seine Beschiffung sehr gefährlich ist, und deßhalb sogar Beamté angestellt sind, welche die Schiffe bei der Sturmzeit verhindern, ihn zu befahren. Auch bringen die Schiffer den bösen Geistern dieses Sees manche Opfergaben, wenn sie die Gefahr glücklich überstanden haben. Dabei sind seine Ufer wüste, öde und felsig, und geben ein trauriges Bild. Ein zweiter, fast eben so großer und merkwürdiger See ist der Poyang; beide aber werden von dem großen, oben erwähnten Flusse durchströmt. China soll nach Einigen 180, nach Andern an 300 Millionen Einwohner haben, welche meistens von Reis, Hirsen, Bohnen und verschiedenen Kornarten leben. Eine der größten Merkwürdigkeiten ist die berühmte, weit über 2000 Jahr alte (denn das steht fest, daß sie schon 300 Jahr vor Christi Geburt vollendet dastand), aber zum Theil schon verfallene Mauer, welche in einer Länge von mehr als 300 Meilen an der Nordgränze gegen die Mongolei und Tungusien zum Schutze gegen feindliche Einfälle errichtet ward. Die Mauer läuft über die höchsten Spitzen der Berge, von denen einer, der gemessen wurde, weit über 5000 Fuß hoch ist, so wie durch die tiefsten Schlünde und Thäler, überspringt vermittelst ungeheurer Schwibbogen Ströme und Flüsse, und ist oft da, wo die Passage wichtig ist, in doppelter, ja dreifacher Linie aufgeführt. Von 300 zu 300 Fuß, in der Ebene noch näher, befinden sich kolossale, dicke Thürme in Kegelform. Ein englischer Ingenieur, Parish, der dieses Riesenwerk gemessen, berichtet darüber Folgendes: „Die große chinesische Mauer ist von der Erde bis zum



DIE CHINESISCHE MAUER.

ÄUSSERER THEIL DER CHINESISCHEN MAUER.



obersten Rande der Brustwehr 25 Fuß hoch, und an der Grundfläche eben so dick. Sie besteht eigentlich aus einem Erdwalle, der durchweg 11 Fuß dick, 20 Fuß hoch, oben mit gebrannten viereckigen Fliesen gepflastert, und damit er auf keine Seite ausweichen könne, vorn und hinten mit starken Mauern von Backsteinen bekleidet ist. Zwei Schichten Werkstücke von grauem mit Flimmer eingesprengtem Granit, welche etwas über 2 Fuß hoch und 2 Fuß weit vor die Backsteine vortreten, machen den Untersatz jener Mauer aus. Sie sind aus gebrannten Steinen von bläulicher Farbe aufgeführt, und diese durch reinen weißen Kalk miteinander verbunden, der in mehr als ½ Zoll dicken Schichten aufgetragen ist. Die untere Dicke von 25 Fuß nimmt, so wie die Dimension der Backsteine, höher hinauf ab. 20 Fuß hoch von der Erde, oder auf der Plattform, hat jede der beiden Wallmauern nur 2 Fuß, 3 Zoll Dicke. Hier läuft ein Vorsprung von Steinen längs der Mauer hin, der 6 Zoll breit und 6 Zoll hervortritt; dieser bezeichnet den Anfang der Brustwehr, die 5 Fuß über die Plattform hinausragt, und in deren Obertheil von 7 zu 7 Fuß Schießscharten, jede 2 Fuß weit, eingeschnitten sind. Außerdem ist noch eine Reihe kleinerer Oeffnungen vorhanden, welche tiefer herab liegen, und da sie schräg nach unten hin geführt sind, so kann man dadurch Alles bemerken, was bis auf einige Ellen weit an der Grundfläche der Mauer vorgeht."

Man hat berechnet, daß dieses Riesenwerk mehr Mauer enthalte, als alle Häuser Englands und Schottlands, deren man eine Million und achtmalhunderttausend zählt, zusammen genommen. An den zahllosen Thoren und Wachtthürmen desselben befinden sich noch jetzt Besatzungen. Wer den Plan zu diesem ungeheuern Werk aufgefaßt und wer es ausgeführt hat, ist aber jetzt nicht mehr zu ermitteln, denn daß es ein Kaiser Thi-hoam, 246 Jahr vor Chr. Geb., gethan haben soll, ist eine ganz unverbürgte Sage, um so

mehr, da man demselben Regenten die Verbrennung aller chinesischen Geschichtsbücher zuschreiben will. Aber Millionen Menschen müssen eine lange Reihe von Jahren damit beschäftigt gewesen seyn, das ist gewiß, aber nicht, wo sie die ungeheure Masse von Materialien hernahmen und wie sie solche auf die höchsten Bergspitzen brachten.

Die Urgeschichten oder vielmehr die Sagen der Chinesen verlieren sich gleich denen der Inder in das undurchdringlichste Dunkel der grauesten Vorzeit; eben so ungewiß ist der Ursprung des Namens China oder Sina (arabisch). Die Sage der Braminen, daß die militärische Kaste der Hindus, welche das alte Reich errichtet hätten, diesem ihren Namen gegeben, ist nichts als Sage. Die Japanesen nennen es Tho. Die Einwohner selbst aber legten dem Land oft gar verschiedene Benennungen bei; bald nannten sie es das Reich der Reiche, das erleuchtete Reich, das Reich der Mitte und der Vereinigung der großen Macht (Thong-kue), die Blume der Welt u. s. w.

Die Geographie Chinas ist bei so vielen einander widersprechenden Angaben, bei der riesenhaften Ausdehnung des Reichs eine Arbeit, zu der man viele Bände brauchen würde. Wie soll man sich unter 1572 Städten, 2796 Tempeln, 3158 Brücken, 10,809,000 Gebäuden, oder unter den 765 Seen und den 14,605 von chinesischen Schriftstellern benannten Bergen zurecht finden? Die Naturgeschichte ist nur in einigen Stücken bestimmt, in den andern nicht minder zweifelhaft und im Ganzen sehr unvollständig.

Auf einem Raume, der sich zwischen dem 69° und 141° östl. L. und dem 18° und 51° nördl. Br. ausbreitet, jede denkbare Bodenart, Berggegenden und überschwemmte Thäler, Steppen und Sümpfe, fruchtbare Auen und reiche Hügel besitzt, von Buchten begränzt, von Canälen durchschnitten ist, muß China Alles hervorbringen, was es hervorbringen will, und seinem ungeheuern Verzeichnisse dürften wenige Pflanzennamen entgehen.


UNIV.
OF
MICH.

Der Ackerbau ist in China seit undenklicher Zeit geehrt und zu einer bestimmten Zeit im Jahre wird ein Fest gefeiert, an dem der Kaiser selbst eine Furche zieht. Augenzeugen haben von dieser Feierlichkeit eine dichterische Schilderung gegeben. Am 15. Tage des ersten Mondes begibt sich der Kaiser mit den Prinzen seiner Familie und den vornehmsten Würdenträgern des Reichs auf das für die Ceremonie bestimmte Feld. Um das Feld herum haben sich die Landleute der Provinz aufgestellt. Kommt der Kaiser an, so wirft er sich nieder und berührt mit dem Haupte neun Mal die Erde zur Verehrung des Tien, des Gottes des Himmels; dann spricht er mit lauter Stimme ein Gebet und opfert einen Stier, den er dem Herrn aller Dinge bringt. Hierauf wird der Pflug mit einem prächtigen Gespann herbeigebracht, der Kaiser greift ihn an, treibt die Stiere, und eröffnet die Furche; dann kommen die Fürsten an die Reihe und endlich die Mandarinen, nach denen die Landleute das noch Uebrige thun. An demselben Tage verrichten im ganzen Reiche die Vicekönige im Namen des Kaisers dieselbe Ceremonie. Die Säezeit wird mit demselben Pomp gefeiert. Man muß indeß hinzusetzen, daß andere Reisende die Sache unter einem minder lachenden Anblicke gesehen haben. Nach ihnen steht der Ackerbau der Chinesen viel weiter zurück, als man in Europa gewöhnlich glaubt. Daher rührt auch die Hungersnoth, welche von Zeit zu Zeit die Bevölkerung des Landes vermindert. In einem Lande, das die Aushülfe fremder Getreidekammern zurückweis't, muß eine Mißernte schreckliche Folgen haben.

Alle Hausthiere Europa's finden sich in China wieder, zugleich mit dem Cameele, das dort klein und ausgeartet ist. In den Wäldern findet man den Elephanten, das einhörnige Rhinoceros, den Löwen ohne Mähne, den Tiger, die Affen, den langarmigen Gibbon, den häßlichen Pavian, welcher die Geberden und selbst das Lachen des Menschen nachahmt, den Hirsch, den Eber, den

Fuchs und eine Menge anderer Thiere. An Geflügel, besonders an Enten, ist Ueberfluß. Unter den Vögeln fällt besonders der Gold- und Silberfasan und der Seerabe auf. Das chinesische Goldfischchen, die Zierde der Basins im Lande, ist nach Europa gebracht worden, wo man ihn zu eben dem Zwecke braucht.

China besitzt Silberbergwerke, welche aber wenig bearbeitet werden. Gold wäscht man aus einigen Flüssen. Das Tuttanego ist ein Metall, das China allein angehört. Die Einwohner machen Gefäße und Leuchter aus dieser weißlichen Substanz. Von dem Gelbkupfer schlägt man kleine Münzen, die im Lande circuliren. Das Quecksilber, der schwefelhaltige Arsenik finden sich in Menge. Unter den Steinen sind der Lapis Lazuli, der Jaspis, der Bergkrystall, der Nierenstein, der Magnet, der Granit, Porphyr und verschiedene Marmorarten zu erwähnen, worunter sich auch ein schwarzer, starkklingender befindet, dem die Reisenden den Namen des tönenden Steines gegeben haben. Die drei Substanzen, welche zu dem chinesischen Porzellane genommen werden, sind das Pe tun tse, ein weißlicher Feldspath, das Kaolin, ein thonartiger Feldspath, und das Sche kao oder der Baryt.

Die chinesische Regierung ist eine Art Absolutismus, gemäßigt durch das Recht der Repräsentation, welches manche Magistratsklassen haben. Die höchste Gewalt wird ausschließlich von dem Kaiser ausgeübt, der den Titel „Sohn des Himmels" führt. Die Krone ist erblich und die Thronfolge seit langer Zeit auf die männliche Linie beschränkt, aber man folgt nicht immer der Erstgeburt. Die Aristocratie kennt man in China nicht, wenn man unter diesem Worte einen durch Erbschaft fortgepflanzten Adel versteht, der die Ehrenstellen ꝛc. in einer gewissen Zahl Patricierfamilien zu erhalten weiß. Dafür gibt es aber daselbst eine schwankende Aristocratie, die nicht, wie man bisher glaubte, durch Willkür des Kaisers, sondern nach bestimmten Regeln gebildet wird. Es ist die Aristocra-

tie der gelehrten Mandarinen, welche durch Prüfungen und Bewerbungen erst erlangt wird. Die jungen Leute aus allen Ständen werden ohne Ausnahme zugelassen, sich zum dritten gelehrten Grade zu melden. Diejenigen, welche ihn erhalten, kämpfen mit einander um den zweiten, welcher Zutritt zu den öffentlichen Aemtern gibt. Vom zweiten Grade kann man mit ausgezeichneten Geistesgaben sich zu dem ersten emporschwingen und von da zu den höchsten Aemtern. Diese Einrichtung besteht seit dem 7. Jahrhunderte und hat sich troz dem feindlichen Einfalle und der Eroberung forterhalten. Da sie den kriegerischen Geist mildert, so ist es wohl möglich, daß sie China den Tartaren geöffnet hat, aber sie hat auch die Sieger civilisirt und den Sitten der Besiegten zugeführt; man verdankt ihr die lange Reihe ruhiger Jahrhunderte, die Ordnung im Innern, die Ehrfurcht des großen Haufens vor dem Bestehenden und den unbedingten Gehorsam vor den alten Gesetzen. Die Grundlage der chinesischen Regierung ist das der Intelligenz und nicht der Geburt gegebene Vorrecht. Es gibt in diesem Lande keinen erblichen Titel als für die Prinzen der kaiserlichen Familie und für die Nachkommen des Con-fu-tse, des Mencius und Lao Kium.

Die Militärhierarchie, welche die Kriegsmandarinen hervorbringt, ist auch das Resultat einer Bewerbung. Statt aber Beweise von geistiger Fähigkeit zu geben, muß man bloß Tüchtigkeit, Kraft und Gewandtheit in körperlichen Uebungen zeigen. Die Militärgrade stehen übrigens den wissenschaftlichen weit nach. Der gelehrten Mandarinen gibt es im ganzen Reiche von der ersten bis zur achten Ordnung 14,000 und alle werden sie durch die Knöpfe ihrer Kleider characterisirt; sie haben die Achtung des Volks und die Gunst des Kaisers für sich. Die Kriegsmandarinen, deren es 2000 gibt, sind Subalternbeamte, denen die Soldaten gehorchen, die aber weniger unmittelbaren Einfluß auf die übrigen Einwohner haben.

Die Verwaltung der chinesischen Provinzen ist zwischen mehreren Beamten getheilt, welche einander aber nicht controliren. Der Generalgouverneur, den die Europäer Vicekönig nennen, hat fast immer zwei Provinzen unter sich. Außerdem gibt es einen Intendanten der Provinz, einen Oberaufseher der Gelehrten, einen Finanzdirector, einen Criminalrichter, einen Salz- und einen Magazinverwalter. Jedes Departement, jeder Kreis, jeder District hat seine besondern Beamten, welche die Justiz und die Verwaltung in sich vereinigen. Der Kaiser ernennt alle diese Angestellten nach einer ihm vorgelegten Liste. Die Berichte, die officiellen Bekanntmachungen und die Verordnungen erscheinen in der Zeitung von Peking und werden sodann von den Provinzialzeitungen wiederholt. Können diese Verordnungen das Interesse irgend Jemandes verletzen, oder finden sie Widerspruch, so geht der Kaiser auf eine officielle Polemik über die Motive ein, welche den Entschluß veranlaßten. Dies geht so weit, daß bei einer Landplage, wie bei Hungersnoth, bei einer ansteckenden Krankheit, bei Erdbeben ꝛc. das Oberhaupt des Staats vor seinen Unterthanen die Verantwortlichkeit davon übernimmt; er klagt sich an, den Himmel durch Vernachlässigung seiner Pflichten gereizt zu haben, und macht bekannt, er werde ihn durch Fasten, Zurückgezogenheit und außerordentliche Gebete zu versöhnen suchen.

Der Kaiser ist das Oberhaupt der Verwaltung und der Armee. Die Kriegsmacht, worüber er verfügen kann, ist der Gegenstand verschiedener Schätzungen gewesen. Barrow spricht von zwei Millionen Soldaten, mancher Missionär von einer Mill. 400,000, Malte Brün von 500,000; aber die richtigste von allen Angaben dürfte wohl die des russischen Reisenden Timkowsky seyn, der die regulären Truppen in vier Corps theilt. Das erste ist 67,000 Mann stark, die Elite der Armee, besteht aus Mantschus und hat ungeheuere Vorrechte; das zweite besteht aus 15,000 Mongolen;

das dritte aus 27,000 Chinesen, und endlich das vierte und zahlreichste aus 500,000 Mann, ebenfalls Chinesen. Die Verschiedenheit zwischen den beiden letzten kommt daher, daß die Vorfahren der erstern sich den Mantschus gleich in den ersten Tagen des Einfalls anschlossen und ihnen bei der Eroberung behülflich waren, während die letztern für ihre Nationalität kämpften. Die Elitenbataillone liegen gewöhnlich in der Hauptstadt oder in der Umgegend; die andern vertheilen sich in den 2000 befestigten Plätzen des Reichs. Mit den mobilen Milizen, deren Zahl sich auf 125,000 Mann beläuft, beträgt die ganze Kriegsmacht des Reichs 740,000 Mann, wovon 175,000 Reiter sind. Außerdem gibt es noch als unabhängige Hülfsvölker eine mongolische Cavallerie, deren Organisation an die der Kosaken vom Don und Ural erinnert. Man gibt ihre Stärke zu 500,000 Mann an.

Fast alle chinesische Soldaten sind verheirathet und ihre Söhne, die bei ihrer Geburt in die Verzeichnisse eingetragen werden, ersetzen sie später. Außer den Waffen, einem Pferde, einem Hause und einer gewissen Portion Reis erhält jeder Soldat der drei ersten Corps monatlich einen Sold von 3 bis 4 Lanes (6 bis 8 Thlr.). Von diesem Gelde muß er aber auch seine Bekleidung bestreiten, und daraus folgt, daß ein Corps nie gleich uniformirt ist. Einige haben blaue mit Roth besetzte oder braune gelb besetzte Jacken; einige tragen weite Beinkleider, andere enge und die Stiefeln darüber. Hier sieht man Bogenschützen mit ihren langen mit kleinen Troddeln besetzten Gewändern, welche in der Mitte mit einem Gürtel zusammengehalten werden; dort Füsiliere mit ihren Mützen von Pappe oder Leder, deren Seiten auf die Backen herabgeschlagen werden können und bis auf die Schultern reichen.

Das vierte Corps, jenes von 500,000 Mann, erhält Landstücke zur Bebauung angewiesen. Da dies ein Sicherungsmittel gegen den Hunger gewährt, so ist die Rekrutirung sehr leicht und

die Unglücklichen drängen sich in Menge nach der Ehre, als Soldaten dieses Corps eingeschrieben zu werden.

Von allen chinesischen Bataillonen hat nur die Cavallerie Haltung und Kraft. Die mit schlechten Luntenflinten bewaffneten Fußgänger haben weder Muth, noch Disciplin, und die Artillerie fürchtet sich fast vor ihren eigenen Kanonen. Die Unterhaltung der ganzen Armee kostet, nach Timkowsky, 87 Millionen 400,000 Lanes (177 Mill. 575,000 Thlr.).

Es ist viel von den chinesischen Gesetzen und ihrer Stabilität gesprochen worden. Welche Meinung man aber auch hiervon haben mag, so ist es doch nicht zu leugnen, daß sie gänzlich für die Politik des Landes und das Temperament der Eingebornen passen. Es sind gute Polizeiverordnungen, sagt Malte Brün, begleitet von guten moralischen Vorschriften. Der Kaiser achtet diese Gesetze, weil sie ein vortreffliches directes und indirectes Werkzeug des Despotismus sind. Die Mandarinen haben nicht mehr Ursache zu einer Aenderung; denn durch sie beuten sie den Gehorsam des Volks aus unter der Voraussetzung, daß sie mit dem Kaiser abrechnen. Doch gibt es Gerichtshöfe, wo man der Form nach gegen Höhere klagen kann, wenn man auch überzeugt seyn muß, daß diese Kühnheit nicht ungestraft bleiben wird. Unter den Regierenden herrscht keine Uneinigkeit, denn die kaiserliche Peitsche ebnet alle Anmaßungen und läßt keine Eifersucht rc. aufkommen; bei dem Volke findet man keine Widerspenstigkeit, denn es ist eben so schlau als feig, und mit seiner Schlauheit beherrscht es fast seine Gebieter. Man bestiehlt es allerdings, aber man erlaubt ihm ebenfalls, zu stehlen, und es ist dabei sehr fleißig. Die Gerechtigkeitspflege ist sehr tadelnswerth, aber nur dann, wenn man sie nicht bezahlt. Der Reiche ist deßhalb zufrieden und der Arme muß es seyn. Die Unglücklichen, welche den nächsten Tag verhungern zu müssen fürchten, werden Straßen- oder Seeräuber. Lassen sie sich

ertappen, so henkt man sie; leisten sie aber Widerstand, bieten sie dem Kaiser die Spitze, so unterhandelt man mit ihnen und gewinnt sie der Ordnung und Ruhe wegen durch Mandarinenstellen ꝛc. Werden in Europa nicht auch häufig Diebe zu Polizeidienern gewählt?

Uebrigens wird der Chinese frühzeitig durch die Erziehung, durch die Sitten und das Ceremoniel des gewöhnlichen Lebens an den Gehorsam gewöhnt. Er thut keinen Schritt ohne eine Verneigung, ein Compliment ꝛc. Der angeborne Stolz wird auf diese Weise durch das Leben wieder aufgehoben. Ein anderes Geheimniß der chinesischen Politik aber, eine der Hauptursachen ihrer Unveränderlichkeit ist — sollte man es glauben! — das pasigraphische System, welches der geschriebenen Sprache untersagt, durch alphabetische Zeichen die Töne der gesprochenen Sprache wiederzugeben. „Man bringe die Fundamentalideen," sagt Malte Brün, „in irgend eine Ordnung, classifizire unter diese Mutterideen alle andern Ideen, welche die gewöhnliche Sprache an die Hand gibt, gebe jeder Mutteridee ein einziges, willkürliches Zeichen, lasse diese Zeichen, die wirklichen Schlüssel der Sprache, die feste Basis anderer gleich abstracter und willkürlicher Zeichen seyn, welche die untergeordneten Ideen andeuten — und man hat die Gelehrtensprache Chinas. Ihre Schlüssel, 214 an der Zahl, und die andern davon abgeleiteten Zeichen, mehr als 80,000, drücken nicht Wörter, sondern Ideen aus; sie sprechen nur zu dem Auge und zu dem Gedächtnisse; die Phantasie wird durch diese willkürlichen Zeichen nicht geweckt und die Stimme würde nicht den 100sten Theil davon ausdrücken können. Die Schönheit eines chinesischen Gedichts besteht darin, daß es nicht durch die Declamation wiedergegeben werden kann, und die großen Gelehrten des Landes unterhalten sich mit einander, indem sie mit ihren Fächern in der Luft

Charaktere beschreiben, welche durchaus keinem Worte der gesprochenen Sprache entsprechen."

Die gesprochene chinesische Sprache dagegen besteht aus einsylbigen Wörtern und es gibt deren für ein europäisches Ohr kaum 350 verschiedene; mit Hülfe einiger Stimmenänderungen wissen aber die Chinesen eine endlose Anzahl daraus zu machen. So kann das Wort tschun je nach der Betonung Herr, Schwein, Küche, Säule, freigebig, bereiten, alte Frau, Sclave und Gefangener bedeuten. Andere Wörter haben sogar bei ähnlichem Laute verschiedene Bedeutungen; pe, kurz gesprochen, kann z. B. Norden, weiß, Cypresse, 100 und eine Menge anderer Dinge heißen. Die Syntax ist außerdem kläglich arm; es gibt weder Declinationen, noch Conjugationen, sie werden vielmehr durch kindische Umschreibungen ersetzt. Die gelehrte Sprache dagegen verschmäht diese Aushülfe und setzt die Worte blos neben einander. Um auszudrücken, daß das Meer keine Gränzen habe, schreibt sie: Meer kein Gränze. Diese trockene, dunkle, unausgebildete Sprache trägt einen unbestreitbaren Charakter des Alterthums an sich und scheint die Mutter der tibetanischen und anamitischen zu seyn.

Der Einfluß dieser Pasigraphie auf die Politik des Landes ist größer, als man wohl glauben möchte. Sie erhält die Kindheit der Völker und macht, daß die etwas höhern Ideen von ihnen fern bleiben. Die gesprochene und auf die erwähnte Art zurückgesetzte Sprache nimmt an den Fortschritten, welche in einer andern Sphäre geschehen, keinen Theil, und die auf ihre herkömmlichen Zeichen beschränkte Schriftsprache findet nur mit Mühe für neue Ideen und Eindrücke neue Formeln.

Man hat auch zu jeder Zeit die Summe der literarischen und wissenschaftlichen Kenntnisse der Chinesen übertrieben. Ehe die Europäer ihr Land betraten, waren sie mit der Mathematik und den davon abhängigen Künsten völlig unbekannt. Ihren



EINE CHINESISCHE BRÜCKE

astronomischen Beobachtungen fehlte es an Genauigkeit und Bestimmtheit und durch sichere Verfahrungsart, in Folge bestätigter Versuche, gewannen die Missionäre in dem Lande als Astronomen und Physiker einiges Ansehen. Nach und nach brachten sie, da sie alle Arbeiten dieser Art besorgen mußten, die chinesische Wissenschaft ungefähr auf gleiche Höhe mit der europäischen, und dieser Fortschritt war so ganz von Fremden herbeigeführt, daß die Verbannung der Geistlichen den vollständigen Verfall der erlangten Kenntnisse herbeiführte. Als die englische Gesandtschaft nach Peking kam, war es so weit gekommen, daß der Präsident des mathematischen Tribunals, ein Chinese, Barrow und Dr. Dwinddie ersuchte, ihm in den astronomischen Berechnungen des Nationalkalenders beizustehen. Bis dahin hatte er sich der „Connaissance des temps" bedient, die man ihm von Paris aus schickte, da aber die französische Revolution alle Verbindungen zerrissen, so hatte er sich mit einfachen Localformeln begnügen müssen, welche die Resultate dem Zufalle überließen. Mit großem Vergnügen nahm der Präsident eine Sammlung Seekalender des Dr. Dwinddie an, welche für den Meridian von Greenwich bis 1800 berechnet waren.

Die andern Wissenschaften sind in China nicht weiter. Was die Künste betrifft, so kann man in Europa beurtheilen, was sie in jenem Reiche sind; das Seltsame, Verzerrte ist das Schöne; die Baukunst, die Malerei, Bildhauerei, Alles ist phantastisch, monströs. Nur zwei und noch dazu unvollkommene Entdeckungen scheinen China anzugehören: der Abdruck geschnittener, nicht aber beweglicher Platten und der Compaß. Die Polarität des Magneten war den Chinesen wirklich zur Zeit Marco Polos bekannt; sollte es dieser Reisende einem Landsmanne mitgetheilt haben und wäre der europäische Erfinder vielleicht nur ein Plagiar?

Die Schifffahrt ist offenbar sehr zurück und erbärmlich. Die Schiffe sind ungeheuere Maschinen und manche tragen bis 1000

Tonnen. Die beiden sehr hohen Castelle dienen aber nur, um das Schiff im Laufe aufzuhalten; da sich die Dschonken auf der Seite, von welcher sie der Wind packt, nicht heben können, so leiden sie häufig Schiffbruch. Von 100 Schiffen gehen auf einer bestimmten Fahrt in der Regel 50 unter. Die Anker sind von Holz. Die Lotsen kennen unsere Instrumente nicht und richten sich, wenn die Küste nicht gesehen werden kann, nach den Gestirnen &c. Von allen ihren Fahrzeugen sind die Schampans die hübschesten, zierlichsten, nettesten. Man überstreicht sie mit einem schönen gelben Firniß und die Segel sind aus sehr netten Decken verfertigt.

Die Taue bestehen größtentheils aus Bambusrinde. Nur die mechanischen Künste haben eine gewisse Wichtigkeit und Vollkommenheit erreicht. Die Verfertigung von Zeuchen, Porzellan, Lack und andere ähnliche Beschäftigungen zeugen von der großen Geduld und der Kunstfertigkeit der Eingeborenen.

Die Literatur ist selbst heute noch nicht genug zu beurtheilen, obgleich es bei uns Uebersetzungen chinesischer Bücher gibt. Sie haben gedruckte Bücher, besonders in Peking, wo die kaiserlichen Bibliotheken davon wimmeln, aber auch in den Provinzen, sowohl in öffentlichen Anstalten, als bei den Gelehrten. China besitzt unter andern Werken eine Encyclopädie in 64 Bänden von Wang hong Schan, einem ausgezeichneten Schriftsteller, der um das Jahr 1600, also ungefähr zu der Zeit, lebte, als die Missionäre nach China kamen. Sein Sohn hatte ihn bei dieser Arbeit unterstützt. Unter den vielen Seltsamkeiten, welche dieses Buch enthält, findet sich auch eine Erwähnung der europäischen Flinten. Die Classification des Inhalts, von einem Ende bis zum andern höchst seltsam, ist folgende: 1) Astronomie; 2) Geographie; 3) Schilderungen merkwürdiger Personen und der verschiedenen Volksstämme jeder Gegend; 4) Geheimniß des großen Cyclus des Pa Kua; 5) Baukunst; 6) Haus-, Kriegs-, Acker-, Garten- und Fischereigeräthe;

7) Anatomie; 8) Trachten; 9) Schachspiel und andere Spiele; 10) alte chinesische Schriftzeichen; 11) Botanik und Naturgeschichte der verschiedenen Länder; 12) die Kunst zu ringen und zu fechten; 13) die Kunst Holz zu fällen; 14) die Tanzkunst; 15) verschiedene Mittel, die Gesundheit zu erhalten und das Leben zu verlängern; 16) von den Hahnen- und Stiergefechten; 17) Münzen und Medaillen.

Die Dichtkunst bildet die Erholung der Gelehrten und selbst große Kaiser haben sich darin versucht. Kiang Lung wurde zu den ersten Verskünstlern seines Reichs gezählt. Sein beliebtestes Stück ist eine Ode auf den Thee und auf alle Theetassen des Reichs geschrieben worden. Der Anfang lautet also: „Ueber ein langsames Feuer setzt ein Gefäß mit einem Dreifuße; füllt es mit klarem Schneewasser und laßt er so lange kochen, als nöthig ist, um den Fisch weiß und die Krebse roth zu machen."

Die philosophischen Werke sind indeß höher geschätzt als die dichterischen Erzeugnisse. Die Vorschriften Con-fu-tse's, die Philosophie der Chinesen, sind in kurze, gebietende Sentenzen gebracht, welche über die Natur der bürgerlichen und religiösen Pflichten keinen Zweifel übrig lassen; z. B. „es gibt drei Haupttugenden: die Klugheit, um zu unterscheiden; das allgemeine Wohlwollen, um nützlich zu werden, und den Muth, um auszudauern."

Diese Vorschriften des Con-fu-tse scheinen die Religion der aufgeklärten Classen in China zu seyn. Vor diesem Philosophen war die Gottesverehrung der Eingebornen eine Art philosophischer Pantheismus. Man glaubt, daß selbst im hohen Alterthume das Daseyn eines vergeltenden Gottes nicht ausgeschlossen gewesen, und verschiedene Stellen in den Schriften des Con-fu-tse lassen vermuthen, daß auch er dieses Dogma annehme. Aber der unklare und dunkle Sinn seiner Definitionen, seine Grundsätze von natürlicher Moral und allgemeiner Harmonie haben einen wahren Spinozis-

mus, vermischt mit Materialismus und Atheismus, daraus gemacht. Die rein bürgerliche Verehrung, welche man dem Himmel, den Geistern der Erde, der Gestirne, der Berge und Flüsse, so wie den Seelen der Verwandten angedeihen läßt, ist in ihren Augen eine Staatseinrichtung ohne alle weitere Folgen. Dieser Cultus kennt weder Bilder, noch hat er Priester; jede Magistratsperson verrichtet ihn in dem Kreise ihrer Geschäfte und der Kaiser selbst ist der Patriarch. Con-fu-tse wird in den Tempeln durch ein bloßes Täfelchen dargestellt, vor dem man Weihrauch, Sandelholz und Goldpapier verbrennt. Die Secte der Tao-tse hat Ideen und Gebräuche, die sich der Lehre Epicurs nähern. Die Gründer dieser Partei lieben das beschauliche Leben, lassen aber die Astrologie und Zauberei zu.

Man zählt in China 1500 dem Con-fu-tse gewidmete Tempel und rechnet, daß bei den Opfern im Frühjahre und Herbste daselbst 27,000 Schweine, 2800 Schafe, 2800 Hirsche und 27,000 Kaninchen geschlachtet werden. Die Geschenke bestehen in 27,000 Stücken Seide.

Die Verehrung des Con-fu-tse und der Tao-tse ist für das Volk zu unverständlich und nie bis zu ihm gedrungen. Sobald dagegen der indische Buddhismus in China erschien, nahm ihn die Menge unter dem Namen Fo's an.

Was noch von den Eingebornen des ungeheuern chinesischen Reichs zu sagen wäre, wird sich auf einige vergessene Züge und auf einige Einzelnheiten der Sitten und Lebensweise beschränken.

Das eingezogene Leben der Frauen erstreckt sich nicht auf die Bäuerinnen, welche oft den Pflug selbst leiten und die härtesten Arbeiten verrichten, wird aber in den höheren Classen streng gehalten, wo eine ceremoniöse Etikette und eine Art Familienhierarchie herrscht. Die einzige Tugend, welche die Bewunderer der chinesischen Civilisation stets angepriesen haben, ist die kindliche Liebe und Ehr-



CONFUCIUS.

furcht, welche bis zum Unsinn geht. In China kann, wie sonst in Rom, ein Vater seinen Sohn als Sclaven verkaufen, und man bedient sich häufig dieses Rechts, ob aus Laune oder aus Armuth, mag hier dahingestellt bleiben. Die Töchter zumal sind fast immer der Gegenstand eines Handels zwischen den Eltern und dem Gatten. Das Seltsamste dabei ist, daß der letztere kauft, ohne zu sehen. Er kann die Sache nur erst in dem entscheidenden Augenblicke rückgängig machen; wenn der Wagen, der die Braut zu ihrem Gatten bringt, vor der Wohnung des letztern ankommt, gibt man ihm den Schlüssel zu dem Schlage; will er das Mädchen, nachdem er es nun zum ersten Male gesehen, nicht, so führt man es zu den Eltern zurück, aber der Bräutigam muß auf die Geschenke und den Kaufpreis Verzicht leisten.

Der Aufzug der chinesischen Bräute mit Musik und fröhlichen Gesängen hat viel Aehnlichkeit mit dem, was bei den Griechen geschah, wenn die Braut auf einem prächtigen Wagen durch die Stadt fuhr. Der einzige Unterschied ist der, daß die chinesische Braut für die Menge unsichtbar ist, während sich an den reizenden Zügen der Griechin die Blicke Aller weiden konnten.

Die Vielweiberei ist in China wie in allen den Ländern gesetzlich erlaubt, wo man die Frauen wie eine Waare behandelt; bei den meisten aber, welche kaum eine Frau und die mit derselben erzeugten Kinder ernähren können, artet diese Duldung nicht in Mißbrauch aus. Nur die großen Staatsbeamten haben, je nach ihrem Geschmack oder Vermögen, einen Harem von sechs bis zehn Frauen. Das Serail des Kaisers ist vollständig versehen; alle drei Jahre hält der gnädige Monarch eine Musterung über alle Töchter der tartarischen Beamten und Vornehmen, welche das zwölfte Jahr erreicht haben, und wählt unter diesen Familien, für deren gemeinsamen Vater er gilt, seine Gattinnen und Beischläferinnen. Diejenigen, welche bei der dritten Musterung nicht gewählt werden,

brauchen sich nicht wieder einzufinden. Der Frauen, welche Dienste in dem Pallaste thun müssen, gibt es ungefähr 5000. Gebären sie einen Sohn, so erhalten sie das Recht, in den Harem einzutreten, und nehmen ihren Rang mit unter den Gemahlinnen ein.

Die Chinesen haben nur für Eins vorzüglich Sinn, für das Spiel. Selten wohl tritt ein Eingeborener aus seinem Hause, ohne Würfel oder Karten bei sich zu haben. Fehlen diese, so nehmen sie die Finger zu Hülfe und spielen tsoï moï, eine Art mora oder mourre, das in Frankreich bekannt ist und wofür die Neapolitaner leidenschaftlich eingenommen sind. Sie kennen auch das Schachspiel, die Hahnen-, Wachteln-, Heuschrecken- und Grillenkämpfe.

Die despotische Gesetzgebung, welche China beherrscht, würde ohne Zweifel eine etwas vorgerückte materielle Civilisation nicht überlebt haben, ließe sich der Charakter der Eingebornen nicht alle Mißbräuche der Gewalt gefallen. Dieser Charakterstimmung muß man den häufigen Gebrauch des Bambus zuschreiben, der im ganzen Reiche regiert. Der kleinste Fehler, das geringste Vergehen zieht eine mehr oder minder große Dosis dieser Strafe nach sich, deren Bestimmung fast immer der Willkür der Mandarinen überlassen ist.

Der Bambus und die Noth sind die beiden Elemente der Verschlechterung des chinesischen Charakters. Die Menschlichkeit, die Vaterliebe, die Mildthätigkeit sind dem Chinesen unbekannte Tugenden. Trifft Jemanden auf der Straße der Schlag, so läßt man ihn ohne alle Hülfe sterben. Ein Arbeiter könnte neben sich einen Cameraden aus Krankheit oder irgend einem Zufalle sterben sehen, ohne auch nur daran zu denken, zu fragen, was ihm fehle. Scheitert eine Dschonke in dem Flusse, so denken die herbeigeeilten Uferbewohner sicherlich eher an die Rettung des Fahrzeugs als der Mannschaft. Dasselbe ist der Fall bei einer Feuersbrunst,

wo sich ein Jeder bemüht, sein Haus zu retten, aber sich wenig oder gar nicht um das seines Nachbars bekümmert.

Ohne Zweifel muß man diesem rohen Egoismus die ungeheure Menge Kindermorde zuschreiben, die jährlich in dem Lande vollbracht werden. Statt dieses häßliche Verbrechen zu bestrafen, duldet es die Regierung und begünstigt es fast. Eine Arbeit der Polizei in Peking ist, jeden Morgen die Kinder wegzuschaffen, welche man die Nacht über auf die Straßen geworfen hat. Man legt sie zusammen auf Karren und bringt sie, todte und lebendige unter einander, auf einen Schindanger vor der Stadt. Einige Schriftsteller geben die Zahl der Kindermorde auf jährlich 30,000, andere auf nur 10,000 an. Diejenigen Chinesen, welche an einem Flusse wohnen, werfen sie in das Wasser, nachdem sie ihnen einen Kürbiß an den Hals gebunden haben, der den Kopf nicht untersinken läßt. Man sieht nicht selten solche Kinderleichen schwimmen und die vorüberfahrenden Böte achten nicht mehr darauf, als sähen sie einen todten Hund.

Neben dieser berechneten Grausamkeit, die sich weder durch die Armuth, noch durch die dichte Bevölkerung entschuldigen läßt, besitzt der Chinese auch Eigenschaften, die ihn für das gesellschaftliche Leben geeignet machen: Höflichkeit, ein gelassenes Wesen und Arbeitslust. Die Höflichkeit zwischen Gleichen und der Niedrigen gegen Höhere ist nicht bloß eine Gewohnheit, sondern ein politisches Gesetz. Zänkereien sind sehr selten, selbst unter dem gemeinsten Volke. Die Chinesen, die stolz und gemein, eitel, aber feig sind, besitzen eine Keckheit, die immer größer wird, je mehr man ihr nachgibt, die sich aber vor dem Widerstande und der Drohung gleich bückt und demüthigt. Behandelt man sie sanft, so wird man insultirt; ist man barsch, so werden sie nachgiebig. Vor einem Degen, einem Pistole fallen sie fast in Ohnmacht.

In China herrschen sehr verschiedene Religionen und Sitten.

Das Volk betet zum Theil Sonne und Mond, Drachen und allerlei Geister an. Der Hof ist der Secte des Lama zugethan; die Gelehrten verehren die Religion des Confucius, der ein höchstes Wesen, Unsterblichkeit und Vergeltung nach dem Tode lehrte und selbst göttlich verehrt wird. Die Secte des Laotse oder Loo-Kyun nennen sich die Kinder der Unsterblichkeit, von einem so genannten Trank der Unsterblichkeit. Das gemeine Volk hängt dieser Secte und deren Priestern sehr an, da ihre Lehren mancherlei Ausschweifungen und den Aberglauben begünstigen. Die Secte des Fo endlich verehrt eine zahllose Menge Götzenbilder, zum Theil in den widerlichsten Gestalten, und deren unwissende Priester blos von den Geschenken, die man ihren Götzen macht, leben. Wir theilen hier das Wesentlichste und Wichtigste der in China herrschenden Religionen mit.

Ein heiliges Buch der Chinesen, welches den Namen Chuking führt, gibt von der unnennbaren Urseele aller Dinge, Chang-ti oder Thien, das ist: das Allerhöchste, folgende Erklärung:

Chang-ti, der 2600 Jahre lang der Gegenstand der Verehrung der Urvölker von China war, sey das erste Grundwesen aller Dinge und der Vater aller Völker, ein Wesen, das ganz allein von keinem andern abhängig ist; das Alles vermag; dem alle Dinge, auch sogar die verborgensten Heimlichkeiten des Herzens, bekannt sind; welches über die Regierung der ganzen Welt sorgfältig wacht, von dessen Befehl und Einrichtung alle Begebenheiten in der Welt abhängen; ein Wesen, welches heilig ist; das von keiner Parteilichkeit etwas weiß; das einzig und allein von der Tugend der Menschen gerührt werden kann; das höchst gerecht ist und die Laster öffentlich straft; welches sogar die lasterhaften Regenten vom Thron stürzt, und andere darauf erhebt; dessen öffentliche Verhängnisse sichtbare Erinnerungen zur Besserung der

Sitten und die Beschließung solcher Unglücksfälle nichts anders, als Wirkungen einer beleidigten Gerechtigkeit sind u. s. w.

In den chinesischen Schriften wird ferner erzählt: das erste sterbliche Wesen habe Puon-ku geheißen und sey aus einem Ei entsprungen, dessen Schale alsbald den Himmel bildete. Das Weiße des Eies aber wurde zum Licht und der Rest von dem Eigelb bildete die Erde. Hierauf seyen die Götterregenten mit ihren dienstbaren Geistern entstanden, welche die verschiedenen Geschöpfe und Produkte der Erde geschaffen hätten, und endlich auch ihre irdischen Bewohner. Abweichende Sagen berichten, dieser Puon-ku sey aus der ungeheueren Weltwüste gekommen und habe seine Entstehung selbst nicht gewußt.

Die Fabellehre der Chinesen verliert sich gleich der der Indier in das undurchdringlichste Dunkel der grauesten Vorzeit.

Den Chinesen erging es wie den Juden; ihre Sinnlichkeit war mit der einfachen erhabenen Verehrung des Unerforschlichen nicht zufrieden, sie versanken bald in mehrere Arten von Abgötterei, verehrten allerlei böse und gute Geister, welche von schlauen Pfaffen geschaffen wurden, denen auch schwache Kaiser huldigen mußten, und denen man Kapellen und Altäre baute, bis endlich der große Confucius den so sehr eingerissenen Götzendienst, namentlich den der bösen Geister, die er unbarmherzig absetzte, wieder so viel als möglich beschränkte und eine reine Lehre einführte. Doch war es ihm unmöglich, alle diese Sekten zu vertilgen, und noch heutiges Tages spielen die bösen und dummen Geister in China keine unbedeutende Rolle.

Noch jetzt befinden sich viele Sekten im chinesischen Reich, welche ganze Heere von bösen Geistern verehren. Auch einen Thee-Heiligen und einen Porzellan-Gott haben sie und beide stehen in großen Ehren bei dem Volk. Ersterer heißt Darma, und war ein aus Indien eingewanderter König, der aus Zorn, ein Gelübde un-

willkürlich gebrochen zu haben, der gute Mann wollte sich nämlich ganz des Schlafens entwöhnen, schlief aber dennoch ein, sich nun, als er erwachte, die Augenlider abschnitt, um so gewisser nun nicht mehr schlafen zu können. Und o Wunder, die Götter wurden durch so viel heilige Ergebenheit gerührt und die niedergefallenen Augenlider verwandelten sich in den Theebaum! und die Chinesen und die halbe Welt, wir mit, haben dem heiligen Darma den köstlichen Thee zu verdanken. Der Gott des Porzellans aber nennt sich Pousan und der erste Porzellan-Heilige ist Fi-tong; dieser war der Oberaufseher eines kaiserlichen Porzellan-Ofens, und warf sich, als der allerhöchste Eigenthümer von ihm und seinen armen gemarterten Arbeitern das Unmögliche verlangt hatte, in denselben, als er glühte, und siehe da, was Se. Majestät begehrt hatten, spie nun der Ofen aus, allein der Tyrann büßte den Frevel schwer, denn der Gott des Porzellans ließ ihn durch eine Säule von dieser Materie erschlagen, und aus dem Oberaufseher ward ein Oberheiliger.

Die übrigen Mythen der Chinesen von ihren Göttern, Heiligen und Regenten belaufen sich wohl in die Hunderttausende, denn jede Provinz, jeder Bezirk, ja jede Stadt und jedes Dorf haben ihre eigenen, von denen viele indischen Ursprung verrathen; sie auch nur zu erwähnen, würde ermüden. Einem dieser bösen Geister, und zwar der bitterbösen Frau eines ihrer Kaiser, die nach der Sage Ziegenfüße gehabt haben soll, die sie aber weislich niemals habe sehen lassen, wollen sie ihre kleinen Füße verdanken. Dieser Dämon in weiblicher Gestalt soll nämlich eine ganz außerordentliche Schönheit gewesen seyn, die keinen andern Fehler, als den eben erwähnten hatte, den sie durch die niedlichsten Pantöffelchen von der Welt zu verbergen wußte. Die andern Weiber am Hofe, welche Alles nachäfften, was die Regentin that, konnten nun ihre Füße nicht klein genug machen, und um sie ebenfalls in recht niedliche Pantöffelchen zwängen zu können, verstümmelten sie sich

und ihren Kindern die Füße auf das grausamste, und vom Hof ging der Gebrauch auf das ganze Land über, und somit wurden kleine Füße, aus Ehrfurcht oder aus Furcht, die schönsten, die beliebtesten im ganzen Reiche. Dieselbe Fürstin soll auch das große Laternenfest, welches jedes Jahr am 15. des ersten Monats gefeiert wird und bei welchem alle Straßen und Häuser von ganz China mit unzählbaren Lichtern erhellt werden, eingeführt haben, indem sie alle Gemächer ihres Pallastes des Nachts mit viel tausend bunten Lampen und Lichtern erleuchten ließ, um die Nacht, wo möglich, noch heller als den Tag zu machen. Dieser weibliche Satan war es auch, der eine große Säule von Erz gießen ließ, welche von innen ganz glühend gemacht wurde, und dann die armen Verurtheilten zwang, dieselbe auf das innigste zu umarmen, bis sie, an allen Gliedern verbrannt, todt niederstürzten.

Die merkwürdigsten Sagen der Chinesen sind folgende: Ein himmlisches Geschlecht, Thien-Hoang, bestand aus 13 Brüdern, von denen ein jeder 18,000 Jahr regierte! Dieser überirdischen Dynastie folgte eine irdische, die der Ty-Hoang; es waren 11 Brüder, von denen ein jeder wieder 18,000 Jahre herrschte. Nach diesem kam ein anderes menschliches Herrschergeschlecht von neun Brüdern auf den Thron; ein jeder lebte und regierte 45,600 Jahre! Sie hießen Gin-Hoang. Nun kam das Geschlecht der Yeus, welches die Menschen Bäume pflanzen und Häuser bauen lehrte. Auf dieses folgte die Regierung der Feuermänner (Su-ju); sie lehrten das Volk, das Feuer durch das Reiben des Holzes hervorbringen, das Fleisch kochen und Metalle schmelzen. Auch von einer großen ungeheueren Ueberschwemmung, die vor vielen Jahrtausenden stattgefunden haben soll, ist in vielen chinesischen Werken die Rede. Daß nach dieser Sage ihr Reich wenigstens mehrere 100,000 Jahre bestehen müßte, ist leicht zu berechnen. Die Schüler des Laotse, die Too-sse, bestimmen den Beginn der irdischen Dinge auf

278,000 Jahre, Andere aber gar auf **969,617** Jahrhunderte!! Einer ihrer Geschichtschreiber, Lo-pi, hat die Sage von den zehn Perioden, so wie der vier Zeitalter der Vedas und die sechs Schöpfungsperioden des Sephers beibehalten und behauptet, daß vor dem jetzigen Menschengeschlechte ein ganz anders gestaltetes gelebt habe, wie so viele versteinerte Knochen, die man in den Gebirgen u. s. w. fände, bewiesen.

Einige Schriftsteller nehmen den Puon-ku zum ersten Beherrscher, so wie zum Stammvater der Chinesen an, der sie in der Mathematik unterrichtet habe, und erst nach ihm habe das Geschlecht des Thien-Hoang regiert, der die erwähnte Wissenschaft noch weiter ausbildete und auch Stundenzeichen eingeführt habe. Der Ty-Hoang aber lehrte sie die Sternkunde und die Eintheilung der Monate in 30 Tage. Ging-Hoang aber theilte das Land in Provinzen ein, lehrte die Menschen Ackerbau treiben und zusammen wohnen. Unter ihm war das goldene Zeitalter der Chinesen und Alles in Ueberfluß vorhanden. Noch jetzt weiß das Volk einem weisen, tugendhaften und gerechten Monarchen keine größere Ehre anzuthun, als wenn es sagt: das ist ein wahrer Ging-Hoang. — Yeus, der Feuerbringer, machte; daß die Menschen das Fleisch nicht mehr roh aßen, und veranlaßte sie, ihre Blößen durch die Felle der geschlachteten Thiere zu decken. Su-ju aber soll die Kunst erfunden haben, sich gegenseitig die Gedanken und Begriffe mittelst Knoten und Stricken mitzutheilen. Auch führte er den Handel ein und errichtete Waarenmärkte zum Umtausch, denn Geld gab es noch nicht. Vier sehr kluge Männer sollen ihm bei all diesen Einrichtungen durch ihren überaus guten Rath behülflich gewesen seyn, wofür er sie zu Statthaltern der Provinzen machte. Er theilte auch allen Urstoff in fünf Elemente ein, und zwar in Wasser, Feuer, Erde, Holz und Metall, wie sie das heilige Buch Thou-king ebenfalls nennt, indem dasselbe sagt:

„Es sind fünf Elemente, das Wasser, das Feuer, das Holz, das Metall und die Erde. Das Wasser befeuchtet und fällt nieder, Das Feuer trocknet und steigt aufwärts. Das Holz ist etwas, was fest, hart und gerade ist. Das Metall ist biegsam und nimmt eine Leichtigkeit an sich. Die Erde endlich ist samenfähig und fruchtbar. Was nun befeuchtet und herunterfällt, das gibt ein Salz; das trockene und in die Höhe steigende Wesen macht Bitterkeit; das feste, harte und gerade gibt eine Säure; das biegsame und zum Poliren geschickte wird scharf und beißend; was fruchtbar und samenfähig ist, das bringt Süßigkeit. Dieses sind der fünf Elemente Eigenschaften und Geschmack."

Den Kaiser Fo-hi nennen sie auch Tient-se, d. h. Himmelssohn, und betrachten ihn als den angeblichen Stifter des großen Reichs Thong-kue. Er soll in der Provinz Chen-si, unfern des gelben Flusses, das Licht der Welt erblickt haben, und seine Geburt hatte folgende wunderbare Veranlassung. Seine Mutter ging an dem Ufer eines Sees in der Nähe einer Stadt (Lan-thien) spazieren und trat in. einen, in den Sand eingedrückten großen Fußtapfen eines Mannes, worauf sie sogleich ein Regenbogen umgab und befruchtete. Die Folgen waren Fo-his Geburt. Dieser erfand nun statt der Berechnung mit Stricken und Knoten die Schreibart nach Linien, und soll die Zeichenschrift auf dem Rücken eines furchtbaren Drachen, der dem brausenden See entstieg, gelernt haben. Seine Hofbeamten mußten nun auch die Benennung von Drachen annehmen, und der den Titel des fliegenden Drachen hatte, mußte Bücher schreiben, der lauernde Drache aber die Calender machen, der Baudrache Häuser bauen, der Wasserdrache die Brunnen besorgen, der Feuerdrache das Kochen u. s. w. Dies soll die Veranlassung gewesen seyn, daß die Chinesen den Drachen zu ihrem Reichswappen machten. Diesem Regenten wird

die Erfindung des Spinnens und Strickens, der Musik und namentlich des mit 36 Saiten bezogenen Instrumentes Kin, dessen Form (oben und unten platt) Himmel und Erde vorstellen soll, zugeschrieben, so auch der Unterricht des Fisch- und Vogelfanges und der Jagd, eben so die noch bestehende Kleiderverordnung beider Geschlechter; vor ihm trugen sich Mann und Weib gleich. Endlich gab er auch viele Gesetze, worunter auch eins, daß sich keine nahe Verwandten mehr heirathen durften, so wie Personen, welche einerlei Namen führten, wenn sie auch nicht in der entferntesten verwandtschaftlichen Beziehung mit einander standen. Unter ihm wurden auch die Ufer des großen Flusses Kirang angebaut. Nach einer glücklichen Regierung von 115 Jahren entschlief endlich dieser berühmte Fürst, sein Reich blühend und glücklich verlassend. Auf allen Denkmälern findet man den Fo-hi als halb Affe und halb Mensch abgebildet. Sein Nachfolger, Chin-nong, der dem Fo-hi noch bei Lebzeiten in der Regierung beistand, war der chinesische Aesculap; er erfand vortreffliche Arzneien, kannte alle Gifte der Kräuter, so wie deren Gegengifte, und heilte alle Krankheiten. Nachdem er schon 144 Jahre regiert hatte, empörte sich ein Statthalter oder kleiner Fürst gegen ihn. Dies gab nach den chinesischen Geschichtschreibern die Veranlassung zum ersten Kriege der Welt. Auf dem Berge Fau, da, wo jetzt Peking liegt, kam es zu einer Schlacht, in welcher unglücklicherweise der kaiserliche Arzt das Leben einbüßte. Hierauf kamen 7 Regenten, von denen man nichts weiß. Diesen folgte Hoang-ti, und zwar erst 12 Jahre alt, der aber zuvor seinen Vorgänger, den hochmüthigen Yu-ouang, vom Thron stürzen mußte. Dieser Fürst erfand den chinesischen Compaß und gebrauchte ihn besonders, als er sich nach einer glücklichen Schlacht gegen Rebellen mit den Seinigen verirrt hatte. Dieses seltsame Instrument hatte die Gestalt eines Wagens, auf dessen oberem Theil eine Platte lag, auf welcher eine Ratte und ein Pferd abgebildet wa-

ren. Unten aber soll der Stift gewesen seyn, der sowohl die Mittagslinie, als die Weltgegenden anzeigte und den Wegweiser machte. Er war es auch, der den chinesischen Cyclus von 60 Jahren einführte, wonach man die Zeit berechnete. Der 68. Cyclus der Chinesen wird sich mit dem Jahr 1863 nach unsrer Zeitrechnung endigen, also nach 4080 Jahren. Er führte auch die noch übliche Kugelrechnung, so wie das Maß nach einem Hirsekorn, das als eine Linie angesehen wurde, ein. Ferner sollen die Trompeten, Trommeln und Pfeifen, ja sogar die Orgeln von seiner Erfindung gewesen seyn, eben so die der Schönfärberei, worauf ihn die Farben der Blumen geführt haben sollen. Auch war er ein gewaltiger Baumeister, namentlich für Straßen und Brücken, und legte die Landungsplätze an. So wird ihm auch das Prägen von Münzen in Gestalt von Messerklingen, Kin-tno, zugeschrieben, so wie die Erfindung der Pferde- und Ochsengeschirre, der Bogen und Pfeile, und seine Gattin erfand die Seidenspinnerei und gab darin sogar Unterricht. Den Göttern baute er einen herrlichen Tempel, den Hokong, und ernannte sich selbst zum Hohenpriester des Himmelsgottes. Dieser berühmte Regent herrschte gerade ein Jahrhundert, hinterließ ein Viertelhundert (25) Kinder, unter denen sein Sohn Chnohao den Thron bestieg, und wegen seiner Milde sehr geliebt wurde. Bei seiner Thronbesteigung erschien der berühmte Vogel Fou-Hoang, eine Art Adler, mit rothen, goldenen und seltenen Federn, ein chinesischer Phönix, und schwebte über seinem Haupte; dessen Erscheinung aber galt für das Zeichen einer sehr glücklichen Regierung. Hierdurch nahm der Kaiser die Veranlassung, den obersten Staatsbeamten die Attribute dieses Staatsvogels beizulegen, so wie Fo-hi es mit dem Drachen gemacht hatte, und der Rang seiner Hofbedienten und der Mandarinen wurde durch gestickte und gemalte Vögel und andere Thiere, die sie als Auszeichnung an sich trugen, kenntlich gemacht. Trotz dem, daß er fünf Söhne, die zum

Theil nicht ohne Verdienst waren, hatte, ernannte er dennoch seinen Enkel Tchuen-hio auf dem Sterbebette zu seinem Nachfolger, der indeß seine Oheime zu den einträglichsten und ansehnlichsten Aemtern des Reichs ernannte, so wie sich selbst zum Hohenpriester, so daß er schlau genug das geistliche Ansehen mit dem weltlichen vereinigte; er war also Pabst und Kaiser in einer Person. Auch den Kalender verbesserte er und theilte die chinesischen Tageszeiten, wahrscheinlich durch die Mahlzeiten, ein. Er regierte 78 Jahre. Nach ihm kam Kao, d. h. der Höchste, auch Tico genannt. Dieser stand wegen seiner ansehnlichen Leibesgestalt und sonstigen Vorzüge in großer Achtung bei dem Volk. Er soll die Vokalmusik erfunden und eingeführt haben, und sein Hofdichter Hien-he machte die ersten Lieder. Er war aber auch der, welcher die Vielweiberei einführte, und legte sich vier Frauen bei, die ihn mit vier Knaben beschenkten, wovon der eine, Tchi genannt, nach einer 70jährigen Regierung des Vaters demselben folgte. Dieser aber war ein lasterhafter Wütherich, der sich allen Ausschweifungen und Thorheiten überließ, und deßhalb bald abgesetzt und fortgejagt wurde. Sein Bruder Yno wurde nun Kaiser, und zwar durch seine Tugenden und Verdienste ein chinesischer Titus. Das älteste classische Buch der Chinesen spricht nur mit der größten Achtung von ihm und sagt unter andern: „Durch die weisen Einrichtungen dieses Herrschers sah man in dem ganzen Reiche die allervollkommenste Einigkeit, Zufriedenheit und Glückseligkeit blühen."

Die Kaiser mußten schon in den ältesten Zeiten die Opfer und die hauptsächlichsten Religionsgebräuche in eigener Person als Priester verrichten; eben so uralt ist der Gebrauch, daß ein jeder Regent bei seiner Thronbesteigung ein Stück Land selbst mit dem Pfluge beackern und dann besäen muß. Die Früchte, welche aus diesem Samen entstanden, wurden bei dazu bestimmten Festen der

höchsten Gottheit dargebracht; eben so die sechs Thiergattungen, welche dazu besonders ernährt und gepflegt wurden.

Unter dem Kaiser Sing-vang, der mit Bart und Haaren auf die Welt gekommen war, kam im Jahre 551 oder 52 vor unserer Zeitrechnung, der berühmteste Weise China's, Kong-fu-tse oder auch Kong-tse, Confucius, in dem Königreiche Lu, der jetzigen Provinz Schan-tong, zu Tseu-ye auf die Welt, dessen Abkunft man auch von Hoang-ti ableitet. Bei seiner Geburt und nach derselben erfreute sich das Reich der tiefsten Ruhe. Diesem großen Weisen und seinen Lehren verdankte das Reich sein späteres Ansehen und seine Dauer. Er ist der chinesische Moses und Mahomed. Seinen Vater hatte er schon als zartes Kind von drei Jahren verloren und in seinem 20sten Jahre war Confucius noch ein armer Schlucker, hatte aber in der Provinz, wo er lebte, bereits den Ruf eines sehr gelehrten und weisen Jünglings. Um ihm einigen Unterhalt zu verschaffen, machte ihn der Fürst derselben zum Intendanten oder Mandarin über die Lebensmittel und ein Jahr später zu dem über das Vieh.

Als aber in der Provinz große Unruhen ausbrachen, begab er sich in das Fürstenthum Tsi, wo er sehr zuvorkommend aufgenommen und der Rathgeber des Fürsten King-kong wurde, der indessen seinen Rath nur selten befolgte, weßhalb der weise Mann ihn wieder verließ und nach Lu zurückkehrte, wo er sich in keine Regierungsangelegenheiten mehr mischte, sondern sich mit dem Ordnen der ältern Bücher beschäftigte und viele Schüler hatte. Im Jahre 497 vor Christi Geburt wurde er aber dennoch Minister des Königs Ting-kong in Lu. Dieser große Gelehrte erhielt auch den Ehrentitel Thong-ni und noch ist das Haupt seiner Familie von allen Abgaben frei. Jahrhunderte haben seine Nachkommen seine Vaterstadt nicht verlassen und sich in gerader Linie fortgepflanzt. Etwas, worüber unsere guten deutschen Don Ranudo's

erstaunen und was sie gewiß sehr hoch schätzen werden, ist, daß diese Familie bereits 70 — 80 unverwerfliche Ahnen zählt, wogegen auch unser ältester Erbadel nur neugebacken erscheint, obgleich derselbe im Grunde eben so viel Ahnen zählen und haben muß, als Confucius oder der erste beste Landmann. Durch diesen Minister erlangte der Herrscher Lu's so viel Ruhm, daß seine Nachbarn eifersüchtig darauf wurden und fürchteten, man möchte ihn zum Pa oder dem Oberhaupte der Fürsten machen, eine Würde, die jetzt für sich bestand und von der des Kaisers getrennt war, und die derselbe verleihen konnte.. Um dies zu verhindern und Ting-kong in Versuchung zu führen, machte ihm einer der benachbarten Fürsten mehrere Sängerinnen von außerordentlicher Schönheit zum Geschenke. Als Confucius sah, daß diese willkommen waren und sehr gut aufgenommen wurden, verließ er seinen Herrn und das Land, konnte aber selbst fast nirgends eine gute Aufnahme finden; ja er mußte sogar viele Gefahren bestehen und gerieth in äußerste Dürftigkeit, weßhalb ihn die meisten seiner Schüler verließen. Zu dieser Zeit war das Reich noch in viele kleine Königreiche abgetheilt, deren Oberhäupter insofern von dem Kaiser abhingen, als es gerade die Umstände erheischten. Einer derselben, Fürst Tchu, lud endlich den Confucius an seinen Hof ein, wogegen sich aber andere Fürsten setzten und den armen reisenden Weisen unterwegs auffangen und verhaften ließen. Als aber Tchu dieses erfuhr, ließ er ihn mit Gewalt befreien. Leider starb dieser Beschützer bald darauf, und der große Weise war abermals von aller Welt verlassen, bis ihn endlich der neue Herrscher von Lu, Ki-sun, begehrte, von dem er indessen kein Amt annahm. Allein nun fand er Ruhe und Zeit, das große und hochberühmte Geschichtsbuch Chu-king zu beendigen, welches eine Sammlung aller alten Schriften und Denkwürdigkeiten aus der Geschichte von China enthält und bis zum Kaiser Yao zurückgeht, und das vielleicht schon

18 Jahrhunderte vor Confucius angefangen wurde. In demselben befindet sich auch das Buch Y-king, welches man dem Fo-hi zuschreibt, ein symbolisches Werk, das die Eigenschaften und Urstoffe alles Geschaffenen ausdrücken soll. Nur noch 58 Abschnitte sind von dem Chu-king vorhanden, welches deren 100 gehabt haben soll. Das Wort King heißt so viel als die wahre, heilige und unveränderliche Lehre, und es sind nur fünf Bücher, die auf diese Ehre Anspruch machen, nämlich außer dem Y-king und Chu-king noch das ebenfalls von Confucius neu bearbeitete und sehr abgekürzte Chi-king. Es enthält Loblieder und Lehrgedichte würdiger Regenten. Das Tchun-tsin, ein Spiegel der Tugenden und Laster vieler Regenten und Fürsten, gleichfalls dem Confucius zugeschrieben, was jedoch oft und heftig bestritten wurde, und endlich Li-ki, welches die Gesetzordnung, Lebenspflichten und gottesdienstlichen Gebräuche bestimmt und denselben Weisen zum Gründer hat. Außerdem hat er noch den Ta-hio, die Schule der Erwachsenen, und andere Werke, sinnreiche Lehren und Sprüche, Regierungsmaximen u. s. w. geschrieben, welche sämmtlich von den Chinesen sehr hoch verehrt werden und es auch würdig sind. Das Benehmen dieses großen Gelehrten war äußerst bescheiden und leutselig; er selbst war über allen Hochmuth und Dünkel erhaben, in hohem Grade genügsam und mäßig, und besonders uneigennützig und redlich. Seine hohen Tugenden erwarben ihm bald viele Verehrer, und die Zahl seiner Schüler stieg weit über 3000, die er in vier Klassen eintheilte, und unter denen sich 72 ganz besonders auszeichneten, von denen wieder 10 den Namen großer Weltweisen mit Recht verdienen und die ebenfalls viele treffliche Schriften hinterließen. Die Gestalt dieses großen Mannes entsprach seinem Geiste vollkommen; er war groß und sehr wohlgewachsen, hatte eine breite Brust, starke Schultern und ein imponirendes Aeußere, große feurige Augen, einen langen Bart und eine sehr sonore Stimme.

Seine Hautfarbe war gelblich und auf dem Kopfe hatte er einen kleinen Auswuchs, weßhalb ihn seine Mutter auch Kieu, d. h. kleiner Hügel, nannte. Er soll den Kaisern Yu und Chun ähnlich gewesen seyn. Seine Gesundheit war sehr dauerhaft, wie dies bei seiner geregelten Lebensweise zu erwarten war, weßhalb er auch die großen Strapatzen, Leiden und Unannehmlichkeiten aller Art mit Leichtigkeit ertrug, und bei den schwersten Unglücksfällen bewies er eine Standhaftigkeit und Gemüthsruhe, die Alles in Bewunderung setzte. Als ihn einst ein roher Officier, Namens Houan-tai, mit seinem Säbel tödten wollte, hielt er diesem ruhig den Arm auf, mit dem er den Todesstreich führen wollte, und als seine Schüler voll Entsetzen stumm waren und fliehen wollten, sagte er ganz gelassen: „Wenn uns Gott schützt, was will denn der Zorn eines Houan-tai, und wenn er auch Oberster über Tausende von Soldaten ist.“ Seine Beredsamkeit war hinreißend und seine Moral so einfach als erhaben. Es gibt Tugenden, lehrte er, welche die Erfüllung der Pflichten des gesellschaftlichen Lebens außerordentlich erleichtern; diese sind: „Festigkeit bei guten und gerechten Dingen; Klugheit; strenge Redlichkeit; Ordnungsliebe und Menschenliebe.“ In seiner Weisheitslehre sagt er unter andern:

„Ein vollkommener Mann hat vier Regeln zu beobachten. Uebe aber wohl ein jede derselben recht aus! Daß ich nämlich: 1) meinem Vater eben den Gehorsam erweise, den ich von meinen Kindern verlange; 2) meinem Fürsten diejenige Treue beweise, welche ich von denjenigen verlange, welche in meinem Dienste sind; 3) gegen die Alten eben die Hochachtung habe, welche ich von meinen jungen Anverwandten fordere; und 4) zu meiner Freunde Vortheil eben den Eifer beweise, welchen ich von ihnen erwarte, und ihnen mit allen Dienstbezeigungen so zuvorkomme, wie ich wünsche, daß sie es gegen mich thäten.“

„Ein vollkommener Mann bringt dergleichen Tugenden alle

Tage und alle Stunden ohne Verstellung und ohne allen Zwang in Uebung. Er ist klug und vorsichtig in den gemeinen Unterredungen. Hat er in einem Stück seine Pflicht übertreten, so ruht er nicht, bis er diesen Fehler wieder gut gemacht hat. Will ein Strom vieler Worte durch seinen Mund ausbrechen, so wird er sich bemühen, solchen einen Damm vorzuziehen, weil bei ihm die Worte allezeit seinen Thaten und diese den Worten gleich seyn müssen."

„Ein vollkommener Mann ist mit seinem Schicksal allezeit wohl zufrieden. Er schickt sich jederzeit in seine Umstände und wünscht sich nichts, was ihm nicht zukommt. Ist er reich und ansehnlich, so richtet er eine, seinem Range gemäße Haushaltung ein, worin er jedoch weder Ueberfluß, noch Verschwendung, noch Hochmuth und Eitelkeit merken läßt. In der Armuth sucht er sich mit Wenigem zu begnügen, und nichts zu unternehmen, was einen redlichen und rechtschaffenen Mann verunehren möge. Lebt er in der Fremde, so führt er sich als ein Fremdling auf. Er schickt sich in die Gewohnheiten und Sitten des Landes, ohne mit dessen Lastern sich zu beflecken. Fällt er in Unglück und Elend, so erträgt er solches mit Geduld, und läßt sich durch nichts aus seiner ruhigen Standhaftigkeit bringen. Kein Zufall, er sey beschaffen, wie er wolle, wird ihn unglücklich machen, weil er allezeit sich selbst beherrscht, und da er mit seinen Umständen zufrieden ist, so kann ihm nichts Widerwärtiges begegnen."

„Ein vollkommener Mann, der mit einer ansehnlichen Würde bekleidet ist, wird seine Untergebenen niemals hart und verächtlich behandeln. Im niedrigen Stand wird er sich hingegen auch nicht entschließen, dem Höhern auf eine niederträchtige Art zu schmeicheln. Wie er nichts Anderes in der Welt sucht, als nur sich vollkommener zu machen, und wie er nichts von Andern fordert, also wird er sich auch gegen Niemanden verdrießlich bezeigen, viel weniger

wider den Himmel oder die Erde murren. Er wird sich niemals unterstehen, über die Ungerechtigkeit der Vorsehung zu klagen, wenn ihn ein Unglück überfällt. Seine eigene Schuld wird er niemals Andern aufbürden, noch dieselben für die Urheber seines Unglückes ausschreien. Er wird sich verhalten wie ein Bogenschütze, der seiner eigenen Hand die Schuld gibt, wenn der Schuß gefehlt hat."

Dieser wahrhafte Weise starb, 73 Jahre alt, 479 Jahre vor Christi Geburt unter der Regierung King-vangs, nachdem er seinen Schülern mit Thränen in den Augen geboten hatte, Alles anzuwenden, damit im Reiche Einigkeit erhalten würde, und Alles beweinte den großen Mann, besonders der König von Lu. Es wurde ihm ganz in der Nähe seiner Vaterstadt ein prachtvolles Grabmal errichtet, an einem Orte, wo er sich mit seinen Schülern bei Lebzeiten zu versammeln pflegte. Daß Confucius einer der größten Männer aller Zeiten und Länder gewesen, ist keinem Zweifel unterworfen, und deutlich ist in den, wenn auch nur von ihm gesammelten, Schriften zu erkennen, was sein Volk diesem großen Geiste verdankt. Viele chinesische Fürsten haben auch dessen unbestreitbare Verdienste hoch erkannt, und als einer unter ihnen 100 Jahre nach seinem Tode das Haus, welches der Weise bewohnt hatte, mit Ehrfurcht begrüßte und sich einer seiner Höflinge deßhalb wunderte, sagte er: „Dieser Mann war wahrhaft groß, und ich habe nur eine Scheingröße dem ganz verdienstlosen Zufall der Geburt zu verdanken." Seine Lehre war so einfach als erhaben. Er erkannte und lehrte ein höchstes allmächtiges Wesen, Unsterblichkeit der Seele und Vergeltung nach dem Tod. Zu ihr bekennen sich die Gelehrten und Weisen China's.

Die Religion des Fo, Foe oder Fot-se, welche im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in China eingeführt wurde, verbreitete sich mit großer Schnelligkeit durch das ganze Reich und

erwarb sich eine große Menge Anhänger. Die Veranlassung zu ihrer Einführung in China war folgende: Der Kaiser Ming-ti, der 15te aus der Dynastie Han, erinnerte sich bei Gelegenheit eines sonderbaren Traumes, daß der große Kong-futse, nach einer allgemeinen Sage, oft die Worte hätte von sich hören lassen: „Si-fang-gew-sching-jin," d. h. im Abend oder in einer abendländischen Gegend findet man den wahren Heiligen. Er schickte daher den Tsay und Tsin-king, zwei Große des Reichs, nach diesen Gegenden, mit dem Befehl, nicht eher wieder zu kommen, als bis sie den Heiligen, der ihm vom Himmel gezeigt worden, gefunden und das von ihm gelehrte Gesetz gelernt hätten. Die Abgeschickten glaubten, das wahre Gesetz in einer Provinz von Indien, unter den Verehrern eines Gottes oder göttlichen Weisen, Namens Fo oder Foe, gefunden zu haben, ließen sich also in den Lehren seiner Religion unterrichten und brachten diese nebst seinem Bilde und einigen Priestern nach China zurück, wo sie bald die glänzendsten Fortschritte machte und sich durch das ganze Reich verbreitete.

Die Anhänger und Bekenner dieser Religion, deren Einführung in China in das 65ste Jahr nach Christi Geburt fällt, erzählen von dem Stifter derselben, er sey um das Jahr 1027 vor der christlichen Zeitrechnung in demjenigen Theile von Indien geboren worden, welchen die Chinesen Schung-tyen-scho nennen, und der einerlei mit Kaschmir seyn soll. Sein Vater, mit Namen In-fan-vang, war König dieses Landes, seine Mutter aber hieß Moye. Sie brachte ihn durch die rechte Seite des Leibes zur Welt, und starb bald nach der Geburt. Bei derselben sollen die Sterne verfinstert worden und neun Drachen vom Himmel gestiegen seyn. Beim Anfange der Schwangerschaft träumte seiner Mutter, sie hätte einen weißen Elephanten verschluckt, und daher soll die große Verehrung, welche die indischen Könige den weißen Elephanten bezeigen, ihren Ursprung haben, die so weit geht, daß sie einander

zuweilen um den Besitz derselben bekriegen. Nach andern Berichten soll die Mutter des Fo von der Erscheinung eines Lichtes schwanger geworden seyn. Im Augenblick, als er auf die Welt gekommen war, stand er sogleich aufrecht auf seinen Füßen, dann that er 7 Schritte vorwärts, zeigte mit der einen Hand gen Himmel und mit der andern auf die Erde, und sprach deutlich folgende Worte aus: „Es ist Niemand außer mir, weder im Himmel, noch auf Erden, der würdig ist, angebetet zu werden." Zuerst soll er Sche-kia oder Schaka genannt worden seyn.

Als er 17 Jahre alt war, heirathete er drei Weiber, und zeugte einen Sohn, der von den Chinesen Mo-hew-lo oder Lo-hew-lo genannt wird. Im 19. Jahr verließ er seine Weiber, seinen Sohn und all seine Habe und Gut, und begab sich, begleitet von vier Weltweisen, welche die Indier Joghi nennen, in die Wüste an einen einsamen Ort. In seinem 30. Jahr wurde er plötzlich von der Gottheit erfüllt oder verwandelt, und zu einem Fo oder göttlichen Wesen gemacht, welches die Indier Pagod nennen. Indem er sich nun für ein vergöttertes Wesen hielt, ging sein ganzes Bestreben dahin, seine Lehre durch große und außerordentliche Wunderthaten fortzupflanzen. Durch die Neuheit derselben setzte er das Volk in Furcht und Schrecken und bereitete sich die größte Hochachtung und Ehrerbietung. Eine unglaubliche Anzahl von Schülern versammelten sich um ihn, und 80,000 sollen sich die größte Mühe gegeben haben, seine Lehre durch den Orient auszubreiten. Sie und die Priester dieser Religion heißen bei den Chinesen Seng und Hoschang, bei den Tartaren Lamas oder Lamaseng, in Siam Talapoinen, die Europäer aber haben sie Bonzen genannt. Unter ihrer großen Anzahl waren insbesondere zehn wegen ihres Ranges und ihrer Würde vorzüglich verehrt und angesehen. Sie sollen ihrem Lehrer zu Ehren 5000 Bücher in die Welt ausgestreut haben.

Als der große Fo das 72. Jahr seines Lebens erreicht hatte, bemerkte er an der Abnahme seiner Kräfte, daß sein Ende nahe sey. Als er die Annäherung des Todes fühlte, erklärte er sich gegen seine Schüler: er hätte seither nur in Gleichnissen und Bildern zu ihnen geredet, und ihnen unter räthselhaften und verblümten Redensarten die eigentliche Wahrheit vorenthalten, nun aber, da er im Begriffe sey, sie zu verlassen, wolle er ihnen seine wahre Meinung mittheilen und das Geheimniß seiner Lehre eröffnen.

„Wisset also," fuhr er fort, „daß kein anderes Grundwesen aller Dinge ist, als das Leere und das Nichts, daß daraus alle Dinge hervorgebracht werden, dahin wieder zurückkehren und darin alle unsere Hoffnungen sich endigen."

Als er gestorben war, wurde sein Körper nach der Gewohnheit des Landes mit wohlriechendem Holze verbrannt, die Asche aber unter Menschen, Geister und Seedrachen vertheilt.

Seine Schüler hielten sich aber nicht an das, was er ihnen zuletzt gesagt hatte, sondern sie blieben bei dem, was er sie zuerst gelehrt hatte, und daher sind ihre Lehrsätze oft denen ihres Lehrers geradezu entgegen gesetzt. Sie waren bemüht, eine große Menge wunderbarer Erzählungen von ihm auszubreiten, unter andern, daß ihr Lehrer 8000mal geboren worden und daß seine Seele nach und nach durch die Leiber verschiedener Thiere gewandert sey, und daß er sich bald in der Gestalt eines Affen, bald in der eines Drachen, eines weißen Elephanten u. s. w. habe sehen lassen. Man glaubt, es sey dieses geschehen, um den vergötterten Fo unter dem Bilde unzähliger Thiere zu verehren, welches auch wirklich geschah; denn die verschiedenen Thiere, durch welche seine Seele gewandert seyn soll, wurden an verschiedenen Orten öffentlich verehrt und angebetet.

Unter allen seinen Schülern liebte er am meisten den Moo-kya-ye. Diesem vertraute er seine größten Geheimnisse an und

gab ihm ganz besonders den Auftrag, seine Lehre fortzupflanzen. Er befahl ihm, sich zur Unterstützung seiner Lehre keiner besonderen Gründe und Beweisthümer zu bedienen, sondern nur vor den Anfang der Schriften, durch welche er sie ausbreiten würde, die wenigen Worte zu setzen: So habe ich es gelernt.

In einer seiner Schriften gedachte Fo eines andern vortrefflichen Lehrers, der schon früher und lange vor ihm erschienen sey. Die Chinesen nennen ihn O-mi-to, die Japanesen aber durch eine Verfälschung der Aussprache Amida. Er soll sein irdisches Leben in dem Königreich Bengalen zugebracht haben. Die Ho-schang geben vor, er sey zu einer so hohen Heiligkeit und zu so großen Verdiensten gelangt, daß man ihn nur anrufen dürfe, um Vergebung der größten Sünden zu erhalten. Deßwegen rufen die Chinesen, die sich zu dieser Religion bekennen, sehr häufig die beiden Namen aus; O-mi-to, Fo! und glauben, sich durch Ausrufung derselben von allen Sünden und Schulden vollkommen zu reinigen.

Die letzten Worte des Fo vor seinem Tode veranlaßten einige seiner Schüler, sich von den übrigen zu trennen, und denselben gemäß eine besondere Secte von Atheisten zu stiften. Der größere Theil blieb jedoch bei den früheren von ihm vorgetragenen Lehren; eine dritte Partei aber bemühte sich, beide Theile durch Aufstellung des Unterschiedes zwischen der äußerlichen und innerlichen, oder öffentlichen und geheimen Lehre mit einander zu vergleichen. Sie meinten, die äußere, die der Fassungskraft des gemeinen Mannes angemessen sey, könne dazu dienen, die Gemüther zur Annahme der innern vorzubereiten, die nur von erhabenen und starken Geistern gefaßt und verstanden werden könne. Um ihre Meinung darüber noch deutlicher zu machen, bedienten sie sich des folgenden Beispiels. Sie sagten: die äußerliche Lehre sey im Verhältniß zur innerlichen eben das, was ein Gerüste gegen das Gewölbe sey, das darüber gebaut wird. Das hölzerne Gerüste dient weiter zu

nichts, als die Steine zu tragen, aus welchen das Gewölbe zusammengesetzt wird; sobald dieses geschlossen ist, wird das Gerüste überflüssig und man reißt es weg. Eben so braucht man die äußerliche Lehre nicht mehr, sobald man die innerliche angenommen hat. Die äußerliche oder öffentliche Lehre der Hoschang faßt die Grundsätze ihrer Sittenlehre in sich, die sie auf alle Weise auszubreiten und einzuprägen suchen. Sie lehren, es sey ein großer Unterschied zwischen den Guten und Bösen; die, welche im Leben Gutes gethan, würden nach dem Leben belohnt, die aber, welche Böses gethan hätten, bestraft werden; für beiderlei Seelen wären gewisse Plätze, und darin jeder nach ihren Verdiensten eine Stelle bestimmt; der Gott Fo sey geboren worden, die Menschen zu retten, und die, welche sich von dem Weg der Seligkeit verirrt hätten, wieder auf denselben zurückzubringen; er hätte ihre Sünden abgebüßt, ihnen eine selige Wiedergeburt in der andern Welt erworben und ihnen nur folgende fünf Gebote zu halten vorgeschrieben: 1) kein lebendiges Geschöpf zu tödten; 2) kein fremdes Eigenthum an sich zu bringen; 3) alle Unreinigkeit und Unkeuschheit zu vermeiden; 4) nicht zu lügen, und 5) keinen Wein zu trinken.

Insbesondere dringen sie in ihrer Sittenlehre auf die Ausübung gewisser Werke der Barmherzigkeit. Sie lehren, sich gegen sie, die Priester, wohlthätig zu beweisen und ihnen Alles zu geben, was zu ihrem Unterhalte nöthig ist. Man soll ihnen Klöster und Tempel bauen, damit sie durch ihr Gebet und durch ihre Bußübungen, die sie zur Vergebung der Sünden Anderer vornehmen, sie von der Strafe befreien, der sie außerdem unfehlbar unterworfen sind. Bei der Beerdigung seiner Freunde und Verwandten soll man vergoldetes oder versilbertes Papier, seidene und andere kostbare Zeuge verbrennen; denn alles dieses wird sich in der andern Welt in Gold und Silber und in schöne Kleider verwandeln. Dadurch werden die verstorbenen Freunde mit alle dem versehen

werden, dessen sie benöthigt sind, und in Stand gesetzt seyn, die 18 Wächter der unterirdischen Gegenden und Höllenpforten zu befriedigen, die ohne solche Geschenke unerbittlich seyn und auf das allerstrengste mit ihnen umgehen würden. Wer die Beobachtung dieser Gebote verabsäumt, der hat nach dem Tode die grausamsten Martern zu erwarten, und daß seine Seele in einer langen Wanderschaft selbst in die Körper der geringsten und unreinlichsten Thiere fahren muß.

Die Priester der Fo-Religion haben sich im ganzen Reiche ausgebreitet. In der Regel sind sie gemeine Landleute, die von der ersten Jugend an dazu erzogen werden. Sie haben um der Erhaltung und Ausbreitung ihres Ordens willen die Gewohnheit, Kinder von sieben bis acht Jahren an sich zu kaufen und sie bis ins 25ste Jahr in ihren Grundsätzen zu unterrichten. Gemeiniglich sollen sie sehr unwissend seyn, und nur wenige von ihnen kennen die Grundsätze, auf welche ihre Lehren gebaut sind. Es gibt aber mehrere durch Würde und Bestimmung verschiedene Stufen und Ordnungen unter ihnen. Einige haben die Verpflichtung auf sich, Almosen einzusammeln; andere, deren Anzahl jedoch minder ansehnlich ist, besitzen Kenntniß von den Büchern und einen guten mündlichen Vortrag, daher müssen sie die Gelehrten besuchen und sich, bei den Mandarinen einzuschmeicheln bemüht seyn. Auch trifft man ehrwürdige alte Männer unter ihnen, die den Versammlungen der Weiber vorstehen. Doch werden diese Versammlungen selten und nur an wenigen Orten angestellt. Obgleich keine eigentliche Hierarchie und kein ordentliches Kirchenregiment bei ihnen eingeführt ist, so haben sie doch ihre Obern und Vorgesetzten, welche Ta-ho-schang, d. i. große Bonzen, genannt werden. Dieser Rang vermehrt noch den Ruf und die Achtung, die sie schon vorher durch ihr Alter und ihre ernsthafte und bescheidene Aufführung erlangt hatten.

Sie leben in Klöstern, die durch das ganze Reich zerstreut sind. Auch befinden sich in jeder Provinz gewisse Berge, worauf Tempel stehen, deren einer vor dem andern immer in größerem Ansehen steht. Zu diesen Tempeln werden oft aus entfernten Gegenden Wallfahrten angestellt. Sobald die Pilgrime unten am Fuße des Berges anlangen, knieen sie nieder und bei jedem Schritt, den sie thun, werfen sie sich nieder zur Erde. Diejenigen, welche gehindert sind, selbst dergleichen Wallfahrten zu unternehmen, bitten ihre Freunde, ihnen ein großes gedrucktes Blatt Papier mitzubringen, das an einer gewissen Ecke von einem Ho-schang bezeichnet ist. Mitten auf einem solchen Blatt steht das Bild des Gottes Fo; auf dem Kleide desselben aber und rund um seine Gestalt herum erblickt man eine unbeschreibliche Menge kleiner Zirkel. Auch tragen die Andächtigen beiderlei Geschlechts am Hals oder um die Arme eine Art von Rosenkranz, der aus 100 kleinern und acht größeren Korallen besteht; oben darauf oder in der Mitte aber befindet sich eine von besonderer Größe, einer jener kleinen Schnupftabaksdosen ähnlich, die wie Kürbisse gestaltet sind. Diese Kügelchen dreht man zwischen den Fingern durch und läßt dabei die geheimnißvollen Worte hören: „O-mi-to, Fo!" Dabei macht man mehr als 100 Kniebeugungen, und dann zieht man einen von den rothen Zirkeln auf dem erwähnten Bogen Papier vollends aus.

Die Laien ersuchen die Ho-schang, von Zeit zu Zeit in ihre Häuser zu kommen, um zu beten und gegen eine kleine Geldbelohnung die auf den erwähnten Blättern befindlichen Zirkel zu stempeln, und ein Zeichen zu machen, daß sie ausgefüllt worden sind. Diese Blätter werden dann bei der Beerdigung ihres Besitzers in einem von den Ho-schang versiegelten Kästchen mitgetragen, und dann nennt man sie Lu-in, d. i. den Paß zur Reise in die andere Welt.

Die Ho-schang sind verpflichtet, ein sanftes, demüthiges, ge-

fälliges und bescheidenes Wesen anzunehmen, wodurch die Laien veranlaßt werden, sie alle für heilig zu halten. Mit diesem Scheine von Heiligkeit verbinden sie strenge Fasten, auch pflegen sie des Nachts einige Mal aufzustehen, um den Fo zu verehren, und auf solche Weise scheinen sie sich für das allgemeine Beste aufzuopfern. Sie besuchen häufig die Straßen und öffentlichen Plätze und nehmen da die strengsten Bußübungen vor, indem sie sich mancherlei Martern anthan. Einige haben z. B. am Halse oder an den Füßen starke eiserne Ketten hängen, die wohl 30 Schuh und noch länger sind, und die sie nur mit der größten Mühe hinter sich herschleppen können. Andere machen sich selbst blutrünstig und zerschlagen sich die Stirne mit großen Steinen.

Die Tempel dieser Religion zeichnen sich sowohl durch Größe und Schönheit der Gebäude, als durch die seltsame Gestalt der darin aufgestellten Götterbilder aus. Einige unter diesen sind so wunderbar und ungeheuer, daß die Laien beim Anblick derselben sogleich vor Furcht zur Erde niederfallen und mit der Stirne wiederholt gegen den Boden stoßen.

Was die geheime und innerliche Lehre anbelangt, so ist es nicht Jedem erlaubt, in die Geheimnisse derselben einzudringen. Der Haufe der Laien und selbst die meisten unter den Ho-schang sind nicht fähig dazu. Diejenigen, welche darin einzuweihen sind, müssen einen erhabenen Geist haben, der fähig ist, die höchste Vollkommenheit zu erreichen. Diese innerliche Lehre ist diejenige, welche Fo in den letzten Stunden seines Lebens bekannt machte, und welche einige von seinen Schülern, auf die er das größte Vertrauen setzte, erklärt und fortgepflanzt haben. Die Hauptgrundsätze dieser Lehre, welche von den Obern der Ho-schang für die allein wahre und gründliche gehalten wird, sind folgende: der Grund und Zweck aller Dinge ist der leere Raum und das Nichts. Aus dem Nichts hatten die ersten Stammeltern des Menschenge-

schlechts ihren Ursprung und in dieses Nichts sind sie nach ihrem Tode wieder zurückgekehrt. Der leere Raum ist dasjenige, was unser Wesen und Substanz ausmacht. Aus dem Nichts und aus der Vermischung der Elemente ist Alles, was da ist, hervorgebracht worden, und dahin muß auch Alles wieder zurückgehen. Alle Wesen, sowohl belebte als unbelebte, sind nur in der Gestalt und in den Eigenschaften von einander unterschieden. Die verschiedenen Eigenschaften machen den Unterschied zwischen Schnee, Eis und Hagel. Ein Mensch und ein Löwe oder ein anderes Thier sind aus einerlei Masse gemacht, und wenn diese Geschöpfe wieder in einander geschmolzen würden, und ihre Figur und Eigenschaften verlören, so würde Alles wieder zu einer einzigen Substanz werden.

Ob also gleich alle Wesen, sowohl lebendige als leblose, nach ihren Eigenschaften und Gestalten unterschieden sind, so machen sie doch sämmtlich nur ein Ganzes aus und sind von ihrem Grundwesen nicht unterschieden. Dieses Grundwesen ist von wunderbarer Natur. Es ist eine reine von aller Veränderung freie Substanz, höchst zart und einfach, und um seiner Einfachheit willen die Vollkommenheit aller andern Wesen. Es ist höchst vollkommen und dabei in einer beständigen Ruhe, ohne Tugend, Macht, noch Verstand zu haben; ja was noch mehr ist, sein Wesen besteht eben darin, daß es ohne Verstand, ohne Wirksamkeit und ohne Verlangen oder Begierde ist.

Wer glücklich leben will, muß unaufhörlich seine Gedanken und Ueberlegungen anstrengen und über sich selbst einen Sieg nach dem andern zu erhalten suchen, am besten aber ist es, diesem Grundwesen gleich zu werden. Zu dem Ende muß man sich gewöhnen, nichts zu thun, nichts zu wünschen, nichts zu empfinden und nichts zu denken. Man muß sich weder um Tugend, noch um Laster, weder um Strafen, noch um Belohnungen, weder um eine Vorsehung, noch um eine Unsterblichkeit der Seele bekümmern.

Die ganze Heiligkeit besteht darin, daß man aufhört, etwas zu seyn und sich mit dem Nichts vermischt oder in ihm verschlungen wird. Je näher man der Natur des Steines kommt, je mehr gelangt man zur Vollkommenheit. Die Tugend und Glückseligkeit bestehen in einer gänzlichen Unempfindlichkeit und Unthätigkeit, in der Ausrottung aller Begierden, in der Aufhebung der Bewegungen des Leibes, in der Vernichtung aller Kräfte der Seele, und in einer gänzlichen Ruhe der Gedanken. Ein Mensch, der es einmal zu diesem glückseligen Zustande gebracht hat, hat keinen Wechsel und keine Wanderung und überhaupt nichts mehr zu fürchten; denn er ist, eigentlich zu reden, selbst nichts, oder wenn er ja etwas ist, so ist er glücklich und, um es mit einem Worte zu sagen, dem Gott Fo vollkommen gleich.

In Indien nennt man diejenige Partei unter den Anhängern des vergötterten Weisen, welche bei der sogenannten äußern oder öffentlichen Lehre, die zur Volksreligion wurde, blieb, Braminen oder Brachmanen. Sie verehren eine große Anzahl Götter und behielten den Bilderdienst bei. Diese Religion ist in den verschiedenen Ländern, wo sie eingeführt wurde, auf mancherlei Weise verändert worden, und daher kommt der Unterschied in den Meinungen der Anhänger derselben in Hindostan, Tibet und der Tartarei. Die übrigen Anhänger des Fo hielten sich blos an die innere Lehre vom Leeren und Nichts. Doch vereinigten sie sich allmählig wieder mit jenen, insbesondere in den Lehren von der Seelenwanderung.

Wenn, nach denselben, eine Seele zum ersten Mal auf der Erde erscheint und den Körper eines Menschen belebt, so wird dieser Mensch in der gewöhnlichen Klasse der Indier oder Braminen geboren. Nach seinem Tode belebt diese Seele wieder andere Körper, Menschen oder Thiere, je nachdem seine Handlungen gut oder böse waren, so daß diese Wiedererscheinungen entweder Belohnungen,

oder Strafen werden. Dergestalt durchwandert die Seele nach und nach eine Anzahl verschiedener Körper, bis sie zuletzt, wenn sie zu einem hohen Grade der Reinigkeit gelangt ist, in die Klasse der Samanäer kommt und den Körper eines Samanäers belebt. Indem es aber verschiedene Grade der Vollkommenheit unter den Samanäern gibt, so kommt sie auch nun noch zu verschiedenen Malen wieder in die Welt, um ihre gänzliche Reinigung zu vollbringen. Endlich erscheint sie zum letzten Mal in dem Leib eines vollkommenen Samanäers. Ein mit einer solchen Seele begabter Mensch hat nicht mehr nöthig, Fehler auszusühnen, die in den vorhergehenden Wanderungen abgewaschen sind; er ist nicht weiter verbunden, sich in den Tempeln niederzuwerfen, noch sein Gebet zu den Göttern zu richten, welche das Volk anbetet, die nur Diener des höchsten Gottes der Welt sind. Ein solcher Samanäer, der von allen Leidenschaften frei und keiner Unreinigkeit mehr fähig ist, stirbt nur, um wieder in die einige Gottheit zurückzukehren, von der seine Seele ein abgesonderter Theil oder ein Ausfluß ist.

Dieses höchste Wesen, der Urstoff aller Dinge, ist von Ewigkeit her, unsichtbar, unbegreiflich, allmächtig, gütig, gerecht, barmherzig und hat seinen Ursprung nur von sich selbst. Es kann durch keine Abbildung dargestellt werden. Man kann es nicht anbeten, weil es über alle Anbetung erhaben ist; aber seine Eigenschaften kann man abbilden und diese verehren und anbeten. Hier fängt der Bilderdienst der indischen Völker an. Der Samanäer aber, in beständiger Betrachtung und Nachdenken über diesen großen Gott verloren, sucht nur sich selbst zu vernichten, um wieder in den Schooß der Gottheit zurückzukehren und sich in ihr zu verlieren, die alle Dinge aus dem Nichts gezogen hat und selbst nichts Materielles ist.

Als dieses Wesen, welches ein reiner Geist ist, und keine Aehnlichkeit mit einem körperlichen Dinge hat, durch eine Wirkung sei-

ner Allmacht die Materien erschaffen wollte, nahm es selbst eine materielle Form an, und machte eine Absonderung der männlichen und weiblichen Kräfte, die vereinigt in ihm verschlossen lagen. Durch die darauf folgende Wiedervereinigung dieser beiden Principien wurde die Schöpfung des ganzen Weltgebäudes möglich.

Als die Lehre des Fo in China bekannt wurde, brachten einige Samanäer, die mit den Abgesandten des Kaisers Ming-ti aus Indien dahin kamen, ein Werk des Fo mit. Sie übersetzten es in das Chinesische, und es hat sich unter dem Titel: Su-sche-al-schang-king, noch bis jetzt erhalten. Außer demselben hat man in China noch eine erstaunliche Menge von Werken über die Religion des Fo; alle aber sind neueren Ursprungs, und enthalten diese Lehre nicht mehr in ihrer alten Reinheit.

Hier einige der merkwürdigsten in diesem Buche enthaltenen Lehren:

„Ein Sam-meng, der Alles aufgegeben und alle seine Leidenschaften erstickt hat, muß beständig bemüht seyn, der erhabenen Lehre des Fo nachzudenken; dann bleibt ihm nichts mehr zu wünchen übrig; sein Gemüth ist nicht mehr gebunden; es rührt ihn nichts und er denkt an nichts."

„Wer sich Bart und Haare hat abscheeren lassen, ein Sam-meng zu werden, der muß alle Reichthümer der Welt entfernen, und nichts davon behalten, als was ihm zur Erhaltung seines Lebens nothwendig ist. Wenn er unter dem Schatten eines Baumes ißt oder schläft, darf er nicht oft wieder dahin gehen, aus Fürsorge, daß er nicht einige Neigung zu dem Orte fassen möchte."

„Es gibt zehn böse Handlungen bei den Menschen, die zu guten Werken werden, wenn man sich derselben enthält. Drei derselben hängen von dem Körper ab, Mord, Diebstahl und Wollust; vier von dem Munde, Verläumdung, böse Reden, Lügen und Lästern; drei von dem Innern, Neid, Zorn und Unwissenheit."

„Die Sünde bei einem Menschen, der sie nicht bereut und sich demüthigt, ist dem Wasser gleich, das tropfenweise fällt, aber unvermerkt ein großer See wird. Ein Sünder hingegen, der Reue fühlt, gleicht einem Menschen, der durch Schwitzen allmählig zur Gesundheit gelangt."

„Hundert Bösewichter," sagt Fo, „sind nicht so viel werth, als ein guter Mensch, und 1000 gute Menschen nicht so viel als einer, der die 5 Gebote meines Gesetzes beobachtet. 10,000 Menschen, die meine Gebote halten, sind nicht zu vergleichen einem, der bis zum Grade Siü-ta-tan gekommen ist, und eine Million von diesen nicht mit dem, welcher den Grad O-na-sche erreicht hat. Hundert Millionen von O-na-sche sind weit unter einem, der im Grade O-lo-han stehet; und 1000mal 1000 Millionen von O-lo-han unter einem im Grade Pie-tschi-fo; und 10,000mal 1000 Millionen von Pie-tschi-fo unter einem, der zum Grade San-schi-tschii-fo gelangt ist. Und endlich sind 100,000mal 1000 Millionen von den San-schi-tschii-fo nicht einem zu vergleichen, der gar nicht denket und gar nichts thut, und in eine gänzliche Unempfindlichkeit gegen Alles versunken ist."

„Die Güter und Vergnügungen der Welt gleichen einem Messer, das mit Honig bestrichen ist."

„Die Männer," sagt Fo, „die an ihren Weibern und Häusern hängen, sind wie in einem engen Gefängnisse. Wenn die Zeit der Befreiung kommt, können sie dieselben nicht ohne Kummer verlassen. Warum fürchtet man sich denn, sich zu retten? Seyd ihr denn wohl ruhig, wenn ein Tiger den Rachen wider euch aufsperret?"

„Die Leidenschaft für das weibliche Geschlecht ist die stärkste unter allen, und wer es dahin gebracht hat, sie zu bezwingen, der hat schon einen großen Sieg gewonnen; wie viel mehr aber der, welcher es dahin bringen kann, auch alle andere Leidenschaften, die ihn umgeben, zu bezwingen."

„Wer sich gänzlich seinen Leidenschaften überläßt, gleicht einem Menschen, der mit einer Fackel gegen den Wind läuft; er ist jeden Augenblick in Gefahr, sich zu verbrennen."

„Wer mein Gesetz beobachtet," sagt Fo, „der hat keinen Wunsch, der ihn beunruhigen könnte. Alle Bösewichter, zusammen verbunden, können ihn nicht auf Abwege bringen. Er geht ohne Hindernisse fort und ist gleich einem Stücke Holz mitten im Wasser, welches dem Strome folgt, ohne an die Ufer zu stoßen. Menschen können es nicht ergreifen, Dämonen oder Geister nicht untertauchen, Gegenströme können es nicht aufhalten, selbst die Fäulniß kann es nicht verderben; es geht ruhig mit dem Strome fort und überläßt sich den weiten Meeren."

„Wer die Lehren des Fo fleißig betrachtet und beobachtet, gleicht einem Menschen, der Honig ißt; er haucht nur Süßigkeit aus."

„Wenn der Sam-meng, der mein Gesetz beobachtet, seinen Leib nicht zähmet wie ein Ochse, wird er nie zur rechten Bildung des Herzens gelangen. Bildete das Gesetz es von selbst, so wäre nicht nöthig, seine Lehren zu befolgen. Ein Sam-meng gleicht einem Ochsen, der unter dem Drucke einer schweren Bürde mitten im tiefen Schlamme geht. Er darf nicht stille stehen, noch zur Rechten oder Linken sehen, bis er aus dem gefährlichen Sumpfe ist. Solche schmutzige Sümpfe sind die Leidenschaften und man muß nicht eher die Ruhe suchen, bis man ganz aus ihnen heraus ist."

„Die Könige und Fürsten der Welt sind in meinen Augen nichts als nur ein dünner Staub, der durch die kleinste Oeffnung verfliegt; Gold und Perlen sind nichts als Stücke von zerbrochenen irdenen Gefäßen; das Weltall ist nichts als ein Sonnenstaub, die Erschaffung des aus dem Nichts hervorgegangenen Alls nichts als eine bloße Verwandlung eines Dinges in ein anderes. Ich sehe die Entzückungen eines Sam-meng wie die unbewegliche Festigkeit

des Berges Siu-mi (bei den Indiern Meru) und das Gesetz des Fo als einen Augapfel an."

Als diese neue Religion in China bekannt wurde, fand sie bald viele Anhänger und Vertheidiger; doch legte sich dieser erste Eifer bald und erwachte erst wieder, als sich der Sche-le, der im Anfange des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung den Thron bestieg, geneigt für dieselbe erklärte und ihre Verbreitung zu befördern suchte. Er wurde dazu besonders dadurch veranlaßt, weil ein berühmter aus Indien gekommener Sam-meng, Fo-tu-sching genannt, seinen liebsten Sohn, als er gestorben war und eben in den Sarg gelegt wurde, wieder lebendig machte. Sein Nachfolger, Sche-hu, bewies eben so große Hochachtung und Neigung für die Religion des Fo und die Lehren derselben. Die Menge ihrer Anhänger war schon so beträchtlich, daß sie große Unordnungen im Staate hervorbrachte. Das Volk lief haufenweise nach den Tempeln und Wunderbildern des Fo; man schnitt sich Bart und Haar ab und verließ seine Familie, um ein Sam-meng zu werden. Alle, die es thaten, entschlugen sich alle dem, was sie den Ihrigen und dem Staate selbst schuldig waren, lebten bloß von Almosen, und brachten, unter dem Vorwande, es zu einem hohen Grade der Vollkommenheit zu bringen, ihr Leben in Unthätigkeit und Müßiggang zu, welches die Regierung nicht dulden wollte, da es den übrigen Unterthanen zur Last fiel. Die Minister sagten: „Seinen Landesherrn und seine Angehörigen zu vergessen, Weib und Kind zu verlassen und unter einem Oberhaupt der Sam-meng zu leben, wären nur Handlungen für Bösewichter, die eine Freistätte gegen die Schärfe der Gesetze suchten. Ihre Vorfahren hätten den Grundsatz gehabt, daß wenn ein Mann nicht den Feldbau treibe, und eine Frau sich nicht mit der Seide beschäftige, empfinde es ein Jeder im Staate und müsse wegen Hunger und Blöße bange seyn."

Aber alle Vorstellungen der Minister konnten den Kaiser

nicht bewegen, mit Strenge gegen die Lehren der fremden Religion zu verfahren. Nach und nach wurde die Menge ihrer Anhänger immer größer, und der reine Theismus der alten Nationalreligion wich endlich ganz vom großen Haufen des Volks, so daß ihn nur noch die Vornehmen und Gelehrten zu begreifen und zu würdigen wissen. Noch mehr wurde die Fo-Religion in China verbreitet, seit es von der Mitte des 17. Jahrhunderts an von den Mantschu beherrscht wird, denn diese sind ebenfalls Anhänger derselben, und seitdem wird sie besonders vom Hofe begünstigt. Trotz der trefflichen Lehren des großen Confucius entstanden dennoch verschiedene Secten in China, von denen die der Tao-Ssee sich noch bei seinen Lebzeiten ausbreitete. Ihr Stifter war Lao-kiun, der schon ein halbes Jahrhundert vor Confucius geboren wurde. Diese Secte war, wie noch gar manche andere, höchst abergläubisch und erzählte von ihrem Stifter, daß ihn seine Mutter 80 Jahre unter dem Herzen getragen habe, bis er endlich durch eine besondere Oeffnung an der linken Seite des Körpers dieses Weibes das Licht der Welt erblickt habe. Von den außerordentlich zahlreichen Anhängern dieser Secte, welche sich rühmte, im Besitz der größten Zauberkünste, des Steins der Weisen, ja eines Trankes der Unsterblichkeit zu seyn, rührt der vielfache Götzen- und Geisterdienst der Chinesen her, denen sie besondere Tempel bauten, wo dieselben, besonders die Schutzgeister, hoch verehrt wurden. In diesen Tempeln las man an dem Piedestal, auf dem die Geister- und Götzenbilder standen, an deren Spitze jedes Mal der besondere Schutzgeist der Stadt zu erblicken war, die Worte: „dies ist der heilige Sitz des schützenden Geistes dieser Stadt.“ Auch die Secte des Foe gab zu diesem noch jetzt bestehenden Götzendienst großen Anlaß. So machten die Chinesen aus dem Confucius selbst, dem größten Feinde aller Abgötterei, einen großen Abgott, und sein Bild wird besonders in Peking verehrt. Eben so machten sie aus dem Foe,

dem Stifter der Secte dieses Namens, einen andern Gott. Ihr Gott der Unsterblichkeit ist ein dicker fetter Götze, der mit kreuzweis übereinandergeschlagenen Beinen recht behaglich in dem Tempel sitzt. Er verdankt sein Daseyn der Secte des Tao-Ssee. Der ebenfalls wohlbeleibte Gott der Wollust wird von ihnen sehr verehrt. Ein besonderer Götze ist noch der große König Kang, der in einer beinahe 40 Fuß hohen Riesenbildsäule hoch verehrt wird.

Die Stadt Pe-king.

In China, dem großen, gewaltigen Reiche, dessen Bewohner sich noch immer von andern Staaten und Völkern der Erde einseitig und hartnäckig abschließen, werden alle Städte in verschiedene Classen eingetheilt, und der Unterschied derselben ist deutlich jedes Mal durch die Endsylbe ihrer Namen ausgesprochen. Diese letzte Sylbe, die man auch als ein eignes, angehängtes Wort ansehen kann, zeigt genau die Größe, den Rang u. s. w. der Stadt an, so wie ob dieselbe ihre eigne Gerichtsbarkeit hat oder von der Gerichtsbarkeit einer andern Stadt abhängig ist. Es gibt in der chinesischen Städtebenennung drei solche bezeichnende Sylben, deren eine sich, wie bemerkt, an dem Ende eines jeden Städtenamens findet, diese heißen fu, cheu und hien. Fu bezeichnet alle Mal eine Stadt vom ersten Range, welche eine eigne Stadtgerichtsbarkeit über mehrere andere, ihr untergeordnete Städte ausübt; cheu bedeutet eine Stadt zweiter Classe, die unter einer solchen ersten Ranges steht; hien endlich zeigt die Stadt dritter Classe an, die einer Stadt zweiten Ranges untergeordnet ist. Schon vor beinahe einem Jahrhundert gab es in China über 160 Städte ersten Ranges, 270 von der zweiten und mehr als 1200 von der dritten Classe, wobei eine bedeutende Anzahl anderer Ortschaften, welche gleichfalls mit Mauern umgeben und den Städten beigesellt waren, noch ungerechnet blieb. Man kann sich mithin schon hieraus allein nicht blos von dem gewal-



EIN THEIL VON PEKING

tigen Umfang, sondern auch von der topographischen Cultur des chinesischen Reichs einen Begriff machen. Wie überhaupt Alles in diesem merkwürdigen, aber einseitigen Lande ein gewisses Gepräge der Einförmigkeit an sich trägt, so ist es auch mit den dortigen Städten der Fall, welche in Bauart und Einrichtung einander so auffallend gleichen, daß, wenn man nur wenige der verschiedenen Classen gesehen hat, man sich eine hinreichende Vorstellung von allen übrigen bilden kann. Bemerken wir deßhalb die hauptsächlichen Züge und Bestandtheile, die in allen einzelnen Ortschaften dieses außerordentlichen Landes sich wiederholen. Die chinesischen Städte sind nach einem regelmäßigen Plane angelegt, der überall, wo es Lage und Beschaffenheit des Bodens erlauben, ein Quadrat bildet, sie werden sämmtlich von hohen Mauern eingeschlossen und haben große, gewaltige Thore, welche letztere zwar keinen Anspruch auf Schönheit der Baukunst, desto mehr aber auf Dauer und Festigkeit machen. Ringsum auf den Mauern erheben sich hohe Thürme, welche oftmals eine Höhe von acht bis neun Stockwerken erreichen, zuweilen rund gebaut, öfter aber von sechs- oder achteckiger Gestalt sind; diese Thürme stehen in gleichmäßigen Entfernungen von einander ab und geben einer chinesischen Stadt aus der Ferne das Ansehen, als ob sie aus lauter Thürmen bestände. Zuweilen findet man auch noch jenseit der Stadtmauer einen breiten Wassergraben, so daß also jeder Zugang zu dem Innern des Platzes sehr erschwert wird. Die Straßen der Stadt laufen in gerader Richtung, die Hauptstraße hat insgemein eine Breite von 30 Fuß, doch gibt es auch in den großen Städten noch viel breitere; die Häuser haben selten mehr als ein Stockwerk über dem Erdgeschoß, ein Umstand, der die Hauptstraßen in der Regel noch breiter erscheinen läßt, als sie wirklich sind, und eben keine großartige architektonische Wirkung hervorbringt. In diesen Hauptstraßen nun findet sich eine außerordentliche Menge von Kaufläden,

auf das reichlichste besetzt mit Seidenzeuchen, Porzellan- and andern Waaren; auch die Wohnungen der Privatleute sind im Erdgeschoß mit allerhand solchen schönen Dingen geschmückt, und oft hängen sogar kostbare Teppiche über die Außenseite des Eingangsthores herab, was den Straßen ein heiteres, beinahe theatralisches Ansehen verleiht. Alle Kaufläden, selbst die kleinsten und unbedeutendsten, haben ihre breite Firma, die sehr stattlich, oft mit glänzenden Farben und ächter Vergoldung geziert, dem Käufer entgegenschimmert, und worauf die Namen der Hauptartikel verzeichnet sind, die man in dem Laden feilbietet. Diese an beiden Seiten der Straße sich hinerstreckende Firmenreihe hat für den Fremden, wiewohl etwas Befremdliches, doch gewiß nichts Unangenehmes.

Der Reisende Marco Polo, welcher im 13. Jahrhundert sich ziemlich lange in China aufhielt, erwähnt zwei der größten chinesischen Städte und gibt von ihnen eine ziemlich ausführliche Beschreibung. Die erste dieser Städte hieß Kin-sai, das heutige Hang-cheu-fu; die zweite war Ta-Tu, das heutige Pe-king. Kin-sai, ein Name, welcher so viel als die „himmlische Stadt“ bedeutet, soll nach der Beschreibung Marco Polo's außerordentlich groß gewesen seyn; ja er versichert sogar, sie finde an Größe und Schönheit ihres Gleichen auf der ganzen Erde nicht, auch biete sie ihren Bewohnern so viele Reize und Vergnügungen dar, daß man sich einbilden könne, hier sey das wahre Paradies der Erde. Im Umfang sollte sie 100 Lis halten, was in der That auf eine ungemeine Größe schließen läßt, da ein Li nicht weniger als 1896 deutsche Ellen mißt. Die Straßen waren eben so breit als lang, und namentlich fanden sich daselbst öffentliche Plätze von einer solchen Größe, wie sie keine neuere Stadt mehr aufzuweisen hat. Diesem außerordentlichen Umfange war auch die Bevölkerung angemessen. Die Stadt lag zwischen einem ziemlich umfangreichen See von süßem, besonders klarem Wasser, und einem Fluß von

beträchtlicher Größe, und war nach allen Richtungen von Kanälen durchschnitten, über welche wieder unzählige Brücken führten. Die meisten dieser Brücken, sagt Marco-Polo, seyen von so hoher und geräumiger Bogenwölbung gewesen, daß große Schiffe bequem unter ihnen hinwegsegeln konnten, ohne ihre Masten einzuziehen. Die zweite Hauptstadt des Reichs, Pe-king, beschreibt derselbe Reisende zu seiner Zeit als ein vollkommenes Viereck, und welch ein ungeheures Quadrat war dies, da jede Seite desselben sechs Meilen in der Länge betrug, was also zusammen einen Umfang von 24 Meilen ausmacht. Der Plan der Stadt war regelmäßig und alle Straßen in schnurgerader Richtung angelegt, auch war das ganze Innere der Stadt in kleine Districte abgetheilt, und jede Privatbesitzung bildete wiederum mit ihren Wohngebäuden, Hofräumen und Gärten ein Quadrat. Die Stadt hatte zwölf Thore, drei auf jeder Seite eines Vierecks, und jedes Thor wurde von tausend Soldaten bewacht. Genau in dem Mittelpunkte der Stadt erhob sich ein ungeheuer hoher Thurm, der erhabenste Punkt des Ganzen; auf diesem befand sich eine große Glocke, welche regelmäßig beim Einbruch der Nacht geläutet ward. Sobald diese weithin tönende Glocke ihren dritten Schlag gethan hatte, durfte sich ungestraft kein Mensch mehr auf der Straße blicken lassen, ausgenommen bei den dringendsten Veranlassungen, wo es etwa ärztliche Hülfe oder Rettung eines Menschenlebens u. s. w. galt. Die in solchem Berufe ausgehenden Personen waren aber alsdann gehalten, ein Licht bei sich zu führen. Zahlreiche Patrouillen durchstreiften zur Nacht die Stadt nach allen Richtungen. Wer von den Bewohnern ohne Licht und ohne daß er seinen dringenden Beruf nachweisen konnte, aufgegriffen wurde, ward gleich am nächsten Morgen vor die Obrigkeit geführt und empfing hier zur Strafe und nach den Umständen eine gewisse Anzahl von Bambusstreichen. Die Vorstädte glichen an Ausdehnung und Bevöl-

kerung der innern Stadt. Dort befanden sich die Gasthäuser oder Karawanseraien zur Aufnahme der aus allen Theilen des Reichs herbeiströmenden Fremden und Kaufleute, und wie dies noch heutiges Tages in der Türkei der Fall ist, so durften sich die Fremden aus der einen Provinz mit denen aus der andern nicht vermischen; jede Landsmannschaft besaß ihr eigenes Absteigequartier, wo sie sich einrichten mußte. — Vergleichen wir nun diese alten Nachrichten des Marco Polo in Betreff der erstgenannten Stadt, welche einst die Hauptstadt des südlichen Chinas und die Residenz des kaiserlichen Hofes war, mit den Berichten neuerer Besucher, so finden wir, daß im Ganzen genommen, der ältere Reisende uns keine Unwahrheiten erzählt, wenn gleich er vielleicht hin und wieder ein wenig übertrieben hat. Die Stadt Hang-cheu-fu ist seitdem sehr in Verfall gerathen und hat ihren Namen verändert; doch stellen die neuern Reisenden sie noch immer als eine Stadt von außerordentlichem Umfange dar, die von vielen Kanälen durchschnitten und sehr stark bevölkert ist. Zahlreiche Brücken, himmelhohe Thürme finden sich auch hier noch heute. Ueber die Schönheit und Durchsichtigkeit des Sees, an dessen Ufern die Stadt Hang-cheu-fu gelegen ist, über die angenehmen Umgebungen derselben sind auch die neuern Reisenden einverstanden. So beschreibt der Engländer Staunton diesen See als einen reizenden, krystallhellen Wasserspiegel, umgeben von einem herrlichen Amphitheater malerischer Berge. Du Halde sagt, seine Ufer seyen geschmückt mit Landhäusern, Tempeln und Klöstern für die Bonzen oder Priester, und Barrow war entzückt von der Menge von Fahrzeugen, welche bei schönem Wetter die Oberfläche dieses Sees beleben, alle mit hellfarbiger Malerei und reicher Vergoldung verziert. Für die gegenwärtige Größe der Stadt stimmt auch das Zeugniß des Lords Macartney, der uns versichert, er habe zwei Stunden nöthig gehabt, um dieselbe zu durchreiten, ihre Straßen jedoch als

eng und die Bauart überhaupt als sehr gedrängt schildert. Auch dieser Reisende findet die Umgebungen dieser Stadt und insonderheit die Lage des Sees ungemein schön. An dem einen Ufer desselben befindet sich die Ruine einer alten Pagode, die sich zwischen herrlichen Maulbeer-, Sykomoren-, Eichen- und Kampherbäumen, womit die Ufer bekränzt sind, höchst malerisch ausnimmt. Diese Ruine ist von achteckiger Form, der Baustoff ist eine Art von rothen und gelben Backsteinen. Es sind noch vier Stockwerke davon erhalten, selbst noch ein Theil des Giebels, und das Ganze soll 200 Fuß hoch gewesen seyn. Starke Bäume wurzeln und grünen in dem Gemäuer und geben so einen herrlichen Gegensatz der verfallenen Menschenkunst und der ewig jungen Natur. Man nennt in China dieses Gebäude den „Thurm des Donners und der Winde" und gibt sein Alter auf 2500 Jahre an, eine Angabe, die etwas übertrieben seyn mag, wiewohl vielleicht kein Land in der Welt so uralte Gebäude aufzuweisen hat als China. — Was nun den heutigen Zustand der weltberühmten Stadt Pe-king betrifft, so weicht ihr gegenwärtiger Anblick wohl um nicht viel von demjenigen ab, den Marco Polo zu seiner Zeit von dieser Riesin unter den Städten gewann. In neuerer Zeit hat allerdings die ehemalige Form eines gleichseitigen Vierecks sich mehr in ein Oblongum verwandelt; die innere Stadt allein nimmt aber einen Flächenraum von 12 englischen Quadratmeilen ein. Die Zahl ihrer Thore hat sich vermindert, man findet deren gegenwärtig nur noch neun. Auch der Umfang ihrer zur Zeit des Marco Polo so ungeheuren Vorstädte hat sich im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte vermindert. Frühere Missionäre, und selbst noch der englische Missionär John Bell, welcher China im Jahre 1720 bereis'te, fanden diese Vorstädte so riesenhaft, daß sie ihr höchstes Erstaunen darüber zu erkennen geben. Allein nach Staunton's, des neuern Reisenden, Bericht, brauchte die englische Gesandtschaft bei ihrem

Einzuge durch die westliche Vorstadt von Pe-king nur 20 Minuten Zeit, eine Angabe, welche mithin nicht mehr auf eine außerordentliche Ausdehnung schließen läßt. Die heutige Stadt selbst zerfällt eigentlich in zwei Städte: in die chinesische und in die tartarische Stadt; ihre Mauer ist 30 Fuß hoch und 20 Fuß dick, mit unzähligen Thürmen besetzt, und besteht aus demselben Material, wie die große chinesische Mauer, jenes uralte Riesenwerk der rohen Baukunst; dieses Material ist nämlich ein gebrannter oder vielmehr an der Sonne getrockneter Backstein von bläulichem Schein; die Grundlage bilden große Granitblöcke. Sonst gewährt der äußere Anblick der Stadt eben kein hohes Interesse und hat etwas Ermüdendes. Man sieht keine Thürme, Tempel, Obelisken oder überhaupt öffentliche Gebäude von einiger Auszeichnung. Ein ungeheurer wüster Häuserklumpen, wovon kaum ein kleiner Theil zu übersehen ist, liegt vor dem Auge hingestreut, nicht einmal durch überbaute Schornsteine wird die Einförmigkeit dieser verworrenen Dächermasse unterbrochen. Da auch alle Straßen dieser Stadt in gerader Richtung angelegt sind und fast kein Haus über ein Stockwerk hoch ist, so kommt einem das Ganze eher wie ein ungeheures Zeltlager vor, als wie eine für die Ewigkeit gegründete Stadt. Die Stadt Peking liegt in einer Ebene, welche am Horizont durch die Gebirge der Tartarei begränzt wird, gewiß ein malerischer und würdiger Hintergrund! Lange bevor man sich der Stadtmauer nähert, zeigt sich die Straße mit schönen Granitsteinen gepflastert, welche von 6 — 16 Fuß in der Länge betragen und beinahe das Gleiche in der Breite. Bedenkt man, daß diese gewaltigen Quaderstücke über 60 Meilen weit aus den Gebirgen, welche das Reich China von der Tartarei trennen, herbeigeschafft werden mußten, um den ihnen angewiesenen Zweck zu erfüllen, so muß dieß in der That unsere Bewunderung erregen. Befindet man sich einmal innerhalb der Thore, welches



CHINESISCHER TRIUMPHBOGEN.

durchgängig Doppelthore sind, so ist der Anblick des ungeheuern Peking wirklich neu, seltsam und ausdrucksvoll. Zwei Straßen, gerade wie eine Linie, jede von einer Länge von vier englischen Meilen und 150 Fuß breit, laufen in gleicher Richtung von zwei Thoren an der Südmauer aus, bis zu den beiden gegenüberstehenden Thoren an der nördlichen Mauer, und diese beiden prächtigen Straßen werden wiederum durch zwei andere, die ebenfalls in paralleler Richtung von Osten nach Westen hinlaufen, rechtwinkelig durchschnitten. Diese vier Hauptstraßen sind durchaus mit einer doppelten Reihe von heiteraussehenden Kaufläden, Schuppen und Waarenhäusern geschmückt, wo die schönsten Kaufwaaren in reicher üppiger Fülle zur Schau ausliegen und reichgemalte, goldene Firmen mit hellglänzenden Inschriften den Vorübergehenden zum Einkauf einladen. Ueberdieß bemerkt man noch lustige Fähnlein in Menge, welche, gleich Schiffswimpeln, vom Winde bewegt werden, prangend in dem schönsten Farbenglanz, mit goldenen Schnüren oder seidenen Bändern befestigt. Mit eben so leuchtenden Farben geschmückt zeigen sich die Façaden der Wohnhäuser, denen es gleichfalls nicht an goldenen Verzierungen fehlt. Seltsam und unsern Begriffen von Heiterkeit und Lebendigkeit der Ausstellungen durchaus widersprechend ist es, daß der Hauptartikel unter allen hier ausgestellten Kaufwaaren, und der durch glänzende Ausschmückung am meisten die bewundernden Blicke der Vorübergehenden auf sich zieht, aus Todtensärgen besteht. Durch diese vielfach geschmückten Straßen drängt sich nun fortwährend eine bunte und lebhafte Menschenmenge, welche in einem Haupt- und zwei Seitenströmen unablässig auf- und niederwogt. In dem mittlern Strom, wenn wir uns einmal dieses Ausdrucks bedienen wollen, sieht man die Mandarinen oder Großen des Hofes sich entweder zu Pferde oder auf Palankins fortbewegen, in Begleitung eines zahlreichen Gefolges, mit Flaggen, Sonnenschirmen, gemalten Laternen und

andern Insignien des hohen Ranges dieser Staatsbeamten. Tartarische Krieger reiten gleichfalls vorüber und bahnen sich, nicht immer auf die sanfteste Weise, ihren Weg durch die Menge; lange Züge von Cameelen folgen, welche Kohlen aus der Tartarei einführen; Karren und Wagen mit Feld- und Gartenfrüchten und andere Fuhrwerke, welche zwar keinen glänzenden Anblick gewähren, aber dennoch das Unentbehrliche in die ungeheure Stadt einbringen. Zwischendurch bewegen sich auch in Stuhlwagen, welche in Pe-king sehr üblich sind, schöne chinesische Damen in bunten Gewändern. Einen überaus stattlichen Anblick gewähren ferner die Hochzeitsprozessionen und die Leichenzüge, zwei entgegengesetzte Schauspiele, welche jedoch in China mit gleichem Pomp ausgeführt werden. Seidene Stoffe, glänzende Farben, wogende Fahnen und flatternde Bänder sieht man hier im Ueberfluß; Bahrtücher und Brautgewänder lassen beide an Pracht und Kostbarkeit nichts zu wünschen übrig. Alle diese verschiedenartigen bunten, lebendigen Scenen, die beim raschen Strudel der Menge jetzt auftauchen und dann durch andere verdrängt werden, erregen die Einbildungskraft des ungewohnten Zuschauers auf das lebhafteste und verschaffen ihm eine nicht leicht zu ersättigende Unterhaltung.

Die Nebenströme oder Seitenpfade in diesen gewaltigen und über alle Vorstellung belebten Straßen werden nun von den eigentlichen Geschäfts- und Handelsleuten, von Verkäufern und Käufern, von denen, die so hin- und herlaufen, um Das und Jenes in der Nachbarschaft zu besorgen, eingenommen. Hier läuft Alles lustig und mit lautem Getöse, dazu auch mit der gehörigen Verwirrung durcheinander. Diese Heiterkeit und Beweglichkeit, mit etwas Confusion gemischt, bildet überhaupt einen Grundzug in dem Volkscharakter der Chinesen. Im Allgemeinen sieht man hier dasselbe, wie in andern bewegten Städten, nur in etwas veränderter Form. Herumträger rufen ihre Waaren aus, Lastträger schreien laut ihr: Vorgesehen! was der



EIN CHINESISCHES GRAB.



EINGANG VON PEKING

und jener Bedrängte dennoch nicht vernimmt oder beachtet und dergestalt seinerseits einen neuen Anlaß zur Verwirrung gibt; der Berber wirft sein Waarenbündel in die Luft und fängt es wieder, um eines etwaigen Käufers Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; Possenreißer und Quacksalber, Hausirer, Taschenspieler, Jongleurs und Glücksritter zeigen sich wenigstens der Menge in ihren verschiedenen Qualitäten, wenn es auch an Raum gebricht, um der Menge sogleich ihre Künste aufzutischen. Und all dieses Lärmen, Laufen, Schreien, Stehen und sich Fortwälzen so durcheinander herum ist durchaus an keine besondere Jahres- oder Tageszeit gebunden, sondern geschieht unaufhörlich und ohne Unterbrechung. Und schon aus diesem Umstande kann sich der Leser einen Begriff machen von der ungeheuern Bevölkerung dieser Riesenstadt. „Ich habe," so erzählt uns Barrow, „während meines Aufenthalts in Pe-king in der Regel drei- bis viermal in der Woche das Stadtthor passirt; allein kein einziges Mal kann ich mich erinnern, freien Durchgang durch dasselbe gefunden zu haben, immer drängte und stopfte sich hier eine große Menschenmenge, und die Meisten mußten eine geraume Zeit warten, bevor es ihnen gelang, sich den Weg nach außen frei zu machen. Dessen ungeachtet fehlte es nicht an Soldaten, die mit Gewalt die Bahn offen zu erhalten suchten." Im Durchschnitt sieht man auf den Straßen von Pe-king bei weitem mehr Männer als Frauen, was daher rührt, daß die eigentlichen Chinesen ihre Frauen, nach morgenländischem Brauche, sehr eingezogen halten. Nur hier und da, in besonders ruhigen Straßen, sieht man chinesische Frauen und junge Mädchen, die sich jedoch bei Annäherung eines Mannes sogleich zurückziehen, vor den Thüren ihrer Wohnungen sitzen und ihre Pfeifen schmauchen. Unter der Menge und in lebhaften Stadttheilen erblickt man fast nur tartarische Frauen, welche sich an die morgenländische Sitte nicht kehren und zu Fuß oder zu Pferd die Straßen durchziehen.

Sie unterscheiden sich von den Chinesen augenblicklich durch die Weite und Länge ihrer seidenen Gewänder. Da, wo die Hauptstraßen der Stadt einander rechtwinkelig durchschneiden, hat man an den vier Durchschnittspunkten sogenannte Triumphbögen errichtet, welche zu Monumenten dienen für solche Personen, die etwa ein vorzüglich hohes Alter erreicht oder sich um das Wohl der Stadt ein bedeutendes Verdienst erworben haben. Jede solche Arcade besteht aus drei Thorwölbungen, wovon die mittlere die Hauptwölbung ist. An Malerei und sonstigem Zierath fehlt es, wie allen chinesischen Gebäuden, auch diesen Monumenten nicht.

Wenn wir jedoch von einem fast beispiellosen Volksgedränge redeten, welches das unermeßliche Pe-king vor allen übrigen Städten der Welt auszeichnet, so gilt diese Behauptung doch fast ausschließlich nur von den Hauptstraßen, denn die übrigen Straßen sind eigentlich bloße Gassen, die man als Arme der größern zu betrachten hat, sie sind meist eng und einsam. Dennoch befinden sich in diesen Gassen die Wohnungen der ausgezeichnetsten Staatsbeamten und vieler andern reichen Leute. Wodurch die Einsamkeit dieser Straßen noch vermehrt wird, ist der Umstand, daß die Häuser in der Façade keine Fenster haben; die einzige Oeffnung bildet eine kleine Pforte, die fast beständig verschlossen gehalten wird, denn Fenster findet man nur in den großen Kaufläden und Waarenhäusern der Hauptstraßen. Dagegen haben manche Häuser der Bemitteltern eine Art von Terrasse, die mit Blumen, Pflanzen in Töpfen und allerlei Zwergbäumen geziert ist und einen freundlichen Anblick darbietet. Keine einzige Straße in Pe-king, selbst die Hauptstraßen nicht ausgenommen, ist gepflastert; dafür werden sie jedoch alle Morgen gefegt und zu gewissen festgesetzten Stunden besprengt, um den häufig unerträglichen Staub zu löschen; die Polizeianstalten zu Pe-king, besonders die der nächtlichen Sicherheitspolizei sind ausnehmend streng. Mit Anbruch der Nacht werden alle Straßenausgänge

durch Barrikaden geschlossen, und Niemand darf sich, wie bereits erwähnt, ohne besondern Beruf mehr auf der Straße sehen lassen; vor den Barrikaden stehen Wachen, welche die strengsten Befehle haben und Jeden, der nicht mit Laterne und Legitimation versehen ist, ohne Umstände zurückweisen. Von Thor zu Thor ziehen die Nachtpatrouillen und eigentlichen Nachtwächter, welche auf einer kurzen Trompete von Bambus, die einen lauten und durchdringenden Ton von sich gibt, blasen, und zwar sind diese Wächter angewiesen, auf ihrer Runde wenigstens alle drei bis vier Minuten einen solchen Ton hören zu lassen. Außerdem besteht noch ein anderes Sicherheitsgesetz, daß nämlich der Besitzer des je zehnten Hauses in der Stadt, wenn die Reihe an ihn kommt, die Aufsicht bei Tag und Nacht über seine nächsten neun Nachbarn übernehmen und sich für die Exzesse, welche diese während der Zeit begehen möchten, selbst verantwortlich machen muß. Diese Maßregel, da Niemand sich ihr entziehen kann, und also eine allgemeine Verantwortlichkeit der Hausbesitzer stattfindet, beweis't sich sehr wirksam. Es besteht diese Sitte nicht blos in Peking, sondern auch in allen andern chinesischen Städten.

Wie bemerkt, theilt sich Pe-king in zwei Städte; die nördliche wird von den Mantschu oder Tartaren, die südliche von den Chinesen bewohnt. Ein eignes Viertel nimmt die sogenannte „Kaiserstadt“ ein, das ist derjenige Theil, wo des Kaisers Pallast und Gärten gelegen sind, deßgleichen alle öffentlichen Gerichtshöfe und die Locale der Behörden, ferner die Wohnungen der Minister und überhaupt aller zum Hofstaat gehörigen Personen. Diese sämmtlichen Gebäude und Anlagen nehmen ein Parallelogram von ungefähr einer Meile in der Länge und 3/4 Meile in der Breite ein. Eine 20 Fuß hohe Mauer umgibt diesen Bezirk, aus rothen glänzenden Quaderstücken erbaut und mit einer Art von schwebendem Dache gedeckt, das aus gelben Ziegeln besteht. Das Innere die-

ses Bezirks ist ungemein ergötzlich und mannichfaltig. Schöne Gründe, fruchtbare Plätze, Bäume, Kanäle, Seen, künstliche Berge und Felsen und wieder fruchtbare Niederungen, dies Alles vereint sich in diesem kleinen Raume, den noch überdies ein kleiner Fluß, Yun-ho genannt, durchströmt. Mit einem Worte, die chinesische Kunst hat hier die Natur sehr glücklich nachgeahmt.

Um es in aller Kürze zu wiederholen, so ist Pe-king mit seiner ungeheuren Bevölkerung von fast drei Millionen Seelen unstreitig die größte und auch eine der merkwürdigsten Städte der bewohnten Erde. Sie enthält für den Europäer manche ausgezeichnete, auch wohl imposante und reizende Züge, im Ganzen aber wenig Bequemlichkeit im europäischen Sinne. Die Stadt leidet an wesentlichen Bedürfnissen Mangel, sie hat, wie gesagt, kein Pflaster, keine Schleusen, keine hinreichenden Bewässerungsanstalten, ist kothig im Winter, und voll unerträglichen Staubes im Sommer. Sie leidet an üblen und ungesunden Gerüchen, die der Bemittelte zwar durch Wohlgerüche aller Art in seiner nächsten Umgebung zu dämpfen sucht, für welche sich aber dem Armen kein Ersatz darbietet u. s. w., mit einem Worte, Pe-king ist eine Stadt, der noch die europäische Cultur fehlt.

Nanking.

Jetzt Kanninsu, liegt in der Provinz Kianinan. „Sonne des Himmels" hieß zur Zeit ihres Glanzes Nanking, die Hauptstadt des ältesten Reichs der Erde, und noch gegenwärtig nennt der Chinese sie, wie der Italiener sein Rom, die ewige. Aber ärmlicher als dieses füllt das neue Nanking das Gewand des alten aus, das Gewand eines Riesen.

Ein und zwanzig Stunden im Umfang messen die Mauern der ungeheuren Stadt. Fast in der Mitte des Raums, den sie umschließen, ist ein isolirter Felsenhügel. Die Akropolis trug er einst; jetzt Ruinen. Da hinauf muß man steigen, wenn man eine Vorstellung von der einstigen Ausdehnung Nankings, und dem Verhältniß des heutigen zum alten, gewinnen will.

In dem reizenden und mannichfaltigen Panorama, welches sich dort dem überraschten Blicke öffnet, fesselt zuerst der majestätische Yang-tse-Kiang, welcher, größer als die Donau bei Wien, mit vielen Armen ein breites und acht Stunden langes Thal durchströmt und in blühende Inseln zerschneidet. Mehrere freundliche, von Flüßchen und Bächen bewässerte Gründe zwischen holzbedeckten Hügeln, ziehen sich dem Hauptthale zu, und fruchtreiche Felder und lachende Gärten wechseln, so weit das Auge reicht, in der angenehmsten Mannichfaltigkeit. Zwischen ihnen blicken zahl-

reiche Häusergruppen hervor, welche oft Viertelstunden weit auseinander liegen. Mit ihren schlanken Pagodenthürmen geben sie der Scene das Ansehen einer mit Dörfern und Flecken besäeten, volkreichen, höchcultivirten Landschaft. Nichts in der äußern Erscheinung führt den Gedanken herbei, daß man sich in der Nähe, geschweige im Mittelpunkte einer großen Hauptstadt befinde, und nur eine dicke Rauchwolke, welche hinter einem langen Bergrücken am Himmel hängt, deutet die Lage des heutigen, eigentlichen Nanking an. Ein paar Häuserpartheien am Fuße der Bergkette sind Alles, was sich von ihm erkennen läßt. Dann erst wird man über die Bedeutung seines Standpunktes klar, wenn man mit Hülfe eines guten Fernrohrs den kreisförmigen, weißlich-grauen Streifen untersucht, der sich rund am Horizont hinzieht, und man in demselben, nicht ohne Erstaunen, die wohlerhaltene Ringmauer Nankings wiederfindet.

Alle diese Ebenen, Thäler und Höhen waren einst angefüllt mit Wohnungen der Menschen, und diese Felder und Gärten grünen und blühen auf dem Schutt von 200,000 Häusern. Denn jenes, jetzt hinter den Bergen versteckte, kaum den fünften Theil des Mauerkreises im Süden ausfüllende Nanking war noch vor einigen Jahrhunderten größer als das heutige London, es übertraf Konstantinopel und Rom dreimal an Umfang. Es war zugleich die volkreichste Stadt auf der ganzen Erde.

Die Verwüstung, welche dieser uralte und prachtvolle Sitz der eingebornen Herrscher Chinas erfuhr, schreibt sich von den tartarischen Eroberern her, die, im Jahre 1645, in der Wuth des Kriegs, zwei Dritttheile der Stadt in Asche legten und sie völlig ausplünderten. Auch die prächtigen Kaiserpalläste gingen damals in Flammen auf. Viele Hunderttausende ihrer Bewohner kamen um durch das Schwert, oder durch Elend, und da die Eroberer ihren Hof in Pe-king aufschlugen, so wanderten Hunderttausende



DIE HAUPTSTRASSE ZU NANKING.

ihnen nach. Daß in einer Stadt, wo so lange der Glanz und der Luxus des mächtigsten Reichs concentrirt war, so wenig großartige Baudenkmäler der Vorzeit sich erhalten haben, kann nicht auffallen, wenn man die Bauart der Chinesen überhaupt betrachtet. Nur die Pagoden (Tempel) bestehen aus Ziegelmauerwerk von einiger Dauer. Alle übrigen Gebäude sind entweder gar nicht, oder nur sehr leicht von Stein aufgeführt, und auch dann sind ihre Ornamente, Gesimse, Säulen und Skulpturen fast immer von Holz. Blos in seinen Festungen und in seinen Werken zum öffentlichen Nutzen, als Brücken, Kanälen, Kaien, zeigt der Chinese, daß ihm die Fähigkeit, Großes auch in der Baukunst zu vollbringen, nicht abgeht. Gegen die Riesenmauer z. B., womit einst China seine Nordgränze zum Schutz gegen die Tartaren umgürtete, der 1000 Stunden langen, erscheinen die größten Werke anderer Völker klein.

Das heutige Nanking, obschon nur ein schwacher Schatten des alten, übertrifft doch noch immer Wien und Berlin an Größe. Das milde, gesunde Klima (es liegt unter dem Breitengrade Rom's) und seine vortreffliche Handelslage an einem schiffbaren Strome hat, ungeachtet furchtbarer Verwüstungsstürme, welchen es erlag, immer eine beträchtliche Volksmenge hier festgehalten, und man schätzt diese wohl nicht zu gering noch auf 400,000. Das Leben ist, begünstigt von der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens, seit der Entfernung des Hofes äußerst wohlfeil geworden, weßhalb auch eine große Anzahl von Fabriken hier ein gutes Fortkommen haben. Die Verfertigung des baumwollenen Stoffs, welcher den Namen dieser Stadt führt, beschäftigt allein 16,000 Stühle; noch bedeutender aber ist die Fabrikation von Seidenzeuchen, deren Ausfuhr man jährlich auf 12 Millionen Piaster schätzt. Die hier verfertigte Tusche ist die beste in der Welt, und die Fabrikation von Porzellan und des chinesischen Seidenpa-

piers sind für den innern Verkehr von einer kaum glaublichen Wichtigkeit. Durch den Yang=tse=Kiang und die vielen Kanäle hat der Ort die bequemsten Wasserverbindungen mit allen Theilen des Reichs, welche den Verkehr wechselseitig unterstützen und festhalten. Dieser örtlichen Vortheile willen wird und kann Nanking niemals seine Bedeutung verlieren, obschon es aufgehört hat, die Hauptstadt des Reichs zu seyn.

Das Innere der eigentlichen Stadt ist, wie in allen chinesischen Städten, einförmig und keineswegs schön. In diesem Lande, wo alle Formen des Lebens und der Sitten nach einer strengen seit Jahrtausenden unbeweglichen Regel fest bestimmt sind, sank auch die Baukunst zur Sklavin herab, und in Dörfern wie in Flecken, in Landstädten wie in der Metropole, kurz durch das ganze Reich, sind die Wohnungen von einer ermüdenden Gleichförmigkeit. Sie sind klein, niedrig, von bald vergänglichem Material; doch inwendig bequem und bei den Reichen kostbar eingerichtet. Die Straßen sind durchgängig eng, mit flachen Steinen gepflastert und werden reinlich gehalten. Oeffentliche Plätze sind wenige, und diese von geringem Umfang. Das merkwürdigste Gebäude Nankings ist der Porzellanthurm (von einem mit Porzellan gedeckten Dache den Namen führend) in der allgemein bekannten Form, acht Stockwerke und 200 Fuß hoch.

In den Umgebungen der Stadt zeichnen sich die anmuthigen Gartenanlagen vieler reichen Handelsleute und Mandarinen durch Schönheit und Größe aus. — Die sogenannten Kaisergärten sind eine Privatdomaine der kaiserlichen Familie und sie werden auf das sorgfältigste erhalten, obschon öfters Jahre vergehen, ehe sie der Monarch einmal besucht. Diese Parkanlagen haben, wie die in Pe=king, etwas Phantastisches; aber sie sind werth, dem Beherrscher so vieler Millionen zum Vergnügen zu dienen. Künstlich gegrabene Seen und Flüsse wechseln mit aufgeworfenen Hügeln



DER KAISERL. PALLAST IN NANKING



DER PORCELLANTHURM.

und aufgeschichteten Felsen, mit kühlen Grotten und unterirdischen Gängen ab, und das Ganze ist ausgestattet mit einer großen Menge Gebäude, bald zum stillen Genuß einer Vista, bald zur bequemen Wohnung eingerichtet. Man kann nicht umhin, an die Gärten der Zauberin Armide zu denken.

Alljährlich, am 15. des ersten Monats (nach unserm Kalender zu Anfang März) wird durch ganz China ein Fest gefeiert, an welchem alle Klassen gleichen Antheil nehmen und an welchem auch die kaiserlichen Gärten dem Publikum geöffnet werden. Es ist dieß das Laternenfest: der Fasching der Chinesen, auf das wir später zurückkommen werden.

Canton.

Canton, die große Handelsstadt des chinesischen Reichs, liegt unter 23°7′10″ nördl. Br. und 113°14′30″ östl. L. auf dem linken Ufer des Flusses Chu-keang, am nördlichen Ende des mit vielen Inseln angefüllten Meerbusens gleiches Namens oder auch der große Lema genannt. Der Name Canton ist eine Verstümmelung von Kwangtong, so nämlich heißt die Provinz, welcher die Stadt angehörte, und diese heißt eigentlich Quang-tschou-tou. Canton besteht aus zwei Haupt-Abtheilungen, nämlich der chinesischen Stadt und der tartarischen Stadt, welche nebst den ziemlich großen Vorstädten einen Umfang von ungefähr zwei deutschen Meilen haben. Ein kleiner Theil der einen Vorstadt ist auf der andern Seite des Chu-keang erbaut; die tartarische Stadt zeichnet sich, mit Ausnahme des nördlichen Theils, durch schöne Gebäude und gutes Pflaster aus. Die chinesische oder alte Stadt dagegen kann keine Ansprüche auf Schönheit und Regelmäßigkeit machen, sie hat enge Straßen, bietet aber doch in ihrem westlichen Theil, wegen der vielen reichen Kaufläden, manches interessante und erfreuliche Schauspiel dar.

Die Bevölkerung von Canton haben die Missionäre, stets nur darauf bedacht, von China etwas Außerordentliches zu sagen, viel zu hoch, selbst bis auf anderthalb Millionen angegeben; dagegen



CANTON

Sonnerat, in den entgegengesetzten Fehler verfallend, dieselbe, sogar mit Inbegriff der auf den Schampanen (kleine Fahrzeuge) lebenden Familien, nur auf 75,000 schätzte. Kap. King gibt nach billigen Annahmen die Bevölkerung der Stadt auf 150,000 und die der 40,000 Schampanen auf mehr als 220,000 Köpfe an; denn diese Schampanen bedecken dicht an einander eine Strecke von einer englischen Meile der Rhede des Tigris, der dort breiter ist, als die Themse bei London.

Der Zugang der Stadt ist zwar von allen Seiten durch mehrere Forts geschützt, allein sie würden schwerlich dem Angriff der Europäer widerstehen. Die Hannisten (chinesische Kaufleute) haben ihre Landhäuser in einem großen Dorfe Hannan; die Häuser der europäischen Handelsfactoren liegen an einem schönen Kai und sind europäisch gebaut. Canton hat anmuthige Umgebungen. Barrow fand in einem nahen Dorfe treffliche Blumen- und Gemüse-Gärten. Weit wichtiger ist aber der berühmte Flecken Fouchan. Er hält zwei Meilen in die Länge und ist wegen seiner Fabriken in Seide, Kupfer und Eisen sehr volkreich. Canton ist der Sitz des Vicekönigs der Provinz und hat außer vielen andern Städten auch Macao unter seinem Gebiet. Wampua, der Ort, wo die Schiffe der Europäer liegen, ist nur drei Stunden von Canton entfernt. Von Wampua nach Canton wird der Fluß immer belebter. Die Ufer strotzen von Dörfern und Pagoden; der Strom wimmelt von Fahrzeugen und der Besuchende, umringt von endlosem Lärm und Geschrei, windet sich in seinem Boote durch eine Unzahl von Kriegsjunken, deren bunte Wimpel im Winde flattern. „Myriaden von Böten," sagt Reynolds, „lagen zu beiden Seiten in langen und regelmäßigen Reihen vor Anker und bildeten gleichsam Kanäle, durch welche zahllose kleinere Fahrzeuge hin- und hersteuerten.
Das Geräusch und Durcheinandertönen von Millionen menschlichen Stimmen schlug fortwährend an das betäubte Ohr. Hier entle-

digte sich eine Junke ihrer Ladung, dort glitt ein Floß leicht über die Wellen."

„Die Menge von Junken und Böten aller Art," sagt Mr. Mac. Leod, „welche sich auf dem Tigris bewegen, übertrifft selbst die lebhaftesten Scenen der Themse. Auf dem Tigris sind die Böte (Schampanen) die Residenz von mehreren tausend Familien, die ganz auf dem Wasser leben und sich ihren Unterhalt theils durch Ueberfahren von Passagieren, theils durch Fischen und theils durch Dieberei erwerben. Die Pagoden auf den Ufern des Tigris sind prächtige Gegenstände, und die Erscheinung des Flusses zur Nachtzeit, wenn sämmtliche Böte mit Lampen und Laternen erleuchtet sind, gewährt einen höchst überraschenden Anblick."

Nichts fällt dem Fremden bei seiner ersten Ankunft in Canton mehr auf, als die große Menge kleiner Böte, welche längs den Fluß-Ufern vor Anker liegen und wegen ihrer eigenthümlichen Form Eierschalen-Böte heißen. Ihre Länge beträgt in der Regel nicht mehr als zehn oder zwölf Fuß, und ihre Breite sechs Fuß; sie sind so niedrig, daß ein erwachsener Mensch kaum aufrecht darin stehen kann. Alle sind mit einer gewölbten Bambusdecke überdacht, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, ungefähr wie unsere Frachtwagen mit einer Plane, und jedes Boot ist von einer für sich bestehenden Familie bewohnt. „Ich erblickte oft darin," sagt Mr. Bennet, „das junge neugeborne Kind und daneben die alte hochbejahrte Großmutter nebst den übrigen Familienmitgliedern, die sämmtlich in dem engen Raume das Licht der Welt erblickt hatten; alle schienen ihren Mienen nach glücklich und zufrieden zu seyn, ihr Elend, ihre Armuth konnte sie nicht niederbeugen. Sie halten ihre Böte äußerst rein und sauber, was ihnen alle Ehre macht." — „Der einzige Umstand," bemerkt ein anderer Schriftsteller, „daß Millionen hier geboren werden und sterben, ohne je ihren Fuß auf das Land zu setzen, gerade so amphibien-

[illegible] SCENE AT CANTON

artig, wie ihre Vorfahren mehrere Generationen hindurch, erregt unsere Verwunderung. Wir sprechen von unserer Mutter Erde, — Staub sind wir und zu Staub werden wir einst wieder. Sie dagegen sind Kinder des Wassers, der einzigen Quelle, woraus sie ihre elende Nahrung schöpfen, und unter dem Wasser finden sie mit der Zeit ihre Ruhestätte." So groß ist die Anzahl und Dichtheit dieser Wohnungen an einigen Stellen, daß sie einen beträchtlichen Flächenraum bedecken und in eine feste Masse vereint zu seyn scheinen. An andern Stellen sind sie regelmäßig geordnet eins neben dem andern und auf beiden Seiten des Flusses, so daß sie zwei Drittel davon einnehmen und nur eins für die Passage, in der Mitte, übrig lassen. Einzelne Abtheilungen derselben werden bisweilen vom Lande entfernt und in regelmäßigen Reihen aufgestellt, um sowohl den Verkehr unter einander zu befördern, als auch die Communication mit dem Ufer zu verhindern. „Es ist ein seltsamer Umstand," sagt Mr. Abeel, „daß der Chinese auf diese Bootbewohner als auf eine von ihm verschiedene Raçe herabsieht; er hält sie für ein niedriges fremdes Volk und vermeidet Heirathsverbindungen mit ihnen. Eine Sage berichtet, sie seyen von außen, jenseits der Mündung des Flusses, hergekommen. Der Großvater des jetzigen Kaisers war der erste, der sie naturalisirte; vor seiner Regierung durften sie nicht landen."

Ein englischer Reisender, welcher mehrmals Gelegenheit hatte, in den Hafen von Canton einzulaufen, versichert, daß es nichts Ueberraschenderes und, mindestens für den Freund eines lebendigen Handelsverkehrs, nichts Anziehenderes geben könne, als wenn man zur Nachtzeit aus der Bai von Canton in die Bocca Tigris einlaufe. „Wenn dann," so schildert jener Reisende diese bewegte Scene, „die Schatten des Abends ringsum zu dunkeln beginnen, tauchen aus diesem Nebel des Luft- und Wasserreichs unzählige Lichter auf, die entweder in unabsehbare Linien sich formen, so

weit das Auge reicht, oder tausendfach hin- und herschweben und schimmern, gleich Irrlichtern. Dieser wechselvolle, zwischen Glanz und Finsterniß schwankende Anblick hat etwas Träumerisches und ist geeignet, Gedanken und Bilder in der Menschenseele hervorzurufen, die sich sonst in den Augenblicken des Wachens selten darbieten. Je mehr man sich der Stadt nähert, desto dichter wird die Schaar der Böte, und in geringerer Entfernung von dem Landungsplatze wird ihre Menge so groß, daß die Lenker des Fahrzeugs jeden kleinsten Zwischenraum benutzen müssen, um dasselbe nur hindurchzuzwängen; öfters auch müssen die Böte geraume Zeit still halten, weil an eine Oeffnung der Fahrbahn gar nicht zu denken ist. Die außerordentliche Pünktlichkeit und Strenge, womit in China überhaupt die geringsten Rangunterschiede beobachtet werden, trägt überdieß noch viel zur Mannichfaltigkeit und Belebung der Scene bei. So erkennt man die Barke eines Mandarins oder irgend eines höhern Staatsbeamten sogleich, nicht allein an den ihnen eigenthümlichen Insignien, sondern sogar, wenn es dunkel ist, an der Beleuchtung. An einem solchen Staatsfahrzeuge fehlen die bunten Lampen nie, und diese bringen in ihrer Mannichfaltigkeit einen ganz eignen und anmuthigen Wiederschein hervor. Dazu haben auch die einfachen, fast monotonen, aber nicht unlieblichen Melodien der Fährleute bei einer an und für sich so lebhaften Scene einen besonderen Reiz."



DAS CHINESISCHE LATERNENFEST

Das chinesische Laternenfest.

Dieses wird den 15. des ersten Monats jedes Jahr in ganz China gefeiert. Es müßte ein höchst merkwürdiges Schauspiel geben, wenn man sich so hoch in einem Ballon erheben könnte, um alsdann ganz China gleichsam in Brand stehen zu sehen. Nur allein der Anblick eines Theils der Hauptstadt gewährt eine erstaunliche Scene. Eine unzählbare Menge große und kleine papierne oder seidene lakirte Laternen von allen Farben transparent bemalt mit Drachen, Löwen, Vögeln, kurz, allen Thierarten, erleuchtet die Straßen. Jeder Einwohner behängt nicht nur damit sein Haus, einige machen die Laterne selbst zu dem ihrigen. In diesen ungeheuern, gänzlich erleuchteten Maschinen sieht man Gastereien halten und Bälle geben. Puppen, die darin spielen, werfen einen beweglichen Schatten; sie gaben zu den chinesischen Schattenbildern Anlaß.

Allein das Schönste bei diesem Feste sind die bewundernswürdigen Feuerwerke, worin die Chinesen alle bekannten Nationen der Erde seit Jahrtausenden übertreffen. Allenthalben sieht man in den Straßen aus Drachen oder sonstigen Figuren Raketen, Schwäne und Petarden von vielfarbigem Feuer hervorsteigen.

Ein Auszug aus der Nachricht des L. Macartney über das Feuerwerk, welches der Kaiser Kien-long den Engländern in dem

Garten von Dschehol geben ließ, mag die Ueberlegenheit der chinesischen Feuerwerke darthun.

„Unter den vielen merkwürdigen Dingen,“ sagt der Lord, „die ich bei diesen Feuerwerken bewunderte, war vorzüglich ein grüner Kasten von fünf Quadratfuß, den man vermittelst eines Flaschenzugs von der Erde bis auf 50—60 Fuß in die Luft erhob. Sobald er zu dieser Höhe gekommen war, that sich der Boden von selbst auf, und es gingen daraus plötzlich 20—30 Stricke hervor, die mit Laternen besetzt waren, die sich nach und nach entfalteten, ihrer waren wenigstens 500; alle waren hell erleuchtet, und erschienen durch das innere Flammenfeuer auf das prächtigste gefärbt. Die Laternen waren von Papier oder von Gaze. Ihr Entfalten und ihr Herabsteigen wiederholten sie zu mehreren Malen, und jederzeit zeigten sie neue Formen und neue Farben.“

„An jeder Seite des großen Kastens waren auf einem gewissen Abstande kleinere, die ein ähnliches Schauspiel darboten. Es gingen daraus eine ungeheure Menge netzförmig geschlungener Feuer unter aller Gestalt und Größe hervor; da gab es Kugeln, Quadrate, Sechsecke, Achtecke und Rauten, und diese leuchteten wie das glänzendste Kupfer, sobald aber der geringste Wind sie bewegte, brachen daraus Flammen wie Blitze hervor, die sich unter allen Farben des Regenbogens mit einander vereinigten. Es ist gewiß, daß die Chinesen das Geheimniß besitzen, ihren Kunstfeuern alle möglichen Farben zu geben, und dies ist das größte Verdienst ihrer Feuerwerkerei.“

XI. Japan.

Dieses zwischen dem 29° und 41° nördl. Breite und dem 127° und 141° östl. L. (Pariser Meridian) gelegenes Reich, ist eine Inselgruppe (Archipelagus) und die hauptsächlichsten Inseln sind: Niphon, Kiusiu und Sikokf. Matsmaï, das den nördlichen Theil des Reichs bildet und zu den Kurilen gehört, könnte man einzeln betrachten, obgleich, streng genommen, dies Gebiet von der Provinz Muts oder O-Siu von Tosando umschlossen wird. Das eigentlich sogenannte japanische Reich ist in zehn Regionen oder do eingetheilt, die sowohl der Größe als der Bevölkerung nach sehr ungleich sind. Mit Ausnahme der beiden, welche aus den kleinen Inseln Iki und Tsu Tsima bestehen, zerfallen die acht andern wiederum in mehrere Provinzen oder kokf, und diese letztern wiederum in Bezirke oder kori. Gokinaï, die erste Region, besteht aus fünf Provinzen, welche das Besitzthum des Daïri bilden, wie Gokosio das des Seuschun. Die große Insel Niphon enthält allein Gokinaï, Tokaïdo, Tosando, Fokurokudo, Sanindo, Sanyodo und fast die Hälfte von Nankaido. Die Insel Iki, die Insel Tsu Tsima und die Statthalterschaft Matsmaï mit ihren Untereintheilungen von Jesso, den südlichen Kurilen und der Insel Takakaï vervollständigen diese Namenreihe, die neueste und genaueste, welche wir geben können. Dieses Reich, das also zwischen dem großen Oceane und dem japanischen Meere liegt, ist westlich von Korea durch die Straße von Tsu Tsima, und nördlich von der Insel Jesso durch die Straße von Tsu Gar, oder Sangar, wie sie die Europäer nennen, geschieden.

Statt Japan sagt man im Lande selbst Niphon. Das Wort ist chinesischen Ursprungs und kommt von Jyphon, was Sonnenursprung heißt. Der berühmte Marco Polo nennt das Land

Zipangu und nicht Zipangri, wie man in mehreren Ausgaben lies't, es ist dies das chinesische Wort jy pen kue (Land vom Ursprung der Sonne). Eine der ältesten Benennungen des Landes ist Uo oder Yamato, im Chinesischen Ho; sie ist älter als Japan. Der Stifter der japanischen Monarchie nannte nach der Sage der Bewohner die große Insel Aki Tsu Tsima (Insel der Libelle) nach ihrer angeblichen Aehnlichkeit mit diesem Insekte.

Die drei Hauptinseln des japanischen Archipels, und besonders Niphon, sind mit hohen vulkanischen Gebirgen bedeckt. Niphon wird in ihrer Länge von 180 Meilen von NO. nach SW. von einer Kette durchzogen, über deren fast gleiche Höhe nur hier und da einige mit ewigem Schnee bedeckte Pics hinausragen. Diese Bergkette scheidet die Flüsse, welche westlich und südlich vom großen Weltmeere strömen, von denen, welche sich nach der nördlichen Zone strecken, um sich in das japanische Meer zu ergießen. Der höchste Berg des Reichs gehört indeß nicht zu dieser Kette; es ist der Fusi no Yama, eine ungeheure mit Schnee und Gletschern bedeckte Pyramide, welche selbst in der glühendsten Sonnenhitze nicht eisfrei wird. Dieser Berg liegt in der Provinz Suru Ya an der Grenze von Kaï. Auf seinem Gipfel öffnet sich ein Vulkan, der thätigste und stärkste in dem ganzen Systeme.

Da das Reich nur aus Inseln besteht, kann es keine langen und breiten Flüsse haben. Die wichtigsten finden sich auf Niphon und im westlichen Theile der Insel, wo der Raum größer ist. Hier strömen der Yodo Gawa, der aus dem Binnensee Biwa no mitsu Umi kommt und sich in den Golf von Osakk ergießt; der Kiso Gawa, der Tenrio Gawa (Fluß des himmlischen Drachen), der in drei Mündungen in das Meer stürzt, der Kamanasi, welcher sich bis an seine Quellen in zwei Arme theilt, die sich nicht wieder vereinigen; der Ara Gawa, von dem ein Arm durch Jeddo und unter der berühmten Brücke von Niphonbas hinströmt; der Ukami Gawa, der Figami Gawa, der Kasaba Gawa und der Mogami, der größte Fluß der Provinz Dewa, eine Vereinigung mehrerer Flüsse, die von den Schneebergen der Muts herabkommen.

Von allen Seen des Archipels ist der größte und tiefste der Biwa no mitsu Um, der schon oben erwähnt worden ist und auf unsern Charten der See Oitz heißt. Er verdankt seine Entstehung einer vulkanischen Erscheinung, deren Geschichte und Zeit die japanische Chronik berichtet. „Im Jahre 285 v. Chr. Geb.," sagt sie, „bildete ein außerordentliches Einsenken des Bodens in einer einzigen Nacht diesen großen See mit süßem Wasser. Aber in der Nacht, in derselben Stunde stieg aus dem Inneren der

Erde auch der Fusi no Yama heraus, der höchste Berg Japans, in der Provinz Suru Ya. Im Jahre 82 v. Chr. Geb. erhob sich die große Insel Tsi ku ho Sima aus dem Grunde des Sees; sie ist geblieben. Der See hat 72½ (engl.) Meilen in der Länge und 22½ in der größten Breite."

Das Reich Japan liegt ganz in der gemäßigten Zone und hat nicht das milde Clima, das man nach einem Blicke auf die Charte dort vermuthen könnte. Obgleich unter den Breiten, welche denen Spaniens, Italiens und Siciliens entsprechen, hat Japan doch bei weitem nicht dieselben milden Winter und dieselben herrlichen Sommer, wie jene Länder Europas. Der Archipel, welcher in einem Meere liegt, das man das Meer der Nebel genannt hat, sich nicht an die Pyrenäen lehnt, wie Spanien, oder an die Alpen, wie Italien, sondern den eisigen Winden offen steht, welche aus den tartarischen Ländern herüberwehen, hat im Januar, Februar und März oft Eis, in der Zeit der Frühlings- und Herbstnachtgleiche schreckliche Stürme, und Gewitterregen im Juni, Juli und August.

Die Eingebornen, welche diesen Archipel bewohnen, scheinen, einigen ähnlichen charakteristischen Zeichen nach, zu den Volksstämmen zu gehören, welche China und die Tartarei inne haben. Indessen gibt es auch, entweder in Folge einer langen Trennung von einander und des abgeschiedenen Lebens, oder aus irgend einer andern unbekannten Ursache, zwischen diesen Insulanern und den Völkerschaften des Festlandes Unterschiede und Unähnlichkeiten, welche man nicht übersehen kann. Wir lassen darüber einen Beobachter sprechen, dessen Meinung Autorität hat, Klaproth.

„Dieser Volksstamm," sagt er, „gleicht auf den ersten Anblick, dem Gesichte und dem Aeußern nach, sehr den Chinesen; untersucht man aber seine charakteristischen Züge genau und vergleicht sie mit denen jenes Volkes, so bemerkt man leicht den Unterschied zwischen beiden; ich habe diesen Versuch an den Grenzen Rußlands und Chinas selbst gemacht, wo ich zu gleicher Zeit Personen von beiden Nationen traf. Die Augen der Japaner sind, obgleich fast eben so schief, wie die der Chinesen, doch größer an der Nase, und das Augenlid scheint, wenn es geöffnet ist, aufgekrämpt zu seyn. Das Haar der Japaner ist nicht gleichförmig schwarz, sondern vielmehr dunkelbraun. Bei den Kindern unter zwölf Jahren hat es jede Farbe, selbst die des Flachses; man findet aber auch Personen, die ganz schwarzes, fast krauses Haar, schiefe Augen und sehr schwarze Haut haben. In einer gewissen Entfernung sieht die Farbe der

gemeinen Leute gelblich, fast wie die des Käses; die der Städtebewohner wechselt nach ihrer Lebensweise, und in den Pallästen der Großen sieht man häufig Frauen, die eben so weiß sind und eben so rothe Wangen haben, wie die Europäerinnen. Auf der andern Seite haben die auf den Straßen herumziehenden Vagabunden eine Hautfarbe, welche zwischen der des Kupfers und der braunen Erde in der Mitte steht. Dieß ist auch die Farbe der japanischen Bauern, besonders an den Theilen des Körpers, welche der Sonne ausgesetzt sind."

„Der verschiedene Ursprung der Chinesen und Japaner wird durch die Sprache der letztern außer Zweifel gestellt, welche den Wurzelwörtern nach gänzlich von der der Nachbarn Japans sich unterscheidet. Obgleich sie eine beträchtliche Anzahl chinesischer Wörter aufgenommen hat, so bilden diese doch keinen integrirenden Theil derselben; sie wurden durch chinesische Colonisten und besonders durch die chinesische Literatur eingeführt, welche die Grundlage der japanischen bildete. Die japanischen Wurzelwörter gleichen denen des Koreanischen eben so wenig und sind eben so verschieden von denen der Sprache der Aïnos oder Kurilen, welche Jesso bewohnen. Das Japanische hat ferner keine Verwandtschaft mit der Sprache der Mantschus oder Tongusen, welche den Japan entgegengesetzten Theil des asiatischen Festlandes bewohnen."

Das ist die Meinung Klaproths und auch Malte Brun's, der in den Japanern ebenfalls ein Urvolk sieht oder ein solches, dessen Ursprung jenseits des Beginnens der Geschichte liegt. „Wenn sie von dem Festlande gekommen sind," sagt er, „so haben sie dasselbe vor der Bildung der Sprachen verlassen." Andere bekämpften diese Ansicht der beiden Gelehrten und sahen in einigen gemeinsamen Zügen, in dem geschorenen Kopfe, den schiefen Augen, dem Büschel auf dem Wirbel, in einer Menge ähnlicher Gebräuche, in einer fast gleichen identischen Civilisation, in einer auf gleicher Stufe stehenden Industrie, welche sich mit denselben Gegenständen beschäftigt, die theils der Nothdurft, theils dem Luxus dienen, einen gemeinsamen Stamm für die beiden Völker. Die Ungleichheiten der Gesichtsbildung erklären sie durch die verschiedene Lebensweise und Temperatur; die Verschiedenheiten in den Sprachen sollten aus einer gemeinsamen Ursache herkommen, die bei dem einen erhalten, bei dem andern verloren sey, aus dem Einfalle der Mantschus und aus einem Dialecte, der nach und nach sich mehr ausgebildet und verbessert habe. Diese Kritiker meinen, man zerstückele außerdem die Racen ins Unendliche, wenn man wegen einiger Abweichungen

sogleich neue annehmen wolle, man bringe dadurch in die so verwirrte Ethnographie noch mehr Verwirrung, und es sey besser, zu gruppiren, statt zu theilen, zu vereinigen, statt zu trennen. Sie nehmen deßhalb die Bewohner Japans, Koreas, Chinas, Tonquins, Cochinchinas und Siams zusammen. Es sind dies Streitigkeiten, welche nie beigelegt werden können.

Japan hat, wie jedes Land der Erde, seine Fabelgeschichte. Die Bücher des Landes behaupten, der Archipel sey ursprünglich von sieben himmlischen Geistern oder Göttern regiert worden, welche auf einander gefolgt seyen. Die drei ersten dieser Götter brachten sich selbst, durch ihren eigenen Willen, hervor; die vier andern hatten Gattinnen. Den sieben himmlischen Geistern folgten fünf Erdgeister, deren erster die Tochter der Sonne war und Ten sio daï sin oder der große Geist der Klarheit hieß. Sie ist die Hauptgottheit, welche man in Japan verehrt, und besonders zu Ize, wo sie sich aufhalten soll. Die Japaner glauben, ihre Daïris oder geistlichen Kaiser stammten von der Ten sio daï sin ab. Die Dynastie dieser Kaiser wurde im Jahr 660 vor unserer Zeitrechnung von Zin Mu (dem geistlichen Streiter) begründet; er kam von der westlichen Grenze des Reichs, und eroberte es bis auf den nördlichen Theil, den noch lange nach ihm die Ureinwohner inne hatten, welche Jebis hießen.

Mit Zin Mu beginnt die chronologische Geschichte des Landes. Man ist einstimmig der Meinung, daß dieser Fürst von Geburt ein Chinese war. Er civilisirte das Land und drängte allmählig die rohen Horden zurück, welche es vor den Fortschritten des Ackerbaues und der Industrie bewohnten. Diese Einwanderungen von Chinesen nach dem japanischen Archipel fanden zu verschiedenen Zeiten statt. Die chinesischen Annalen erzählen selbst, daß ums Jahr 1195 v. Chr. Geb. die Bewohner des östlichen China wegen der Bedrückung durch den Kaiser Wu Y sich in sehr großer Anzahl, Männer, Frauen und Kinder, einschifften und zu den benachbarten Inseln gelangten, wo sie sich ansiedelten. Später kam auch Zin Mu, wahrscheinlich an der Spitze eines zahlreichen Heerhaufens von Abenteurern, denn es läßt sich doch nicht denken, daß er das Land ganz allein erobert habe. Nach Zin Mu kamen andere Ansiedler, unter andern 300 Paare junger Leute von beiden Geschlechtern, die, nach einer wahrscheinlich allegorischen Erzählung, von dem Kaiser Tsin schi huang Ti, unter der Anführung Ziko Fuk's (Sin Fu's), eines geschickten Arztes, nach der imaginairen Insel Fo raï Sun geschickt wurden, um daselbst den Trank der

Unsterblichkeit zu suchen. Die Chronik setzt hinzu, daß, nachdem sie die Insel und deren Schatz vergeblich gesucht, jene Gesellschaft Chinesen im Jahre 209 v. Chr. nach Japan kam. Der Führer dieser Auswanderer starb auf dem Berge Fusi no Yama und man erwies ihm nach seinem Tode göttliche Ehre, weil er die im Lande bis dahin unbekannten Künste und Wissenschaften eingeführt hatte.

Nimmt man das Fabelhafte von dieser Geschichte weg, so kann man doch zwei Folgerungen daraus ziehen, nämlich erstens, daß die gegenwärtigen Bewohner von Japan, was auch Malte Brun sagen mag, keine Ureinwohner sind, oder daß wenigstens der daselbst wohnende Volksstamm durch chinesische Colonisation verändert und gleichsam umgeschmolzen worden ist. Jener Zin Mu, jene 300 Paare, jene Einwanderer zu verschiedenen andern Zeiten konnten auf jenen Inseln nicht anders vorherrschen, als wenn sie in großer Anzahl kamen, und es geschah hier, was überall geschieht, daß nämlich die rohen Völkerschaften in den civilisirten gleichsam aufgegangen sind. Der zweite Schluß, den jene Thatsachen zulassen, ist die Gemeinschaft der Abstammung der gegenwärtigen Insulaner von Japan und der Völker des chinesischen Festlandes. Wenn die japanischen Geschichtsbücher in Hinsicht der Eroberung Zin Mu's die Wahrheit reden, so ist die Frage der Abstammung abgeschnitten.

Wie dem auch sey, Zin Mu scheint der Gründer jener japanischen Dynastie zu seyn, deren Abkömmlinge bis zum heutigen Tage die geistliche Oberherrschaft behauptet haben. Im Anfange vereinigten diese Fürsten alle Gewalt, die politische, militärische und religiöse, in sich; sie waren zu gleicher Zeit Befehlshaber der Armee und Hohepriester, Gesetzgeber und Patriarchen. Die Einrichtung des japanischen Staats scheint damals feudal gewesen zu seyn und den Gesetzen ist die Form jenes Feudalwesens so fest aufgedrückt worden, daß sie dieselbe noch heute besitzen. Japan war zwischen einer Menge kleiner Fürsten vertheilt, Vasallen des Kaisers, aber unabhängig von einander.

Die Nachkommen Zin Mu's hielten sich auf diese Weise bis zu Ende des 12. Jahrhunderts als fast unbeschränkte Beherrscher von Japan. Ein unbestrittener, friedlicher Besitz entnervte sie aber allmählig und sie ließen in ihrem Namen die Kubos oder Seuschuns, die Häuptlinge ihrer Krieger, regieren. Bald wurde ein solcher Seuschun wirklich major domus unter dem trägen Herrscher. Als um das Jahr 1190 der Seuschun Joritomo, aus der Familie Ghensi, nach einem langen Bürgerkriege den regierenden Dairi

aus den Netzen des Ehrgeizes der Familie der Feike errettet hatte, wurde der Sieger zum Generalissimus ernannt und schlug seine Wohnung zu Kama Kura auf.

Von diesem Siege schreiben sich die immer weiter greifenden Anmaßungen der Seuschuns her; aber die Usurpation wurde erst im 16. Jahrhunderte völlig vollbracht, und von dieser Zeit an gab es einen nominellen Souverain, den Daïri, und einen wirklichen Regenten, den Seuschun. Die Familie der Daïris ist für die Japaner ein Gegenstand frommer, durch Jahrhunderte geheiligter Verehrung. Der Daïri, der 1822 regierte, war der 121ste Nachfolger Zin Mu's. Vielleicht ist es Betrug und der Name Daïri, der das „Innere des Pallastes" heißt, so wie das Verbot, den Kaiser anders zu bezeichnen, scheinen diese außerordentliche Regentenreihe etwas verdächtig zu machen. Die Seuschuns sind seit langer Zeit nicht mehr von der Familie der Joritomo. Die jetzt regierende Familie datirt sich von 1585 her, und sie verlegte die Residenz nach Jeddo.

Der Daïri verläßt nie seine Residenz Myako, die für ihn ein wahres Staatsgefängniß ist. Eine vom Seuschun unterhaltene Garnison bewacht seine Person und läßt ihn nicht weiter als in den Tempel, und auch dahin nur an feierlichen Festen. Da keine Staatsabgabe rc. unmittelbar in die Casse des Daïri fließt, so sorgt der weltliche Kaiser für die Unterhaltung des Pallastes rc. desselben. Außer einer starken Summe vom Seuschun, besitzt der Daïri auch noch andere Hülfsquellen Die geistlichen Stellen liegen sämmtlich in seiner Hand, und statt sie zu vergeben, verkauft er sie. Er verkauft auch Ehrenämter an einen eitlen Adel und bisweilen an den Seuschun selbst, der sich aus politischen Zwecken den kleinlichen Launen seines Collegen fügt. Geld, Titel und Adelsvorrechte verschwendet man an das geistliche Oberhaupt, dafür hält man ihn aber von allen Staatsangelegenheiten und von jedem Einflusse darauf fern. Die einzige Apanagenbesitzung, welche er erhalten konnte, ist Myako mit dem Zubehör der Stadt.

Um seine Gedanken zu beschäftigen und sie von einer Usurpation fern zu halten, hat man dafür gesorgt, sein Leben ganz mit Ceremoniel und kleinlicher Etikette zu füllen. Der Daïri ist nicht bloß für die Uebrigen heilig, er muß es auch in seinen eigenen Augen seyn, und er darf nicht glauben, vergänglich und sterblich zu seyn. Er muß an sich selbst glauben, sich für einen Gott halten, sprechen und handeln als solcher, nicht blos vor der Menge, sondern auch im Innern seines Pallastes, in Gegenwart seiner Ver-

trauten, ja selbst wenn er allein ist. Hält er sich ein Mal für einen Gott, so kümmert er sich auch nicht mehr um den jämmerlichen Ehrgeiz dieser Erde, verachtet die irdische Größe und läßt den Seuschun in Ruhe — und dies wollte man.

Aber die Gottheit ist eine schwer zu ertragende Aufgabe. Sie kostet dem Daïri alle seine Tage, seine Stunden, seine Augenblicke. Er darf den Boden nicht mit dem Fuße berühren; will er sich wohin begeben, so tragen ihn ausgewählte Diener auf ihren Schultern oder auf einer Trage dahin, oder er geht auf Sandalen, die 12 Finger hoch sind. Die freie Luft ist ihm verboten und er kümmert sich zu wenig um die Sonne, welche die ganze Welt bescheint, um sich einem einzigen ihrer Strahlen auszusetzen.

Der Körper des Daïri ist heilig für ihn selbst und für die Uebrigen; er schneidet sich weder die Haare, noch den Bart, noch die Nägel ab. Diener müssen das für ihn thun und zwar in der Nacht, wann er in tiefem Schlafe liegt, und dennoch geräth er, sobald er erwacht, in große Wuth darüber, daß man einen Theil von seiner heiligen Person hinweggenommen hat. Wenn er die Schuldigen kennte, würde er sie strafen lassen.

Sonst nöthigte man den Daïri, mit einer schweren Tiara auf dem Kopfe den ganzen Morgen unbeweglich und ernst auf seinem Throne zu sitzen. Wenn er nur die Augenlider bewegte, war es schon ein böses Zeichen, und das Reich gerieth in Gefahr, wenn es ihn wo juckte; wenn er unwillkürlich den Kopf bewegen mußte, war Alles verloren, Japan stand am Rande des Verderbens, der Archipel konnte von dem Meere verschlungen werden. Dieser zu ermüdende Gebrauch ist indeß allmählig abgekommen.

Die Kleidung des Daïri besteht in einer Tunika von schwarzer Seide unter einem rothen Gewande und über dem Ganzen flattert und schwimmt noch ein außerordentlich feiner Ueberwurf von seidenem Krepp. Sein Hut oder seine Mütze hat eine kegelförmige Gestalt, wie der des großen Lama, mit dem er auch außerdem noch Manches gemein hat.

Die Tafel des Daïri ist verschwenderisch besetzt. Jeden Tag bereitet man ihm ein prachtvolles Abendessen in 12 Zimmern seines Pallastes, und wenn er dasjenige bezeichnet hat, in welchem er speisen will, wird Alles auf eine Tafel zusammengebracht. Während er ißt, läßt sich eine geräuschvolle Musik hören. Das Tischgeräthe wird, nachdem die Tafel aufgehoben ist, sogleich zerbrochen; es ist aber nur irdenes. Die Dienerschaft ist überzeugt, daß, wenn ein Anderer, als der Daïri oder ein Glied der kaiserli-

chen Familie dies Geräth und diese Speisen berührte, der Mund und die Kehle des Schuldigen anschwellen und derselbe ersticken würde.

Die Nachfolge des Daïri wird durch einen geistlichen Gerichtshof verordnet, der auf diesen nominellen Thron den nächsten Verwandten des Verstorbenen beruft, er mag mündig oder unmündig, sein Sohn, seine Tochter oder gar seine Wittwe seyn. Die Ver änderung bleibt dem Volke unbekannt. „Der Daïrinist todt, es lebe der Daïri!“ Nirgends hat diese Formel der Fortdauer der Macht mehr Wahrheit als in Japan.

Die Höflinge, welche den Daïri umgeben und heilig sind, wie dieser selbst, beschäftigen sich nur mit geistlichen Dingen. Sie besitzen Pfründen, und begeben sich jährlich auf mehrere Monate dahin. Der Daïri hat 12 rechtmäßige Frauen, die seidene Gewänder von so unerhörter Weite tragen, daß sie darin nur mit Mühe gehen können.

Da der Daïri das geistliche Oberhaupt des Reichs ist, so steht er in der hierarchischen Rangordnung auch viel höher als der Seuschun, sein mächtigster Diener. Obgleich im Grunde alle Macht in den Händen des letzteren liegt, so hütet er sich doch wohl, jenem die rein formellen Privilegien streitig zu machen, da sie ihn selbst in seiner Macht erhalten. Bei wichtigen Angelegenheiten, welche die Politik des Landes betreffen, bei diplomatischen Fragen ꝛc. verfehlt der Seuschun nicht, einen Abgeordneten an seinen Collegen zu schicken, um dessen Zustimmung zu seiner Entschließung zu erhalten. Die Rathserholungen geschehen mit großem Pompe, damit man dem Volke imponire und dasselbe an die fortwährende Einigkeit zwischen seinen beiden Kaisern glaube. Der Daïri hat dagegen fortwährend in Jeddo einige geistliche Würdenträger, welche die Handlungsweise des Seuschun in Allem, was die Religion betrifft, beaufsichtigen müssen. Einige von Myako abgesandte Ehrendamen hatten sogar den seltsamen Auftrag, über das Hauswesen des weltlichen Kaisers zu wachen und jede Uebertretung der Gesetze aufzuzeichnen. Alles dies geschieht bei völliger Eintracht. Beim Neujahre schickt der Seuschun dem Daïri reiche Geschenke und nach der Sitte muß darunter ein weißer Kranich mit schwarzem Kopfe seyn, den der Kaiser selbst bei einer Falkenjagd gefangen haben muß.

Außer diesen fortwährenden Verbindungen, die die beiden Machthaber mit einander unterhalten, pflegt der Seuschun auch alle fünf Jahre einmal den Daïri persönlich in dessen Residenz

Myako zu besuchen. Der Luxus und das Ceremoniel bei dieser Gelegenheit sind so groß, daß man acht Monate zu den Vorbereitungen dazu nöthig hat. Montanus hat uns eine solche Feierlichkeit beschrieben. Die Straßen von Myako waren früh mit gepulvertem Talk bestreut worden, so daß sie glänzten, als wären sie mit Silber gepflastert. Mit Tagesanbruch begann der Zug mit seinen Kisten, worin sich die kostbarsten Geschenke befanden, mit den Hofdamen in Norimons, mit den Officieren und Würdenträgern zu Pferde, und dem nothwendigen Dienerpersonal zum Halten der Zügel und der Sonnenschirme. Nach diesem Vortrabe kamen drei Wagen, gezogen von zwei großen, mit carmoisinrother Seide bedeckten Stieren. Diese Wagen waren Wunder der Kunst und des Luxus; man schätzte einen auf nicht weniger als 100,000 Thaler. Die Räder waren vergoldet und die Speichen emaillirt. Diese drei Wagen enthielten die drei Favoritinnen des Seuschun und hinter ihnen kamen in Norimons die andern Beischläferinnen. Der Reichthum der Wagen des Seuschun und des Daïri, die bald darauf kamen, überstieg jede Beschreibung. Gold, Silber, Seide, die feinsten Malereien, der glänzendste Lack, Schnitzereien, die Zierlichkeit der Form, Alles war an diesen Meisterstücken der japanischen Kunst vereint. Man denke sich, welche Wirkung alles dies bei einem Zuge machen mußte, der aus mehreren Tausend jungen Herren in Gewändern von Seide und Gold bestand, welche auf den schönsten Pferden des Landes ritten. Die verschiedenen Bataillone des Heeres, Fußgänger und Reuter, hatten sämmtlich eine Elite abgeschickt, um das Gefolge der beiden Kaiser zu verstärken.

Nach der Procession beginnen in Myako die Zusammenkünfte des Daïri und Seuschun. Sie dauern eine Woche und die Ceremonie endigt sich mit einem Austausche von Geschenken. Montanus erzählt, der weltliche Kaiser habe zu dem geistlichen 3000 Silberstangen, zwei Säbel mit Scheiden von massivem Golde, 200 Gewänder von Damast, 300 Stücke Atlas, 12,000 Pfund rohe Seide, fünf große silberne Vasen mit Moschus und zehn herrliche Pferde mit gestickten Decken geschickt. Vielleicht sind diese Geschenke, so wie die Einzelnheiten, welche vorgehen, von dem Reisenden aus dem 16. Jahrhunderte etwas übertrieben worden; nimmt man aber auch die Hälfte davon weg, so bleibt immer noch genug übrig, um selbst das Auge des Gleichgültigsten zu blenden.

Das ist das Verhältniß, in dem der Seuschun und der Daïri stehen. Man sieht, daß der erstere, der wirkliche Regent

des Reiches, dem andern gern den Trost eines scheinbaren Vorzugs läßt. Er bleibt doch der wahre Kaiser und der wahre Hof in Jeddo. Nach Jeddo begeben sich die damios oder lehentragenden Fürsten, welche fast das ganze Land besitzen. Der Seuschun hat zum Eigenthume nur fünf Provinzen, welche das Gekosio bilden und in seinem Namen von Statthaltern regiert werden, welche obanjos heißen. Das Uebrige ist unter 200 damios, Vasallen des Kaisers, vertheilt. Die Unabhängigkeit dieser kleinen Monarchen schwindet indeß alle Tage mehr. Der Seuschun strebt dahin, den gewaltigen aristokratischen Einfluß zu zerstören, der um so stärker ist, weil alle jene Besitzungen erblich sind. Von den 200 Damios oder Fürsten der kokfs, die sonst alle unumschränkte Herren in ihrem Gebiete waren, sind nur noch die von Katya, von Satsuma und von Sendaï übrig, welche man für frei von oberer Controle ansehen kann, die andern sind nichts mehr als Gouverneure von Bezirken, absetzbar und gezwungen, ihre Familien als Geißeln am Hofe zu lassen. Der Damio von Sendaï ist der erste und einflußreichste. Wenn er nach Jeddo kommt, begleiten ihn 30,000 Mann; sein Gefolge ist das eines Königs. Bei seinen Besuchen im kaiserlichen Pallaste entfaltet er eine außerordentliche Pracht. Vor ihm trägt man Fahnen mit seinem Wappen; dann kommen, auf Kissen getragen, in ihre Etuis eingeschlossen oder auf Stäbe mit goldenen Knöpfen gesteckt, Hellebarden, Lanzen, Flinten, Pistolen, weiße Pferdeschweife, Bogen und Pfeile in reichen Köchern. Sodann erscheinen gesattelte Pferde, Hunde und abgerichtete Falken, ein vollständiges Orchester, Norimons und Palankine zu Hunderten und endlich künstlich lackirte Kasten, worin sich der Harnisch und der Helm des Fürsten befindet. Dieser ganze Zug von Herren, Officieren, Soldaten, Beamten und Dienern geht in einer bestimmten Ordnung und Symmetrie; jeder findet seinen Platz nach einer Etikette, an welche er von Jugend auf gewöhnt ist; jeder bewahrt einen feierlichen Ernst und wagt nichts zu thun, was verboten ist.

Diese Damios, die einflußreichsten Personen im Staate, tragen Abgaben, die ihren Privilegien entsprechen. Sie müssen alle Verwaltungskosten in den von ihnen regierten Orten bestreiten und dabei noch eine Summe ersparen, welche sie als Tribut nach Jeddo zu schicken haben, eine bewaffnete Macht zur Verfügung des Seuschun bereit halten, in ihrer Residenz eine kostbare Hofhaltung führen und auf einen Befehl sogleich abreisen, um dem Kaiser ihre Huldigungen darzubringen. Aus diesem Grunde sind auch,

außer den erwähnten Fürsten, die Damios ziemlich arm, während es dem Seuschun gelungen ist, sich ein Einkommen von 6 bis 800 Millionen (Francs?) jährlich zu verschaffen.

Die Macht des Kaisers ist bei diesem Feudalsysteme beschränkt. Die vorzüglichsten Damios werden zu Mitgliedern eines Rathes berufen, der eine fast entscheidende Gewalt hat. Man nennt ihn Tsin dscho no sio oder Generalcentralrath, und er zerfällt wiederum in den sik bu no sio oder Rath (Ministerium) der Gesetzgebung und des öffentlichen Unterrichts; den dzi bu no sio oder Rath des Innern; den min bu no sio, Rath der Angelegenheiten des Volkes oder der allgemeinen Polizei; den fio bu no sio, Kriegsrath; ghio bu no sio, Rath der Criminalsachen; oïko uro sio, Rath der Finanzen, und den ku naï no sio oder Ministerium des kaiserlichen Hauses. Das Reich ist in acht große Theile oder Gegenden geschieden, welche dos oder Wege heißen. Diese dos zerfallen wieder in 68 Kokfs oder Provinzen, und diese enthalten 622 koris oder Bezirke.

Das Heer, welches die Damios dem Seuschun stellen, richtet sich immer nach dem ruhigen oder bewegten Zustande des Landes. Zur Zeit Kämpfers bestand es aus 138,000 Mann Infanterie und 30,000 Mann Cavallerie. Außer diesen Kriegern, welche von den verschiedenen Fürsten unterhalten wurden, hatte der Seuschun noch 100,000 Mann zu Fuße und 20,000 zu Pferde in seinem Solde, und diese letztern bildeten die Besatzungen der kaiserlichen Festungen und seine Garden. Infanterie und Cavallerie wird in Detaschements getheilt. Ueber je fünf Mann steht ein Führer, welcher der Reiscommissär heißt, weil er die Rationen aus den öffentlichen Magazinen holt. Fünf solche Corporalschaften werden von einer Art Unterlieutenant befehligt. 250 Mann haben einen Hauptmann und zwei Lieutenants. Auch gibt es Grade, welche unserm Bataillonschef und Obersten entsprechen. Der Sold wird fast immer in Natura bezahlt. Die Truppen haben keine Uniform; die Soldaten tragen bunte Kleidung und die Officiere kleiden sich nach ihrem Vermögen und ihrem Geschmacke. Die von den höhern Graden haben Harnische oder Waffenhemden und tragen auf dem Kopf einen Helm, der mit Sonnen, Halbmonden oder irgend einem andern Sinnbilde verziert ist.

Obgleich die Soldaten Flinten haben, besonders Luntenflinten, so ist doch der Säbel die Lieblingswaffe der Japaner. Die Einwohner jeden Standes tragen einen ungefähr drei Fuß langen, etwas gekrümmten Degen mit sehr breitem Rücken im Gürtel.

Diese Degen sind vortrefflich gehärtet, haben im Alter den Vorzug selbst vor den besten Damascenern, und die Japaner behaupten, mit einer ausgesuchten Klinge könne man einen Menschen vom Kopfe bis zu den Füßen spalten.

Das Waffenhandwerk ist in Japan sehr geehrt. Redet ein Mann aus dem Volke einen Soldaten an, so nennt er ihn Sama (Herr) und bezeigt ihm eine außerordentliche Ehrfurcht. Dies und die Kleidung der Soldaten, die aus seidenen Zeuchen mit eingewirkten Gold- und Silberfäden besteht, haben die Europäer zu bedeutenden Irrthümern veranlaßt. Sie sahen vornehme, wichtige Personen in den gemeinen Soldaten.

Die Einrichtung der Gerechtigkeitspflege ist einfach und regelmäßig in dem ganzen Reiche. Die Gesetzbücher sind nicht weitläufig, weil man sich hütet, sie fortwährend mit Zusätzen zu beladen. Die Japaner vergleichen das Buch, welches ihre Gesetze enthält, mit der Erzsäule, auf welche weder die Zeit, noch die Witterung einen Einfluß hat. Sie wissen wohl, daß diese, in einer andern Zeit abgefaßten Gesetze zu streng sind und daß sie gemildert werden müssen; aber der Gedanke, daß dieselben ihre Gewalt nur dem Alter verdanken, hält sie von einer Aenderung ab. Sie beschränken sich, um die Strenge zu mindern, auf eine mildere Auslegung und seltenere Anwendung.

Die Polizei mindert übrigens die Vergehungen. Nirgends ist sie, was die Aufpasserei und das Spionirsystem betrifft, besser bedient. Bemerkt man in Folge einer geheimen Nachforschung, daß eine Sache, welche vor dem Gesetze bedeutend wäre, durch moralische Umstände gemildert wird, so schlägt man sie nicht selten nieder. Dies Verfahren heißt naïbun, und das Gegentheil omite muki. Bei wirklichen Attentaten haben die Angeklagten, deren Sache öffentlich verhandelt wird, nichts als eine unparteiische Richtung nach dem Gesetze zu erwarten. In den unmittelbar unter dem Seuschun stehenden Gebietstheilen, wie in Nangasaki, fällt ein Comité von Instructionsrichtern, unter dem Vorsitze des Gouverneurs, Urtheilssprüche, für welche der letztere verantwortlich ist. Aus diesem Grunde unterläßt auch dieser Gerichtshof nichts, weder Strafe, noch Untersuchungen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, und selten nur gelingt ihm dies nicht. Kennen die Richter die Sachlage genau, so sprechen sie das Urtheil. Sie könnten, wenn es nöthig wäre, die Folter anwenden, aber sie verschmähen dieses Mittel und bedienen sich desselben nur bei sehr großen Verbrechern.

In Jeddo vor dem Pallaste des Seuschun, wie in den Residenzen der Gouverneure der Provinzen, befinden sich viereckige, zwei Fuß lange Kästen, in welche man Beschwerden gegen die Beamten der Regierung niederlegen kann. Jeder in seinen Rechten gekränkte Japaner kann eine Bittschrift hineinstecken. Zwei Subalternbeamte halten sich in der Nähe des Kastens auf und müssen auf die Personen achten, welche ein Schreiben hineinlegen. Diese Schrift muß das Siegel des Klagenden, seine Unterschrift und die Angabe seiner Wohnung enthalten. Die in rechter Form eingehenden werden nach Jeddo geschickt, die andern aber verbrannt, es müßte denn dieselbe Bittschrift dreimal ohne Unterschrift eingegeben werden; in diesem Falle wird sie mit den regelmäßigen abgeschickt. Alle diese Schreiben werden an bestimmten Tagen geöffnet und von dem Seuschun selbst gelesen. Bei begründet scheinenden Klagen werden sogleich genaue Untersuchungen angestellt, und findet man sie wirklich begründet, so erwartet den angeklagten Beamten, Banjo oder Ottona, eine Strafe; hat aber der Klagende die Sache verdreht, so trifft die Strafe ihn. Er wird auf ein Pferd gesetzt und durch die ganze Stadt geführt, während man eine sehr große papierne Fahne vor ihm herträgt, auf der sein Name, sein Alter und sein Vergehen geschrieben steht. Auf jedem freien Platze wird das gegen den Verläumder gefällte Urtheil vorgelesen und endlich schlägt man ihm auf dem gewöhnlichen Richtplatze den Kopf ab.

In den Staatsbesitzungen kann der kaiserliche Statthalter die Todesstrafe nicht anbefehlen, ohne von dem Kaiser dazu beauftragt zu seyn. In dieser Hinsicht sind die Feudalfürsten viel unabhängiger, aber sie mißbrauchen ihr Recht über Leben und Tod nicht, denn die Todesstrafe ist eine Schande für das Land und sie setzen sich auch außerdem dem Tadel des Seuschun aus, der sich der Unterthanen gern gegen die Fürsten annimmt. Uebrigens ist es in gerichtlicher wie civilistischer Hinsicht vortheilhafter, unter solchen Fürsten zu leben, als unter der unmittelbaren Regierung des Kaisers. Die Verwaltung ist väterlicher (oder patriarchalischer, wie man sich an manchen Orten in Europa gern ausdrückt) in den kleinen Staaten, die Abgaben sind weniger drückend und werden mit minderer Strenge eingetrieben. Es giebt außerdem eine größere Annäherung zwischen dem Volke und seinen Herren in den Fürstenthümern, wo die Beamten fest auf Lebenszeit ernannt und wo die Stellen erblich sind, als in jenen Provinzen, welche jedes

Jahr neue Proconsuln durchziehen, die sich weniger um die Leiden des Volks, als um den Tadel des Kaisers bekümmern.

Die meisten großen Verbrechen werden mit dem Tode bestraft, z. B. der Mord, die Schmuggelei, die Brandstiftung und der Diebstahl. Ist der Schuldige von Adel, so bittet er um die Vergünstigung, nicht durch Henkershand zu sterben und sich selbst den Leib zu öffnen. Erhält er sie, so legt er seine reichsten Gewänder an, läßt seine Familie kommen, nimmt Abschied von derselben, entblößt sich den Bauch und macht zwei Schnitte über das Kreuz hinein. Diese Todesart sühnt das Verbrechen.

Diese Art, sich den Leib zu öffnen, ist in Japan so gewöhnlich, daß jeder Herr jederzeit Alles bei sich hat, um dieses Opfer auf gesetzliche Weise vollbringen zu können. Eines Wortes, eines unbedeutenden Zankes wegen schneidet sich der Japaner den Bauch auf. Der Gebrauch will es und spricht man von einem solchen Selbstmorde, so wundert sich Niemand darüber, höchstens über die Ursache dazu ist man neugierig. Die Kinder aus angesehenen Familien nehmen in der Jugend Unterricht, um bei Gelegenheit der Sitte gewandt und anmuthig nachkommen zu können, um mit Anstand zu sterben, damit ihr Ende ihnen Ehre mache, und sie legen für dieses Spiel so viel Eifer an den Tag, als unsere Jugend vielleicht für gymnastische Uebungen. Diese Gedankenrichtung gewöhnt sie schon von früher Jugend auf an eine gänzliche Todesverachtung; sie beeifern sich, dem Tode durch einen Aufsehen erregenden Schritt zuvorzukommen, und sie ziehen ihn der geringsten Beleidigung vor. Der Ehrenpunkt ist auf diese Weise eine der vorstechendsten Seiten des Nationalcharakters geworden und hat ihm die ganze energische Kraft erhalten, welche durch lange Jahre des Friedens außerdem wahrscheinlich verloren gegangen wäre. Das Gesetz hat den Selbstmord vorgesehen und die Umstände dabei geregelt. Um in gesetzmäßiger Weise vollbracht zu werden, muß das Opfer sein weißes Gewand und sein besonderes Kleid ohne Wappen und Verzierung tragen. Ist der Edle damit bekleidet, so behängt man auch sein Haus von außen mit weißen Decken, um die farbigen Fähnchen rc. zu verdecken, worauf sein Wappen gestickt ist; dann schlitzt er sich vor der ganzen versammelten Familie mit einem Dolche den Leib auf. Die Civil- und Militärbeamten sind immer auf diesen Ausweg gefaßt und so wohl vorbereitet, daß sie selbst auf Reisen Alles bei sich haben, was einen Selbstmord gesetzmäßig macht.

Eines Tages begegneten sich zwei Herren vom Hofe des

Seuschun auf der Treppe; der eine ging mit einem leeren Gefäße hinunter und der andere trug eine für die kaiserliche Tafel bestimmte Schüssel hinauf. Der Zufall wollte, daß ihre Säbel aneinander stießen. Das war aber ein unseliges Ereigniß; statt, ohne darauf zu achten und an einander vorbeizugehen, wurde der Heruntergehende unwillig darüber. Der andere entschuldigte sich und setzte hinzu, das Unglück sey klein, es hätten ja nur zwei Säbel an einander gestoßen und einer würde wohl so viel werth seyn als der andere. „Einer so viel werth als der andere?“ rief der Beleidigte; „Du sollst sehen, daß dies nicht der Fall ist.“ Bei diesen Worten zog er seinen Degen und öffnete sich den Leib. Ohne ein Wort zu sagen, eilt der andere die Treppe hinauf, stellt seine Schüssel auf die kaiserliche Tafel und kommt außer Athem zu seinem im Sterben liegenden Gegner zurück. „Ohne den Dienst des Fürsten,“ sagt er, „würde ich nicht so lange gezögert haben. Mein Säbel ist so gut als der Deinige,“ setzt er hinzu, nachdem er sich den Leib ebenfalls aufgeschlitzt hatte.

Solche Auftritte kommen häufig vor. Im Jahre 1808 kam der Phaeton, ein englisches Kriegsschiff, in die Bai von Nangasaki auf einem für so gefährlich gehaltenen Wege, daß man ihn nicht einmal bewachte. Auch bemerkte man ihn nicht eher, als bis er sich bereits auf dem Ankerplatze bei dem Papenberg, kaum ein Stündchen von Nangasaki, befand. Die nichts ahnenden japanischen Behörden hielten es anfangs für ein holländisches Schiff und ließen es nahe kommen; als sie aber die englischen Farben auf dem Fahnenmaste sahen, griff in der Stadt Alles zu den Waffen. Der Gouverneur rief die in der Umgegend lagernden Truppen zu Hülfe, überall machte man furchtbare Vorbereitungen; mehrere 100 japanische Kanonierschaluppen segelten nach dem Eingang der Bucht, um dem kühnen Fremdlinge den Rückzug abzuschneiden, und endlich waren 11,000 Mann an der Küste aufgestellt, um die Engländer wegen dieser unnützen Prahlerei zu züchtigen. Zum Glück bemerkte der Phaeton diese Bewegung und gelangte mit der Ebbe wieder aus der Bai von Nangasaki hinaus, ehe seine Gegner sich in Schlachtordnung gestellt hatten.

Was würde zu Folge unserer europäischen Gewohnheiten und unserer Art, die Verantwortlichkeit eines Beamten zu beurtheilen, das Resultat einer solchen Begebenheit seyn? War der japanische Gouverneur schuldig? Würde er durch ein Kriegsgericht verurtheilt worden seyn? Gewiß nicht; aber das japanische Gesetz kannte solche Milde nicht; dies unerwartete Ereigniß ließ sich in den Augen

des Kaisers durch nichts entschuldigen. Der Gouverneur wußte es und eilte, dem Urtheilsspruche zuvorzukommen. Nachdem er sich mit seinem gokaro oder ersten Adjunkt berathen und alle Maßregeln getroffen hatte, verließ er den kaiserlichen Pallast, um ihn nicht zu beflecken, schloß sich in ein Gartenhäuschen ein, leerte nach der Sitte sein letztes Glas Sakki und schnitt sich mit dem Säbel seinen Leib auf. Um seinen Tod zu beschleunigen, stieß ihm ein Freund, der in den letzten Augenblicken bei ihm war, ein kleines Messer in den Hals. Da die Bewachung der Bai von Nagasaki auch dem Fürsten von Fisen anvertraut ist, so war dieser für die Nachlässigkeit verantwortlich; das bereits gebrachte Opfer hatte aber das Vergehen schon gemildert und der Fürst wurde deßhalb nur zu hundert Tagen Haft in seinem Pallaste verurtheilt. Außerdem legte ihm der Urtheilsspruch auf, der Wittwe und den Kindern des Gouverneurs, der sich entleibt hatte, jährlich 7000 Thlr. ungefähr zu zahlen.

Diese Todesverachtung und diese häufigen Selbstmorde findet man nicht bloß in den höhern Classen; man trifft sie auch im Volke, nur daß sie hier weniger auffallen. Aus dieser Manie folgt für Alle eine Art muthiger Eitelkeit und energischer Eigenliebe, welche keineswegs natürliche Tapferkeit ist. Man sagt sogar, die Japaner seyen, trotz der Leichtigkeit, mit der sie sich selbst den Tod geben, schlechte Soldaten; indessen sprechen ihnen andere Schriftsteller den kriegerischen Muth keineswegs ab.

Sie besitzen noch andere Fehler; sie sind ausschweifend, unordentlich in ihrem häuslichen Leben, abergläubisch, hochmüthig, argwöhnisch, rachsüchtig wie die Corsen und vererben ihren Haß von Generation zu Generation. Zahlreiche andere Eigenschaften halten indeß diesen Fehlern die Wage; sie sind klug, geistreich, gewerbfleißig, empfänglich für die Civilisation, für Alles, was gut und schön ist, und im Ganzen gewiß ein Volk, das mehr rühmens- als tadelnswerth erscheint, ernst, aufgeklärt und eines der gebildetsten in Asien. Sie besitzen große Ausdauer und führen zu Ende, was sie ein Mal unternehmen. Das Feudalwesen, in dem sie leben, schließt ein gewisses Gefühl der Unabhängigkeit und Volkswürde nicht aus. Die Adelsherrschaft wird getragen, weil sie nicht drückt. Die Herren, die Fürsten haben festere Stützen ihrer Macht und ihres Ansehens in der Gerechtigkeit, mit der sie die Verwaltung führen, als in ihrem erblichen Titel. Uebrigens hat jede Classe ihre Rechte und Lasten, ihren Theil der Freiheit und Unterthänigkeit.

Die Bevölkerung zerfällt in acht Kategorien: die Damios,

deren Güter und Rang auf Andere übergetragen werden können; die Schadamodos, die zweite Adelsclasse, welche mit der ersten das Monopol der Staatsmänner theilt; die unter dem Daïri stehenden Glieder der Geistlichkeit; die Soldaten, welche durch lange Dienste den Grad der Dossinen erwerben; die Kaufleute, welche in Japan sehr zahlreich und vermögend, aber nicht sehr geachtet sind; die Handwerker, die Landleute und endlich eine kleine Anzahl chinesischer und koreanischer Sclaven. Die Classe der Bauern ist die bedrängteste von allen. Selten besitzt der Landmann den Boden eigenthümlich, den er bebaut, sondern hat ihn von dem Eigenthümer gepachtet, dem er dafür drei Fünftel des Ertrags geben muß. Die Bauern leben gewöhnlich in selbstgebauten armseligen Hütten. Die verachtetste Beschäftigung ist die der Abdecker, welche auch als Scharfrichter und Kerkermeister dienen müssen. Sie bilden eine Art Körperschaft und haben das Recht, in gewissen festbestimmten Tagen, im ersten und letzten Monate des Jahres, betteln zu gehen. In Folge dieser socialen Hierarchie hält sich ein Jeder in den Grenzen seiner Rechte und Pflichten, was eine relative Unabhängigkeit, die unfruchtbarste, hervorbringt. Der fleißige Arbeiter ist eben so geachtet, wie der Adelige. Uebrigens kennt das Volk in einem milden Clima und auf einem fruchtbaren Boden wenig Noth und wenig Bedürfnisse. Es wird achtungsvoll von seinen Obern behandelt, liebt seine Gesetze, kennt sie, weiß, daß Niemand über denselben steht, ist deßhalb mit seinem Zustand zufrieden und sucht ihn in seinem Kreise nur noch zu verbessern. Nirgends hat die Sicherheit des Eigenthums und der Person mehr Garantien. Ein Mann, der klug auf seinen Berufswegen fortgeht, hat weder von denen, die über, noch von jenen, die unter ihm stehen, etwas zu fürchten. Das Vertrauen auf die Gesetze, der Glaube an die allgemeine Stabilität und die durchgängige Zufriedenheit erhalten das Gleichgewicht bei der Ungleichheit und die Harmonie mitten unter Mißlauten.

Bei einem so constituirten Volke, mit weisen Institutionen und Sitten, die es nicht weniger sind, können die Gebräuche ihre Originalität, ihre Nationalfarbe haben, ohne irgend von einer bizarren oder grausamen Nüance zu leiden, welche Hindostan und Malaisien charakterisirt. Der ehrwürdigste Gebrauch ist die Verehrung der Todten. Die untern Classen beschränken sich darauf, sie auf den Gottesäckern zu beerdigen; man legt den Leichnam, nachdem man ihn mit wohlriechenden Dingen bedeckt hat, in ein Grab, und pflanzt dann auf die Erde über ihm Blumen und Bäume. Die

Kinder, die nächsten Verwandten sorgen für die Instandhaltung des Grabmales mehrere Jahre lang, bisweilen ihr ganzes Leben hindurch. Sie pflegen, sie verschönern diesen Garten und gehen häufig mit ihrer Familie dahin.

Die verstorbenen Reichen beerdigt man nicht, sondern verbrennt sie mit prunkvollem Ceremoniel und im Beiseyn einer außerordentlich großen Menschenmenge.

Außer den Feierlichkeiten bei jedem Todesfalle gibt es auch ein jährliches Trauerfest für alle Verstorbenen; man nennt es Bon. An diesem Tage hängt man an jede Thüre brennende Laternen, und das Volk wandert in Menge aus der Stadt hinaus, um den Geistern der Abgeschiedenen entgegen zu gehen. An dem Orte, wo man sie zu treffen glaubt, begrüßt sie ein Jeder, verbeugt sich vor ihnen, ladet sie ein, auszuruhen, Confect zu essen und Thee zu trinken. Hierauf setzt man eine Menge Schüsseln mit ausgesuchten Speisen auf die Grabhügel der Gottesäcker. Der Aberglaube meint, die Todten ständen mitten in der Nacht auf, um das zu essen, was man ihnen gebracht.

Zwei Jahre lang trauert man sehr streng. So lange diese Trauer währt, muß man sich aller Vergnügungen enthalten. Die Trauerfarbe ist das Weiße, wie in China. Auf dem Kopfe trägt man dazu einen Streifen mit hinten nachflatterndem Crepp. Die Kleider sind weit und vorn auf dem Leibe mit einem zweimal herumgehenden breiten Gürtel zusammengehalten. Die Beinkleider sind eine Art Sack von roher Leinwand, wie der Rock.

Die Geburt eines Kindes macht weniger Lärmen als der Tod eines Familienhauptes. Es scheint selbst, als habe man nicht nöthig, dieselbe bei der Obrigkeit anzuzeigen, wahrscheinlich in Folge des japanischen Gesetzes, das die Kinder ganz zur Verfügung ihrer Väter stellt und den letzten sogar das Recht über Leben und Tod derselben gibt. Der Kindermord ist aus diesem Grunde ziemlich häufig und wird selten bestraft.

Bis in das Jünglingsalter werden die Kinder sehr streng behandelt. Sind sie aber einmal erwachsen, so ändern sie die Namen und werden der Vormundschaft ihrer Eltern entbunden. Man denkt nun daran, sie zu verheirathen, wenn sie nicht schon in der frühesten Jugend verlobt worden sind. Die Hochzeit wird gewöhnlich außerhalb der Stadt auf dem Felde unter einem Zelte gefeiert. Die Vermählung findet vor einem Altare statt, worauf eine Gottheit mit einem Hundskopfe, dem Symbole der Treue, steht.

Der Bräutigam und die Braut gehen auf denselben zu, während der Priester die Trauungsformel lies't; dann nimmt die Braut eine Fackel, zündet sie auf dem Altare an und reicht sie ihrem Bräutigam, der die seinige daran anbrennt. Brennen die beiden Fackeln, so erheben die Anwesenden ein Freudengeschrei, denn die Ehe ist nun geschlossen. Der Schluß der Ceremonie besteht darin, daß man die Kleider ins Feuer wirft, welche sonst die junge Frau trug.

Ein Gebrauch verlangt, daß die Japanerin an dem Tage, wenn sie Frau wird, sich verunstalten muß. Ihre weißen, glänzenden Zähne schwärzt sie mit einer beizenden Tinctur, welche aus Harn, Hammerschlag und Sakki besteht; sie schert ihre schönen Augenbraunen ab, färbt die rothen Lippen grün und schminkt sich das Gesicht weiß. Die Sitte verlangt es so und jede Frau von Stande muß so verhäßlicht werden. Es ist dies das Zeichen, woran man diejenigen Japanerinnen erkennt, welche in der Gewalt eines Mannes sind.

Die häuslichen Pflichten werden nicht von beiden Theilen auf gleiche Weise beobachtet. Je treuer, häuslicher und bessere Familienmütter die Frauen sind, um so mehr Geschmack finden die Männer an Ausschweifungen aller Art. Nach dem japanischen Gesetze können die Männer außer der rechtmäßigen Frau noch eine oder zwei Beischläferinnen haben, und sind sie reich genug, um von diesem Rechte Gebrauch machen zu können, so thun sie es gewiß. Trotz dem halten die Japanerinnen ihren Männern die geschworene Treue, leben sogar häufig in Freundschaft und Eintracht mit den Beischläferinnen derselben und behandeln sie wie Schwestern. Der Mann sucht dagegen diese Kränkung durch zarte Aufmerksamkeit für seine Frau wieder gut zu machen.

Es giebt in Japan drei verschiedene Hauptreligionen, die aber in eine Menge Secten zerfallen. Die alten Reisenden haben nur unbestimmte Nachrichten gegeben. Die Aufhellung verdankt man Klaproth. Diese drei Mutterreligionen sind der Sinto oder Sin Siu, der Buddhismus und der Sucdo oder die Religion des Con-fu-tse.

Der Sinto ist die älteste Religion im Lande und beruht auf der Verehrung der Geister oder unsichtbaren Gottheiten, welche allen Dingen vorgesetzt sind. Der Daïri, der aus dem Himmel stammt, war sonst das Oberhaupt dieses Glaubens. Vorzüglich verehrt er die Göttin Ten-sio-daï-sin (den großen Geist des Lichts), von welcher der Daïri stammt. Der Haupttempel dieser Göttin

ist der Naï-Khu (äußere Tempel), der bei Uza, in der Provinz Ize, liegt. Er wurde von dem elften Daïri erbaut, vier Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Es ist ein sehr einfaches Gebäude, umgeben von sieben andern Tempeln, die verschiedenen Göttern und Geistern gewidmet sind. Nicht weit von da, auf dem Berge Nuki Nuko Tama, stehen 24 andere Kapellen, welche einen Ghe Khu (innern Tempel) bilden, der den Schutzgeistern geweiht ist. Man betet da den Gott Toyo-ke-o-daï-sin an, der für den Schöpfer des Himmels und der Erde gilt. Dieser Gott, der Schutzpatron des Daïri, wird von diesem oft angebetet. Bei jeder Thronbesteigung mißt man mit einem Stabe den neuen Oberpriester, und dieser Maßstab bleibt in dem Tempel bis zum Tode des geistlichen Souveräns, zu welcher Zeit man ihn in den Naï Khu mit 12 bis 13 Papierstückchen schickt, die den Namen und eine biographische Skizze des Verstorbenen enthalten. Alle diese Maßstäbe der verstorbenen Daïris werden wie eben so viel kami (Geister) verehrt. Außer diesem Stabe bewahrt man auch in dem Ghe Khu einen Strohhut, einen Regenmantel und eine Hacke — die Zeichen des Ackerbaues, der Beschäftigung, welche in Japan in hohen Ehren steht und gleich nach dem Waffenhandwerke kommt. Der Ghe Khu wurde wie der andere Tempel im Jahre 4 v. Chr. Geb. gebaut und ihn umgeben vier andere religiöse Gebäude, welche der Erde, dem Monde, dem Winde ꝛc. geweiht sind. 16 Kapellen befinden sich in der Nähe und weiter hin noch acht andere. Das ganze Gebiet von Ize ist mit Tempeln und Opferstätten bedeckt, und das heilige Land Japans. Der Bruder der Göttin Ten-sio-daï-sin war nach der heiligen Chronik ein gewisser Fatsman. Der Haupttempel desselben wurde 570 v. Chr. Geb. in Uza, in der Provinz Bunzen, gebaut. Fatsman ist der Gott des Kriegs und wacht über die Unverletzbarkeit des Gebietes. Auch schicken die Kaiser Gesandten an ihn, wenn ein Krieg ausbricht.

Die Göttin Ten-sio-daï-sin, die Gründerin des Reichs, die Mutter der Daïris, ist in dem Sintocultus die erste aller Gottheiten. Die Verehrung der geistlichen Oberhäupter kommt von ihr her. Das Volk ist überzeugt, daß, wenn der Daïri kein Kind hat, Ten-sio-daï-sin ihm eins schickt. Auch sorgt man in diesem Falle dafür, daß ein Abkömmling der erlauchten Familie an der Thür des Pallastes unter einem Baume gefunden werde, und das Volk ruft Wunder, wenn es denselben sieht. Die Seele des Daïri ist unsterblich, was aber keine Ausnahme ist, denn der Sintocultus spricht allen Menschen ein Fortleben des Geistes zu.

Alle Seelen erscheinen vor dem himmlischen Richter, welcher das Urtheil spricht; die Seelen der Tugendhaften werden in das Paradies geführt, taka amacawara (die hohe Fläche des Himmels), wo sie kami oder gute Geister werden; die der Bösen stürzt man in die Hölle (ne-no-kun-dschi, Reich der Wurzeln). Zu Ehren der Kamis errichtet man mia, hölzerne Tempel, in deren Mitte das Symbol der Gottheit steht. Dieses Symbol besteht in Papierstreifen, die an Stäben von Finokiholz (thuya japonica) befestigt sind, welche man auch in den Häusern im Lande findet, die fast alle ihre kleinen mia haben. Die Seiten dieser Kapellen sind mit grünen Sakari-, Myrten- und Fichtenzweigen geschmückt. Auch zwei Lampen, eine Tasse Thee und mehrere Gefäße mit Sakki stellt man dahin, und fügt dann noch als Material oder als Symbole des Cultus eine Glocke, Blumen, eine Trommel und andere musikalische Instrumente, so wie einen Spiegel, das Zeichen der Reinheit der Seele, hinzu.

Die Mias bilden, trotz jener Einfachheit, mit den Priesterwohnungen ziemlich große Gebäude, an denen sich Säulenhallen befinden. Vor diesen Tempeln erblickt man gewöhnlich die beiden Hunde Koma-inu und vor dem Tempel Ten-sio-daï-sins ihre beiden Gefährten Fino O (den König des Feuers) und Mitza O (den König des Wassers), welche die Göttin auf der Reise von Fiuga nach Idzumia begleiteten. Die Bilder dieser beiden Personen trägt man auch bei allen Processionen zu Ehren Ten-sio-daï-sins mit herum.

Die Priester der Sintoreligion lassen ihr Haar wachsen wie die Laien und können sich verheirathen. Die Särge der Sintoïsten haben von außen die Gestalt eines menschlichen Körpers. Sonst wurde, wenn ein Großer starb, eine gewisse Anzahl seiner Freunde und Diener lebendig mit ihm begraben; später begrub man sie nicht, aber sie schlitzten sich selbst den Leib auf. Dieser Gebrauch erhielt sich, obgleich er von dem 33. Daïri im Jahre 3 vor Chr. Geb. aufgehoben wurde, bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts. Von da an vertraten Thonbilder die lebendigen Menschen.

Jeder Kreis hat seine Schutzgötter, zu denen die Vorübergehenden und Reisenden beten. Jede gefährliche Felsenschlucht, jedes von Stürmen heimgesuchte Vorgebirge hat einen besondern Schutzpatron, dem man Nahrungsmittel bringt, um seine Gunst zu gewinnen. Die Seefahrer, welche zwischen den Inseln Niphon und Sikokf schiffen, verfehlen nie, dem Konfira, welcher für den Tengu

(himmlischen Hund dieses Landes) angesehen wird, Krabben, Süßwasserfische und Knoblauch zu bieten. Diese Tengus werden gewöhnlich unter menschlicher Gestalt mit Fledermausflügeln und Vogelschnabel dargestellt.

Die zweite Religion in Japan, die verbreitetste und populärste gegenwärtig, ist der Buddhismus. Dieser Cultus entstand vor unserer Zeitrechnung, verbreitete sich bald in ganz Mittelasien, bis nach China und Korea. Von Korea kam er um das Jahr 552 nach Chr. Geb. in den japanischen Archipel. Ein koreanischer Fürst schickte dieses Jahr, so erzählen die inländischen Chroniken, einen Gesandten an den Daïri Kin-mei-ten-o. Er brachte ein Bild des Buddha Sakya und classische Bücher der Religion desselben mit. „Prüfe diesen neuen Glauben," sagte einer der Minister des Daïri. — „Nein," entgegnete der andere Minister, „denn unser Land hat schon viele Götter anzubeten; wenden wir unsere Verehrung denen der fremden Länder zu, so werden die unsrigen unzufrieden." Man schlug einen Mittelweg ein, erklärte sich nämlich weder für, noch gegen die buddhistischen Lehren, die indeß bald sich verbreiteten und den frühern Cultus verdrängten. Der fremde Glaube fand zuerst in den Pallästen der Großen Eingang und von da drang er zu dem gemeinen Volke, welches die prunkenden Ceremonien dem einfachen und reinen Ritus des Sinto vorzog. Dieser Glaubenswechsel wurde gewissermaßen ansteckend, man verlangte nicht blos buddhistische Priester aus Korea und China, sondern eine Menge Japaner begab sich auch in die Klöster auf dem Festlande, um den Glauben zu studiren und ihn dann in ihrem Vaterlande zu predigen. Die Sache kam so weit, daß mehrere Daïris, die noch von den Göttern des Sinto abstammten, im Geheimen dem buddhistischen Glauben zugethan waren, die Prinzen ihrer Familie sich den Kopf schoren und Bonzen wurden, ohne daß man über Apostasie schrie. Im Jahre 805 empfing der 50ste Daïri die völlige Taufe, wie die andern Neubekehrten, stellte in dem kaiserlichen Pallaste buddhistische Bilder auf und ließ sich die canonischen Bücher dieses Glaubens erklären.

Nachdem der Buddhismus auf diese Weise der vorherrschende Cultus geworden, ließen ihn die Kaiser als Staatsreligion erklären. Dieser Staatsact ging ohne Zwang und ohne Verfolgungen vor sich.

Japan ist buchstäblich mit buddhistischen Tempeln bedeckt, welche man zi nennt. Der größte und schönste ist der Fo-ko-zi,

worin sich die colossale Bildsäule des großen Buddha, des Glänzenden, befindet. Unweit von diesem Gebäude erhebt sich die Kapelle, welche mimi tsuka (das Grab der Ohren) heißt. Die Nasen und Ohren der in einer Schlacht gegen Tayko gebliebenen Koreaner sind hier beerdigt. Nach der Schlacht hatte sie dieser Fürst einsalzen und in Fässern nach Japan schicken lassen.

Die buddhistischen Gottheiten, welche man in Japan verehrt, sind außer Buddha, den man blos für einen Propheten ansieht, der Gott Amida oder Xaca und sein Sohn Canon. So heißen sie wenigstens in den alten Reisebeschreibungen. Amida, den man unter mehrern Gestalten anbetet, wird hauptsächlich als Mensch mit einem Hundskopfe verehrt, der einen Reif in der Hand hat und auf einem Pferde mit sieben Köpfen reitet. Man setzt ihm in allen seinen Tempeln Speisen vor, die wahrscheinlich den Priestern zu gute kommen. Von allen Bildnissen seines Sohnes Canon, oder richtiger Kang Won, findet sich das schönste auf glatter Ebene in einer dürren öden Schlucht in der Nähe von Myako. Man wallfahrtet aus allen Theilen des Reichs dahin, um vor dieser riesigen Bildsäule, mit den 20 Armen und 20 Pfeilen, und 7 Kinderköpfen auf der Brust, seine Andacht zu verrichten. Der Kopf des Gottes, seine Stellung und seine Attribute erinnern an die buddhistischen Tempel in Indien. Ein anderer Tempel Canons, der erwähnt zu werden verdient, ist der bei Osakka, ein zierliches Gebäude mit cannelirten, in Absätzen aufsteigenden Dächern, mit Bildhauerarbeiten an den Außenseiten und herrlichen Gärten rings herum. Er wird von 200 Priestern bedient, die in angebauten Wohnungen leben.

Der Buddhismus scheint in Japan einen Theil der Ausschweifungen des braminischen Cultus entlehnt zu haben. Man findet unter den Eingeborenen dieselbe fanatische Hingebung, dieselbe Monomanie des religiösen Selbstmords, wie in Benares, Dschagernaut, Madras, Pondichery und ganz Hindostan. Auch hier ersäufen sich Fanatiker zu Ehren des Gottes, verbrennen sich und lassen sich zermalmen. Manche lassen sich an Felsen schmieden und verhungern; Andere unternehmen barfuß und barhäuptig die weitesten Pilgerfahrten. Japan hat seine Joghis wie Indien, eine Art Mönche, welche sich die strengsten Büßungen auflegen. Sie sind die gewöhnlichen Führer der Pilger bei der großen Ceremonie der Wage, welche in Folgendem besteht.

Nach einer langen Wanderung über Felsen kommen die Ja-

paner, welche die Wallfahrt unternehmen, auf einen Berg, der sich in die Wolken erhebt. Auf dem Gipfel desselben haben die Joghis eine Maschine aufgestellt, welche eine große Wage trägt. Hier begeben sich die Pilger nach einander in die über dem Abgrunde schwebende Wagschale, während man in die andere ein Gewicht legt, das sie im Gleichgewichte hält. In dieser Lage muß jeder eine vollständige Beichte ablegen, und wenn die Bonzen die geringste Rückhaltung bemerken, so schütteln sie den Wagebalken und der Unglückliche stürzt in den 3000 Fuß tiefen Abgrund. Die andern Pilger wohnen entsetzt diesem fürchterlichen Schauspiele bei.

Die dritte Religion in Japan ist der Sucdo, oder die Lehre des Con-fu-tse. Erst im Jahre 284 unserer Zeitrechnung und unter der Regierung des Daïri Ozin Teno, kamen aus Korea Männer an, welche in der Religion der gelehrten Chinesen bewandert waren. Diese Gelehrten brachten nach Myako das Ron Go, das Buch Con-fu-tse's, überreichten es dem Daïri und unterrichteten darin einen von dessen Söhnen. Der berühmte Wo Nin, der Chef dieser literarischen und religiösen Sendung, leistete dem Lande solche Dienste, daß man ihm göttliche Ehren zuerkannte. Die chinesische Schreibkunst wurde um dieselbe Zeit in Japan bekannt.

Seit Ozin Teno bis auf unsere Tage sind die ideographischen Zeichen der Chinesen, wie deren Sprache, in Japan im Gebrauche geblieben. Man bedient sich derselben vorzüglich in den wissenschaftlichen Werken, sie sind aber im Lande allgemein bekannt. „Da indessen der Bau der japanischen Sprache," sagt Klaproth, „merklich von dem der chinesischen abweicht und die chinesischen Schriftzeichen häufig verschiedene Bedeutungen haben, so sieht man ein, daß man ein Mittel brauchte, um dieser Schwierigkeit abzuhelfen. Man erfand deßhalb in den ersten Jahren des achten Jahrhunderts die Sylbensysteme, welche man kata kana und firo kana nennt und die für die Landessprache völlig passen. Der Gebrauch dieser Schreibart ist jetzt in Japan allgemein angenommen, und selten findet man einen Japaner, der nicht lesen kann."

„Von dem Augenblicke an, als die Japaner eine Sprache hatten," setzt der in solchen Sachen völlig competente Schriftsteller hinzu, „machte ihre Literatur von Jahrhundert zu Jahrhundert reißende Fortschritte. Unglücklicher Weise ist sie in Europa kaum bekannt; nach der kleinen Anzahl japanischer Bücher, die wir besitzen, hat dieses Volk Werke aller Art, vorzüglich historische Schriften, und eine sehr reiche belletristische Literatur."

Der Gebrauch des Papiers in Japan datirt sich vom siebenten Jahrhunderte; die Buchdruckerei nach chinesischer Art, d. h. so, daß man die Schriftzeichen wie bei uns die Holzschnitte schneidet, kam 1205 nach dem Archipel, also 250 Jahre früher, als diese Kunst in Europa erfunden wurde.

Der Geschmack der Japaner am Studium der Literatur und der Wissenschaften ist nicht weniger eifrig, als bei den Chinesen. Sie sind leidenschaftlich für fremde Sprachen eingenommen und quälten deßhalb die holländischen Gesandtschaften mit Fragen. Ihr Geschmack an europäischen Büchern ist unbegreiflich. Thunberg erzählt, seine Dolmetscher hätten ihm keinen Augenblick Ruhe gelassen. Dasselbe ist bei den Soldaten der Fall, welche stets ein japanisches Buch in der Hand haben. Diese Bücher handeln von der alten Geschichte des Landes, oder enthalten Dichtungen zu Ehren der Gottheiten, beschreibende Idyllen oder Liebesromanzen.

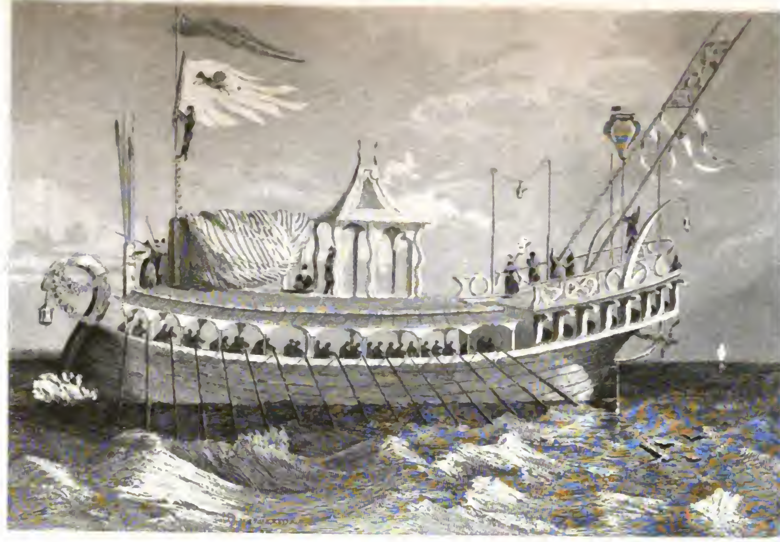
Die wissenschaftlichen Kenntnisse Japans stehen fast auf gleicher Linie mit denen in China. Man findet bei den vornehmen Herren Landcharten, sie sind aber ganz unförmig. Nur in Jeddo existirt eine kleine astronomische Gesellschaft, ähnlich dem mathematischen Tribunal in Peking. Sie muß, wie das letztere, den Kalender des Reichs verfassen und die Finsternisse darin berechnen. Golownin erwähnt einen gewissen Mamia Rinzo, der während seiner Gefangenschaft zu ihm geschickt wurde, um sich in der Astronomie zu vervollkommnen. Dieser Japaner galt unter seinen Landsleuten für ein Wunder von Gelehrsamkeit, und doch erholte er sich bei dem russischen Gefangenen Raths darüber, wie man sich des Sextanten, des Compasses ꝛc. bediene.

Die Arzneiwissenschaft in Japan ist nicht so weit zurück, wie die Astronomie; Europa verdankt selbst diesem Lande den Gebrauch einiger mehr oder minder nützlichen und mehr oder minder häufig angewendeten Arzneimittel.

Die Fabrikindustrie der Japaner gleicht der der Chinesen und Hindus. Es gibt bei ihnen Arbeiter, welche das Eisen, den Stahl und das Kupfer wunderschön zu bearbeiten wissen. Ihre Säbel stehen denen von Damask und Khorassan nicht nach. Die seidenen und baumwollenen Zeuche, das Porzellan, das Papier, die Geräthe mit Lackmalerei, die Glaswaaren und eine Menge anderer Gegenstände haben bei ihnen eine hohe Stufe von Vollkommenheit erreicht. Auch können sie Uhren machen. Die vorzüglichsten Märkte des Reichs sind Osakka, Nangasaki und Kasinomats.

[illegible] HAFEN SIMONOSEKI





IAPANESISCHES LUSTSCHIFF

Sonst kamen die japanischen Flotten bis nach Bengalen, aber seit dem Vertilgungskriege gegen die Christen und dem Edict von 1585 hat der Staat keine einzige Kriegsdschonke mehr und die Handelsmarine baut nur Fahrzeuge zur Küstenfahrt. Die Auswanderung ist so streng verboten, daß selbst diejenigen, welche durch Sturm verschlagen werden, der Strafe verfallen.

Der einzige den Fremden geöffnete Hafen ist Nangasaki, aber nur die Chinesen, die Holländer und Koreaner dürfen dahin kommen und auch die Zahl der Schiffe ist bestimmt und beschränkt. Wie der auswärtige Handel Japans beschränkt und gehemmt ist, so blüht dagegen der Tauschhandel im Reiche selbst. Keine Abgabe, kein Zoll lastet auf diesem Handel, der außerdem von vortrefflichen Straßen und der großen Küstenausdehnung begünstigt wird. Die Häfen des Reichs wimmeln von inländischen Fahrzeugen und die Märkte und die jährlichen Messen sind mit den Erzeugnissen des Bodens und des Gewerbfleißes überhäuft.

Der Hafen Simonoseki.

Diese Stadt liegt am südwestlichen Ende der Insel Niphon auf dem Weg, den die holländische Gesandtschaft zu nehmen hat, wenn sie von Nangasaki nach Jeddo geht, und der über Osaka führt. Die Häuser sind alle nur drei Stockwerke hoch und die Straßen sehr eng, der Hafen aber gut und sicher.

Das Schloß zu Firando.

Firando, eine beträchtliche Insel, hart an der Küste; hoch gelegen und fruchtbar. Sie bildet ein besonderes Fürstenthum, enthält die beiden Städte Firando, mit Schloß, mit einem guten und sichern Hafen, wo zuerst die Holländer eine Faktorei und Niederlassung hatten, die sie indeß 1640 mit Nangasaki vertauschen mußten, und Koetsch. Neuere Seefahrer haben die Insel nicht besucht. Um dieselbe her liegen mehrere kleine Eilande, worunter Woeima und Kitseky, die sämmtlich angebaut und bewohnt sind.



SCHLOSS ZU FIRANDO.



EIN JAPANISCHES GÖTZENBILD.

Ein Götzenbild zu Osaka.

Osaka (Osaga, Br. 35°15′50″), eine der fünf Reichs- und größten Städte Japans. Sie liegt an der Mündung der Jedogowa, die in mehreren Armen durch die Stadt fließt, und worüber kostbare Brücken von Cedernholz führen, und an der Bai von Osaka, ist nach japanesischer Art gut befestigt, hat eine starke Citadelle, enge Straßen, die sich schnurgleich durchkreuzen, aber nicht gepflastert sind, zwei Stockwerke hohe Häuser, und eine äußerst starke Bevölkerung, wie denn die Japanesen bloß die Zahl der streitbaren Männer auf 80,000 berechnen wollen. Sie nährt sich von Gewerben und Handel, und macht den Hafen von Myako, doch soll derselbe nur von kleinen Schiffen besucht werden können, da die Bai zu seicht und für große Schiffe nicht fahrbar ist. Da die Lage der Stadt überaus reizend und alle Bedürfnisse im Ueberflusse vorhanden und wohlfeil sind, so halten sich hier immer eine Menge reicher Privatleute auf, um in Ruhe und vollem Genusse ihre Renten zu verzehren. Die Stadt wird von zwei kaiserlichen Gouverneuren befehligt, wovon einer sich immer an dem Hof des Kubo aufhalten muß; die Citadelle hat ihren eigenen Commandanten. In einem Tempel zu Osaka wird der hier abgebildete Götze inbrünstig verehrt.

Inhalt.

Abbildungen.

